
201
6
B
35



Digitized by Google

Digitized by Google

3820

Schiller-Lexikon.

Erläuterndes Wörterbuch
zu
Schiller's Dichterwerken

Unter Mitwirkung
von
Karl Goldbeck
bearbeitet
von
Ludwig Rudolph.



„Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehen,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehen."
Goethe.

Zweiter Band
L bis Z.

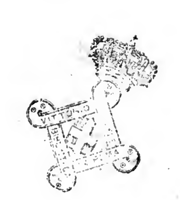
Berlin
Nicolaische Verlagsbuchhandlung
(A. Effert und L. Lindtner)
1869.

Das Bildniß Schiller's in Kupferstich ist diesem Bande beigegeben.

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Friedrich von Schiller

geb. zu Marbach in Wirtenberg, 1759 d. 10. Nov.
gest. zu Weimar 1805 d. 9. Mai

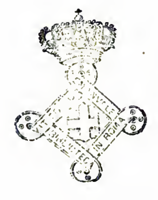
Digitized by Google

3820

Schiller-Lexikon.

Erläuterndes Wörterbuch
zu
Schiller's Dichterwerken

Unter Mitwirkung
von
Karl Goldbeck
bearbeitet
von
Ludwig Rudolph.



Zweiter Band
L bis Z.

Berlin
Nicolaische Verlagsbuchhandlung
(A. Effert und L. Lindtner)
1869.



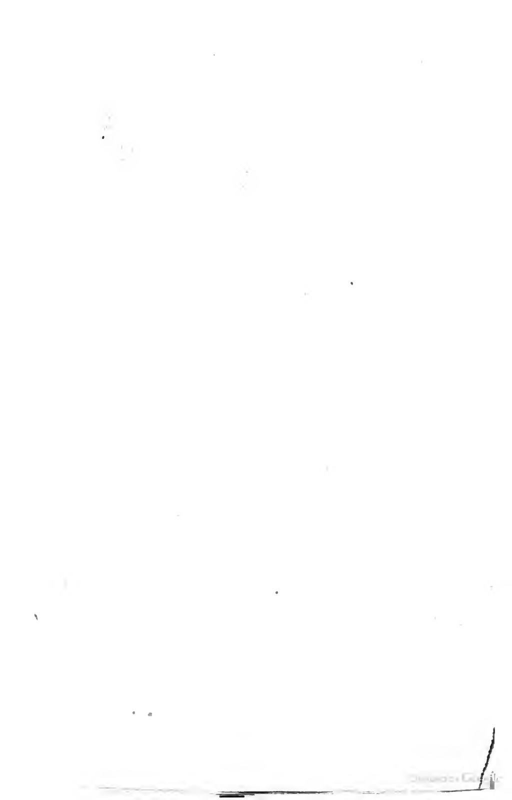
Vorwort.

Indem wir den zweiten Band unseres Schiller-Lexikons der Oeffentlichkeit übergeben, nehmen wir Veranlassung, auch dem Publicum gegenüber unser beiderseitiges Eigenthumsrecht an die Arbeit auseinanderzusetzen. Von dem auf dem Titel zuerst genannten Verfasser (G.) rühren die Artikel „Lyrische Poesie, Sprache, Uebersetzungen, Umschreibung" nebst einigen kleineren her, während alles Uebrige von dem zweiten (R.) bearbeitet worden ist. Gleichzeitig fühlen wir uns verpflichtet, allen unseren literarischen Freunden, die uns theils mit werthvollen Hülfsmitteln, theils mit treffenden Bemerkungen und Rathschlägen unterstützt und hierdurch zur Förderung des Ganzen beigetragen haben, unsern aufrichtigen Dank zu sagen. Eben so sind wir den vielen freundlich anerkennenden Recensionen, die dem ersten Bande bereits zu Theil geworden, zu lebhaftem Danke verpflichtet; möge nun auch dieser zweite Band sich einer gleich nachsichtigen Beurtheilung zu erfreuen haben.

Berlin, den 10. November 1869.

Ludwig Rudolph. Karl Goldbeck.

Digitized by Google





L.

Labdäkus (Myth.), der Sohn des **Polydorus** (Phön.) und Enkel des Kadmus (s. d.), des berühmten Stammhelden der Thebaner. Bei seinem Tode hinterließ er einen Sohn **Laius** (s. Antigone) im Alter von einem Jahre.

Labyrinth nannte man im Alterthum ein Gebäude mit vielen ineinander laufenden Gängen und Gemächern, so daß man sich leicht darin verirren konnte. Die berühmtesten waren das ägyptische und das bei Knossos an der Nordküste von Kreta (Ph. II, 5). Nach dem letzteren mußten die Athener alle 9 Jahre 7 Knaben und 7 Mädchen als Tribut für den **Minotaurus** (vergl. Minos) schicken, ein Ungeheuer von Menschengestalt mit einem Stierkopfe, das sich von Menschenfleisch nährte. Theseus gesellte sich freiwillig diesen Opfern bei, erlegte den Minotaurus (Ph. I, 1 — Ged. D. Kampf m. d. Drachen) und fand mit Hülfe eines langen Fadens, den ihm des Mino's Tochter, Ariadne, gegeben, den Ausgang aus dem Labyrinth. Sch. braucht den Ausdruck zunächst vergleichungsweise, wenn er (Ged. D. Freundschaft) sagt, daß ein einziger Geist die Welten lehrt:

> „Um das Herz des großen Weltenraumes
> **Labyrinthenbahnen** ziehn,"

dann, auf das Leben übergehend, von verwickelten Verhältnissen, wie (R. IV, 5) „verworrene **Labyrinthe**" oder (D. C. III, 4), wo König Philipp zu Domingo sagt:

> — — — — — „Ihr sollt
> Aus diesem dunklen **Labyrinth** mich führen,
> Worein ein blinder Eifer mich geworfen."

Digitized by Google

eben so (Ged. Hero u. Leander), wo es von der Liebe heißt:

„Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet sie mit sicherm Faden."

und (R. Vorr.), wo er von den „nächtlichen Labyrinthen des Lasters" spricht. — Endlich bezeichnet er damit auch eine schwer zu lösende Verwirrung von Begriffen, wie (Gstf. 10, 198 u. 202) und (D. C. I, 2), wo Don Carlos sagt:

„Durch labyrinthische Sophismen kriecht
Mein unglückseliger Scharfsinn."

Lacedämon, s. Sparta.

Lady, s. v. w. Dame, ist in England der Titel der Frauen und Fräulein vornehmen Standes, wenn man von ihnen spricht; daher (M. St. I, 1): „die Geheimnisse der Lady"; ferner (ebendas. I, 6): „Lady Gray". In der Anrede sagt man Mylady (ebendas. I, 6).

Laërtes, s. Odysseus.

Lager (W. T. II, 1), s. v. w. Hoflager, Sitz eines Fürsten.

Laguna (Gstf. 10, 246), Benennung für kleine Seen an der Küste des adriatischen Meeres.

Lajus (Phön.), (griech. Laïus), s. Labdakus u. Antigone.

Lakai (Par. II, 4 — Sp. d. Sch.), frzf. laquais, ein Ausläufer, Diener, Aufwärter. Miethlakai (Ged. D. berühmte Frau), ein auf kurze Zeit od. für besondere Zwecke gemietheter Diener.

Lama, der Name der Oberpriester in Tübet; Dalai Lama, der Beherrscher von Tübet, das Oberhaupt der geistlichen wie der weltlichen Macht, dem dort göttliche Verehrung gezollt wird; daher (Tur. I, 1): „beim großen Lama".

Lamento (R. II, 3), ital. die Wehklage, das Klagegeschrei.

Lämmergeier (W. T. II, 2) od. Geieradler, der größte Raubvogel der Alpenwelt, der selbst Gemsen und Steinböcke angreift,

größere Thiere in den Abgrund stößt und auf diese Weise sogar dem Menschen bisweilen gefährlich wird.

Lamormain (Picc. II, 2), gew. Pater L. (ebendas. II, 7), eig. „Lämmermann", ein Ordensgenosse der Jesuiten und Beichtvater des Kaisers Ferdinand II., das Hauptwerkzeug, durch welches Wallenstein gestürzt wurde.

Land, Das gelobte (W. T. V, 2), eine Anspielung auf das dem jüdischen Volke verheißene Canaan, welches von demselben 1450 v. Chr. unter Josua erobert wurde.

Landamman, s. Amman.

Landboten (Dem. I), s. Reichstag zu Krakau.

Lande, Die drei (W. T. V, 1), die Schweizer Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden (ebendas. I, 4); vergl. Eidgenossen.

Landenberger (W. T. I, 2). Beringer von Landenberg, ein von Kaiser Albrecht für den Canton Unterwalden (W. T. I, 4) ernannter Reichsvogt, der 1315 in der Schlacht bei Morgarten fiel.

Landmark (W. T. I, 4 u. II, 2), zunächst die Grenze zwischen zwei Ländergebieten, dann auch diese Gebiete selbst. Mit dem Zusammengrenzen der Landmarken (W. T. I, 4) sind das Rütli, Treib und der Selisberg gemeint, die sich auf dem Urner Gebiet, aber dicht an der Grenze von Unterwalden befinden.

Landsgemeine (W. T. I, 4 u. II, 2), in Süddeutschland die Versammlung der sogen. Activbürger, d. h. derjenigen, die das Wohl ihres Bezirks zu berathen und darüber zu beschließen haben.

Landsmannschaft (M. St. I, 6), ein Verein von Landsleuten, die die Absicht haben, sich in einem fremden Lande inniger aneinander zu schließen.

Landsturm (W. T. II, 2), das Aufgebot sämmtlicher waffenfähiger Mannschaften.

Landvogt (W. T. I, 1). Vogt, aus dem lat. advocatus (d. i. der Herzu- od. zu Hülfe Gerufene) mit Abstoßung der Vorsilbe gebildet; davon Landvogt, der zum Statthalter für die reichsunmittelbaren Schweizer Waldstätte Berufene; deshalb auch Reichsvogt (W. T. Pers.-Verz.).

Landwehr, die zur Vertheidigung eines Landes gesetzlich aufgebotenen Mannschaften; vergleichungsweise wird (W. T. III, 3) der Bannwald (vergl. bannen) so genannt.

Laokoon (Myth.), ein Priester des Apollo in Troja. Als die Griechen Troja zum Schein verlassen und der Priester des Neptun umgekommen war, traf die Reihe den Laokoon, dem Gott des Meeres zu opfern; daher wird er (Ged. 2. B. d. Aen. 7) der Priester des Neptun genannt. Er hatte sich heftig dagegen erklärt, daß man das von den Griechen zurückgelassene hölzerne Pferd als ein der Pallas geweihtes Heiligthum ansehen wollte; er hielt es für einen Betrug der Griechen und hatte sogar im Eifer seines Zorns den Speer (Ged. 2. B. d. Aen. 9) gegen dasselbe geschleudert. Als er nun mit seinen beiden Söhnen am Ufer des Meeres beschäftigt war, das bereits erwähnte Opfer zu vollziehen, kamen von der Insel Tenedos (Ged. 2. B. d. Aen. 34—39) zwei ungeheure Schlangen geschwommen, wälzten sich gegen den Opferaltar, umschlangen ihn und seine Söhne, die nach langem vergeblichen Kampfe erstickt wurden, krochen dann zu dem Tempel der Pallas, legten sich zu ihren Füßen nieder und versteckten sich unter ihrem Schilde. Hierauf spielt Sch. (Wst. T. III, 18) an, indem Max von sich und Thekla sagt:

> „Wem brachen wir die Treue! Warum muß
> Der Väter Doppelschuld und Frevelthat
> Uns gräßlich wie ein Schlangenpaar umwinden?“

Diesem Ereigniß verdanken wir ein plastisches Kunstwerk des Alterthums, die berühmte, vielfach nachgebildete Gruppe des Laokoon, welche vermuthlich aus der blühenden Zeit der rhodischen Kunstschule (147 v. Chr.) herrührt. Sie wurde i. J. 1506

zu Rom aufgefunden und vom Papste Julius II. im Belvedere aufgestellt. Eine weitere Frucht dieses Kunstwerks ist Lessing's berühmte Schrift: „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie"; Berl. 1763; in dem 2ten Bande seiner sämmtlichen Schriften.

Laomedontier (4. B. d. Aen. 99), s. v. w. Trojaner, nach Laómedon, dem vorletzten Könige von Troja, unter welchem die Stadt zum ersten Mal erobert wurde.

Lappländer (R. I, 1), Bewohner von Lappland im nördlichen Rußland.

Laren, s. Penaten.

Larve, von dem lat. larva, nennt man in den bildenden Künsten ein gemaltes oder geformtes menschliches Gesicht, welches von dem übrigen Körper abgesondert ist. Vergl. Maske. Sch. braucht es zunächst bildlich für Gesicht, wie (R. IV, 2), wo Franz von Daniel sagt: „Wart, Alter, ich will Dich fangen! in's Auge will ich Dich fassen, so starr, daß Dein getroffenes Gewissen durch die Larve erblassen soll!" Desgl. (M. St. II, 9):

„Und ist's denn wirklich wahr, daß sie so schön ist?
So oft mußt' ich die Larve rühmen hören."

Eben so (Wst. L. 5):

„Was haben die Herren vom Regiment
Sich um das niedliche Lärvchen gerissen."

und (Tur. I, 3): „Man sieht die fürchterliche Larve eines Nachrichters sich über dem Stadtthor erheben." Für solche Schreckgestalten erscheint der Ausdruck ihm passend, auch wenn es fühllose Thiere sind, wie (Ged. D. Taucher):

„Unter Larven die einzige fühlende Brust."

Da das lat. larva auch Gespenst bedeutet, so dient es Sch. auch zur Bezeichnung der Schatten, die die Unterwelt bewohnen; daher (Ged. Kassandra):

„Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina,
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da."

Ursprünglich ist eine Larve ein falsches Gesicht, daher bedeutet es dann auch so viel wie Verstellung. So zunächst (M. St. III, 4):

— — — „Jetzt zeigt ihr euer wahres
Gesicht, bis jetzt war's nur die Larve."

eben so (R. I, 1; II, 2; IV, 2; V, 1 — K. u. L. V, 7 — Wst. T. V, 4 — Mcb. I, 15 u. III, 5); desgleichen (D. C. II, 8), wo die Prinzessin von Don Carlos sagt:

„Doch wie? — Wär's ungeheurer Männerstolz,
Der nur, sich desto süßer zu ergötzen,
Die Blödigkeit als Larve brauchte?"

ferner (M. St. I, 6) in dem Gespräch zwischen Maria und Mortimer:

— — — — — — „Verzeihung
Für die verhaßte Larve, Königin."

ebenso (Menschenf. 2): „werft eure gleißnerischen Larven ab"; endlich (Ged. D. Macht d. Gesanges):

„Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt und jede Larve fällt."

Daher auch entlarven (Par. II, 4): einen Heuchler in seiner wahren Gestalt zeigen.

Laskaris (Mlth.), der Name eines griechischen Fürsten, der zur Zeit der fürchterlichsten Zerrüttung des byzantinischen oder oströmischen Reiches von 1204—1222 die asiatischen Provinzen desselben an sich riß und zu Nicäa den Kaisertitel führte, während Balduin von Flandern an der Spitze der mit den Venetianern verbündeten französischen Kreuzritter 1204 Constantinopel eroberte und hier das sogenannte lateinische Kaiserthum gründete.

Digitized by Google

Lateinisches:

Afflavit Deus et dissipati sunt (Ged. D. unüberwindliche Flotte; Anm.), Gott blies und sie wurden zerstreut.

Apparent rari nantes in gurgite vasto, aus Virgil. Aen. I, 118 (Sp. u. d. L.), nur wenige Schwimmer erscheinen auf dem weiten Wirbel.

Aut Caesar, aut nihil (R. Theaterausgabe I, 4), entweder Cäsar oder gar nichts, ein geflügeltes Wort, von dem G. Büchmann*) sagt, daß es sich aus Sueton, „Julius Cäsar", 29 nur erklären, nicht aber belegen lasse.

Cogito, ergo sum (Ged. D. Philosophen), ich denke, also bin ich.

Contenti estote (Wst. L. 8), ihr sollt zufrieden sein.

Deus ex machina! (R. II, 1) wörtl. ein Gott aus der Maschine, d. h. aus dem Maschinenwerk. des Theaters; eine Redensart, deren man sich bei dem unerwarteten, plötzlichen Eintreten einer Person bedient, durch welche schwierigen Verwickelungen eine glückliche Wendung gegeben wird.

Diem perdidi (R. II, 3), ich habe einen Tag verloren, ein Wort des Kaisers Titus (Sueton. Titus C. 8), als er an einem Tage Niemand eine Wohlthat erwiesen hatte.

Et ait illis (Wst. L. 8), und er sagt ihnen.

In cadente domo (Wst. T. I, 1), in dem fallenden Hause; vergl. Astrolog.

Incidenter (R. II, 3), beiläufig.

In corpŏre (Ged. G. G.), von corpus, der Körper; insgesammt, zusammen.

Ingratis servire nefas (Picc. IV, 1), den Undankbaren dienen ist ein Unrecht.

---

*) Siehe dessen „Geflügelte Worte". Berlin, F. Weidling.

Digitized by Google

In pleno (Geb. D. Philosophen), von plenus, voll; in voller Versammlung, vollzählig.

Memento mori (R. II, 3), gedenke des Todes.

Ne custodias gregem meam (Wst. L. 8), du sollst meine Heerde nicht weiden.

Neminem concutiatis (Wst. L. 8), ängstiget niemanden.

Neque calumniam faciatis (Wst. L. 8), und machet keine falsche Anklage.

Optime! (Tur. II, 4) am besten, sehr gut!

Pro memoria, als Ueberschrift an hohe Personen und Behörden (K. u. L. II, 6 — Wst. L. 11), eine Eingabe, ein Gesuch.

Quae cura fuit vivis, eadem sequitur tellure repostos (Sp. u. d. L.), dieselbe Sorge, welche die Lebenden haben, folgt ihnen, wenn sie in die Erde gebettet sind.

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat (R. Motto des Titels). Was Arzeneien nicht heilen, das heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, das heilt das Feuer.

Quid faciemus nos? (Wst. L. 8) was werden wir thun?

Quid hic statis ostiosi? (Wst. L. 8) was stehet ihr hier müßig?

Quid sit id, quod tantum perituri vident (Gstf. 10; 225), was das sei, was nur Sterbende sehen.

Quiproquo (M. a. D. I, 2), eig. quid pro quo od. qui-pro-quo, neulat. Was-für-was, s. v. w. Personenverwechselung.

Russiae Regina (Dem. I), Rußlands Königin.

Si omnes consentiunt, ego non dissentio (R. I, 2), wenn Alle einstimmen, so habe ich nichts dagegen.

Stipendiis vestris (Wst. L. 8), mit eurem Solde.

Ubi erit victoriae spes, si offenditur Deus (Wst. L. 8), wie soll man auf Sieg hoffen, wenn man Gott beleidigt.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango (Ged. D. Glocke), den Lebenden rufe ich; die Todten beklage ich; die Blitze breche ich.

Laterne, Magische (Gsts. 10, 151), gew. Laterna magica od. (Gsts. 10, 158) Zauberlaterne genannt, ein physikalischer Apparat, der aus einem viereckigen Kasten besteht, in dessen Innern eine Lampe brennt. An der inneren Seite der Rückwand befindet sich ein Hohlspiegel, um das Licht der Lampe zu verstärken; dem Spiegel gegenüber ist eine Oeffnung mit einer Röhre, in welcher sich ein oder mehrere Linsengläser befinden. Auf diese Weise wird von transparent gemalten Bildern, die sich umgekehrt zwischen der Flamme und den Linsen einschieben lassen, auf einem Vorhange ein vergrößertes aufrechtes Bild entworfen, das von den in einem dunklen Raume befindlichen Zuschauern betrachtet werden kann.

Latium (Ged. 4. B. d. Aen. 80), der Küstenstrich an der Westseite von Mittelitalien, welcher zwischen dem Tiber und dem Liris lag; im Ganzen übereinstimmend mit der jetzigen Campagna di Roma.

Läto, s. Leto.

Lauenburg oder Sachsen-Lauenburg, ein im W. von Meklenburg zwischen Lübeck und der Elbe gelegenes Herzogthum, kam 1815 an Dänemark und ist nach dem letzten dänischen Kriege (1865) an Preußen abgetreten worden. Der Herzog Franz Albert von Lauenburg (Wst. T. III, 4), der nächste Begleiter Gustav Adolph's in der Schlacht bei Lützen, der den verwundeten König vergebens aus dem Schlachtgetümmel zu führen versuchte, stand kurz vor Wallenstein's Tode als Befehlshaber eines aus Sachsen, Brandenburgern und Schweden bestehenden Heeres in Schlesien. Im Jahre 1642 focht er wieder gegen die Schweden, wo er bei Schweidnitz verwundet wurde und starb.

Digitized by Google

Laufpaß (Tur. V, 2), gem. s. v. w. Abschied, Entlassung.

Lauralieder (Ged.). Ueber die Person, an welche die Lauralieder gerichtet sind, herrschen verschiedene Ansichten. Nach Hoffmeister's Untersuchungen war es eine Wittwe Vischer zu Stuttgart, die übrigens weder hübsch noch geistreich, wohl aber gutmüthig war und dabei doch in ihrem Wesen etwas Anziehendes hatte. Auf den ersten Blick zeigt sich auch in diesen Jugendliedern, die das erste Erwachen der Liebe schildern, Sch.'s Neigung zur reflectirenden Poesie, die schnell von dem Besonderen zum Allgemeinen fortschreitet. In einer Selbstrecension sagt er: „Ueberspannt sind sie alle und verrathen eine allzuunbändige Imagination." — 1) Phantasie an Laura. Str. 2. Bunte Zirkel, s. v. w. mannigfach verschlungene Bahnen. Str. 5. Newtone (s. d.) s. v. w. Astronomen. Str. 6. Die Göttin ist die Liebe. Str. 8. In späteren Ausgaben steht statt Sennen das gebräuchlichere Sehnen. Str. 11. Die goldenen Kinder sind die Thränen. Str. 16. Einer heiligen Sage zufolge wird sich die Zeit mit der Ewigkeit vermählen, d. h. die Zeit in die Ewigkeit hinüberfließen, wobei der Brand, welcher das Universum zerstört, als Hochzeitsfackel leuchten wird. — 2) Laura am Clavier. Str. 1. Philadelphia, ein Tausendkünstler jener Zeit, erregte allgemeines Staunen. — 3) Die Entzückung an Laura, eine Ode, welche früher: „Die seligen Augenblicke an Laura" überschrieben war und die Sch. um fünf Strophen verkürzt hat, daher der unverkennbare Eindruck des Abgerissenen. — 4) Das Geheimniß der Reminiscenz. Diesem Gedichte liegt die Platonische Anschauung zu Grunde, daß die menschliche Seele schon vor ihrer Verbindung mit dem Leibe ein freies, geistiges Dasein geführt habe, so daß unsere irdischen Vorstellungen und Gedanken nur als Erinnerungen (Reminiscenzen) früherer Zustände zu betrachten seien. Der Dichter erklärt sich also das Geheimniß seiner Liebe daraus, daß er in unvordenklichen Zeiten mit dem Gegenstande derselben zu einem göttlichen Wesen verbunden gewesen sei. Str. 8, nimmer hat hier (wie oft in der

Poesie) die ursprüngliche Bedeutung: nicht mehr; nicht etwa die jetzt gangbare: niemals. — 5) Melancholie an Laura. Melancholie, Ahnung eines frühzeitigen Todes, bildete einen Grundzug in dem ganzen Wesen Schiller's. — Str. 6. Kreaturen des Tyrannen sind die jugendlich hüpfenden Pulse, deren rasche Bewegung auch rasch die Lebenskraft verzehrt. Str. 7, wie aus seinem (d. h. des Todes) Keime. Str. 9, der im Meere Felsen thürmt u. s. w. bezieht sich auf: mein Geist. Str. 11. Der Jüngling mit der Trauermiene ist der Genius des Todes. — 6) Die Blumen (s. d.). Dies Gedicht ist auch mit zu den Lauraliedern zu rechnen, da Str. 3, V. 1 in der ersten Bearbeitung statt Nanny, Laura stand. — Außer den hier zusammengestellten sind noch zwei Gedichte der zweiten Periode hierher zu rechnen: „Der Kampf" und „Resignation" (s. d.).

Laute (R. II, 2 — D. C. II, 7), ein der Zither ähnliches Saiteninstrument.

Lava (Ged. Pompeji und Herculanum), der Name für verschiedenartige Gesteine, welche bei vulcanischen Ausbrüchen im geschmolzenen Zustande als ein zähflüssiger Strom zu Tage kommen; daher (Br. v. M. 5, 422):

„Auf der Lava, die der Berg geschieden",

d. h. ausgeschieden, abgesondert. Im Vergleich mit der krampfhaften Anstrengung der Natur, welcher diese Erscheinung ihr Dasein verdankt, sagt Isabella (Br. v. M. 5, 400) von dem Ursprunge des unseligen Streits ihrer Söhne:

„Wer möchte noch das alte Bette finden,
Des Schwefelstroms, der glühend sich ergoß?
Des unterird'schen Feuers schreckliche
Geburt ist alles, eine Lavarinde
Liegt aufgeschichtet über dem Gesunden,
Und jeder Fußtritt wandelt auf Zerstörung."

und bildlich heißt es (Ged. Dem Erbprinzen von Weimar) von den Schrecken der französischen Revolution:

„Und in den Krater darf man niedersteigen,
Aus dem die Lava stieg."

La Valette, s. Malta.

Lawinen (W. T. III, 3) nennt man in den Alpen die großen Schneemassen, welche von den hohen Bergen herabstürzen und oft furchtbare Verheerungen anrichten. Man unterscheidet verschiedene Arten. Die Windlawinen (W. T. III, 1) entstehen, wenn frisch gefallener Schnee vom Winde losgerissen und stäubend in die Tiefe geführt wird. Durch die Geschwindigkeit, mit welcher sie erscheinen, haben sie allerdings etwas Unheimliches und Schreckenerregendes; da sie indessen locker sind, so kann man sich aus ihnen leicht wieder empor arbeiten. Viel gefährlicher sind die Schlaglawinen (W. T. III, 3). Sie bestehen aus großen Schneemassen, welche durch ihre eigene Schwere herabrollen oder herabgleiten und den ganzen Grund, auf dem sie liegen, sammt Bäumen und Felsstücken donnernd mit sich fortreißen, so daß Berg und Thal erzittern. Durch sie werden Reisende, ja bisweilen ganze Ortschaften verschüttet.

Lebensgott, eine von Sch. gebildete, sonst nicht übliche Zusammensetzung. Der Ausdruck: „Lebensgott der Freuden" (M. St. III, 6) erinnert an den „großen Freudebringer" (Ged. D. Götter Griechenlands, Str. 8); vergl. Bacchus.

Lebkuchen (R. I, 2), s. v. w. Honig- od. Pfefferkuchen.

Lech, ein von den Alpen kommender Nebenfluß der Donau; hier ward Tilly am 5. April 1632 (Picc. I, 2) geschlagen und selbst schwer verwundet, worauf er am 20. April (Wst. T. III, 13) starb.

Leda (Myth.), die Tochter des Thestius und die Gemahlin des spartanischen Königs Tyndareus, dem sie den Kastor (s. Dioscuren) und die Klytämnestra gebar; daher schreibt Agamemnon (Iph. I, 1) an seine Gemahlin: „Geborene der Leda". Sie war von so großer Schönheit, daß sich Jupiter in einen Schwan verwandelte, um sich ihr zu nahen (Ged. Triumph d. Liebe — Ged. Semele 2). So ward sie zugleich die Mutter des Pollux, griechisch Polydeukes (s. Dioscuren, und der Helena;

Digitized by Google

daher (Iph. III, Zw.-H.): „Helene, die der hochgehalste Schwan gezeuget."

Legat. 1) Ein päpstlicher Botschafter (M. St. IV, 9); 2) ein Vermächtniß (D. C. I, 4 — Gstſ. 10, 211).

Legende, von dem latein. Worte legere, d. i. lesen, eine Erzählung von dem Wunderwerke eines Heiligen; daher (Gstſ. 10, 218) vergleichungsweise: „Der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieses Riesenwerk gelänge."

Legion, zunächst die altrömischen Kriegerschaaren von etwa 6000 Mann; dann eine große Schaar überhaupt, ein Heer, wie (R. II, 3): „tausend Legionen schuldloser Engel"; od. (J. v. O. II, 5):

„Als ob die Hölle ihre Legionen
Verdammter Geister ausgespieen u. s. w."

Lehen, das Geliehene oder Verliehene; bes. Güter, welche ein Fürst seinen Vasallen oder Lehnsträgern übergiebt. Daher sagt Stauffacher (W. T. I, 2) in bescheidener und demüthiger Weise zu dem Landvogt:

„Dies Haus, Herr Vogt, ist meines Herrn des Kaisers
Und eures und mein Lehen."

desgl. (Ged. D. Graf v. Habsburg):

„Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage u. s. w."

dagegen Attinghausen (W. T. II, 1) in dem Gefühl eines freien unabhängigen Mannes zu Rudenz:

„Geh hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürstenknecht."

Davon die leichtverständlichen Zusammensetzungen: Lehenhof (W. T. II, 1); Lehensherr (W. T. IV, 2); Lehensleute (Dem. I); Leheneid (D. C. V, 4); Lehenspflicht (Mcb. I, 8).

Leibeigene, Leute, die ihrem Gutsherrn zu Diensten, Zinsen oder andern Obliegenheiten verpflichtet sind und zwar so, daß

solche Verbindlichkeiten auch auf die Nachkommenschaft forterben; daher (Menschenf. 6) „das Joch der Leibeigenschaft" und (W. T. II, 2):

— — — — „Es preise sich, wer Keinem
Mit seinem Leibe pflichtig ist auf Erden."

In dieser Bedeutung nennt Melchthal zwei Landleute (W. T. II, 2) „eigene Leute". Bildlich bezeichnet Spiegelberg (R. IV, 5) die Räuber als Leibeigene ihres Hauptmannes.

Leichenöffnung (Verbr. a. v. E. 10, 86), Verdeutschung für Section od. Zergliederung.

Leichenphantasie, Eine (Ged.), ein Gedicht aus dem Jahre 1780, das manche Aehnlichkeit mit der „Elegie auf den Tod eines Jünglings" hat. — Schwierige Stellen: Str. 2 construire: Wer schwankt zitternd an der Krücke u. s. w. — „Floß es Vater von des Jünglings Lippe?" d. h. war der erste Leidtragende der Vater des zu Bestattenden? — Str. 9. „Dumpfig schollert's über'm Sarg zum Hügel", d. h. mit dumpfer und dumpfer werdendem Schalle häufen sich Erdschollen über dem Sarge zum Grabeshügel auf.

Leipzig (R. I, 1), bedeutende Handelsstadt im Königreich Sachsen. — Leipziger Fatalität (Wst. L. 6), die Schlacht bei Leipzig und Breitenfeld, in welcher Tilly (s. d.), am 7. September 1631 von Gustav Adolph geschlagen wurde.

Leitus (Iph. I, Zw.-H.), Anführer der Böotier vor Troja; Il. II, 494.

Lemberg (Dem. I), Kreisstadt an dem zum Bug gehenden Bache Peltew in dem jetzigen zu Oestreich gehörigen Königreich Galizien, welches anfangs mit Rußland verbunden war, aber 1100 von den Ungarn und 1390 von den Polen erobert wurde, bis Maria Theresia als Königin von Ungarn es bei der ersten Theilung Polens (1772) erhielt.

Leonidas (Mlth.). Als Xerxes, König von Persien (480 v. Chr.) ein Heer von 1½ Millionen Menschen nach Griechenland

führte und bereits Thracien, Macedonien und Thessalien erobert hatte, stellte sich ihm in dem Engpaß von Thermópylä Leonidas mit 300 auserlesenen Spartanern entgegen, welche diesen wichtigen Posten mehrere Tage lang mit Erfolg vertheidigten. Durch die Verrätherei des Ephialtes jedoch, der die Perser während der Nacht über einen Fußsteig des Gebirges den heldenmüthigen Spartanern in den Rücken geführt hatte, kamen sie sämmtlich nach hartnäckigem Kampfe um's Leben. Der freiwillige Opfertod dieser edlen Kämpfer ward den Griechen ein neuer Sporn, die nun unter Themistokles bei Sálamis die Perser zur See und unter Pausanias und Aristides bei Plataä zu Lande schlugen, so daß die ganze ungeheure Kriegsmacht theils vernichtet wurde, theils die Flucht ergreifen mußte.

Leopold, Fürst (W. T. V, 1), der Herzog Leopold von Oestreich, der Sohn Kaiser Albrecht's I., daher (W. T. V, 2) der Vetter des Johannes Parricida, wurde 1315 bei Morgarten von den tapferen Eidgenossen besiegt und rettete mit Mühe sein Leben.

Lerna, eine Stadt in Árgolis, der östlichsten Halbinsel des Peloponnes; nahe dabei liegt ein See (Phön.) „Lerna's Teich", wo Hercules die Hydra (s. d.) tödtete.

Leßley, Bischof von Roße (M. St. I, 6), bekannt durch eine Geschichte der Maria Stuart, in welcher er dieselbe in möglichst vortheilhaftem Lichte zu schildern sucht.

Lethe (Myth.), d. i. Vergessen, ein Fluß in der Unterwelt, dessen Wasser von den Seelen der Verstorbenen getrunken wurde, damit sie alles auf der Erde erlittene Ungemach vergäßen. Vom Lethe trinken heißt daher (Ged. Semele 1) s. v. w. sterben. Da die Lethe (Sch. braucht den Ausdruck männlich) der Strom der Vergessenheit ist, so wird sein Name oft bildlich für diese gebraucht, wie (Ged. Hektor's Abschied — R. II, 2):

„Hektor's Liebe stirbt im Lethe nicht."

ferner (Ged. D. Siegesfest):

„Denn so lang' die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespült in Lethe's Welle."

und (J. v. O. III, 2), wo König Karl zu dem von dem reuigen Herzoge von Burgund abgesandten Chatillon sagt:

— — — „Versenkt im Lethe sei
Auf ewig das Vergangne. Wir wollen
Nur der Zukunft heitre Tage sehn."

Leto, in einigen Ausgaben fälschlich Läto (Myth.), bei den Römern Latóna (Ged. D. Götter Griechenlands — 2. B. d. Aen. 19), eine Titanide, die Tochter des Cöus und der Phöbe, gebar auf der Insel Delos dem Jupiter den Apollo und die Diana. Sie wird (Phön.) die Mutter der Hékate (s. d.) genannt.

Lettern (Sp. u. d. L.), die gegossenen, an einem Ende mit Schriftzeichen versehenen Stäbchen, Metallbuchstaben, deren man sich zum Drucke bedient.

Leu (Ged. D. Kampf m. d. Drachen — D. Handschuh), der dichterische Ausdruck für Löwe.

Leukóthea (Myth.), hieß früher Ino, die zweite Gattin des Königs Athämas. Als ihr Anschlag auf Phrixus und Helle (s. d.) vereitelt worden war, hatte Juno den Athämas rasend gemacht, welcher nun die Ino verfolgte, so daß sie sich von einem Felsen in's Meer stürzte. Hier nahm sie Neptun als Leukóthea (d. h. die weiße Göttin) unter die Meeresgottheiten auf. Bei den Dichtern erscheint sie bisweilen als Retterin der Seefahrer in Sturmesnöthen; daher (Ged. Hero u. Leander):

„Höre meinen Ruf erschallen,
Steig' aus deinen grünen Hallen,
Selige Leukothea!
Die der Schiffer in dem öden
Wellenreich, in Sturmesnöthen
Rettend oft erscheinen sah."

Leumund (Picc. V, 3 — J. v. O. III, 3), von einem alten Stamme liuman, schallen, tönen; der Ruf, bes. das allgemeine Urtheil über Jemandes moralische Beschaffenheit.

Levante (F. III, 4), ital. Osten, Morgen; das Morgenland, bes. die asiatische Türkei; daher levantisch (F. II, 5), aus dem Morgenlande.

Lever, frzs. das Aufstehen (K. u. L. I, 6), der Morgenbesuch bei fürstlichen Personen.

Leyer (H. d. K.), s. Lyra.

Libanon (R. I, 2), der höchste Theil des syrischen Gebirgslandes, dessen Gipfel eine Höhe von beinahe 9000 Fuß erreichen. Er zieht sich im N. von Palästina von O. nach W. zum Mittelländischen Meere und ist das Quellgebiet des Jordan. Vergl. Cedern.

Libertinage, von dem frzs. libertin, leichtfertig, locker, ausgelassen; „Libertinage des Geistes und der Sitten" (Gstf. 10, 203), s. v. w. Ungebundenheit und Zügellosigkeit im Denken und Handeln; verwandt hiermit ist der Ausdruck Libertiner (R. Pers.-Verz.), wie Sch. die Banditen vor ihrem Uebergange zum Räuberleben nennt, eine Bezeichnung, die er statt des frzs. „libertin" gewählt. Allerdings aber leidet diese Bezeichnung an einer gewissen Unklarheit, denn eine zweite Stelle, in welcher Sch. Libertiner etwa gleichbedeutend mit „Wüstlinge" gebraucht, ist nicht nachzuweisen, und in einem Personenverzeichniß sollte man doch nur ganz allgemein bekannte und Jedem sogleich deutliche Ausdrücke erwarten. Gerade diese kurze Benennung in dem Personenverzeichniß in Verbindung mit der Form des Wortes (besonders der Endung „er") führt darauf, daß Sch. möglicherweise mit demselben eine bestimmte Menschenklasse ihrem Stande oder ihrer Stellung nach, etwa Klosterschüler oder Scholaren, bezeichnen wollte. Wir können darüber keine Auskunft geben; auch sagt Eckardt nichts darüber.

Digitized by Google

Libyen (Ged. 4. B. d. Aen. 19), der von Aegypten westlich gelegene Theil Nordafrika's. Die Griechen verstanden unter dieser Benennung oft ganz Afrika (Ged. 4. B. d. Aen. 33); davon Libyer (Ged. 4. B. d. Aen. 7), die wilden Bewohner der libyschen Wüste; desgl. libysch, wie (Iph. IV, Zw.-H.) „das libysche Rohr" (s. Haberrohr), und „der libsche Tiger" (Mcb. III, 8); s. v. w. Panther.

Licenz, von dem lat. licet, es ist erlaubt; eig. Bewilligung, Freiheit; dann Ungebundenheit, wie (Gstf. 10, 202) „Licenz der Meinungen wie der Sitten", d. h. Ausgelassenheit, Zügellosigkeit.

Licht und Farbe (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Das reine Licht können wir eben so wenig ertragen, wie auch die ganze, volle Wahrheit uns unzugänglich bleibt; aber die Farben, in welche das Licht sich zerlegt, haben für unser Auge etwas Wohlthuendes, so wie auch die einzelnen Wahrheiten uns erfreuen, durch deren Vermittelung wir zur ewigen Wahrheit emporstreben sollen.

Licht und Wärme (Ged.), ein didaktisches Gedicht aus dem Jahre 1797. Es weist darauf hin, daß edlere Naturen in jugendlicher Begeisterung stets der Hoffnung leben, es werde ihnen gelingen, ihre Ideale zu verwirklichen, und es werde ihnen an Zustimmung und Anerkennung nicht fehlen. In der Welt steht es dagegen anders aus; sie wird oft von kleinlichen Rücksichten regiert, und Hindernisse mancher Art treten dem besten Streben entgegen. Darum sollen wir einer Wahrheit, deren Licht nur blendet, ohne zu erwärmen, nicht vertrauen. Ohne Liebe, ohne Umgang mit Andern giebt es kein Glück. Nur wer das ideale Streben mit einer praktischen Richtung in Einklang zu bringen versteht, wird mit seinem Arbeiten und Wirken zufrieden sein können.

Lichtgestalt (Br. v. M. 5, 385), das deutsche Wort für den wissenschaftlichen (gr.) Ausdruck Phase, womit die Astronomen

die verschiedenen Gestalten der Lichtfläche bezeichnen, welche der Mond uns bei seiner Achsendrehung nach und nach zukehrt.

Lictor (Ged. Pompeji u. Herculanum), Gerichtsdiener des alten Roms. Sie trugen als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit den höheren Magistratspersonen ein Bündel Stäbe voran, aus denen ein Beil hervorragte.

Liebe und Begierde (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es bezieht sich nach Viehoff's Angabe auf einen Ausspruch Schlosser's, der, ein Jugendfreund Goethe's, später dessen Schwager wurde, und bedeutet: Die Liebe kann nur aus einem reichen, mittheilungsfähigen Gemüthe hervorquellen, während die Begierde selbstsüchtig ist.

Liebesbissen (Ged. 4. B. d. Aen. 94). Der Dichter umschreibt so das Wort „Hippomanes", d. h. Roßwuth, womit man einen fleischigen Auswuchs auf der Stirn des neugeborenen Fohlens bezeichnete, den die Mutter nach dem Volksglauben bald nach der Geburt des Fohlens abfressen sollte. Dieses zu Liebestränken benutzte Hippomanes soll also früher abgerissen werden, als es die Mutter verschlingen kann. (So Ladewig zu der Stelle Virgil's.)

Liebesgott, s. Eros.

Liebeshof (J. v. O. I, 2). Die cours d'amour oder Liebeshöfe waren eine aus den dichterischen Spielen der Troubadours hervorgegangene Einrichtung, die besonders zur Zeit der Kreuzzüge in der Provence verbreitet war. Sie bestand darin, daß Damen Sitzungen hielten, in denen Fragen über streitige Fälle auf dem Gebiete der Liebe entschieden wurden, und daß zugleich mit Ernst und Strenge über die gute Sitte im Umgang beider Geschlechter gewacht wurde.

Lieder (W. T. II, 2). Dem sog. Ostfriesenliede zufolge wanderten 6000 Menschen aus Svealand (Schweden) und 1200

Digitized by Google

aus dem Lande der Friesen unter ihren Anführern Schwizerus, Remus und Wadislaus den Alpenländern zu.

Liguisten. Als unter Kaiser Rudolf II. mehrere protestantische Fürsten i. J. 1608 ein Schutz- und Trutzbündniß, die sogenannte Union, geschlossen, vereinigten sich auch die katholischen Fürsten unter dem klugen und tapferen Maximilian von Baiern zu einem Gegenbunde, der die Ligue genannt wurde, dessen Anhänger also Liguisten hießen; (Wst. L. 6) s. v. w. Katholiken.

Lilie, die weiße, das Sinnbild der Unschuld, ist zugleich das Attribut der Engel, von denen Johanna (J. v. O. II, 10) sagt:

„Sie alle sind mit Lilien geschmückt."

Außerdem stehen die weißen Lilien in dem Banner, Wappen und Siegel der französischen Könige; daher spricht Johanna (J. v. O. Prol. 2) allgemeiner von einem Scepter, „aus dem drei weiße Lilien entsprangen"; daher (M. St. I, 1) „die Lilien von Frankreich"; (Picc. I, 2) „unter den Lilien fechten"; und (J. v. O. III, 4), wo der König zu Johanna sagt:

— — — „Im Grabe adl' ich deine Väter —
Du sollst die Lilie im Wappen tragen." —

In schönem Doppelsinn gebraucht Sch. das Bild (D. C. II, 10) in Beziehung auf Elisabeth, die er als „Lilie von Valois" bezeichnet.

Lindwurm (Ged. D. Kampf m. d. Drachen), ein fabelhaftes Ungeheuer, das, als eine große vierfüßige mit Flügeln versehene und von einem schuppigen Panzer bedeckte Schlange vorgestellt wurde. In den alten Rittergeschichten spielt der Lindwurm eine wichtige Rolle und soll einer morgenländischen Sage zufolge, welche die Kreuzfahrer nach Europa brachten, von dem Ritter St. Georg getödtet worden sein. — Eine plastische Darstellung dieser Scene von Kiß, deren tieferer Sinn der Sieg des Christenthums über den Muhamedanismus ist, steht auf dem Hofe des königlichen Schlosses zu Berlin.

Linien der Staatskunst, ein ungewöhnlicher, wohl nur von Sch. gebrauchter Ausdruck für die Richtschnur, nach welcher die Staatskunst verfährt. Die Worte, welche Domingo (D. C. II, 10) an Alba richtet, indem er von Don Carlos sagt:

— — — — — — „Der kühne Riesengeist
Wird unsrer Staatskunst Linien durchreißen."

deuten auf das System hin, nach welchem Philipp's Staatsmänner verfuhren, das nämlich in Erdrückung der Kraft des freien Denkens, Beschränkung der staatsbürgerlichen Freiheit, des Handels und der Gewerbe, so wie Einengung auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit bestand, und mit so furchtbarer Gewalt ausgeführt wurde, daß jede freie Entwickelung des Nationalgefühls eine Unmöglichkeit bleiben mußte.

Linnäus (V. a. v. E.), der nach der Gewohnheit der Reformationszeit latinisirte Name Karl's v. Linné (geb. 1707, † 1778), eines schwedischen Naturforschers, der durch Aufstellung eines mehr naturgemäßen Systems für alle drei Naturreiche, besonders aber auf dem Gebiete der Pflanzenkunde, eine neue Epoche begründet hat.

Linus (Myth.), ein Sohn des Apollo und der Urania, war der Lehrer des Hercules im Saitenspiel und Gesang; daher (Ged. D. Götter Griechenlands, Str. 10):

„Linus Spiel tönt die gewohnten Lieder."

Apoll soll ihn getödtet haben, weil er sich in einen Wettkampf mit ihm einließ.

Linz (Picc. V, 2), an dem südl. Ufer der Donau, im Lande ob der Ens, nach Wien eine der ansehnlichsten Städte des Erzherzogthums Oestreich.

Lionel (J. v. O. Prol. 3), der illegitime Sohn eines Herrn von Vendôme, nahm Jeanne d'Arc 1430 bei der Belagerung von Compiègne gefangen und übergab sie dem Grafen von Ligny, Johann von Luxembourg.

Digitized by Google

Litthauen (Dem. I), s. Reichstag zu Krakau.

Livorno (Gstſ. 10, 137), Handelsstadt am Mittelmeer, in dem ehemaligen Großherzogthum Toscana.

Livree (Par. II, 4) od. **Livrei**, auch Liverei, von dem frzſ. livrer, liefern; eig. gelieferte Kleidung, Dienstkleidung, Bediententracht; bildl. (R. II, 2): „Blässe der Armuth und sklavischen Furcht sind meine Leibfarbe; in diese Livrei will ich euch kleiden!“ Desgl. nennt Fiesco die „heimliche Flucht seiner Gedanken“ (F. II, 19) „die Liverei des ewigen Lügners.“

Locke, John (Ged. D. Weltweisen), einer der scharfsinnigsten rationalistischen Philosophen Englands, geb. 1632, † 1704.

Locke (4. B. d. Aen. 128). „Die Sterbenden werden als Opfer für die unterirdischen Mächte betrachtet, denen sie als solche durch eine abgeschnittene Locke geweiht werden, wie man auch den Opferthieren erst einige Haare auf der Stirn abschnitt. Weil aber Dido eines freiwilligen Todes stirbt, so verrichtet die Weihung nicht Proserpina, die sonst die Todten abfordert, sondern Iris (vergl. d.) auf Befehl der Juno, als Schutzpatronin der Dido.“ (So Ladewig zu Virgil IV, 698.) Vergl. a. M. St. III, 6.

Logen, s. Freimäurer.

Logik (Ged. Jeremiade — D. Weltweisen), die Wissenschaft, welche sich mit den Gesetzen des Denkens beschäftigt.

Loire (J. v. O. Prol. 3), ein Fluß, der im südlichen Frankreich auf den Sevennen entspringt, nordwestlich bis Orleans und dann westlich bis Nantes geht, wo er sich in das aquitanische Meer ergießt.

Lokrier (Iph. I, Zw.-H.), die Bewohner von Lokris, einer der acht Landschaften von Hellas, welche auf den wilden Berghöhen des westlichen Pindus lag.

Lombard (Wst. L. 11). Im Mittelalter waren die Bewohner der Lombardei als Finanzmänner und Geldwechsler ebenso berühmt als berüchtigt, daher sagt König Karl (J. v. O. I, 2) zu Du Chatel in der äußersten Noth:

„Verpfände meine königlichen Zölle
Und laß Dir Geld darleihn von den Lombarden."

Lorbeer. Ein grünender Lorbeerzweig, oder ein Lorbeerkranz ist seit dem Alterthum eine Gabe für den Sieger; daher sagt Karl Moor (R. III, 2) zu dem ehrgeizigen Kosinsky, der in die Gesellschaft der Räuber eintreten will: „Für Mordbrenner grünet kein Lorbeer"; und Max (Picc. III, 4) von Wallenstein: „Er wird den Oelzweig in den Lorbeer flechten." — „Jener Lorbeer wand sich einst um Hülfe" (Ged. D. Götter Griechenlands, Str. 4), s. Daphne.

Lord (M. St. I, 7), s. v. w. Herr; in der Anrede Mylord (M. St. II, 1), s. v. w. gnädiger Herr; ein Ehrentitel des hohen Adels in England. Vergl. Parlament. — Lordmarschall, s. Marschall.

Lorenzokirche (F. I, 5 u. III, 4), die Kathedrale von Genua.

Loretto, ein Städtchen im Kirchenstaate, am adriatischen Meere gelegen, ein Bischofssitz und berühmter Wallfahrtsort; daher (F. II, 15): „Einige werden als ein Trupp Pilgrime kommen, die nach Loretto wallfahrten gehen." In der Domkirche befindet sich ein kleiner abgesonderter Bau: „La casa santa", das heilige Haus. Es wird für dasselbe ausgegeben, in welchem die Mutter Jesu in Nazareth gewohnt haben soll. Einer Legende zufolge ist es von Engeln zunächst nach Dalmatien und dann nach Italien gebracht worden. Da der Wallfahrt nach diesem Hause ganz besondere Wirkungen zugeschrieben werden, so heißt es (Br. v. M. 5, 498):

— — — — — „Manch schwere Bürde
Ward abgeworfen in Lorettos Haus."

Digitized by Google

Auch Lady Milford läßt Sch. (K. u. L. IV, 9) den Entschluß fassen, nach Loretto zu gehen.

Löseschlüssel. Lösen im Gegensatz zu binden (vergl. bannen) heißt in der Bibelsprache s. v. w. ein Gesetz aufheben, und im Sinne der katholischen Kirche s. v. w. von einer Strafe oder selbst von einer Schuld befreien. — Der Schlüssel, das Attribut des Apostels Petrus, welchen Jesus seines Glaubens wegen (Matth. 16, 18—19) Kephas (gr. Petros, d. h. Fels) nannte, wird von der katholischen Kirche als Sinnbild einer Obergewalt angesehen, welche demselben über die übrigen Apostel verliehen worden sei. Da einer Sage zufolge Petrus i. J. 67 nach Rom gekommen und dort gekreuzigt worden sein soll, so betrachtet sich der Papst (nach Ev. Joh. 20, 23) als den Erben dieser vermeintlichen Gewalt, und führt deshalb den Schlüssel in seinem Wappen, um dadurch zu erkennen zu geben, daß die römisch-katholische Kirche die Kraft habe, zu lösen und zu binden; daher (M. St. I, 4):

> „Die Kirche, die den Löseschlüssel hat
> Für alle Schuld."

und (M. St. III, 4):

> „Mit welchem Schloß verwahr' ich eure Treue,
> Das nicht St. Peters Schlüssel öffnen kann?"

Loth. Als (nach 1. Mose 18 u. 19) die Städte Sodom (K. u. L. II, 4) und Gomorra von der Erde vertilgt wurden, flüchtete Loth mit seinen Angehörigen, wobei sich sein Weib umsah und (R. II, 3) versteinert stehen blieb, oder (1. Mose 19, 26) zur Salzsäule ward.

Lothringen (D. C. II, 5 — M. St. I, 6) od. lothringisches Land (J. v. O. IV, 4), eine französische, von der Maas und Mosel durchströmte Provinz, die ein eigenes Herzogthum mit der Hauptstadt Nancy bildete, war ursprünglich ein deutsches Reichsland, kam später theilweise an Burgund; daher (J. v. O. Pers.-Verz.): „ein lothringischer Ritter"; später

fiel es an Spanien und endlich an Ludwig XV. von Frankreich. Mit Rücksicht auf die französische Nachbarschaft heißt es (Wst. L. 11):

„Der **Lothringer** geht mit der großen Fluth,
Wo der leichte Sinn ist und lustiger Muth."

Eben so wird auch (Wst. T. II, 7) ein Regiment von Octavio mit dem Namen Lothringen bezeichnet.

Lothringische Brüder (M. St. II, 3) od. „das Geschlecht der Lothringer" sind die Söhne des Herzogs Anton von Lothringen und Oheime der Maria. Der ältere, **Franz** v. **Guise** (M. St. I, 6) hatte ein bedeutendes Feldherrntalent; der jüngere, **Karl**, Erzbischof von Rheims und Cardinal (M. St. II, 3), gew. der **Cardinal von Lothringen** (M. St. I, 6) und (M. St. III, 4) „euer Ohm, der stolze, herrschwüth'ge Priester" genannt, war ein ausgezeichneter Staatsmann. Beide haben durch ihren Ehrgeiz und ihre Herrschsucht auf die Geschichte Frankreichs einen bedeutenden Einfluß geübt.

Lotto od. **Lottospiel**, urspr. das Loos; ein bekanntes Glücksspiel. Sch. braucht den Ausdruck bildlich vom Leben, das er (Ged. Elegie a. d. T. eines Jünglings) ein „possenhaftes Lottospiel" nennt. Eben so (R. III, 2) „dieses bunte Lotto des Lebens" und (Sp. u. d. L.), wo es von dem Leben rücksichtlich seiner Freuden heißt: „Es ist ein betrügliches Lotto."

Louvre (D. C. I, 4 — Wst. T. V, 3), das alte Residenzschloß der Könige von Frankreich; (Gstf. 10, 129) s. v. w. Schloß.

Löwe. Das Bild desselben findet sich im spanischen Wappen, daher (Ged. D. unüberwindliche Flotte) „Löwenflaggen" und (Picc. I, 2) „unterm Löwen fechten".

Lowerz, ein kleiner Ort am südwestlichen Ufer des Lowerzersees, der nördlich von dem zum Vierwaldstättersee gehörenden Urnersee liegt, an dessen östlichem Ufer sich die Tells-Platte befindet. „Die offene Straße, welche sich über Steinen zieht"

(W. T. IV, 1), führt von Schwyz aus, nördlich vom Lowerzersee über Steinen und Goldau nach Arth, während der „kürzere und heimlichere Weg“ vom Ufer des Urnersees über die Frohnalp und den Ermiberg am südlichen Ufer des Sees entlang nach Lowerz führt.

Lublin (Dem. I) an der Bistrizza, einem Seitenflusse des zur Weichsel gehenden Wieprz, war öfters Residenz der polnischen Könige.

Lucca (F. V, 9), blühende Handelsstadt im westlichen Italien.

Lucina, s. Here.

Ludwig IX., der Heilige (J. v. O. Prol. 3) od. Sanct Ludwig (J. v. O. I, 5), König v. Frankreich (1226—70), vergl. Jerusalem.

Ludwig XIV., König von Frankreich (1643—1715), war bei dem Tode seines Vaters, Ludwig's XIII. erst 5 Jahr alt. Während seiner Minderjährigkeit führte der Cardinal Mazarin, Richelieu's Zögling und Nachfolger, die Leitung der Staatsgeschäfte, bis der König i. J. 1661 die Regierung selbst übernahm. Er war ein glanz- und genußliebender Monarch, der zugleich durch Kriege gegen benachbarte Staaten seine Ruhmsucht zu befriedigen suchte. Für seinen eigenen Staat aber brachte er den von ihm aufgestellten Grundsatz: „L'état c'est moi“ zu voller Geltung. Außer seiner Person erkannte er keine andere Macht an, so daß während seiner 72-jährigen Regierung weder ein Reichstag, noch eine Versammlung der Notabeln gehalten wurde. So war er auch der Schöpfer einer neuen Behörde, der Pariser Polizei (vergl. K. d. H.), welche für die Ruhe und Ordnung, die bis dahin Sache der Ortsbehörden gewesen war, so wie für die Wohlfahrt des Staates im Allgemeinen zu sorgen hatte. Obwohl die Bildung des Königs in der Jugend vernachlässigt worden war, so besaß er doch Verstand und Scharfsinn genug, um Kunst und Wissenschaft auf

jede Weise zu fördern, so daß seine Regierung als die goldene Zeit der französischen Literatur bezeichnet worden ist. Die französischen Geschichtsschreiber haben Ludwig XIV. auch wohl den Großen genannt, indessen vermochte Sch.'s Freiheitsgefühl einer solchen Größe keine Huldigung darzubringen; daher (Ged. An Goethe):

„Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät."

lugen, veraltet für spähen, nachsehen, wie (W. T. I, 1):

„Lug, Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen?"

Lumina, pl. von dem lat. lumen, das Licht; daher sagt Seni (Wst. T. I, 1) von den beiden Himmelslichtern Jupiter und Venus: „beide große Lumina".

Luna, s. Selene.

Lustspiel, Deutsches (Ged.), ein Epigramm, dessen Wahrheit durch die jämmerlichen Possen, welche alljährlich über unsere Bühnen gehen, leider auch in der Gegenwart bestätigt wird.

Lütticher (J. v. O. Prol. 3), die Bewohner von Lüttich, einer Provinz des jetzigen Königreichs Belgien, welches im 15. Jahrhundert zu dem mächtigen Herzogthum Burgund gehörte.

Lützen, ein Städtchen zwischen Merseburg und Leipzig. Hier fand i. J. 1632 die bekannte Schlacht (Wst. T. II, 3) „die Lützner Action" statt, in welcher der Schwedenkönig Gustav Adolph (Picc. II, 7) „sein Leben ließ".

Luxemburg, gegenwärtig ein zwischen der preußischen Rheinprovinz und dem französischen Mosel-Departement gelegenes Großherzogthum, dessen Hauptstadt bis 1867 zu den deutschen Bundesfestungen gehörte, war zur Zeit Albrecht's I. eine Grafschaft. Als nach der Ermordung dieses Kaisers sich den Parteiungen in Deutschland ein neues Feld eröffnete, und es dem

Digitized by Google

Papste Clemens V. darauf ankam, die deutschen Kurfürsten schnell zu einer Einigung zu bewegen, so schlug derselbe ihnen den Grafen Heinrich von Luxemburg vor; daher heißt es (W. T. V, 1) in Beziehung auf das deutsche Reich, das seine Wahlfreiheit zu behaupten sucht:

— — — — — „Der Graf von Luxemburg
Ist von den mehrsten Stimmen schon bezeichnet."

Heinrich VII., ein tapferer, edler Fürst, regierte nun von 1308 bis 1313, wo er auf einem Zuge nach Neapel starb. Nach seinem Tode brach in Deutschland abermals eine heftige Zwietracht aus (vergl. Ged. Deutsche Treue), indem Friedrich der Schöne von Oestreich und Ludwig von Baiern als Gegenkaiser einander bekämpften. Den letzten schützte Johann von Böhmen, Kaiser Heinrich's VII. Sohn (Ged. Deutsche Treue, Anm. „Luxemburg's Macht"), welcher durch Begünstigung Friedrich's des Schönen das von seinem Vater Heinrich erhaltene Böhmen zu verlieren fürchtete. — In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde die Grafschaft Luxemburg von Kaiser Karl IV. zu einem Herzogthume erhoben, welches Philipp der Gute († 1467) durch Kauf mit seinem (s. Lütticher) Herzogthum Burgund vereinigte; daher werden (J. v. O. Prol. 3) auch die Luxemburger unter des Herzogs Streitkräften aufgeführt.

Luzern (W. T. Pers.-Verz. u. I, 2), eine ansehnliche Stadt im Canton gleiches Namens, am Vierwaldstätter See gelegen; sie hatte mehrere Jahrhunderte einem Kloster im Elsaß gehört, war aber 1291 durch Kauf an Oestreich gekommen.

Lycée, lat. lycēum, urspr. „eine aus Gärten bestehende Anlage beim Tempel des Apollon Lykios zu Athen, wo Aristoteles (s. d.) lehrte", daher eine Gelehrtenschule; (Par. I, 4): „bei dem Lycée abonniren", s. v. w. eine Einlaßkarte zu wissenschaftlichen Vorträgen verschaffen.

Lydien, ein kleines Land in Kleinasien, welches im Westen von Phrygien bis an das Aegeische Meer reichte. Mit Beziehung

auf diese Nachbarschaft beider Gebiete heißt es (Iph. III, Zw.-H.) von den gefangenen Trojanerinnen:

„Wie wird die reiche Lydierin
Den Busen jammernd schlagen,
Und wird's der stolzen Phrygerin
Am Webestuhle klagen!"

Da Lydien der Sage nach das Stammland für Etrurien ist, so erscheint lydisch in dichterischer Bedeutung auch für etrurisch, wie (Ged. 2. B. d. Aen. 131) „der lyd'sche Tiberstrom". — Die „lydische oder phrygische Mütze" (4. B. d. Aen. 41) ist eine nach oben enger werdende Kopfbedeckung mit vorn über gebogener Spitze, wie sie antike Darstellungen den Lydiern zu geben pflegen.

Lykurgus (Sp. u. d. L.), der berühmte Gesetzgeber der Spartaner, welcher um 888 v. Chr. durch eine äußerst strenge Erziehung der Bürger dafür sorgte, daß sich dieselben mit Gut und Blut dem Staate weihten. Als die Spartaner seine Gesetzgebung angenommen hatten, trat er eine Reise nach Delphi an, um das dortige Orakel über die Vervollkommnung seiner Gesetze zu befragen; zuvor aber verpflichtete er seine Landsleute, bis zu seiner Wiederkehr nichts an denselben zu ändern. Hierauf ging er nach Kreta, wo er sein Leben beschloß. Vor seinem Ende befahl er, seinen Leichnam zu verbrennen und die Asche in das Meer zu werfen, damit die Bürger, wenn seine Gebeine nach Sparta zurückgebracht würden, nicht etwa glauben möchten, nunmehr ihres Eides entbunden zu sein.

Lyon (K. d. H.), eine der ersten Städte Frankreichs, am Zusammenflusse der Saone mit dem Rhone.

Lyra, die Leier der Alten, das älteste Saiteninstrument bei den Griechen. Sie wird häufig als ein Sinnbild der Dichtkunst angesehen, wie (Ged. D. Sänger d. Vorwelt): „nur fehlen die Thaten, die Lyra freudig zu wecken", d. h. zur Dichtkunst zu begeistern. Auch die Klänge der Lyra waren im Sinne der

Alten im Stande, außerordentliche Wirkungen hervorzubringen (vergl. Amphion). Lyrisch ist das, was auf der Leier gespielt, oder mit derselben begleitet werden kann, im weiteren Sinne eine Dichtung, welche den Charakter eines Liedes hat; daher nennt Sch. seine Huldigung der Künste „ein lyrisches Spiel"; eben so spricht er (Br. v. M. Einl. 5, 378) von „lyrischen Versuchen auf der Bühne" und nennt die schwungvolle Sprache des Dramas (ebendas. S. 380) "ein lyrisches Prachtgewebe".

Lyrische Poesie. Man darf annehmen, daß die Kunst, in welcher ein Volk Werke hervorgebracht hat, die alle diejenigen anderer Völker in derselben Kunst überragen, den Charakter dieses Volkes am tiefsten offenbart; bei den Deutschen, obwohl sie in allen Künsten Erhabenes geleistet haben, möchte dies die Musik sein. Denn wenn in den Künsten des Baumeisters und des Bildhauers die Griechen, in der Malerei die Italiener uns den Preis entreißen, in der Dichtkunst die Griechen ihn mit Shakespeare theilen, so stehen S. Bach, Mozart, Beethoven und F. Schubert einzig da. Es scheint eigenthümlich damit zusammenzustimmen, daß wenn man dasselbe Verfahren auf die einzelnen Künste und zwar auf die Arten derselben anwendet, in der Poesie das Epos den Griechen unbestritten bleibt (abgesehen freilich von der alten volksthümlichen Heldendichtung der Deutschen oder besser Germanen), im Drama Sophokles und Shakespeare sich den Lorbeer streitig machen dürfen, in der Lyrik dagegen die Deutschen unter den neueren Völkern unübertroffen sind. Die Lyrik aber ist in der Poesie, was die Musik unter den Künsten überhaupt ist und verbindet sich deshalb auch am innigsten mit ihr. In beiden haucht und lebt sich das Gemüth aus, in beiden ringt das Unsagbare nach einem Ausdruck. „Es zittert, um den Heros der Aesthetik F. Th. Vischer reden zu lassen, ein Unaussprechliches zwischen seinen Zeilen: das reine, wortlose Schwingungsleben des Gefühls. Der lyrische Dichter nennt und zeichnet uns Dinge, Gedanken, aber in ihnen immer nur sich, sein Herz, wie sie auf es wirken, aus ihm hervorsteigen

und wie kein Ausdruck ihm genügt." Dem oben aufgestellten Grundsatze gemäß müßte nun aber auch der größte Dichter der Deutschen ein Lyriker sein, man wollte denn sagen, das deutsche Volksgemüth selbst sei dieser größte Dichter, was vielleicht nicht so unwahr wäre. Doch auch für jene schärfere Schlußfolgerung ließe sich wohl Rath finden. Zuerst freilich scheint es befremdend, etwa Sch. seiner lyrischen Poesie wegen den „Dichter" im eminenten Sinne nennen zu wollen, denn wir sind gewohnt, den großen Dramatiker in ihm zu verehren.

Wenn Vischer der Lyrik eine Dreitheilung giebt 1) als Lyrik des Aufschwunges, worunter er alles Hymnische begreift, 2) das Liedesartige, in dem er die reine Mitte der Lyrik sieht (Lied, Ballade, Romanze), 3) Lyrik der Betrachtung, so möchten wir zwei große Grundzüge der modernen Lyrik annehmen: Stimmungslyrik und Betrachtungslyrik, die kleineren erzählenden Gedichte aber, die einen thatsächlichen, besonders geschichtlichen oder sagenhaften Stoff poetisch darstellen, dem Epos zuweisen. Nennt man nun denjenigen den größten Vertreter einer Dichtungsart, der die Gesetze dieser Art am vollsten und reinsten erfüllt hat, so möchte Goethe z. B. dies in Bezug auf die Lyrik in höherem Grade gethan haben als in Bezug auf Epos und Drama. Bei Sch. freilich scheint die Einstimmigkeit aller Gebildeten die dramatischen Schöpfungen hoch über die lyrischen zu stellen, zumal wenn man sich bei den letzteren noch an die goetheschen erinnert. Wenn man sich aber nur lossagt von der Vorstellung des Lyrischen, wie man es etwa von den Minnesängern charakterisiren könnte („wir singen von Lenz und Liebe"), wenn man eine Stätte im Reiche der Poesie sucht, wo die ganze Tiefe des ahnenden Menschengemüthes sich ausspricht, das ganze Wunder des natürlichen und geistigen Weltalls im Mikrokosmus desselben sich spiegelt, wo der Dichter selbst seine Prophetenstimme als Herzenskündiger von Mensch zu Mensch hören lassen will und muß — dann wird man vielleicht auch im Faust, obwohl ihn Goethe als eine Tragödie, also als Drama bezeichnet, den Lyriker nicht

vergebens suchen. Unter Vischer's Schutze wollen wir darauf hinweisen, „daß Goethe's Dramen bei aller übrigen Vollendung an einem Mangel gegenüber dem Spezifischen der Dichtart leiden, daß sie zu seelisch sind und zu wenig Handlung haben" und „daß Goethe doch auch als Epiker keinen straff männlichen, sondern lauter rein menschliche, weiblich seelische Stoffe behandelt hat". Und bis in jenes gewaltige Dichterwerk hinein wird man fühlen, daß in der Verklärung einer universellen Anschauung aus den Tiefen des Gemüthes und des Gedankens die Lyrik wesentlich Stimmungslyrik ist. Gretchens ganze Gestalt, Faust's Jugenderinnerung am Ostermorgen, sein Spaziergang mit der Prachtstelle „Betrachte wie in Abendsonnengluth", im humoristischen Sinne die Kellerscene deuten darauf hin. In diesem Sinne möchten wir, Sophokles gegenüber, Goethe einen Lyriker nennen. Der Vertreter der Betrachtungslyrik (der höheren Reflexions- oder Gedankenpoesie) ist uns Sch. Hingebende Empfindung an den Augenblick, Versenkung des Geistes in die Anschauung, der sich aber die tiefen idealen und schöpferischen Grundlinien alles Seienden offenbaren, lag nicht in seinem Wesen. In dem Artikel über die Br. v. M. haben wir darauf hingewiesen, wie sehr in ihm der Dichter mit dem Denker theilen mußte. Er selbst war sich dessen bewußt und hat es ausgesprochen; Twesten, Tomaschek und K. Fischer haben das tiefer begründet. Im Uebrigen ist auf ihn besonders Goethe's Wort anwendbar: „Dieser ist ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein". Sch. rang in sich, im Leben und in der Kunst nach der Darstellung des Sittlich-Schönen. So entwickelt er denn in seinen lyrischen Gedichten Gedankenreihen, wie sie an den bedeutendsten derselben in diesem Werke dargelegt worden sind, oft so streng, daß die poetische Form fast nebensächlich wird, wie andererseits aus seinen prosaischen Schriften Stellen in schwungvolle Gedankenpoesie umgesetzt werden können, wozu Viehoff in seinem ausgezeichneten, zu wenig gekannten Werke über die Deutsche Verskunst glänzende Beispiele liefert. Es sind

Gedankenverbindungen, die den Dichter angeregt haben und auch da, wo er sich zuerst der Anschauung z. B. der Natur scheinbar ganz hingiebt, entsteht in ihm, wie im „Spaziergange“, bald eine logisch-geschichtlich sich entwickelnde Gedankenreihe. Dazu kommt, daß die blühende Leichtigkeit und Unbefangenheit, die Innigkeit, welche der Stimmungslyrik eigen ist, bei ihm durch die stete Verwendung der gedankenreichen Symbolik der griechischen Mythologie beeinträchtigt wird. Indem Vischer die Schwierigkeit, das „Lied“ und die ihm zukommende Form zu definiren, erörtert und auf den „Ton“ hinweist, aus dem hier die Gattung erkannt werden müsse, versucht er das Wesen des Liedes an der Abgrenzung vom Hymnischen zu erklären. „Will man, fährt er dann fort, den Unterschied von diesem recht deutlich wahrnehmen, so halte man Sch.'s Hymne an die Freude und Goethe's Tischlied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie“, zusammen: jener singt die Freude an, bewegt sich um sie und zählt ihre Wirkungen auf (ob gut oder nicht gut, geht uns hier nicht an,) aus diesem singt, ganz Stimmung, ganz Gegenwart und Augenblick, die Freude heraus. Es bedarf keines Beweises mehr, daß in diesem Gebiete allein, die lyrische Poesie ganz sie selbst ist und daß auf ihm der Dichter seinen Beruf zu ihr bewähren muß. Sch. hat kein einziges reines Lied, und im Lyrischen kann wirklich nicht die Frage sein, wer spezifisch mehr Dichter sei, er oder Goethe“. Ganz vertreten wir jedoch diesen Schluß nicht. Auch die lyrische Poesie, die dem eigentlich so genannten Gedanken sich zu vermählen strebt, hat ihre hohe Berechtigung und stellt eine Seite des menschlichen Wesens dar, offenbart die Tiefen einer Reihe von Charakteren, wie eben Sch. sie vertritt. Und dann ist eben auch Sch. Lyriker nicht nur in seinen Liedern. Dieses Element des arbeitenden und nach innerem Zusammenhang und Abschluß strebenden persönlichen Gedankens, der aber, weil er zugleich die heilige Sache des Gemüthes ist, durch die poetische Form auch wieder zum Gemüthe

hinstrebt, dringt auch in das Drama ein. Der begeisterte Dichter-Prophet legt die sittliche und geistige Welt seinem Hörer aus. Jenes Element macht sich Luft in zahllosen philosophisch tiefen und hier auch mit allem Zauber der poetischen Sprache umgebenen Aussprüchen, ruft aber auch ganze Gedankenreihen hervor, stellt Gefühlskreise in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Tiefe dar. Vielleicht hat man diese Seite seiner Dramen, welche der Erklärung für die Jugend und der volksthümlichen, sittlichen Verwerthung des Dichters die reichsten Quellen öffnet, noch nicht genug gewürdigt und gepflegt. Wir machen z. B. aufmerksam auf Sch.'s Darstellung des Wesens der Freundschaft. In den lyrischen Gedichten findet sich „die Freundschaft" — die enthusiastische Darstellung des Dranges durch die irdische Hülle getrennter Geister, vereint in den Schooß des Göttlichen zurückzustürmen. Aber mit welcher psychologischen Feinheit und Tiefe und zugleich mit welchem lyrischen Aufschwunge wird dieses Verhältniß in der ersten Begegnung zwischen Don Carlos und Posa gezeichnet; und die Stelle, in der Wallenstein den Verlust Max Piccolomini's beklagt, möchten wir das schönste Gedicht nennen, welches über die Freundschaft gedacht und geschrieben ist. Ebenso eindringend ist das innere Verhältniß Maxens zu seinem Feldherrn dargestellt. Der Freund Goethe's war würdig mit Aristoteles Ethik als Dichter zu wetteifern. So zieht sich auch fast durch alle Dramen der Begriff des Schicksals und der „ernsten Nothwendigkeit" als ein Grundthema erhabener lyrischer Accorde hindurch.

Endlich aber schafft der Lyriker in Sch. ganze Reihen der Charaktere seiner Dramen, wie die Liebespaare und es gehört hierher, daß auch eigentliche lyrische Gefühlsergüsse fast in allen dramatischen Dichtungen Sch.'s sich finden wie in der J. v. O., in M. St., im Wallenstein, im Tell der Anfang und in der Br. v. M. In diesem Sinne möchten wir, Shakespeare gegenüber, auch Sch. einen Lyriker nennen. Wer nun durchaus der Stimmungslyrik bedarf und ohne sie keinen Dichter kennt, der

Digitized by Google

thut wohl, sie bei Sch. nicht zu suchen, denn er wird sie bei ihm nicht finden. Aber so einfach diese Mahnung scheint, so wichtig ist es, sie immer von Neuem zu geben, besonders da Sch. mehr als andere Dichter von solchen Ansprüchen der Leser und Kritiker zu leiden gehabt hat, zumal auf Grund des Vorwurfes: „Es ist doch nicht Göthe!“ — Warum ist er nicht Göthe? Weil er eben Schiller war.

Solche, die den Dichter tiefer kennen lernen wollen, werden wohl thun, sich auch von der Gewaltsamkeit des Ringens in Gefühl und Sprache, wie sie in den Gedichten der sogenannten ersten Periode auftritt, nicht zurückstoßen zu lassen. In dem „Geheimniß der Reminiscenz“ in der „Freundschaft“ eröffnen sich uns seltene Tiefen des Gedankens; aus der letzten Strophe des zweiten Gedichtes bildete Hegel den wundervollen Schluß seiner Phänomenologie. Gedichte freilich wie „Die Kindesmörderin“, „Die Schlacht“, „Elegie auf den Tod eines Jünglings“ würde Göthe kaum geschrieben haben; aber wer in den Räubern die Urkraft nicht verkennt, der wird sie auch hier gewahr werden. Der „Triumph der Liebe“ starrt von Mythologie. Auch die Versbildung in den meisten dieser Gedichte ist ohne Fluß, künstlich und schwerfällig zu gleicher Zeit, doch in der „Reminiscenz“ und „der Größe der Welt“, besonders in dem letzteren Gedichte nicht ohne großartigen, dem Gegenstande entsprechenden Schwung.

Unter den Gedichten der sogenannten zweiten Periode, die mit dem Liede „an die Freude“ 1795 anfangen, ragen die „Götter Griechenlands“ hervor, die in gedämpfteren Tönen aussprechen, was den Grundton der Gedichte der ersten Periode, vielleicht den Grundton der schillerschen lyrischen Poesie überhaupt ausmacht, die dualistische und eigentlich unversöhnt gebliebene Gegenüberstellung des Ideals, hier in der bestimmten Form der griechischen Kunstwelt und des Lebens (s. Br. v. M. Bd. I, S. 113). Die „Künstler“ 1789 sind das erste Beispiel schillerscher Gedankenpoesie im großen Style. In der dritten Periode, seit etwa 1795, wo hier und da auch Versuche zu eigentlichen Liedern, wie die beiden doch

Digitized by Google

wohl nicht oft gesungenen Punschlieder sich finden, tritt uns, nächst den Gedichten, in denen die Grundstimmung der ersten Periode uns in weihevoll melancholischer Ergebung („Ideal und Leben") wiederklingt, eine ganze Reihe von Schöpfungen entgegen, die mit am meisten zur Volksthümlichkeit Sch.'s beigetragen haben, wir meinen die erzählenden Gedichte.

Wir müßten hier den Unterschied zwischen der Romanze und der Ballade erörtern. Indem wir für diese wie für andere ästhetische Bestimmungen auf Rud. Gottschall's geistvolle Poetik verweisen, möchten wir doch aussprechen, daß sich dieser so vielbesprochene Unterschied nach unserer Ansicht nie rein wird geben lassen, weil er erstens ein historisch-conventioneller ist und zweitens, weil die Bezeichnung eines Gedichtes durch den Dichter eben durch seine theoretische Ansicht bestimmt ist, so daß sich aus Beispielen hier gar nichts erweisen läßt. Wenn die Ballade von den nordischen, besonders schottischen und altdänischen Dichtungen her „Nachtstücke" zu behandeln liebt, tragische Vorgänge, wild leidenschaftliche Gemüthsstimmungen zu Lieblingsgegenständen macht, ja die Geisterwelt zum Leben ruft und dabei einen lebendigeren, schwungvolleren Takt anschlägt — so steht dazu schon im seltsamsten Gegensatz der rein conventionelle, dem Süden entlehnte Name (s. d.) Die Romanze mag ihren Namen von den herrlichen Dichtungen hergenommen haben, in denen die Spanier ihre Nationalhelden feiern; mit den feinen Bestimmungen, an denen man sie im Unterschied von der Ballade erkennen soll, können wir uns nicht befreunden und werden, nach einem Ausdrucke Vischer's bei dieser Gelegenheit, „diesen Knoten dem Leser zur Auflösung überlassen", überzeugt, daß derselbe kaum anders als nach Alexanders Methode damit fertig werden wird. Einen helleren und glücklicheren Inhalt und Ausgang z. B. zum Kennzeichen derselben zu machen, würde weder dem Namen noch dem Inhalte der Vorbilder entsprechen. Bei Göthe trifft die oben angedeutete Charakteristik der Ballade (denn diesen Namen giebt er allen seinen erzählenden lyrischen Dichtungen) allerdings häufig

zu, aber wir erfahren damit eben nur, was er sich unter einer solchen dachte; Schiller nennt seine derartigen, doch vielfach so entschieden anders gearteten Dichtungen ebenfalls Balladen und nur den „Kampf mit dem Drachen" Romanze — wir wollen einfach gestehen, daß wir die Motive dazu nicht kennen.*) Indem wir für die einzelnen Gedichte auf die besonderen Artikel verweisen, erinnern wir nur noch, einen wie bedeutenden Antheil auch hier noch das griechische Alterthum in Anspruch nimmt im „Siegesfest", „Klage der Ceres", „Eleusische Fest", „Kassandra", die Sch. der Art nach unbezeichnet gelassen hat, ferner im „Ring des Polykrates", „Kraniche des Ibykus", „Hero und Leander", „Die Bürgschaft", an deren Spitze der Name Ballade allerdings seltsam aussieht. Die Wirkung aller dieser und der dazu gehörigen Gedichte beruht — wir verweisen im Allgemeinen auf die betreffenden Artikel, besonders über die Glocke — vornehmlich auch auf der gewaltigen Durcharbeitung, auf dem folgerichtigen Gange, in dem das Ganze sich entwickelt, Eigenschaften, die an

*) Der Leser möge beachten, daß in den ältern Cotta'schen Ausgaben die Gedichte als „Balladen" u. s. w. bezeichnet sind und daß diese Bezeichnung in der Oktavausgabe von 1860, die sonst manches Neue enthält und eine revidirende Hand verräth, weggefallen sind. So etwas sollte doch nicht ohne Angabe der Gründe geschehen. Vischer basirt seine Untersuchungen auf jene Bezeichnungen. Wir stehen in diesem Augenblick mitten in der Bewegung, die neuen Ausgaben drängen sich, ohne daß irgend eine auch nur mäßigen Anforderungen genügte, wobei wir von der gelehrten Gesammtausgabe freilich absehen. Es muß durchaus eine Ausgabe geschaffen werden, worin a) die Verse gezählt sind, was für den Schulgebrauch unentbehrlich ist — und Schillers Stellung in der Schule ist vielleicht seine höchste Würde, b) eine chronologische Bezeichnung der einzelnen Gedichte und Werke überhaupt, womöglich eine kurze Notiz gegeben wird, die die Entstehungsgeschichte, den Ort der Abfassung und vielleicht einige Hauptstellen aus den Korrespondenzen bietet. Es ist nicht schmeichelhaft, daß J. Grimm in seiner Rede auf Sch. p. 34, wo er von einer nothwendigen Regelung aller solchen Dinge spricht, die durchaus nicht bloß Aeußerlichkeiten sind, hinzusetzt: „Die neulich erschienene französische Uebersetzung Sch.'s, geleitet und ausgeführt von Regnier, einem gründlichen Kenner nicht nur unserer heutigen deutschen, sondern auch der altdeutschen Sprache, geht in manchem musterhaft voran."

der kunstvollen Metrik der sorgfältig, besonders der Reihenzahl nach, gewählten Strophen einen äußern Halt und eine glänzende Symbolik finden. So weit unsere Andeutungen.

M.

Macbeth (Bd. 6). Gegen Ende des Jahres 1799 faßte Sch. den Plan, der deutschen Bühne neben den dramatischen Producten, welche die Gegenwart darbot, auch die Leistungen früherer Zeiten zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke sollten bedeutendere Stücke ausländischer Dichter nicht etwa bloß übersetzt, sondern vor Allem in eine Form gegossen werden, wie sie dem Charakter unserer Bühnen zusagte und dem Sinn und Geist der Gegenwart angemessen wäre. Es handelte sich demnach um die Herausgabe eines deutschen Theaters, das den Schauspieldirectoren eine reiche Auswahl gediegener Stücke entgegenbrachte, aus denen sie nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit ihrer Bühnen auswählen konnten. Da Sch. im Verein mit Göthe damals an der Spitze des Weimarer Theaters stand, so fühlte er sich berufen, auch nach dieser Richtung hin für das deutsche Volk thätig zu sein, um dem Geschmack desselben eine würdige Richtung zu geben. In diesem Streben traf er mit den Wünschen seines kunstsinnigen Herzogs zusammen; nur daß dieser augenscheinlich die höfische Richtung der französischen Dramatiker in Schutz nahm, eine Neigung, welcher Göthe durch Uebersetzung des Mahomet von Voltaire vielleicht allzu willfährig gehuldigt hatte. Wie wenig Sch. hiermit innerlich einverstanden war, geht schon daraus hervor, daß er die Aufführung dieses Stückes in einem besonderen Prolog (vgl. Ged. an Göthe) glaubte entschuldigen zu müssen. Als Gegengewicht gegen den steifen Regelzwang der französischen Richtung wollte er nun den volksthümlichen englischen Dramen Eingang verschaffen und machte deshalb im Jan. 1800 mit Shakspeares Macbeth den Anfang. Er brachte damit einen bereits früher (1784) gefaßten Vorsatz zur Ausführung, indem er sich

Digitized by Google

schon während der Bearbeitung seines Wallenstein an dem Studium des Macbeth ermuthigt hatte, der sich zugleich durch die Einfachheit und Abgeschlossenheit der ihm zu Grunde liegenden Sage empfahl. Ein Stück, das so bühnengerecht ist, wie kaum ein anderes des englischen Dichters; das bei der Durchsichtigkeit seines Planes einen so unwiderstehlich fesselnden Fortschritt der Handlung darbietet, mußte Sch. für seinen Zweck in hohem Grade willkommen sein, um so mehr als die markige Kraft der Sprache und der außerordentliche Reichthum poetischer Färbung mit der Richtung seines eigenen Genius aufs innigste zusammentraf.

Sch. arbeitete anfänglich, da er des Englischen nicht ausreichend mächtig war, nach Wagners Uebersetzung, neben welcher er die von Eschenburg und Wieland benutzte. Später erhielt er durch Frau von Stein auch das Original, dessen völliges Verständniß ihm durch Göthes Beihilfe vermittelt wurde. Auf diese Weise schritt die Arbeit rüstig fort, so daß ungeachtet eines schweren Krankheitsanfalles, der im Februar störend dazwischen trat, die erste Vorstellung des Stückes schon am 14. Mai stattfinden konnte.

Was die dem Macbeth zu Grunde liegende Fabel betrifft so gehört dieselbe der altschottischen Sage an, welche die Handlung in das Jahr 1046 n. Chr. versetzt. Nach F. Kreyßig's Angabe (vergl. dessen Vorlesungen über Shakspeare; Berlin, Nicolai'sche Verlagshandl. Bd. 2, S. 358 u. 389) hat Shakspeare zunächst aus Holinsched geschöpft, der den Stoff wiederum aus Bellenden's lateinischer Uebersetzung der lateinischen Chronik des Hector Boëthius (1541) entlehnte.

Dieser Sage zufolge kämpfte Macbeth unter dem Scotenkönig Donald VII. (bei Shakspeare Duncan) siegreich gegen die Dänen, worauf ihm drei übermenschliche Weiber erschienen, die ihn als Than von Glamis und von Cawdor, ja sogar als König von Schottland begrüßten. Hierdurch wurde sein Ehrgeiz angestachelt; er ermordete den König, dessen Söhne schnell entflohen, und regierte nun zehn Jahre lang gerecht und einsichtsvoll

Plötzlich aber fing er an ein Tyrann zu werden. Seinem Grimm fiel zuerst Banquo zum Opfer, der an dem Königsmorde Theil genommen hatte. Bald wurden auch andere Große unter erdichteten Vorwänden theils durch Einziehung ihres Vermögens, theils zugleich mit dem Tode bestraft. Zu seiner eigenen Sicherheit aber baute er auf dem Berge Dunsinan ein festes Schloß, wozu die einzelnen Thans ihm Arbeitsleute schicken mußten. Jetzt ging Macduff, einer der muthigsten Thans von Fife nach England, forderte Malcolm, den Sohn Donalds, zur Rache auf, und mit Unterstützung des Königs Eduard von England gelang es, Macbeth zu stürzen, der im Kampfe seinen Tod fand. Nach ihm bestieg Malcolm III. den Thron, mit dessen Regierung zuerst einiges Licht in die Sagengeschichte Schottlands kommt. — Ein Vergleich mit diesen Quellen ergiebt, daß fast sämmtlichen in dem Trauerspiele aufgeführten Thatsachen geschichtliche Motive zu Grunde liegen, die der Dichter mit großer Freiheit benutzt und in dramatischen Zusammenhang gebracht hat.

Da die Einfachheit der englischen Bühnen zu Shakspeares Zeit*) mit der Pracht unserer Hoftheater in zu auffallendem Contrast stand, so sah sich Sch. zunächst zu einzelnen äußeren Umgestaltungen veranlaßt. So wurden die 25 Ortsveränderungen, mit denen man die Zuschauer ehemals als Ersatz für die Decorationen durch ein schwarzes Brett mit dem betreffenden Namen bekannt machte, auf 15 reducirt. Manches, was moderne Nerven zu heftig erschüttern konnte, wie die Scene der Ermordung von Macduffs Gattin und deren Sohne, wurde in einen Bericht über die grauenvolle That umgestaltet oder in anderer Weise gemildert. Eben so suchte Sch., dem eine höhere Denkart und eine edlere Sprache längst zur zweiten Natur geworden war, alle niedrigen und trivialen Ausdrücke zu beseitigen. Die häßlichen, widerwärtigen Hexen, die schon bei Holinshed mehr im antik-mythologischen Sinne gezeichnet erscheinen, wurden in gi-

*) Man vergl. Kreyßigs Vorlesungen; Bd. 1, S. 45—48.

gantische, eumenidenartige Gestalten verwandelt. Die den jambischen Vers an mehreren Stellen unterbrechende Prosa wurde gleichfalls ins Metrische umgesetzt, und dem Pförtner legte er statt der drastischen Possenreden in der fünften Scene des zweiten Akts ein frommes Morgenlied in den Mund.

Vergleicht man die Schillersche Bearbeitung mit dem Original oder mit der treuen Uebersetzung von Schlegel und Tieck, so findet man, daß er den fremden Genius in so weit respectirt hat, als er sich meist nur Auslassungen und Zusammenziehungen, weit weniger aber Zusätze und Erweiterungen erlaubte. Was seine Sprache betrifft, so ist sie allgemeiner und philosophischer, zugleich aber auch wohlklingender und dem deutschen Ohre weniger fremdartig. Nichtsdestoweniger behält das Stück als Drama den Vorzug. Denn wenn auch die Schillersche Bearbeitung, als Bühnenstück betrachtet, ganz anerkennenswerthe Eigenschaften hat, so ist doch manches Charakteristisch-Lebendige verloren gegangen, und das Ganze macht der genialen Kraft des Originals gegenüber unverkennbar einen etwas matten Eindruck. Ja Sch. selbst sagt in einem Briefe an Körner (16. Juli 1804) von seinem Macbeth: „Freilich macht er gegen das englische Original eine schlechte Figur, aber das ist wenigstens nicht meine Schuld, sondern die der Sprache und der vielen Einschränkungen, welche das Theater nothwendig machte." Hat nun auch die Bühnenkritik sich zum Nachtheil der Schillerschen Bearbeitung für das unverfälschte Original entscheiden müssen, so steht doch wenigstens so viel fest, daß Schillers Macbeth außerordentlich viel zur Einführung Shakspeare's in Deutschland beigetragen hat. Das Stück wurde im Jahre 1800 bei Cotta verlegt und erlebte noch in demselben Jahre eine zweite Auflage.

Macedonier (R. IV, 1), die Bewohner von Macedonien, einem Hochlande, welches den Kern der Balkanhalbinsel bildete, im Süden an Epirus, Thessalien und das ägäische Meer, im Osten an Thracien grenzte, im Westen und Norden aber sehr unbestimmte Grenzen hatte.

Machaon (2. B. d. Aen. 45), ein thessalischer Herrscher, berühmter Arzt und Held vor Troja.

Macht des Weibes (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796; es hat die Herrschaft zum Gegenstande, welche das Weib, wie der Mann auszuüben bestimmt sind. Das Weib kann nur durch Anmuth herrschen, durch den Zauber der Sittsamkeit, der ihr durch geräuschvolles Wirken gar leicht verloren geht; des Mannes Herrschaft dagegen offenbart sich in der Kraft, in welcher er als Vertreter des Gesetzes erscheint. Vergl. „Tugend des Weibes" und „Würde der Frauen."

Macht, Die, des Gesanges (Ged.), eine Ode, mit welcher Schiller im Jahre 1795, nachdem er sich längere Zeit vorzugsweise mit Philosophie und Geschichte beschäftigt, zur Poesie zurückkehrte. Das Gedicht eröffnet somit die klassische Epoche seiner poetischen Laufbahn. In einer Reihe von Bildern, die dem Gebiete der realen Welt entnommen sind, schildert er uns die mächtige Wirkung, welche der Gesaug, d. h. die Dichtkunst, auf den Hörer auszuüben vermag. In Str. 1 tritt uns zunächst die Gewalt der heroischen, d. h. der epischen und tragischen Poesie mit einer Mahnung an ihren geheimnißvollen Ursprung entgegen, wie er uns auch in dem „Grafen von Habsburg" (Str. 5) und dem „Mädchen aus der Fremde" (Str. 2) angedeutet ist. In Str. 2 erblicken wir den Dichter im Bunde mit den Parzen. Wie diese dem Menschen Lust und Schmerz bereiten, so läßt uns jener zwischen Furcht und Hoffnung schweben, und übt somit eine Herrschaft aus wie Mercur, der Götterbote, der mit seinem Stabe (vergl. 4. B. d. Aen. 45) die Seelen vom Orcus ruft und andere in den Tartarus hinabschickt. Der Dichter ist es, der unsere Seele einerseits mit Grauen erfüllen, uns andererseits zu lichten Regionen erheben kann. — In Str. 3 u. 4 wird die Dichtkunst, und zwar wiederum die heroische, mit dem Schicksal verglichen, dem Elemente, in welchem sie sich vorzugsweise bewegt. Wie die heitere Stimmung (3), in welche die angenehm

dahin fließenden Tage uns versetzen, plötzlich durch schwere Schicksalsschläge unterbrochen werden kann: so ist die Poesie (4), die es mit etwas Heiligem und göttlich Erhabenem zu thun hat, im Stande, den Druck und die Noth des Lebens auf einige Zeit in den Hintergrund zu drängen und uns geistig und sittlich zu erheben. — Schließlich vermag auch die naive Dichtkunst (Str. 5) die in den Stürmen des Lebens verloren gegangene Einfachheit wieder hervorzuzaubern und den Menschen in die Arme der Natur und somit zur Wahrheit zurückzuführen.

Maçon, s. Freimäurer.

Madame, in Frankreich ehemals als kurze Bezeichnung für die älteste Tochter des Königs üblich, ferner als Anrede für alle weiblichen Mitglieder der Königsfamilie, so (J. v. O. II, 2) für die Königin Isabeau.

Mädchen, Das, aus der Fremde (Ged.), ein allegorisches Gedicht, oder wie Körner es nennt, „ein liebliches Räthsel", aus dem Jahre 1796. Schiller sagt von demselben in einem Briefe an Körner, daß er hier seine frühere Manier, nämlich die Neigung, Ideen einzumischen, zu verlassen gesucht habe, und bezeichnet diesen Schritt als eine gewisse Erweiterung seiner Natur. Jedenfalls ist das Gedicht ein liebliches Product seiner reiferen Muse, welche die Gebilde seiner Phantasie in mehr objectiver Gestaltung erscheinen ließ, so daß es dem Leser überlassen blieb, die nöthigen Reflexionen selbst zu machen. — Mit dem „Mädchen aus der Fremde" ist nach der Ansicht der meisten Ausleger die Poesie oder die edlere Kunst überhaupt gemeint, die in ihren ersten Anfängen allerdings auch schon bei einfachen Hirtenvölkern auftrat, indeß immer als Wirkung einer höheren Eingebung betrachtet werden muß, mit deren Schwinden auch die Kunst verloren geht. Die Poesie wendet sich zwar an Alle, eine vertrauliche Annäherung indeß gestattet sie nur den Eingeweihten. Sie will zunächst erheitern, dann aber auch höhere Ziele erstreben; weshalb sie jedem das darbietet, was dem Standpunkte

seiner Bildung gemäß ist; vor Allem aber ist die Liebe von jeher ein Lieblingsgegenstand ihrer Darstellung gewesen. Dies ist die Reihe der abstracten Gedanken, welche sich durch das Räthsel hindurchziehen.

Mädchen, Das, von Orleans (Ged.), ein Gedicht aus dem Jahre 1801, früher unter dem Titel: „Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans." Voltaire's im Jahre 1730 verfaßtes Gedicht: „La Pucelle d'Orléans. Londres MDCCLXXIV" ist ein allerdings höchst unsauberes, mehr aber bitter satirisches Product, dessen Inhalt auf den Geist eines Verfassers schließen läßt, der für die kindlich-naiven Anschauungen des Zeitalters, das eine Johanna hervorbrachte, keinen Sinn haben konnte. Gegen diesen „poetischen Wechselbalg", wie Mercier in seiner Vorrede zu einer französischen Bearbeitung der Schillerschen Jungfrau das Voltairesche Product nennt, ist die erste Strophe gerichtet, während die beiden andern als eine ernst mahnende Stimme an das Publicum zu betrachten sind. Sch.'s Jungfrau, obwohl er sich durch den Titel „romantische Tragödie" gegen ungerechtfertigte Erwartungen, so wie gegen unbillige Mißdeutungen zu sichern gesucht, hatte doch das Schicksal gehabt, in höchst ungerechter Weise bekrittelt nnd zum Theil bitter getadelt zu werden. Ja der Dichter mußte es sogar erleben, dieses Lieblingskind seiner Muse nicht zuerst in Weimar, für dessen Bühne er es geschrieben, sondern in Berlin und Leipzig aufgeführt zu sehen. Somit ist das ganze Gedicht als der Ausfluß gerechter Entrüstung und als der Ausdruck eines edlen Zornes zu betrachten, der mit prophetischer Stimme verkündet, was die Nachwelt bereits mit voller Liebe gethan. Die Aufführungen der Jungfrau von Orleans finden jederzeit ein volles Haus und ein recht dankbares Publicum.

Mädchens, Des, Klage (Ged.) Die beiden ersten Strophen dieses Gedichtes aus dem J. 1788 bilden das Lied, welches Thekla in den Piccolomini (III, 7) zur Guitarre singt. Dies

rechtfertigt auch das daktylische (eigentlich heitere) Versmaß, das sonst für einen Klagegesang befremdend erscheinen müßte. Aber Theklas Schmerz ist ein schwärmerischer, für sie ein süßer Schmerz, an dem sie sich labt. Die übrigen Strophen sind vermuthlich später hinzugefügt worden, um das Ganze als selbständiges Gedicht abdrucken zu lassen und dem nachfolgenden „Der Jüngling am Bache" als Seitenstück hinzufügen zu können.

Madonna, ital. wörtl. meine Herrin, wie Fiesco (F. III, 3) seine Gemahlin anredet; dann auch in schmeichlerischer Weise: meine Gebieterin, Geliebte, wie er (F. I, 4) die Gräfin Julia anredet; außerdem: Unsere liebe Frau, d. h. die Jungfrau Maria, wie (Gstf. 137), wo der Mönch sagt: „Gieb der Madonna von deinem Reichthum, du wirst ihr Gebet brauchen"; oder (Gstf. 232) ein Bild derselben.

Madrid (D. C. I, 3 u. III, 7), die Haupt- und Residenzstadt von Spanien, am Manzanares (D. C. II, 14) gelegen, einem unbedeutenden Bache, der sich bei Aranjuez in den Tajo ergießt.

Mádrigal, ital. eig. ein Schäfergedicht, gew. (M. St. II, 1) ein kurzes, sinnreiches und zugleich zärtliches Gedicht.

Magdeburg (Wst. L. 6), Festung an der Elbe, wurde 1631 von Tilly zerstört.

Magie, von dem Worte „Magus, Magier", womit die Priester der persischen Religion bezeichnet wurden, späterhin für Zauberer. Magie heißt demnach Zauberkunst, oder Zauberkraft, wie (Ged. d. Künstler) „der Dichtung heilige Magie": (D. C. II, 8) „der Schönheit hohe, himmlische Magie"; (Gstf. 10, 248) „die Magie der Beleuchtung". Magier (Gstf. 10, 141), ein Zauberkünstler, wie (Br. v. M. 5, 483), wo der Vater „einen Vogelschauer und schwarzen Magier" befragt. Vergl. Arabier. Magisch (R. I, 1) ist s. v. w. zauberisch; daher spricht Sch. (Metr. Uebers. Vorer.) von der „ganz eigenen magischen

Gewalt, wodurch der virgilsche Vers uns hinreißt"; und von den wunderbaren Verschlingungen, welche die Tänzer darstellen, heißt es (Ged. d. Tanz):

„Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg."

Magische Laterne, s. Laterne.

Magister (R. II, 3), lat. ein Meister, bes. Lehrmeister, ehemals Lehrer der freien Künste.

Magistrat (R. I, 2). lat. die Stadtobrigkeit, davon Magistratsperson (J. v. O. IV, 6), ein Mitglied derselben, ein Rathsherr.

Magnet, zunächst ein Eisenerz, welches kleinere Eisentheilchen anzieht; dann künstlich bereitete Stahlstäbe, bei denen die Naturkraft der Anziehung verstärkt werden kann. Alle Magnete haben zwei Pole, von denen der eine nach N., der andere nach S. zeigt, weshalb man den ersten den magnetischen Nordpol, den andern den Südpol nennt. Bei der gegenseitigen Annäherung zweier Magnete, besonders eines Stabes an eine freischwebende Magnetnadel ziehen Nordpol und Südpol sich an, während die gleichnamigen Pole einander abstoßen; daher (Ged. d. Spaziergang):

„— — — — — — Der Weise
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben"

und (F. II, 5): „wenn der Nordpol dem Südpol nachspringt." Bildlich gebraucht sagt der Kapuziner (Wst. L. 8):

„Denn die Sünd' ist der Magnetenstein,
Der das Eisen ziehet in's Land herein."

Desgl. Spiegelberg (R. II, 3): „Ich weiß nicht, ich muß was Magnetisches an mir haben, das dir alles Lumpengesindel auf Gottes Erdboden anzieht." Ebenso sagt Gianettino (F. I, 2) von Fiesco: „dieser Mensch ist ein Magnet. Alle unruhigen Köpfe fliegen gegen seine Pole."

Mahomet (Ged. An Goethe), die französische Benennung für Muhamed, den Stifter des Islam, den Helden eines der

besten Trauerspiele Voltaire's, das derselbe sogar Benedict XIV. widmen durfte.

Mähre (Menschenf. 5), althd. marah, ein Pferd; jetzt gew. ein schlechtes Pferd; als Schimpfwort (K. u. L. II, 6) ein verworfenes Geschöpf.

Maienthau od. Frühlingsthau, der Name eines Schönheitsmittels; daher heißt es (W. T. V, 1) von der Königin Agnes, sie habe geschworen:

„In Blut sich, wie in Maienthau zu baden."

Tschudi erzählt, daß sie nach der Eroberung von Fürwangen, einer Burg Rudolfs von Palm, 63 Kriegsleute enthaupten ließ, worauf sie in deren Blut herumspaziert sei und gesagt habe, sie bade in Maienthau.

Mailand (D. C. II, 5 — Picc. II, 5), ital. Milano, die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Mailand, welches 1395 mit Genehmigung des Kaisers Wenzel von Galeazzo Visconti errichtet worden, unter Kaiser Karl V. aber (1540) an Philipp II. von Spanien verliehen wurde. Im J. 1714 kam es an Oestreich, seit welcher Zeit Mailand die Hauptstadt des Lombardisch-venetianischen Königreichs war, bis 1859 in dem Frieden von Villafranca die Lombardei an Frankreich abgetreten wurde, worauf sie mit dem gegenwärtigen Königreich Italien vereinigt ward.

Maitresse, frzs. eig. Herrin, Gebieterin; gew. (R. III, 1 — K. u. L. I, 2) Kebsweib.

Maja, s. Hermes.

Majestas populi, lat. wörtlich Würde oder Hoheit des Volkes (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Der Dichter denkt hier an diejenigen, die er in der Glocke „die ewig Blinden" nennt, und will nicht, daß denjenigen, die sich selbst nicht beherrschen können, das Recht einer Herrscherwürde zuerkannt werde.

Majestät, von dem lat. majéstas, Hoheit, Würde, wie (F. Pers.-Verz.): „freundlich und mit Majestät"; ein Titel, welcher

Digitized by Google

gekrönten Häuptern (Tur. II, 2) beigelegt zu werden pflegt; daher nennt der Pater den Karl Moor (R. II, 3) spöttisch: „Euer Majestät". In bildlichem Sinne (Ph. IV, 2) spricht Sch. (Metr. Uebers. Vorer.) von der „Majestät der Sprache"; (R. V, 2) von der „unverletzbaren Majestät" der Staatsordnung; mit Bezug auf die göttliche Macht (R. IV, 5) von dem Arm „höherer Majestäten"; und (Br. v. M. 5, 429) heißt es in Bezug auf die Kirche:

„— — — ein kühneres Geständniß
Verbot des Ortes ernste Majestät."

Der „böhmische Majestätsbrief" (Picc. IV, 5) ist die Urkunde, durch welche Kaiser Rudolf i. J. 1609 den Böhmen Religionsfreiheit zugesichert hatte. — Majestätsverbrechen ist ein Verbrechen gegen die Person des Landesherrn oder die höchste Obrigkeit, s. v. w. Staatsverbrechen oder Hochverrath; in ironisch-schmeichelnder Weise nennt Fiesco seine Rücksichtslosigkeit gegen die Gräfin Julia (F. IV, 12) „das Majestätsverbrechen gegen ihre Liebenswürdigkeit."

makeln (K. u. L. II, 4) s. v. w. ein Geschäft machen; Mäkler: 1) (R. II, 3), Unterhändler; 2) (Picc. V, 1), Vermittler; 3) Mäklerin (Sp. u. d. L.), Zwischenträgerin.

Malandrinen (Tur. I, 1), ital. Straßenräuber.

Malcolm, s. Macbeth.

Maléficus, adj. von dem lat. male, böse, übel und facĕre, machen, thun; wie (Picc. II, 6):

„— — — — Der Maleficus,
Der einz'ge, der dir schadet ist der Zweifel."

und (Wst. T. I, 1), wo Seni von Jupiter und Venus sagt:

„Und beide große Lumina, von keinem
Malefico beleidigt."

Malta (Mlth. — Gsts. 10, 168), eine südlich von Sicilien unter 36° Br. gelegene Insel, welche mit den nördlich davon liegenden kleineren Inseln Gozzo und Comino eine Gruppe bildet,

die gegenwärtig den Engländern gehört. In der Mitte der Insel liegt die alte, jetzt sehr verfallene Hauptstadt Civita vecchia, auch Malta oder Melite genannt; der jetzige Hauptort La Valetta (D. C. III, 7), nach dem Großmeister Jean de Lavalette († 1568) benannt, ist eine der stärksten Festungen der Welt. La Valette liegt auf der Südostküste der Insel auf einem Vorgebirge zwischen zwei geräumigen Häfen. Der südliche größere ist für Kriegs- und Handelsschiffe bestimmt; der nördliche, fast eben so schöne wird nur zur Fischerei und als Quarantaine-Anstalt benutzt. Durch die Forts St. Elmo, St. Ange, St. Michael und Il Borgo werden die Häfen vertheidigt.

Malteser (D. C. III, 7) wurden die Johanniterritter (s. d.) genannt, seitdem ihnen nach ihrer Vertreibung von Rhodus durch Kaiser Karl V. die Insel Malta als Wohnsitz angewiesen wurde. Vergl. Die Malteser.

Malteser, Die, (Bd. 7). Die erste Anregung zu diesem in Sch.'s Nachlaß vorgefundenen Fragment reicht in das Jahr 1792 zurück, wo er die „Vorrede (Bd. 11) zu der Geschichte des Malteserordens nach Vertot von M. N. (Niethammer) bearbeitet" schrieb. Es war in demselben Jahre, wo die Franzosen ihren Einfall in Deutschland gemacht, durch welchen Mainz und Worms verloren gingen, worauf die Oestreicher auch die Niederlande räumen mußten. Daß einige Abschnitte des Vertot'schen Werkes in Sch.'s Seele sich sogleich poetisch gestalteten, geht aus der genannten Vorrede hervor, welche theils an sein Gedicht „Die Johanniter" (s. d.), theils an den Entwurf zu den Maltesern lebhaft erinnert. Indessen ist von der Vertheidigung von Malta, als einem neuen dramatischen Sujet, doch erst im Jahre 1795 die Rede, wo Sch., in Zweifel, einerseits ob seine Natur sich mehr für das Epos oder das Drama eigne, andererseits, ob er sich zum Wallenstein oder zu den Maltesern wenden solle, bei W. v. Humboldt um Rath angefragt hatte. Humboldt, welcher über Sch.'s Beruf zum dramatischen Dichter keinen Augenblick

in Zweifel war, wies in seiner Antwort nur darauf hin, daß Sch. geneigt sei, seine dramatischen Charaktere mehr aus dem Ideal als aus der unmittelbaren Natur zu schöpfen und entschied sich für eine dramatische Bearbeitung der Malteser. Da Sch. damals aber mit weitläuftigen Redactionsgeschäften für die Herausgabe der Horen überhäuft war, so mußten seine dramatischen Entwürfe vorläufig zurücktreten; und als er im Frühjahr 1796 wieder Zeit zu eigenen poetischen Productionen gewann, entschied er sich doch für den mehr realistischen Wallenstein, während die Malteser mehr eine lyrische Stimmung und eine vorherrschend ideelle Behandlung verlangt haben würden. Erst im J. 1799, als er seinen Wallenstein vollendet und der Herzog von Weimar seinen Plan zu der Malteser-Tragödie zu sehen wünschte, arbeitete das Schema ins Reine und lieferte so vermuthlich den Entwurf, wie er jetzt in seinen Werken steht.

Zum Verständniß dieses Entwurfes ist ein kurzer Blick auf den betreffenden Abschnitt der Geschichte nothwendig. Im Jahre 1453 hatte Muhamed II. Constantinopel erobert und dem griechischen Kaiserthume ein Ende gemacht, von welcher Zeit an die Osmanischen Türken über ein Jahrhundert lang die Christenheit hart bedrängten und als Eroberer eine glänzende Rolle spielten. Ihre höchste Macht erreichten sie unter Selim I. (1512—1520) und unter dessen einzigem Sohne Soliman II. (1519—1566), welcher sich unter vielfachen anderen Unternehmungen auch gegen Rhodus, den damaligen Sitz des Johanniterordens (vergl. Johannes der Täufer) wendete. Ungeachtet der Großmeister Philipp Villiers de l'Isle sich lange heldenmüthig vertheidigte, mußte er sich endlich doch ergeben, erlangte indessen (1522) die ehrenvolle Bedingung eines freien Abzuges. Einige Jahre später (1530) wies Kaiser Karl V. den Johanniterrittern die Insel Malta als Wohnsitz an unter der Bedingung, daß sie zunächst einen beständigen Krieg gegen die Ungläubigen und gegen die Seeräuber führen, später aber, falls es ihnen gelänge, Rhodus wieder zu erobern, die Insel Malta an Neapel zurückgeben sollten.

Inzwischen hatte Sultan Soliman längs der ganzen Nordküste von Afrika Raubstaaten errichtet und den Beherrscher von Algier zum Großadmiral der türkischen Flotte ernannt, vermittelst deren derselbe Tunis eroberte und nun auch die Insel Malta bedrohte. Da nunmehr die ganze Christenheit laut einen neuen Kreuzzug forderte, so unternahm Karl V. denselben, die glänzendste That seines Lebens. Auf der Insel Sardinien sammelte er seine Schaaren, und von Cágliari aus ging 1535 eine Flotte von 500 Schiffen mit 30,000 Kriegern unter Segel. Die Festung Goletta, der Schlüssel von Tunis, wurde mit Sturm genommen und gegen 20,000 Christensclaven in Freiheit gesetzt. Somit war auch Malta auf eine Zeit lang gerettet. Der löwenmuthige Soliman kannte indessen keine Ruhe; als ein beinahe 70jähriger Greis griff er 1565 (D. C. V, 8) die Insel von neuem an, deren Besatzung sich unter Lavalette aufs tapferste vertheidigte, so daß er sich mit großem Verluste zurückziehen mußte. Von da an behaupteten sich die Ritter ehrenvoll bis zum Jahre 1790, ohne daß irgend welche fremde Vermittelung nöthig gewesen wäre.

Werfen wir nun einen Blick auf Sch.'s poetische Gestaltung des an sich eng begrenzten historischen Materials, so werden wir nach Malta geführt. Soliman, der dem Orden den Untergang geschworen, hat seine ganze Macht vor der Insel vereinigt. Die türkische Flotte hält beide Seehäfen gesperrt und das Fort St. Elmo ist bereits zu Lande angegriffen. Es handelt sich darum, dasselbe zu halten, da die Vertheidigungsmittel ausreichend sind, zugleich aber auch auf Entsatz von Sicilien zu rechnen ist. Philipp II., König von Spanien und gleichzeitig Besitzer des Königreichs beider Sicilien, hat angesichts der seinen Staaten drohenden Gefahr Hülfe zugesagt, ist jedoch zu kräftigem Handeln nicht zu bewegen. So wächst die Gefahr und mit ihr die bangen Sorgen des Großmeisters. Bei der entschiedenen Uebermacht des Feindes kann nur jener ursprüngliche Geist, der den Orden ins Dasein gerufen, zu treuem Ausharren ermuthigen und schließlich

zum Siege führen. Dieser Geist aber ist entflohen; die Ritter haben es verlernt, ihre persönlichen Neigungen den Ordensgesetzen zum Opfer zu bringen; sie murren über die ihnen auferlegten Lasten und verlangen, daß das Fort aufgegeben werde. Jetzt wird es dem Großmeister klar, daß ein neuer Geist über den Orden kommen müsse; aber er selbst hat die Gesetze desselben übertreten, denn er hat einen Sohn, St. Priest, der sich unter den Vertheidigern von St. Elmo befindet. Ihn möchte er gern erhalten, daher seine schwankenden Maßregeln. Erst als eine wirkliche Empörung unter den Rittern ausbricht, wird er zu einem bestimmten Entschlusse getrieben. Sein eigenes erhebendes Beispiel soll den Rittern neuen Muth einflößen, das Vertrauen auf ihre Kraft wiederherstellen; er sucht sich die Tüchtigsten und Edelsten aus, um an ihrer Spitze die Vertheidigung des Forts zu übernehmen. Da naht sich sein Sohn. Ohne zu wissen, daß der Großmeister sein Vater ist, erklärt er, daß er an der Empörung keinen Theil habe und treu mit ihm ausharren wolle. Von Rührung übermannt, giebt sich Lavalette ihm als Vater zu erkennen und beide wollen nun vereint die Vertheidigung fortsetzen. Dieses Beispiel ist von wunderbarer Wirkung. Von tiefer Reue ergriffen, kehren die Ritter zum Gehorsam zurück; die neugeschaffene Eintracht steigert sich zu glühender Begeisterung; ja, man bittet den Großmeister inständigst, vom persönlichen Kampfe abzustehen, um sich selbst dem Orden zu erhalten. Widerstrebend willigt er ein, während St. Priest mit den übrigen Rittern nach St. Elmo zurückkehrt. Das Fort wird zwar von den Türken erstürmt, der Sieg aber ist für sie zugleich eine moralische Niederlage. St. Priest ist im Kampfe gefallen und wird von Allen tief betrauert. Jetzt offenbart Lavalette seine ganze Seelengröße, indem er das Loos seines verklärten Sohnes preist. Er betrachtet fortan alle Ritter als seine Söhne und den Sieg des Ordens über den Feind wie über sich selbst als entschieden. Die Kraft seines ursprünglichen Geistes ist gerettet.

Daß die Ausführung eines so einfachen und durchsichtigen Planes unterblieb, ist allerdings zu bedauern. Sch. hätte es hier mit der Darstellung einer erhabenen Idee zu thun gehabt, wie er sie liebte; und da das Stück lauter männliche Charaktere enthielt, so wäre es vermuthlich ein treffliches Seitenstück zu seiner Jungfrau von Orleans geworden. Die Idee selbst ist in der Herstellung des geistlichen Sinnes aus der Verweltlichung, der Einigung aus der Zwietracht zu suchen. Die Träger dieser Idee sind der Großmeister und St. Priest, die sich in begeistertem Heldenmuthe dem Tode weihen. Ihnen gegenüber wird das Schicksal durch die furchtbare Türkenmacht repräsentirt, welche die kleine Heldenschaar zu erdrücken droht. Was die Ausführung betrifft, so mußten zwei Handlungen parallel neben einander hergehen, eine auf der Scene, die sich vor den Augen des Zuschauers entwickelte und eine zweite hinter derselben, von der er nur zu hören bekam. Daneben sollte der Chor, als Vertreter des guten Geistes in dem Orden, eine bedeutungsvolle Rolle spielen, wodurch dem Dichter reiche Gelegenheit geboten war, seiner damaligen lyrischen Stimmung einen Ausdruck zu geben. Wenn Sch. gleichwohl mit der Ausführung dieses Planes zögerte, so hatte dies vielleicht darin seinen Grund, daß es demselben an Reichthum der Handlung fehlte, während er selbst sich umfangreicheren dramatischen Aufgaben gewachsen fühlte.

Mameluk, arab. eig. ein Beherrschter, ein Sclave; gew. ein christlichen Eltern geraubter, in der muhamedanischen Religion erzogener Sclave. Die ägyptischen Sultane pflegten seit dem 13. Jahrhundert besonders die aus dem Kaukasus stammenden Sclaven ihres ausgezeichneten Muthes wegen zu Leibwächtern auszuwählen; daher (Ged. D. Kampf mit d. Drachen):

„Muth zeiget auch der Mameluk."

Bald schwangen sich die Mameluken zu hohen Staatsämtern empor, bis sie endlich einen Sultan vom Throne stießen und beinahe drei Jahrhunderte lang Aegypten beherrschten. Erst

im Jahre 1517 machte Sultan Selim I. ihrer Herrschaft ein Ende.

Mammon, ein biblischer (Ev. Matth. 6, 24) Ausdruck, der s. v. w. Geld, Reichthum (Menschenf.) bedeutet; daher (Mcb. I, 4) die Worte der Hexe:

„Und der falsche Mammon, er floh davon,

und (R. II, 3): „Nein, bei allen Schätzen des Mammons!"

Mänaden, pl. von Mänas, s. Bacchus.

Mandat, von dem lat. mandāre, verordnen, befehlen; 1) ein landesherrlicher Befehl (W. T. III, 3 — Tur. II, 2), 2) eine obrigkeitliche Verordnung (V. a. v. E.), 3) ein Militairbefehl (Wst. L. 10).

Manen (Ph. V, 7) nannte man bei den Römern die abgeschiedenen Seelen, die Schatten der Verstorbenen, deren Ueberreste man im Hause beizusetzen pflegte, von deren Seelen aber man glaubte, daß sie mit der Oberwelt noch in gewisser Verbindung ständen. Die Manen wurden von den hinterbliebenen Angehörigen mit scheuer Furcht verehrt; daher sagt Hiob (Dem. II, 1) zur Marfa:

„Du ehrst die Manen deines Sohnes, du wirst
Nicht dulden, daß ein frecher Abenteurer
Ihm aus dem Grabe seinen Namen stiehlt."

Als Zeichen der Verehrung pflegte man ihnen an besonders geweiheten Stätten Altäre zu errichten, wie (Ged. 4. B. d. Aen. 84):

„Auch stand, den Manen des Gemahls geweiht,
Im Hause eine marmorne Capelle"

War der Abgeschiedene eines gewaltsamen Todes gestorben, so hatten die Hinterbliebenen die Pflicht, an den Mördern Rache zu nehmen; daher (M. St. I, 4):

„Des Gatten racheforderndes Gespenst."

und (Ged. D. Kraniche d. Ibykus), wo es von dem Volke heißt:

— — — — „es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlagenen Manen."

ferner (J. v. O. III, 4):

„Ihr Todesgötter, rechnet mir's nicht zu,
Daß ich mein schrecklich Rachgelübde breche."

und (Br. v. M. 5, 491), wo Don Cesar in Beziehung auf seinen von ihm getödteten Bruder sagt:

„Nicht freudig, wie ich gerne will, kann ich
Das letzte Opfer seinen Manen bringen."

Manier, von dem frzs. manière, eig. die Handhabung; die Art und Weise des Benehmens, wie (F. Pers.-Verz.) „Gang und Manieren"; (Par. III, 11) „süßliche Manieren" und (Tur. II, 2) „prinzliche Manieren"; oder: die Art und Weise, in einer Sache zu verfahren, wie (R. III, 2 — K. u. L. III, 1) und (V. a. v. E.) „diese Manier ist eine Usurpation des Schriftstellers".

Mann Gottes (Mcb. V, 13), ein biblischer Ausdruck (vergl. V. Mose, 33, 1; I. Sam. 9, 6; I. Kön. 13, 14 und 17, 24; Jer. 35, 4), mit welchem die Propheten bezeichnet werden, deren Leben dem Dienste des Herrn geweiht war.

Mannichfaltigkeit, Die (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Sch. sagt in den „zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" (Bd. 11, S. 461): „das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet; jenes gefällt im Begriff, dieses in der Anschauung". Da nun die Guten und Verständigen unter der Herrschaft des Begriffs stehen, so sind sie einer einzigen Form unterworfen, auf die sie alle Lebenserscheinungen zurückführen. Auf dem Gebiete der Schönheit aber, nach welcher die lebendige Empfindung ein nicht abzuweisendes Verlangen trägt, herrscht die Mannichfaltigkeit der Formen, die allein dem liebenden Herzen wohlthut.

Mansanares, richtiger Manzanares, s. Madrid.

Mansfeld. Als Friedrich V. (s. d.) von der Pfalz auf dem weißen Berge bei Prag geschlagen und sein Land von baierschen und spanischen Truppen erobert worden, eilten zwei tapfere Männer, Graf Ernst von Mansfeld und Herzog Christian

Digitized by Google

von Braunschweig den Protestanten zu Hülfe. Nachdem der erstere Hülfstruppen für die Böhmen geworben, plünderte er die katholischen Stifter am Rhein, warb dann mit englischem Gelde ein Heer, um in die östreichischen Erbstaaten einzubringen, wurde aber (25. April 1626) von **Wallenstein** bei Dessau geschlagen; daher sagt Isolani (Picc. I, 1):

„Es sind jetzt zehen Jahr,
Als wir bei Dessau mit dem Mansfeld schlugen."

Hierauf setzte er, von Wallenstein verfolgt, seinen Marsch bis Ungarn fort, worauf sich die Worte der Marketenderin (Wst. L. 5) beziehen:

„Bin hinauf bis nach Temeswar
Gekommen mit dem Bagagewagen,
Als wir thäten den Mansfelder jagen"

In Ungarn wollte er sich mit dem Fürsten Bethlen Gabor vereinigen, entließ aber seine Truppen, als dieser seine Gesinnung änderte. Hierauf beabsichtigte er, über Venedig nach England zu gehen, ward aber unterweges krank und starb (1626). — Sein Gesinnungsgenosse Christian von Braunschweig, Administrator des Bisthums Halberstadt und Bruder des regierenden Herzogs von Braunschweig, war 1622 von Tilly aus der Pfalz vertrieben und 1623 bei Stadtloo im Münster'schen geschlagen worden; er starb in demselben Jahre; daher (Picc. IV, 4) Buttler's Worte:

„Dem Mansfeld fehlte nur, dem Halberstädter
Ein längeres Leben, mit dem Ritterschwert
Landeigenthum sich tapfer zu erfechten."

Mantua, eine starke Festung am Mincio in der Lombardei. — Als Herzog Vincenz von Mantua und Montferrat ohne Kinder gestorben war, hatte sein nächster Anverwandter, Karl, Herzog v. Nevers von dieser Erbschaft Besitz genommen. (Vergl. Sch.'s Geschichte des dreißigjährigen Krieges; Bd. 9, S. 158). Hiermit aber waren weder die Spanier, die Besitzer von Mailand, noch Kaiser Ferdinand zufrieden. Der letztere schickte daher

Digitized by Google

eine Armee über die Alpen, welche Mantua mit Sturm eroberte (1630); daher (Wst. L. 5) die Worte der Marketenderin:

„Zog mit dem Succurs vor Mantua"

Mäonide, s. Homer.

Marc Anton, Abk. für Marcus Antonius, der nach Cäsars Tode mit Octavianus und Lepidus zu dem zweiten Triumvirat verbunden war (s. auch Kleopatra). Marcus Antonius war 68 v. Chr. geboren und mit Cäsar verwandt. Er unterstützte dessen Partei und ward von ihm bei dem Ausbruche des Krieges gegen Pompejus zum Oberbefehlshaber von Italien ernannt, später aber, da er ein schwelgerisches Leben führte, mit Kälte behandelt. — Anspielend auf dieses Verhältniß sagt Macbeth (Mcb. III, 3) von Banquo:

„— — — — Ihn allein, sonst keinen fürcht' ich.
Ihm gegenüber wird mein Geist gezüchtigt,
Wie Marc Antons vor Cäsars Genius."

Marcellus, vergl. Archimedes.

Marchese [spr. ch = k], ital. s. v. w. Marquis, s. d.

Marcusplatz (Gstſ. 10, 129), ein herrlicher, von prächtigen Gebäuden mit Bogengängen umgebener Platz in Venedig, auf dem man sich gegen Abend zu versammeln pflegt, um spazieren zu gehen und sich zu erfrischen.

Maria, die Mutter Jesu, wegen der hohen Gnade, die ihr zu Theil geworden, „die Hochgebenedeiete" (D. C. I, 2) genannt (vom lat. bene dicĕre, d. i. selig preisen), heißt in der Sprache der katholischen Kirche häufig auch die heilige Jungfrau oder die „Mutter Gottes" (J. v. O. I, 10), bei Sch. (M. St. I, 6) auch „die heilige Mutter". Neben den wenigen Zügen, welche die heilige Schrift aus ihrer Lebensgeschichte berichtet, hat die Legende ihren Tod mit der Himmelfahrt ausgeschmückt, woher die katholische Bezeichnung „Himmelskönigin" (J. v. O. IV, 1 u. IV, 3). Bekanntlich findet man ihr Bild in katholischen Ländern häufig öffentlich aufgestellt; daher

(J. v. O. I, 10) „ein uralt **Muttergottesbild**" und (Ged. D. Kampf m. d. Drachen):

„Die **Mutter** mit dem Jesusknaben"

In frommer Begeisterung vergleicht Johanna von Orleans, auf das Symbol des heiligen Geistes, „die **weiße Taube**" hindeutend (J. v. O. Prol. 3) sich selbst mit der heiligen Jungfrau:

„Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte **Jungfrau** wird er sich
Verherrlichen, denn er ist der Allmächtige!"

und (J. v. O. I, 9):

„Gott und die **heilige Jungfrau** führt auch an!"

„Vom Sohne der Maria" (J. v. O. I, 11), s. v. w. vom Herrn.

Maria, Die schottische (K. u. L. II, 3), s. Maria Stuart.

Maria, Die spanische (M. St. IV, 10). Maria, die älteste Tochter Heinrichs VIII. (vergl. d.) und Katharina's von Aragon, war die Vorgängerin der Königin Elisabeth und regierte von 1553—1558. Sie besaß, wie ihre Mutter, eine entschiedene Abneigung gegen den Protestantismus, während sie von ihrem Vater den finsteren, blutdürstigen Charakter geerbt hatte. Während ihrer kurzen Regierung brachte sie nicht weniger als 800 Menschen um des Glaubens willen auf das Blutgerüst. Auch ihre Vermählung mit Philipp II. von Spanien, die übrigens nur ein Jahr von Bestand war, hatte keineswegs die Sympathien der Nation; ebenso verloren die Engländer unter ihrer Regierung Calais und damit Alles, was ihnen von ihren alten Eroberungen in Frankreich geblieben war; daher sagt Paulet (M. St. I, 1) von Maria Stuart:

„Verschworen kam sie gegen Englands Glück,
Der **spanischen Maria** blut'ge Zeiten
Zurück zu bringen, Engelland katholisch
Zu machen, an den Franzmann zu verrathen."

Maria Stuart. Die ursprüngliche Idee zu diesem Trauerspiele faßte Sch. im Jahre 1783, wo er sich in Bauerbach,

unmittelbar nach Vollendung von Kabale und Liebe mit dem Stoffe beschäftigte und muthmaßlich schon das Schema zu dem ersten Act entwarf. Aber andere Studien und Entwürfe, vor Allem sein Don Carlos und der Wallenstein, drängten den neuen Plan auf lange Zeit in den Hintergrund. Erst 16 Jahre später, als Schiller von Weimar, wo er seine Piccolomini und Wallenstein's Tod zum ersten Male hatte aufführen sehen, nach Jena zurückkehrte, nahm er gleich am folgenden Tage, den 26. April 1799, die Geschichte der Maria Stuart vor, studirte ihren Prozeß, die Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth und machte sich mit dem englischen Verfassungsleben, sowie mit den damaligen reformatorischen Bestrebungen auf kirchlichem Gebiete genauer bekannt. Anfangs war er noch zweifelhaft, ob er seine dichterische Thätigkeit der Maria Stuart oder den Maltesern (s. d.) zuwenden sollte; aber nach der langen Beschäftigung mit dem Wallenstein war er der Soldaten, Helden und Herrscher vorläufig herzlich satt und freute sich, schon um des Contrastes willen, daß die Geschichte ihm hier zwei Frauen darbot, deren leidenschaftlich erregte Gemüthsstimmung ein rein menschliches Interesse gewährte, und deren tragischen Conflict er seiner Individualität gemäß gestalten konnte. Obwohl er noch nicht über alle Punkte mit sich einig, und das Schema für das ganze Stück noch nicht entworfen war, so finden wir ihn doch bereits im Juni mit dem lebhaftesten Interesse bei dem ersten Acte beschäftigt, welcher zu Ende Juli beendigt wurde. Im August folgte der zweite Act, worauf eine längere Pause eintrat; denn theils hielten ihn die Entbindung seiner Frau und eigene schwere Krankheit vom Arbeiten zurück, theils verlangte die Herausgabe seines Musenalmanachs, daß er sich auf einige Zeit in eine lyrische Stimmung versetzte. Aber im Winter rückte die Arbeit rüstig vorwärts, um so mehr, als er seinen Lieblingswunsch, die Uebersiedelung nach Weimar, zu Anfang des December erfüllt sah. Am letzten Abend des Jahres konnte er noch „einen seiner Helden", den Mortimer, „unter die Erde bringen"; das Stück war

also bei der vierten Scene des vierten Actes angelangt. Die Vollendung des letzteren verzögerte sich bis zum Mai 1800, wo wir von einer Abendvorlesung hören, in welcher der größte Theil der Maria Stuart mitgetheilt wurde. Um dem fünften Acte seine dichterische Gestaltung zu geben, ging Schiller nach Ettersburg, dem Lustschlosse seines Herzogs. Der öfter geäußerte Wunsch, ein Potentat möge ihm einmal Gefährliches zutrauen und ihn auf einige Zeit in einer Bergfeste mit schöner Aussicht gefangen halten, wo er indeß die Freiheit haben müßte, auf den Wällen spazieren zu gehen, wurde ihm hier zur besseren Hälfte erfüllt, um so mehr als der Zusatz, er würde dann „Werke so recht aus einem Gusse" schaffen können, sich gleichzeitig verwirklichte. Nunmehr folgte die Einrichtung des Stückes für das Theater, so daß die erste Aufführung am 14. Juni vor sich gehen konnte. Das Publicum war leider nicht ganz befriedigt, da die Darsteller nicht durchweg genügten; als aber später in Lauchstädt, nachdem Manches geändert und gekürzt worden, eine Wiederholung stattfand, war das Verlangen nach dem Stück ein so gewaltiges, daß dem Cassirer alle Billets aus seiner Wohnung abgeholt wurden, und am Abend die Musiker des Orchesters auf der Bühne placirt werden mußten, um Raum für die Zuschauer zu gewinnen. Am 8. Januar 1801 wurde Maria Stuart zum ersten Male in Berlin gegeben und ist seit jener Zeit ein Lieblingsstück des Publicums geblieben.

Für diejenigen, welche von einem Drama außer den poetischen Schönheiten auch ein möglichst hohes Maß historischer Treue verlangen, ist es wichtig, sich mit der geschichtlichen Grundlage unseres Stückes bekannt zu machen.*) M a r i a S t u a r t, die Tochter Jacobs V. von Schottland und der Maria von Lothringen,

---

*) In der nachfolgenden Darstellung sind wir im Ganzen der in Beckers Weltgeschichte Bd. 8 gegebenen Erzählung gefolgt, welche mit den von Sch. höchst wahrscheinlich benutzten Quellen: Robertson's Geschichte von Schottland, Hume's history of England und Rapin de Thoiras, histoire d'Angleterre (vgl. Palleske II, S. 304) durchweg übereinstimmt.

einer Schwester der Guisen, wurde 1542 geboren. Schon acht Tage nach ihrer Geburt starb ihr Vater, dessen einzige Erbin sie war. Alsbald faßte Heinrich VIII. (s. d.) den Plan, die junge schottische Thronerbin mit seinem um fünf Jahre älteren Sohne (nachmals Eduard VI.) zu vermählen, um auf diese Weise beide Reiche mit einander zu vereinigen; aber Marias Mutter, eine eifrige Katholikin und Freundin des französischen Thrones, wies den Antrag zurück. Sie schickte vielmehr ihre Tochter schon in dem zarten Alter von fünf Jahren nach Frankreich, ließ sie dort in einem Kloster erziehen und vermählte sie 1558 mit dem Dauphin, der bereits ein Jahr darauf als Franz II. zur Regierung kam. Durch Schönheit und Bildung ausgezeichnet, von ihrem Gemahl innig geliebt, war Maria Stuart an dem französischen Hofe bald der Gegenstand allgemeiner Verehrung und Bewunderung, was für das jugendliche Herz um so bedenklicher wurde, als Vergnügungungssucht, Leichtsinn und Unsittlichkeit die charakteristischen Züge des damaligen Hoflebens waren. So wurde der Grund zu Maria Stuarts späterem Unglück gelegt.

In England hatte um diese Zeit (1558) Elisabeth (s. d.) den Thron bestiegen. Nach dem Tode ihrer unglücklichen Mutter Anna von Boleyn war sie theils durch ihre Stiefmutter (vergl. Heinrich VIII.), theils durch ihre Schwester (s. Maria, die spanische) unter strengem Druck gehalten worden. Beschäftigung mit Wissenschaften, selbst mit den alten Sprachen war ihre hauptsächlichste Thätigkeit, Musik und weibliche Handarbeiten ihre einzige Erholung gewesen. So kam Elisabeth im Alter von 25 Jahren fast gleichzeitig mit ihrer Nebenbuhlerin zur Regierung, aber von einem ganz anderen Geiste beseelt. In der Schule des Unglücks hatte sie sich Selbstbeherrschung und männliche Entschlossenheit angeeignet, Eigenschaften, die sie zur Regentin vollständig befähigten. Außer Philipp II. von Spanien hatten sich mehrere Königssöhne um ihre Hand beworben, ja mancher englische Pair schmeichelte sich, durch eine Verbindung mit ihr einen bedeutungsvollen Einfluß auf die Regierung des

Digitized by Google

Landes zu erhalten. Elisabeth aber wies alle Anträge zurück und erwiederte dem um die Thronfolge besorgten Parlamente, England sei ihr Gemahl, und sie begehre nichts Anderes, als daß man einst auf ihrem Grabstein lesen möge: „Hier ruht Elisabeth, die als jungfräuliche Königin lebte und starb." Nichtsdestoweniger sah sie es nicht ungern, wenn man ihrer Schönheit huldigte und ihren Reizen schmeichelte. Gleich nach ihrer Thronbesteigung zog sie vor Allem die verworrenen Religionsverhältnisse Englands in sorgfältige Erwägung. Da sie nach römischer Anschauung als unehelich geboren betrachtet wurde, und überdies das übermüthige Benehmen Papst Paul's IV. sie gröblich verletzte, so war es nicht zu verwundern, wenn sie, die protestantisch Erzogene, der katholischen Kirche um ihrer Ehre wie um ihres Thrones willen innerlich abhold war. Sie ließ sich daher von neuem den Suprematseid (s. Heinrich VIII.) leisten und folgte rücksichtlich der Wiederherstellung der reinen Lehre den Vorschlägen William Cecils, nachmaligen Lords von Burleigh, welcher einer ihrer vertrautesten Rathgeber war. Gleichwohl ging sie in ihren reformatorischen Umgestaltungen behutsam vorwärts und bewahrte von den katholischen Ceremonien so viel, als sich nur irgend mit der neuen Lehre vertragen wollte. Auf diese Weise entstand die englische Episcopalkirche. Da dieser gegenüber die Puritaner (s. d.) alles Ceremonielle möglichst beseitigt haben wollten, so war es erklärlich, daß weder sie, noch die Katholiken mit Elisabeths Einrichtungen zufrieden waren. Die römisch katholische Partei in England war ihr auch darum gefährlich, weil dieselbe Heinrich's VIII. Ehe mit Anna v. Boleyn als eine kirchlich ungültige betrachtete und sie somit nicht als rechtmäßige Thronerbin anerkennen konnte; dies war um so bedenklicher, als Maria Stuart, als Enkelin Margaretha's, der ältesten Schwester Heinrich's VIII. nach ihr den nächsten Anspruch auf den englischen Thron hatte. Ja, was noch mehr ist, Maria's Oheime (s. Lothringische Brüder) hatten bereits das junge Herrscherpaar, Franz II. und seine Gemahlin beredet, den

Titel eines Königs und einer Königin von England anzunehmen, wodurch bei Elisabeth Haß und Eifersucht erweckt wurden, da der Ruf von Maria Stuart's Schönheit ihr ein Dorn im Auge war.

In Schottland hatte nach dem Tode Jacob's V. dessen Wittwe unter höchst schwierigen Verhältnissen die Regierung geführt, denn der Adel lag mit dem Königthum in stetem Kampfe, der noch dazu mit Grausamkeit und Barbarei geführt wurde. Was das gemeine Volk betrifft, so war es in Unwissenheit, Rohheit und Aberglauben versunken und ließ sich von einem unsittlichen Clerus ruhig knechten, während Johann Knox (geb. 1505) mit seinen reformatorischen Bestrebungen und durch die hinreißende Kraft seines Rednertalents bei dem denkenden Theile eine außerordentliche Begeisterung hervorrief, die sich bald in Erbitterung verwandelte, als schwere Verfolgungen über den Apostel der religiösen Freiheit hereinbrachen. So stand 1559 Alles in voller Gährung. Noch schlimmer würden die Verhältnisse dadurch, daß Maria Stuart's Oheime mit dem Plane hervortraten, die Ansprüche der jungen Königin auf den englischen Thron durch Frankreich unterstützen zu lassen. Sollte dies gelingen, so mußte die französische Partei in Schottland gestärkt, die reformirte dagegen wo möglich gestürzt werden. Obwohl Maria, die regierende Königin-Wittwe, die Gefährlichkeit dieses Unternehmens einsah, so gab sie doch dem französischen Einflusse nach, was eine Empörung ihrer reformirten Unterthanen zur Folge hatte. Zwar gelang es ihr, durch französische Hülfstruppen den Aufstand zu unterdrücken, aber jetzt wandten sich die Reformirten um Hülfe nach England, die ihnen auch ohne Verzug gewährt wurde. Eine englische Flotte erschien an den schottischen Küsten und zwang die Franzosen zu capituliren; dazu kam, daß Maria selber starb, und nun wurde von englischer Seite mit den schottischen Ständen ein Vertrag zu Edinburg (I, 1) geschlossen, zufolge dessen Franz II. und Maria Stuart Titel und Wappen von England und Irland ablegen, die französischen Truppen aber

abziehen sollten. Natürlich wurde dieser Vertrag auch der Maria Stuart zur Unterschrift vorgelegt (1560); aber, von den Guisen gehetzt, zögerte sie mit der Bestätigung desselben. Kurz darauf starb ihr Gemahl, welchem in Frankreich Karl IX. unter Vormundschaft der Katharina von Medici folgte. Somit war sie nur noch Königin von Schottland, wohin sie jetzt zurückkehrte, indem sie auf der Reise ihr Gesicht traurig dem geliebten Jugendlande zuwendete.

So kam die neunzehnjährige Maria Stuart, verwittwet und verwaist im Jahre 1561 nach Schottland, um ihren Regentenpflichten zu genügen. Aber wie war dies zu erwarten in einem Lande, das unter den Wirren politischer und religiöser Parteiungen seufzte, bei einem Volke, dessen finsterer Ernst nur zu geneigt war, der jungen Königin ihre heitere Lebensanschauung als Sünde, ihren katholischen Glauben als Verbrechen anzurechnen. Die Religion war der nächste Anlaß zum Mißvergnügen. Durch einen Parlamentsbeschluß war dem Papste alle Macht und Gerichtsbarkeit aberkannt worden; mit Maria Stuart sah man den römischen Götzendienst, wie man die Messe nannte, zurückkehren. Maria sah wohl ein, daß sie, wenn sie sich auf dem Throne halten wollte, vor Allem mit der Königin von England in Frieden leben müsse; sie schickte deshalb den Sir Jacob Melvil als Botschafter zu ihr, der durch sein einschmeichelndes Wesen manche Differenzen auszugleichen wußte, dennoch aber sich veranlaßt sah, seine Königin vor Elisabeth zu warnen. Inzwischen war Maria Stuart von ihren Unterthanen gedrängt worden, sich aufs neue zu vermählen; auch Lord Burleigh schien dies zu wünschen, da ihm die Freundschaft der beiden Königinnen keineswegs angenehm war. Er hatte ihr als Gemahl den Günstling der Elisabeth, Robert Dudley, Graf von Leicester, vorschlagen lassen; sie aber wählte (1565) den jungen Grafen Heinrich Darnley, der, wie sie, von Heinrichs VIII. Schwester Margarethe abstammte, also ihr Vetter war. Dies konnte Elisabeth unmöglich gleichgültig sein, denn durch Marias Verbindung mit einem Sprößling aus

dem königlichen Hause wurde deren Anrecht auf den englischen Thron nur gestärkt. Indessen war die Ehe mit Darnley keine glückliche, denn Maria, an die feine französische Umgangssitte gewöhnt, fand in ihm einen rohen Menschen, von dem sie sich unwürdig behandelt sah. Es trat daher bald eine gegenseitige Abneigung ein, die sich von Maria's Seite in Haß verwandelte, als Darnley den von der Königin begünstigten Geheimschreiber Rizzio (I, 4) zu deren Füßen ermorden ließ. Wenige Monate nach dieser That ward Maria von einem Sohne entbunden, der nachmals als Jacob VI. ihr und Elisabeths Nachfolger ward. An Rizzio's Stelle trat der Graf von Bothwell, einer der mächtigsten schottischen Edelleute, welcher, wie man behauptete, ihr das Versprechen gegeben hatte, sie von Darnley zu befreien. Wenigstens erfolgte diese Befreiung bald, indem Darnley in einem Landhause bei Edinburg durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt wurde. Ob Maria an dieser That (I, 4) irgend welchen Antheil hatte, ist geschichtlich nicht festgestellt; so viel aber ist richtig, daß sie sich allen Abmahnungen zum Trotz (1567) mit dem allgemein für den Mörder gehaltenen Bothwell (II, 3) vermählte, der zu diesem Zweck von seiner Gemahlin geschieden werden mußte.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß sich Maria den Abscheu ihres Volkes zuzog. Von einer Anzahl mächtiger Edelleute überfallen, mußte Bothwell entfliehen und entkam nach Dänemark, wo er nach zehnjähriger Gefangenschaft im Kerker an Wahnsinn starb. Maria selbst wurde nach Edinburg zurückgeführt und auf das Schloß Loch Leven gebracht, wo die Stände sie nöthigten, die Regierung niederzulegen und die Krone an ihren unmündigen Sohn Jacob unter der Regentschaft des Grafen Murray abzutreten. Jetzt (1568) entfloh Maria nach England zur Königin Elisabeth, die sich schon früher als Vermittlerin in dem Streit zwischen der schottischen Königin und ihren Unterthanen angeboten hatte. Im englischen Staatsrath entstand nun die Frage, was der Hülfesuchenden zu gewähren

sei. Lord Burleigh fand es eben so bedenklich, Maria gegen den Willen ihrer Unterthanen auf den Thron zu setzen, als ihr zu gestatten, daß sie sich an Frankreich wende, um dessen Hülfe in Anspruch zu nehmen. Aber auch sie in England auf freiem Fuß zu lassen, war eine höchst mißliche Sache: man kam daher auf den in keiner Weise zu rechtfertigenden Ausweg, sie so lange gefangen zu halten, bis der Streit mit ihren Unterthanen entschieden sei. Zu ihrem eigenen Nachtheil ging Maria auf den Vorschlag ein, Bevollmächtigte zu ernennen, die ihre Sache vor einem englischen Gerichte vertheidigen sollten, welches sie der Mitschuld an Darnleys Tode auklagte. Da ein sicherer Beweis nicht zu führen war, so wurde die Untersuchung abgebrochen. Nichtsdestoweniger beharrte Elisabeth bei ihrem früheren Entschlusse, Maria Stuart nicht eher zu sehen, als bis sie sich von dem Verdachte des Gattenmordes vollständig gereinigt habe.

Inzwischen hatte sich in einer Partei der englischen Großen ein Plan zu Maria's Befreiung entsponnen. Der Herzog von Norfolk (I, 1), einer der vornehmsten Edelleute des Reiches und das Haupt der Commission, welche mit Maria's Angelegenheit betraut worden worden war, wollte derselben seine Hand reichen. Zu diesem Zwecke suchte er die Häupter des englischen Adels zu gewinnen, welche Elisabeth nöthigenfalls mit Gewalt*) zwingen sollten, ihre Zustimmung zu der beabsichtigten Vermählung zu geben. Indessen ging Norfolk dabei so unvorsichtig zu Werke, daß die ganze Verschwörung vereitelt wurde, und auch der Plan, Maria zu entführen, scheiterte. Jetzt wurde diese noch strenger bewacht, er selber aber in den Tower geworfen. Als er, nachdem er aus der Haft entlassen war, seinen ersten Versuch wiederholte, schlug das Unternehmen abermals fehl, und nun mußte er seine Verwegenheit mit dem Leben büßen.

---

*) Ein Plan, welcher dem Dichter als Motiv zu Mortimers Vorschlägen (II, 8) gedient hat.

Unterdessen hatten sich die Unterhandlungen mit den schottischen Ständen hingezogen, welche die Sache mit Widerwillen betrieben, während es Elisabeth wohl eben so wenig rechter Ernst war. So waren bereits funfzehn Jahre vergangen. Die tiefgebeugte Maria verzichtete jetzt auf jeden Wunsch, der sie an den Glanz einer Königskrone erinnerte; sie war bereit, zu Gunsten ihres Sohnes abzudanken und bat nur um Milderung ihrer Haft. Elisabeth aber glaubte, ihren Versprechungen nicht trauen zu dürfen; blieb ihrer Gegnerin doch immer das nächste Anrecht auf den Thron. Dazu kam, daß die katholische Partei verschiedene Versuche machte, fanatische Menschen zu dingen, welche die Königin von England ermorden sollten, was freilich stets fehlgeschlagen war. Endlich aber wurde (1586) ein Plan von Ballard und Babington (I, 7) entworfen, bei welchem sogar ein geheimer Briefwechsel in Chifferschrift mit Maria gepflogen ward. Die Wachsamkeit des englischen Ministers Walsingham (bei Sch. II, 4 englischer Gesandter in Spanien) entdeckte die Verschwörung, und nun verlangten die Stimmen im Staatsrath, daß eine gerichtliche Untersuchung gegen Maria Stuart eingeleitet würde, um so mehr, als auf einer muthmaßlichen Thronerbin ein so schwerer Verdacht nicht lasten dürfe. Maria wurde jetzt nach dem Schlosse Fotheringhay (s. d.) gebracht und ein Gericht von fünf Oberrichtern und vierzig Edelleuten, meist Feinden der Maria, eingesetzt, um ihr den Prozeß zu machen. Es war ein durchaus unbefugtes Gericht, bei welchem noch dazu ein höchst unregelmäßiges Verfahren (I, 8) stattfand. Die königliche Gefangene hatte sich anfangs geweigert, sich dem Urtheile des Gerichts zu unterwerfen; als man ihr aber sagte, sie würde dadurch nur ihrem Rufe schaden, hatte sie sich gefügt. Ihre Verbindung mit den fremden Höfen leugnete sie nicht, wohl aber ihre Theilnahme an dem hochverrätherischen Plane Babingtons. Daß sie von dem Letzteren Briefe empfangen und ihren Schreibern Nau und Curle (V, 13) Befehl gegeben, dieselben zu beantworten, hatten diese beschworen; indessen erklärte sie dies Zeugniß für

Digitized by Google

falsch und verlangte, mit ihren Belastungszeugen confrontirt zu werden, was in dem Rechtsverfahren jener Zeit jedoch nicht üblich war. Der Schluß der Untersuchung ergab das Todesurtheil, welches die Pflicht der Selbsterhaltung zu gebieten schien, da einerseits das Leben der Königin, andererseits die Zukunft des Staates auf dem Spiele stand.

War das Urtheil nun auch gefällt, so mußte es doch vollzogen und zu diesem Zweck von der Königin unterzeichnet werden. Elisabeth fühlte wohl, welch eine schwere Verantwortung sie hiermit übernahm, und suchte nach einem Ausweg, um eine öffentliche Hinrichtung zu vermeiden. Maria's Hüter Amias Paulet erhielt daher einen versteckten Wink (I, 8), der Vollstreckung des Urtheils durch Gift zuvorzukommen, eine Zumuthung, die dieser mit sittlicher Entrüstung zurückwies. Jetzt ließ Elisabeth ihren Staatssecretair Davison rufen und beauftragte ihn, den Befehl zur Vollstreckung bereit zu halten und ihn ihr zur Unterschrift vorzulegen. Es war ein schwerer Kampf, den sie zu bestehen hatte; aber Maria Stuart war die Prätendentin ihres Thrones, sie war anderer Religion, sie war schöner als Elisabeth — das Alles fiel mächtig ins Gewicht, und so wurde das Urtheil unterzeichnet. Davison erhielt es jetzt zurück, um von dem Kanzler das Siegel darunter drücken zu lassen; am folgenden Tage ließ sie ihm sagen, er möge damit noch warten, aber es war schon geschehen. Als sie ihn nunmehr wegen seiner Eilfertigkeit tadelte und ihn in Ungewißheit ließ, was er zu thun habe, fragte er bei den Staatsräthen an, welche erklärten, die Vollstreckung müsse ungesäumt geschehen, und sie selber würden den Zorn der Monarchin auf sich nehmen. So übergab er denn den Blutbefehl den mit der Vollstreckung beauftragten Grafen von Shrewsbury, Kent, Derby und Cumberland, welche sich sogleich nach Fotheringhay begaben und der Maria Stuart ankündigten, sie möge sich für den Morgen des 8. Februar 1587 um acht Uhr bereit halten. In Betreff des tragischen Abschlusses dieses historischen Dramas ist Sch. in seiner Dichtung der Geschichte

treu gefolgt; nur in Beziehung auf die Abendmahlsscene ist zu bemerken, daß Maria eine von dem Papst Pius V. geweihte Hostie genoß, welche sie zu diesem Zwecke seit langer Zeit aufbewahrt hatte. Vor der Thür traf sie ihren alten Hofmeister Andreas Melvil (V, 7), dessen rührende Theilnahme sie fast aus der Fassung gebracht hätte. Indessen ermannte sie sich und bestieg festen Schrittes das Blutgerüst. Noch im Angesicht des Henkerblocks versuchte Dr. Fletcher, der protestantische Dechant von Peterborough, sie zum Uebertritt zur anglicanischen Kirche zu bewegen, aber sie wollte als Katholikin sterben. Erst auf den zweiten Hieb fiel ihr Haupt. So starb Maria Stuart nach beinahe neunzehnjähriger Gefangenschaft in einem Alter von 45 Jahren. Sie hatte früh gealtert, ihr Haar war ergraut, die Spuren ehemaliger Schönheit waren längst verschwunden.

Als Elisabeth die Nachricht von dem Tode ihrer Gegnerin erhielt, zeigte sie sich im höchsten Grade bestürzt, verwünschte den Diensteifer ihrer Leute und ließ eine scharfe Untersuchung gegen ihre Räthe anstellen. Davison wurde ins Gefängniß geworfen und mußte eine Geldbuße von 10,000 Pfd. Sterling erlegen. Sie selbst schrieb in den theilnehmendsten Ausdrücken an Marias Sohn Jacob VI. und rief den höchsten Richter zum Zeugen an, daß sie an dem Tode seiner Mutter unschuldig sei; im Herzen aber war sie froh, der steten Besorgnisse vor den Planen ihrer Feindin endlich überhoben zu sein.

Wenden wir uns nun dem Drama unseres Dichters selbst zu, so müssen wir zunächst auf die Vorwürfe hinweisen, welche dem Stücke wegen seines Verhältnisses zur Geschichte gemacht worden sind. Hoffmeister, welcher diese Vorwürfe (IV, 248 ꝛc.) zusammenstellt, ist der Meinung, Sch. habe hier „so viel Historisches verrückt und übergangen und so Vieles hinzugedichtet, daß diese Tragödie von der Geschichte beinahe eben so sehr abweiche, wie Don Carlos." Wer unsern eben gegebenen geschichtlichen Abriß gelesen, oder wer sich die Mühe nicht verdrießen lassen will, die betreffenden Abschnitte in Schlossers Weltgeschichte

(Bd. XIII, S. 140—165 u. 246—254) nachzusehen, oder auch F. A. Mignet's Geschichte der Königin Maria Stuart (1851) und Genz Regierungsgeschichte der Elisabeth und dessen Leben der Maria Stuart zu vergleichen, der wird diesem Urtheil schwerlich beistimmen. Wir müssen nur erwägen, daß der Dichter uns in seinem Drama nicht die Lebensgeschichte beider Königinnen, sondern nur die letzten Lebenstage der bereits verurtheilten Maria Stuart vorführen will. Das ganze Stück dreht sich um die Vollstreckung oder Verhinderung des blutigen Actes, dem wir gleich von Anfang an entgegen sehen, sowie um die leidenschaftliche Erregung der hierbei betheiligten Personen. Allerdings erscheint Schillers Maria Stuart im Gegensatz zu der historischen auch noch in ihren letzten Lebenstagen in blühender Gestalt, so daß sie nicht nur den abwesenden Leicester, sondern auch den jugendlichen Mortimer, der sie sieht und spricht, mit Liebesgluth entzünden kann; eben so mag uns Maria's Schuld, dadurch daß der Dichter sie in die Ferne rückt, in milderem Lichte erscheinen, während die Machinationen ihrer Feinde, die sich vor unsern Augen vollziehen, das Gepräge planvollen Hasses an sich tragen. Das aber sind poetische Freiheiten, die der Dichter sich wohl erlauben durfte; sonst sind wesentlich historisch-unrichtige Thatsachen in dem Drama nicht vorhanden, wir stimmen daher mit Palleske, wie mit Rönnefahrt*) darin überein, daß Sch. mit seiner Maria Stuart „dem geschichtlichen Boden und den daraus entspringenden Schranken weder entflohen ist, noch „die geschichtlichen Thatsachen, welche die Hinrichtung der M. St. begleiteten, irgend wie veruntreut" habe. Wir dürfen dies um so dreister behaupten, als Sch. gerade um diese Zeit**) sich ernstlich mit Lessings Dramaturgie beschäftigte und sich der Forderungen, welche die Geschichte an ein Drama zu machen berechtigt ist, wohl bewußt war. Da der Dichter von seinen Lesern oder Zu-

*) Vergl. dessen Erklärung der Maria Stuart; Leipzig bei Dyt.

**) Vergl. Palleske II, 304 und unsere Bemerkung Bd. I, S. 207.

schauern die Kenntniß der betreffenden Geschichte nicht immer voraussetzen darf, so muß er dieselben im Verlauf der Handlung mit den nothwendigen Thatsachen bekannt machen; wir erfahren daher auch in unserem Drama das, was zum Verständniß des Ganzen unentbehrlich ist, aus Maria's, Burleigh's, Paulet's und Hanna's Munde. Auf dem hierdurch gewonnenen historischen Hintergrunde erblicken wir die einzelnen Charaktere in ihrer leidenschaftlichen Erregung; wir erblicken Elisabeth, welche über die Königin das Weib vergißt, wir erblicken Maria Stuart, welche über ihre weiblichen Interessen die Würde ihrer Stellung vernachlässigt. Beide bilden einen entschiedenen Gegensatz, jene ist die handelnde, diese die duldende Heldin; aber Maria ist der Mittelpunkt, um welchen die Handlung sich dreht, aus deren Hintergrunde wir zwei streitende Völker und zwei einander entgegenarbeitende religiöse Principien hervorblicken sehen. Die Berechtigung der individuellen Interessen im leidenschaftlichen Kampfe gegen verjährte oder unrechtmäßige Gewalten, einem Kampfe, der aber nicht durchweg mit würdigen Waffen geführt wird, sondern in dem bei den meisten betheiligten Personen die Heuchelei das eigentliche Triebwerk ihres Thuns und Handelns ist, das ist die Idee des Stückes, welches uns neben dem Untergange einer unglücklichen Fürstin zugleich einen treuen Spiegel ihrer Zeit vorführt. Somit sind wir berechtigt, Maria Stuart als ein durchaus historisches Stück zu betrachten.

Gehen wir nunmehr zu einer näheren Betrachtung der einzelnen Personen über. Wir beginnen mit der Königin Elisabeth. Wenn es die Aufgabe des Geschichtsschreibers ist, uns in ihr die Regentin mit besonderer Beziehung auf ihre Wirksamkeit darzustellen, so hat es der Dichter vor Allem mit dem Menschen und dessen Gesinnungen zu thun. Daß Elisabeth als Königin große Eigenschaften hatte, ist bekannt, auch verleugnet Sch. dieselben keinesweges; aber eben so bekannt ist es, daß die historische Elisabeth eine Meisterin in der Verstellung war und sich besonders bei der Hinopferung der Maria Stuart als eine Heuch-

lerin erwies. Der Gegenstand des Stückes verlangte es daher, daß diese Seite ihres Charakters in den Vordergrund gestellt wurde. Von ihrem eigenen Vater anfänglich verworfen, später aber zu seiner Nachfolgerin bestimmt, hat sie den Thron bestiegen, den ihr auch Niemand im Ernste streitig gemacht; aber da sie selbst an der absoluten Legitimität ihres Erbes zweifelt, so muß sie danach streben, sich ihrer Gegnerin gegenüber zu behaupten. Durch ein Parlament beschränkt, dessen Aufgabe es ist, den Willen des Volkes zur Geltung zu bringen, fühlt sie sich in ihren absolutistischen Herrschergelüsten gebunden; dennoch gelingt es ihr, ein Gesetz durchzubringen, das (I, 7) ausdrücklich auf Maria Stuart gemacht ist, und einen Gerichtshof einzusetzen, dem diese sich unmöglich unterwerfen kann. Aber man soll nichts von diesen Machinationen merken, denn obwohl sie die Sklaverei des Volksdienstes (IV, 10) innerlich verwünscht und frei auf ihrem Throne stehen möchte, so versteht sie es doch, gegen den französischen Gesandten wie Maria Stuart gegenüber mit der Liebe ihres Volkes zu prahlen, und stellt sich so, als ob sie in Betreff der Unterzeichnung des Urtheils nur dem Volkswillen weiche. Wie in politischer Beziehung, so heuchelt sie auch in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten. Obwohl dem Katholicismus innerlich nicht abhold, da er dem Absolutismus eine der kräftigsten Stützen gewährt, bemüht sie sich doch, den Protestantismus im Interesse des Staates zu schützen, also, wie auch die Geschichte berichtet, mehr aus Politik als aus Ueberzeugung. Der eigentliche Unterschied der Confessionen ist für sie von geringer Bedeutung, aber insofern ein „herrschwüthiger Priester" (III, 4) ihre königlichen Rechte gefährden kann, ist sie im Stande, ihren vollen Haß gegen die katholische Kirche auszuschütten. Die Religion ist ihr überhaupt nicht Herzenssache, sondern nur ein Mittel zum Zweck; denn wenn sie auch im Staatsrath (II, 3) von dem Beistand Gottes spricht, der die Könige erleuchtet, so kann sie doch unmittelbar darauf (II, 5) den Mortimer loben, daß er so früh der Täuschung schwere Kunst erlernt. Nicht besser

sieht es mit ihrer sogenannten Jungfräulichkeit aus. Wenn nur die Nachwelt sie als jungfräuliche Königin preist, so ist sie schon zufrieden. Ihr Hauptstreben besteht eigentlich darin, unvermählt zu bleiben, so daß die mit dem französischen Dauphin vollzogene Verlobungsscene nur ein Possenspiel ist, durch welches Frankreich gehindert werden soll, energisch für Maria Stuart einzutreten. Wozu sollte sie sich auch vermählen, hat sie doch ihren treuen Leicester, der ihr selbst im Staatsrathe sagen darf, wie nahe er ihr steht, dem sie (II, 9) klagen kann, daß sie nicht wie Maria Stuart leben dürfe, die sich jegliches erlaubt, und das unmittelbar, nachdem sie (II, 5) Mortimer auf „die engsten und zartesten Bande" Hoffnung gemacht, die das Geheimniß stiften soll. So sehen wir in Elisabeth eine Königin, die zwar regiert zu haben meint, wie ein Mann, der unser Dichter deshalb auch mit richtigem Takte kein einziges weibliches Wesen an die Seite stellt, die aber doch nicht frei ist von Gefallsucht und Eitelkeit. Obwohl sie ihre Schwäche offenkundig zur Schau trägt, will sie doch in ihrem Beisein nichts von des Weibes Schwäche hören; gleichwohl ist sie neidisch und eifersüchtig auf die Schönheit ihrer Gegnerin, so daß sie dem Shrewsbury, als er (II, 3) derselben erwähnt, einen ernsten Verweis ertheilen kann. Aber Leicesters Schmeicheleien und Aubespine's galante Redensarten kann sie mit Wohlgefallen anhören. Einem so schwankenden Charakter zu dienen ist eine schwere Aufgabe; das empfindet Burleigh, indem er (I, 8) von dem „Zweifelmuth" der Königin spricht; das bestätigt sich, indem die, welche (II, 3) die Weisheit haßt, die Blut befiehlt, unmittelbar darauf dem zur Milde ermahnenden Talbot sagen kann, sie ziehe die Räthe vor, die ihre Wohlfahrt lieben. Launenhaft, wie sie ist, ist ihr der Rath charaktervoller Männer unbequem, und wir begreifen es wohl, daß sie in einem Augenblick, wo ernste Herrscherpflichten an sie herantreten, des Herrschens müde sein kann. Selbst eine Heuchlerin, vertraut sie am liebsten Naturen, die ihr ähnlich sind, wie Leicester und Mortimer, wird dafür aber auch von beiden hintergangen; das ist ihr

Digitized by Google

Schicksal. Und als sie endlich ihre wahren Freunde verbannt und von ihren falschen Freunden verlassen wird, muß sie mit ihrem bösen Gewissen allein stehen; das ist ihre Strafe.

Der Königin zur Seite steht Robert Dudley, Graf von Leicester [spr. Lester*], nach Schlosser's Weltgeschichte der begünstigte Liebhaber der Elisabeth. Der historische Leicester wird als vornehm, eitel und hochmüthig und zu jedem ernsten Geschäfte untauglich geschildert; er beherrschte die Königin, die ihn nicht entbehren konnte, mußte dafür aber ihre Launen ertragen; er stand mit Maria's Vertrauten in Briefwechsel und gab auch schließlich den Vergiftungsrath. Sch. hat den Charakter nicht geändert, wohl aber idealisirt; Leicester ist bei ihm der Repräsentant der vornehmen Pairs, die sich um Elisabeths Hand bewarben, und zugleich der Hofmann, in dessen Hand, die Intrigue des Stückes ruht. Er ist ein ganz passendes Seitenstück zu seiner Königin, eine eben so heuchlerische, eine eben so schwankende Natur. Er kann im Staatsrath (II, 3) anders sprechen als im Gericht und weiß dies auch schlau genug zu motiviren; von einer selbständigen Meinung aber ist bei ihm nicht die Rede, er richtet sich nach den Umständen und nach den Launen der Königin. Natürlich muß er nun einem energischen Charakter gegenüber vorsichtig auftreten, darum ist er in Sorgen, daß Burleigh ihn durchschaue und vielleicht gar anklage. Aber einem Mortimer öffnet er sein Inneres; dessen Religionswechsel hat sein Vertrauen erweckt, der wird es ihm schon glauben, daß ihn „der Zwang der Zeiten" zu Maria's Gegner gemacht und daß er sie jetzt an der Pforte des Todes aufsuche, daß er sie vor der Welt verfolgen, im Stillen aber lieben könne. Diese Liebe zu Maria Stuart ist die wesentlichste dichterische Zuthat zu dem geschichtlichen Charakter des Leicester, durch sie erscheinen die beiden Königinnen als Nebenbuhlerinnen, durch sie wird die Intrigue des

*) Des Rhythmus wegen schreibt Sch. im Text durchweg Lester, während er sich in den Ueberschriften an die englische Orthographie hält.

Digitized by Google

Stückes bedingt. Daß Leicester Maria wirklich liebt, zeigt sein Benehmen bei dem Empfange ihres Bildes, so wie seine Verzweiflung am Schluß des Stückes; aber sein Ehrgeiz ist mächtiger als seine Liebe, er möchte sich als Königin-Gemahl auf einem Throne sehen. Deshalb wirbt er im Stillen um zwei Königinnen, kann den „Sultanslaunen" seiner Gebieterin schmeicheln und daneben den Weg zu Maria's Rettung im Auge behalten. Erst als Elisabeth sich verlobt, gewinnt die Liebe zu Maria die Oberhand; aber etwas zu ihrer Rettung zu wagen, dazu ist er zu feige. Nur in dem Augenblick, wo er selbst in Gefahr ist, seine einflußreiche Stellung zu verlieren, da giebt die Noth ihm den Muth (IV, 4), den Mortimer preis zu geben und sich mit der feinsten Schlauheit zu rechtfertigen. Und als sich ihm endlich jeder Ausweg verschließt, da opfert er lieber die Geliebte auf, als daß er seinen Ehrgeiz besiegte. Erst am Schluß, wo er Zeuge der entsetzlichen Folgen seines unwürdigen Intriguirens sein soll, da erwacht sein besseres Selbst und treibt ihn in freiwillige Verbannung.

Die zweite Person in Elisabeths Staatsrath ist William Cecil, nachmals Lord von Burleigh, der Geschichte zufolge einer der vertrautesten Rathgeber der Königin, ein Mann von großer Einsicht, aber von weitem Gewissen, für welchen moralische Grundsätze auf dem Gebiete der Politik keine besondere Bedeutung hatten. Der zu erreichende Zweck war ihm stets die Hauptsache, die Mittel machten ihm weiter keine Sorgen. In Betreff der reformatorischen Bestrebungen sprach er sich mit Entschiedenheit für die Losreißung vom Papste aus, hatte dabei aber weniger die Religion als die Kirche im Auge, die er als eine Art politischer Anstalt betrachtete. — Der dramatische Burleigh ist Großschatzmeister, der über die Sicherheit des Staates wacht und auf dessen Vortheil bedacht ist; als Vorsitzender des Parlaments und des Gerichts tritt er für die Ehrenhaftigkeit der Mitglieder des letzteren ein; als eifriger Protestant vertritt er auch das Recht seiner Glaubensgenossen und arbeitet dem

römischen Götzendienst, wie er den Katholicismus nennt, energisch entgegen. Aber Burleigh ist kein streng sittlicher Charakter; er begnügt sich nicht nur mit dem Schein des Rechts; sondern ist auch fähig, sich den geheimen Wünschen seiner Gebieterin dienstfertig zu beweisen, ja sogar dem ehrlichen Amias Paulet die ruchlose Handlung einer geheimen Mordthat zuzumuthen. Ebenso ist er nicht frei von ungerechtfertigter Leidenschaftlichkeit, die ihm als Staatsmann und richterlichem Beamten durchaus fremd sein sollte. Ueberall fühlt man durch, daß er Maria Stuart haßt, weil sie den Staatsinteressen im Wege steht und weil sie Katholikin ist. Sie nennt ihn deshalb einen Späher und will nicht, daß ihr Brief an Elisabeth in seine ungetreue Hand gerathe; ja sie sagt es ihm gradezu, daß er dem Gerichte den Geist geliehen, das auf sie gemachte Gesetz veranlaßt habe und sich nun auch beeile, persönlich ihr den Richterspruch zu verkünden. Und allerdings hat er kein gutes Gewissen, denn obwohl ein schlauer Diplomat, kann er seine Gründe für die Hinrichtung der königlichen Gefangenen nur schlecht rechtfertigen und giebt auf die wohlbegründeten Einwürfe derselben so ausweichende Antworten, daß diese ihn zu wiederholten Malen auffordern muß, bei der Sache zu bleiben. Auch im Staatsrathe erscheint er keineswegs als besonnener und unparteiischer Rathgeber, sondern durchweg als leidenschaftlicher Verfolger seiner Gegnerin, der jede Regung der Milde in Elisabeths Seele zu bekämpfen, jeden Schritt zur Beseitigung eines tragischen Abschlusses der Verhandlungen zu hindern sucht. Nach dem unglücklichen Mordversuch auf Elisabeth dringt er mit übermäßiger Eile auf die Ausfertigung des Todesurtheils, und so wie es unterschrieben ist, entreißt er es dem Davison, um die Vollstreckung so schnell wie möglich zu veranlassen. Dieser übertriebene Diensteifer aber führt schließlich seinen Sturz herbei; Elisabeth verbannt ihn von ihrem Angesicht.

Neben Leicester und Burleigh ist Georg Talbot, Graf von Shrewsbury, die wichtigste Person im Staatsrathe. Der

historische Shrewsbury war der frühere Hüter der Maria, welcher sich durch die Milde gegen seine königliche Gefangene Vorwurf und üble Nachrede zuzog; später gehörte er zu denen, welche mit der Vollstreckung des Urtheils beauftragt wurden. Sch. hat ihm die Würde des Großsiegelbewahrers zuertheilt und seinen Charakter in schönster Weise idealisirt. Talbot ist hochbetagt, Protestant, aber kein blinder Eiferer, sondern ein wahrhafter und aufrichtiger Charakter, dessen strenges Gerechtigkeitsgefühl mit mildem Sinn gepaart ist, der nicht will, daß die Barmherzigkeit im Staatsrath schweige. Er erinnert lebhaft an den Grafen Lerma im Don Carlos. Ein würdiger Vertreter des Humanitätsprincips, erscheint er als Fürsprecher der Maria Stuart, der sich nicht fürchtet, sich dem Zorn seiner königlichen Monarchin auszusetzen, um die unglückliche Gefangene zu retten. Aber er wendet nur edle und würdige Mittel an, um dieses Ziel zu erreichen. So sucht er Maria vor der Zusammenkunft beider Königinnen zu sprechen, um sie vorzubereiten; und nach dem von ihm selber abgewehrten Mordanfall auf Elisabeth bemüht er sich, diese mit gewichtigen Gründen von dem Unrecht ihres Vorhabens zu überzeugen, indem er, auf den Frieden ihrer Seele bedacht, sie auf dessen Folgen aufmerksam macht. Aber leider bleibt seine Auffassung der Verhältnisse eine individuelle; er vermag nicht durchzudringen, die Personen, wie der Geist seiner Zeit sind seinem Ideal nicht reif, und so zieht er sich schließlich auf sich selbst zurück.

Als Nebenpersonen an Elisabeth's Hofe sind Davison und der Graf von Kent zu erwähnen. Ersterer ist Staatssecretair, ein Neuling in seinem Amte, das ihm keine Zeit läßt, an Hoffestlichkeiten theilzunehmen und das ihn ungeachtet seines Eifers dennoch in eine höchst bedenkliche Lage bringt; letzterer scheint eine Art Ceremonienmeister zu sein, denn die Art, wie er (II, 1) von den Hoffestlichkeiten spricht, beweist, daß er lebendigen Sinn und Geschick für solche Dinge hat.

Als Fremde an dem königlichen Hofe erscheinen die Grafen Aubespine und Bellievre. Aubespine, der französische Gesandte, ist ein Hofmann, der nach der Sitte seines Landes zu schmeicheln und sich in galanten Ausdrücken zu bewegen versteht; im Grunde aber spielt er eine zweideutige Rolle. Denn obwohl er sich darauf beschränkt, in der Empfangsscene (II, 2) ein freundliches Wort für Maria einzulegen, weiß er nach Mortimer's Geständniß (I, 6) um den Bund, welchen die zwölf Jünglinge zu deren Befreiung geschlossen, und begünstigt somit die Verschwörung gegen das Leben der Königin. Als er daher nach dem fehlgeschlagenen Mordanfall kommt, um sich in heuchlerischer Weise nach dem Befinden der Monarchin zu erkundigen, muß er es sich gefallen lassen, daß Burleigh ihn des Landes verweist. — Bellievre wird in der Geschichte als Botschafter König Heinrich's III. *) genannt. Die von ihm in Betreff der Verurtheilung Maria Stuart's abgegebene Erklärung, „sein König werde sich für eine solche, allen Königen insgesammt und ihm insbesondere zugefügte Beschimpfung rächen" hat Sch. dem Grafen Aubespine in den Mund gelegt, während Bellievre nur als Vermittler des Heirathsantrages erscheint.

Wir kommen nun zu Maria Stuart, der Heldin des Stücks. Da sie ihren Gatten hat ermorden lassen, eine That, zu der sie sich (V, 7) selbst bekennt, so hat sie das Recht der Könige verwirkt, um so mehr als Darnley mitregierender König war, also das doppelte Verbrechen eines Gatten- und Königsmordes auf ihr lastet. Das schottische Volk hat sie dafür zunächst mit Entthronung bestraft, der verdienten Todesstrafe aber hat sie sich durch die Flucht entzogen. Als Flüchtige und zugleich als Gefangene der englischen Königin lernen wir sie in dem

*) Auf Franz II., den Gemahl der Maria Stuart, der nur ein Jahr regierte, war der zehnjährige Karl IX. (1560—1574) unter der Regentschaft seiner Mutter, Katharina von Medicis gefolgt; nach ihm bestieg Heinrich III. (1574—1589) den französischen Thron.

Digitized by Google

Kerker von Fotheringhay kennen. Sch. läßt sie in noch jugendlicher Schönheit erscheinen, Liebe erweckend und Liebe begehrend, so daß selbst der alte Shrewsbury ihr ein lebhaftes Interesse zuwendet und Paulet ihr (I, 3) dreist sagen darf, an Mortimer werde ihre Kunst verloren sein. Gleichzeitig erfahren wir (III, 2) von ihm, daß sie ihn durch ihre „geschwinde Zunge" wohl häufig unangenehm belästigt hat, und sehen sie in frischer Lebhaftigkeit sich (I, 6) für die Pracht des katholischen Gottesdienstes wie (III, 1) für die Schönheiten der Natur interessiren. So ist die jugendliche Kraft noch nicht gebrochen, ungeachtet sie klagen darf, daß man ihr hart begegnet, was Paulet's Benehmen gegen sie hinlänglich bestätigt. Hat man ihr doch sogar einen Priester ihrer Kirche versagt und es nicht an Bekehrungsversuchen fehlen lassen, und muß sie doch in steter Furcht leben, es könne ein Versuch gemacht werden, sie heimlich aus dem Wege zu räumen. So ist sie allerdings gebeugt, aber keineswegs geknickt, das Bewußtsein ihrer königlichen Würde ist ihr geblieben. Da sie nur noch eine Vergangenheit hat, so lebt sie vorzugsweise in dieser; Tage grauenvoller Erinnerung, wie den Tod ihres Gatten Darnley, feiert sie (I, 4) mit Buße und Fasten; sie ist auch gern bereit, für ihre Vergehungen zu leiden, so daß sie selbst die Ankündigung ihres Todes mit edler Fassung vernimmt. Aber gute und schlimme Eigenschaften sind in ihr gemischt; aus ihrer leidenschaftlichen Erregbarkeit und ihrem unbesonnenen Handeln sehen wir, daß sie eigentlich ein Kind des Augenblicks, und, wie in früheren Jahren, ein schneller Wechsel der Stimmungen bei ihr möglich ist. So erscheint sie (I, 2) mit dem Crucifix, während sie den Liebesbrief an Leicester (I, 6) bereits im Busen trägt; so kann sie rasch von ruhiger Resignation zu freudigen Lebenshoffnungen übergehen. Aber in allen Leidensproben bewährt sie sich als Königin, die sich einer schmachvollen Behandlung nicht ohne weiteres unterwerfen, ihrer Würde nichts vergeben mag; ja selbst ihrer Gegnerin gegenüber kann sie sich nicht erniedrigen,

sondern tritt, nachdem sie sich vergeblich gedemüthigt, mit der triumphirenden Hoheit ihres Selbstgefühls auf. Das letztere darf sie mit gutem Gewissen thun, denn an einem Mordplan gegen Elisabeth ist sie unschuldig; aber für die längst gebüßte Blutschuld früherer Jahre ist sie bereit, die Strafe zu erleiden, die man über sie verhängt. Obwohl sie für das an Darnley begangene Verbrechen die Absolution schon längst empfangen, so fühlt sie sich deshalb doch nicht frei von Schuld; sie erkennt vielmehr in ihrem harten Schicksal einen Act der göttlichen Gerechtigkeit und erwirbt sich dadurch unsere Theilnahme und unser Mitleiden. Auf diese Weise innerlich geläutert, stirbt sie als eine unrechtmäßig verurtheilte Königin in königlichem Schmuck, als eine ihren Feinden verzeihende, mit ihrem Gott versöhnte Christin und hat sich somit schließlich zu einem Charakter entwickelt, der uns mit voller Hochachtung erfüllt.

Das einzige weibliche Wesen, das der unglücklichen Königin in ihrem Kerker zur Seite steht, ist Hanna Kennedy, ihre Amme, die, von Anhänglichkeit und inniger Theilnahme für sie erfüllt, auf jede Kleinigkeit achtet, stets für sie besorgt ist, sie zu beruhigen, zu trösten und gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen sucht. In religiöser Beziehung ist sie nicht frei von Aberglauben, denn sie weiß die Verirrungen ihrer Gebieterin nicht nur mit deren jugendlichem Leichtsinn zu entschuldigen, sondern spricht auch von dem Einfluß böser Geister, ja selbst von Höllenkünsten und Zaubertränken, die auf sie eingewirkt. Eben so findet sie im Gegensatz zu Maria Stuart das Wesen des Gottesdienstes in den äußeren Gebräuchen, und ist der Meinung, daß wenn man dem Priester gebeichtet, auch der Himmel vergeben habe; sonst aber rührt sie uns durch ihre aufrichtigen und ächt weiblichen Empfindungen, vor Allem aber dadurch, daß sie, die ihrer Königin in den ersten Tagen der Kindheit eine treue Pflegerin war, ihr auch den letzten Liebesdienst erweisen darf.

Mit der Bewachung der Maria Stuart ist der Ritter Amias Paulet beauftragt, ein Mann von scharfer Aufmerksamkeit und

Digitized by Google

sorgfältiger Wachsamkeit, der seine Pflicht so streng gewissenhaft erfüllt, daß die königliche Gefangene sich nicht mit Unrecht über seine Härte beklagt. Allerdings hat er die schwere Aufgabe, eine Listige zu hüten, aber er überschreitet sein Amt insofern, als er sich aus einem Hüter zu einem Erzieher seiner Gefangenen macht. Nicht nur, daß er ihre Fragen höchst kurz und einsilbig beantwortet, sondern er macht ihr auch Vorwürfe, zu denen er eigentlich gar nicht berechtigt ist. Paulet ist Protestant, und zwar ein Puritaner; es ärgert ihn, daß Maria Stuart mit der Absicht umgegangen sei, England katholisch zu machen; ja er geht in seinem Eifer sogar so weit, sich ihr als eine Art Seelsorger aufzudrängen, der sie zu seiner Confession herüber ziehen möchte; sonst aber ist er gerecht, so daß Maria selber ihm das Zeugniß geben muß: „Ich hab' euch stets als Biedermann erfunden". Paulet ist auch ein guter Patriot, denn es freut ihn, daß Mortimer sein treu altenglisch Herz zurückbringt; deshalb giebt er ihm väterliche Ermahnungen, damit es durch die Hofluft nicht verdorben werde. Aber eben weil ihm Englands Ehre heilig ist, so fürchtet er auch die gehässigen Gerüchte über den Hochverrathsprozeß, mit dessen Führung er sich nicht völlig einverstanden erklären kann; und wie sehr er Recht hat, beweist Burleigh's Mordantrag, eine Zumuthung, die ihn innerlich empört, und die er um des Gewissens willen entschieden zurückweist. So ist Paulet, obwohl von peinlicher Treue in seinem Dienst, doch eigentlich ein freier Mann und neben Shrewsbury ein würdiger Vertreter des ungebeugten Rechts. Wie er es (I, 8) verlangt, so geschieht es; mit reinem Gewissen wohnt er der Hinrichtung seiner Gefangenen bei, die ihm wegen des Todes seines Neffen ihr aufrichtiges Beileid bezeigt, und der er als letzten Dienst die Gunst erwirkt, ihre treue Hanna die Augenzeugin ihres Todes sein zu lassen.

Paulet's Neffe, Mortimer, ist eine erdichtete Persönlichkeit, in welcher sich das Streben aller derjenigen concentrirt, welche die schottische Königin aus ihrem Kerker befreien, Elisabeth

beseitigen, den Protestantismus ausrotten und den Katholicismus in England wieder einführen wollten; gleichzeitig erinnert er aber auch an diejenigen, welche von den englischen Ministern absichtlich ausgeschickt wurden, für Maria Stuart Complotte anzuzetteln, um der Verurtheilung derselben einen Schein des Rechts zu geben. Somit ist er, obwohl eine fingirte Person, doch ein historischer Charakter. Ueber seine Vergangenheit macht er (I, 6) selbst die nöthigen Mittheilungen. In der strengen Lehre der Puritaner aufgewachsen, lernt er zu Rom die Pracht des katholischen Gottesdienstes kennen, der Cardinal von Guise hat das Werk der Bekehrung an ihm begonnen, die Jesuiten zu Rheims haben es vollendet; er ist also Convertit und somit, wie fast alle solche Menschen, ein fanatischer Schwärmer. In seiner jugendlichen Erregbarkeit faßt er das Wesen des katholischen Gottesdienstes vorwiegend von seiner sinnlich-phantastischen Seite auf, während Maria, durch ernste Erfahrungen an ihrem Innern geläutert, den eigentlichen Werth der Religion in der idealen Erfassung ihres Gegenstandes erkennt. Auf diese Weise bilden Mortimer und Hanna Kennedy zwei verschiedenartige Gegensätze zu Maria Stuart, so daß der Dichter durch das Auftreten dieser drei Personen gleichzeitig drei verschiedene Richtungen des katholischen Glaubens zur Anschauung bringt. Aber religiöse Schwärmerei ist es nicht allein, was Mortimer zu Maria's Befreiung antreibt. Er hat zu Rheims ihr Bildniß gesehen, und der Bischof von Roße hat ihn von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt. Jetzt sieht er sie selbst und entbrennt von Liebe zu ihr, wodurch sein Muth und seine Entschlossenheit zum Handeln zu leidenschaftlicher Aufregung gesteigert werden. Der Cardinal von Guise hat ihm seinen Segen gegeben und ihn in der schweren Kunst der Verstellung unterrichtet. Daß er ein sehr gelehriger Schüler ist, beweist er sogleich, als er Elisabeth vorgestellt wird, der er volle Ergebenheit heuchelt unter dem Vorgeben, er habe seinen Glauben nur zum Schein geändert. Er geht daher auf Elisabeth's Zumuthungen ein, um sie desto leichter zu täuschen

und sein Ziel desto sicherer zu erreichen. Aber seine unsittliche Leidenschaft, die durch Maria's Triumph über ihre Gegnerin bis zur Raserei gesteigert wird, bringt ihn in Widerspruch mit seiner eigentlichen Sendung, deren einziges Ziel die Befreiung der Gefangenen sein sollte. Er aber will daneben ein selbstisches Interesse verfolgen, es gilt ihm, einen lästigen Nebenbuhler aus dem Sattel zu heben. So verliert er die Besinnung, überschätzt seine Kraft und stürzt sich durch seine Verwegenheit ins Verderben. Obwohl er Leicester's Unschlüssigkeit gesehen und ihn bereits als einen Heuchler kennt, so geht er doch hin um ihn zu warnen, und wird von ihm verrathen. Da somit Alles verloren ist, so betrachtet er sich nunmehr als Märtyrer für seine gute Sache und giebt sich selbst den Tod.

Wir schließen die Charakteristik der handelnden Personen mit Melvil, dem Haushofmeister der Maria. Lange von ihr getrennt, erscheint er am Morgen ihres Todes, und obwohl selbst von schmerzlicher Wehmuth ergriffen, gewinnt er doch Fassung genug, um Andere zur Standhaftigkeit zu ermuthigen. Aber er thut noch mehr; er, der sonst die äußeren Angelegenheiten des Hauses seiner Königin besorgt, übernimmt jetzt die Sorge für das Heil ihrer Seele. Im Stillen zum Priester geweiht, nimmt er ihr mit heiligem Ernst die Beichte ab und erfüllt ihr so den mit Härte abgeschlagenen Wunsch, sich der Tröstungen ihrer Kirche erfreuen zu dürfen. Aber es ist nicht die stolze, allein selig machende Kirche, welche Maria hier mit ihrem Gott versöhnt; es ist der bessere Geist derselben, der auch dem Andersdenkenden die Achtung nicht versagt. Der echt evangelische Ernst, mit dem der Dichter die Abendmahlsscene behandelt, beweist, wie sehr es ihm am Herzen lag, auch die streitenden Elemente in der christlichen Kirche mit einander versöhnt zu sehen *). Er erscheint auch in dieser Beziehung als Prophet einer Zeit, die freilich bis jetzt noch der Zukunft angehört.

*) Vergl. das Epigramm „Mein Glaube".

Indem wir uns nun dem Gange der Handlung zuwenden, erinnern wir daran, daß Sch. zur Zeit, wo er Maria Stuart schrieb, sich der an ein Drama zu stellenden künstlerischen Anforderungen immer deutlicher bewußt wurde; bei der Einfachheit der Idee, bei der leichten Ueberschaulichkeit des Planes und der klaren Durchsichtigkeit in der Ausführung desselben wird es daher nicht schwer werden, den Faden zu verfolgen, an dem die Reihe von Conflicten in unserer Tragödie sich abspinnt.

Der erste Aufzug, welcher uns die Exposition zu liefern hat, will uns mit der Lage der Verhältnisse bekannt machen, uns die Parteien kennen lehren und auf die Mittel hinweisen, welche ihnen zu Gebote stehen. Maria Stuart sitzt zu Fotheringhay gefangen. Von der Härte, mit welcher sie dort behandelt wird, bekommen wir eine Anschauung, indem wir ihre Wächter mit dem Erbrechen eines Schrankes beschäftigt sehen, aus welchem man ihr die letzten Kostbarkeiten wegnimmt. Hieraus entspinnt sich zwischen der um Schonung bittenden Hanna Kennedy und Amias Paulet als dem Vertreter seiner Monarchin ein Streit, der uns mit dem Grunde und dem Zweck der Gefangenhaltung bekannt macht. Nun erscheint Maria selbst, bereit, das Genommene freiwillig zu geben, wobei sie die Bitte ausspricht, der Königin Elisabeth einen Brief einzuhändigen, in welchem sie dieselbe um eine persönliche Unterredung ersucht. Von der Ahnung ergriffen, daß ihr Untergang beschlossen sei, will sie ihr Testament machen und wünscht Gewißheit ihres Schicksals. So sehen wir gleich mit den ersten Scenen der sich vorbereitenden Katastrophe entgegen. Nachdem Paulet von Mortimer abgerufen, entspinnt sich ein Gespräch zwischen Maria und ihrer Amme, welches der Erinnerung an die Vergangenheit gewidmet ist und aus dem wir erfahren, welches Verbrechen die Gefangene in Wahrheit verübt. Schon vollständig bereit, sich in ihr Schicksal zu ergeben, erhält sie durch Mortimer's Hand ein Schreiben von ihrem Oheim aus Frankreich, das ihr Hoffnung auf Rettung ankündigt. Was der verschlossene Paulet ihr nicht hat sagen

wollen, erfährt sie jetzt von Mortimer. Sie ist verurtheilt, das Parlament und London verlangen ihren Tod; nur Elisabeth zögert und möchte gern durch den Drang der Umstände zur Unterzeichnung des Urtheils genöthigt werden. Maria zweifelt, daß ihre Gegnerin einen solchen Schritt wagen könne; Mortimer dagegen erinnert sie an ähnliche Fälle aus der englischen Geschichte, damit sie schnell die rettende Hand ergreife. Maria aber glaubt nicht mehr an das Gelingen solcher Rettungsversuche, deren schon viele fehlgeschlagen sind; sie bittet ihn vielmehr, er möge sich selber retten und verweist ihn auf Lord Leicester, von welchem allein sie Erlösung aus ihrem Gefängniß hofft. Ihm schickt sie einen Brief mit ihrem Bildniß, damit er die an Elisabeth gerichtete Bitte bei derselben befürworte. Aber gerade diese beiden Briefe, welche die Unterredung zwischen beiden Königinnen bewirken sollen, führen die Verwickelung des Dramas herbei. Der erste Brief an Elisabeth hat allerdings nichts Bedenkliches; schlimmer aber steht es mit dem an Leicester gerichteten Briefe, mit welchem eigentlich die Intrigue beginnt. Aus diesem Briefe merken wir, daß Maria Stuart ihre ehemaligen Schwächen noch nicht besiegt, daß sie bereit ist, dem Leicester eine frühere Untreue zu verzeihen, und jetzt, wo sich die Hoffnung auf Elisabeth's Verlobung eröffnet, dem freigewordenen Höfling um den Preis ihrer Befreiung gern ihre Hand reichen möchte. Dieser zweite Brief muß ihr durchaus verhängnißvoll werden, da durch ihn Mortimer's Befreiungspläne gekreuzt, Leicester aber veranlaßt wird, die Unterredung herbeizuführen, die später den Ausschlag giebt.

Nachdem Mortimer die Königin verlassen, führt Paulet den Lord Burleigh herein, der ihr Gewißheit ihres Schicksals bringt. Er will ihr das Urtheil verkünden, sie aber unterbricht ihn, und so entwickelt sich ein für die Aufklärung der Sachlage bedeutungsvoller Wortwechsel. Während Maria die Competenz des Gerichtes bestreitet, ist Burleigh bemüht, die Richter zu vertheidigen. Wir erfahren, was sich in den letzten Monaten zugetragen, daß

die Einsetzung des Gerichts eine bloße Formalität, Elisabeth's Willkür dagegen die entscheidende Stimme in demselben gewesen sei. Was Burleigh's Beschuldigungen betrifft, Maria strebe nach dem Throne, wolle England katholisiren, habe sich mit dessen Feinden in verrätherische Verbindung gesetzt und trachte selbst der Königin nach dem Leben, so spricht sie sich von dem letzteren Vorwurf entschieden frei und erklärt somit ein über sie zu fällendes Todesurtheil für ungültig. Gleichzeitig läßt uns der Streit Blicke thun auf Englands Staatsverfassung, seine Rechtspflege, seine religiösen Verhältnisse, so wie auf seine sturmbewegte Vergangenheit, Blicke, die uns mit hoher Achtung vor des Dichters gründlichem Studium erfüllen. Was ist nun das Resultat dieses Streites? Maria Stuart bekennt, daß sie nach der Krone gestrebt, gern beide Völker hätte vereinigen mögen, leugnet dagegen, daß sie eine Verschwörung angezettelt und den Bürgerkrieg habe entzünden wollen; sie weist auf die Willkür hin, mit der man gegen sie verfahre, daß ein auf ihren Sturz berechnetes Gesetz ihr den Untergang bereiten solle, und wir fühlen mit ihr, daß ihre Gefangenschaft ein Verstoß gegen das Völkerrecht, daß es Mißbrauch der Gewalt ist, was sie erduldet. Wir fühlen dies um so mehr, als Burleigh augenscheinlich ausweicht und der Königin nicht in würdig-männlicher Weise Rede steht; ja wir merken deutlich genug, daß er keine ganz reine Sache vertritt, wie würde er sonst über das Gerichtsverfahren den Schleier des Geheimnisses zu breiten suchen und sich im Stillen nach Mörderhülfe umsehen? Zu unserer Beruhigung findet er an dem offenen und redlichen Paulet einen energischen Widerstand, und so sehen wir dem weiteren Verlauf der Handlung mit Spannung entgegen.

Der zweite Aufzug, in welchem wir die Collision oder Verwickelung zu erwarten haben, spielt im Palast zu Westminster, wo es sich für Elisabeth und ihren Staatsrath um die Frage handelt, wie das gefällte Urtheil zur Ausführung zu bringen sei. In einer Einleitungsscene erzählt Kent dem Davison von einem

Hoffeste, und zwar von einem Ritterspiel, in dem wir den letzten Rest der Turniere, die Darstellung des sinkenden Ritterthums in dem erkünstelten französischen Geschmacke erblicken, Spiele, wie sie zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, wo sie nach und nach aufhörten, nur noch hier und da zum Vergnügen erneuert wurden. Es ist ein Fest, das die Herren der französischen Gesandtschaft dem englischen Hofe gegeben, um die in der folgenden Scene stattfindende Brautwerbung vorzubereiten. Durch eine Komödie eingeleitet, ist auch diese Verlobungsscene von Seiten Elisabeth's nichts Anderes als eine bloße Komödie, wie sie deren mehrere gespielt. Ungeachtet die wichtigsten Artikel der Verbindung mit dem Herzog von Anjou (s. d.) bereits aufgesetzt sind, spielt sie immer noch die jungfräuliche Königin, die bei der Ertheilung ihres Jawortes nur dem Drängen ihres Volkes nachgeben will; auch beweisen die Worte, mit welchen sie die Ueberreichung des Verlobungsringes begleitet, deutlich genug, daß es ihr mit der Knüpfung des neuen Bandes wenig Ernst ist. Frankreich soll vorläufig nur von den für Maria Stuart und den Katholicismus wirkenden Mächten getrennt werden, um der unglücklichen Königin eine ihrer kräftigsten Stützen zu entziehen; wir merken dies an der Entschiedenheit, mit welcher sie Aubespines Fürwort für die Gefangene zurückweist.

In der folgenden Scene finden wir Elisabeth mit ihrem Staatsrath beschäftigt, um über die Vollstreckung des Todesurtheils zu verhandeln. Burleigh, der vor allen Dingen die confessionellen Interessen und das Staatswohl im Auge hat, dringt auf dieselbe, während Talbot, der Vertreter des moralischen Princips, auf die Ungerechtigkeit eines solchen Actes hinweist und der Milde und der Großmuth das Wort redet. Elisabeth, hierdurch schwankend gemacht, wendet sich nun an Leicester, den geschmeidigen Hofmann, der, ein schlaues Echo seiner Fürstin, einen Mittelweg ausfindig zu machen sucht. Er schlägt vor, die Vollstreckung des Urtheils hinauszuschieben, bis sich ein neuer Arm für Maria Stuart bewaffnet. So ist allerdings die Möglichkeit

Digitized by Google

vorhanden, den Knoten auch ohne Hinrichtung zu lösen; aber das Gewebe erscheint uns doch zu locker; wir merken: der Untergang Maria's wird nur verzögert, aber nicht aufgehalten; und so weit wir Elisabeth kennen, wissen wir: sie hat ihren Staatsrath nur zum Schein gefragt, sie selbst wird thun, was ihr beliebt; und läuft die Sache übel ab, so kann sie ja die Schuld auf ihre Räthe wälzen.

Nach beendigter Berathung stellt Amias Paulet der Königin seinen Neffen Mortimer vor, bei welchem sie sich nach kaum vollzogener Verlobung mit einem französischen Prinzen erkundigt, was sie von ihren Feinden in Frankreich zu fürchten habe. Hierauf überreicht Paulet Maria Stuart's Brief, in welchem dieselbe um eine Unterredung bittet; Burleigh will dies durchaus verhindert sehen, während Talbot und Leicester anderer Meinung sind. Endlich will Elisabeth allein entscheiden, aber wie? Sie behält Mortimer zurück, eröffnet ihm, daß ihr Maria's Tod willkommen sein würde, daß sie ihre Gegnerin indessen am liebsten heimlich aus dem Wege geräumt sähe. Mortimer macht ihr auf Erfüllung ihres Wunsches Hoffnung, sagt jedoch gleich hinterher in einem Monologe, daß er die Königin täuschen, Maria aber retten und besitzen wolle. Die hierauf folgende Warnung Paulet's erscheint somit allerdings nicht mehr nöthig, aber wir möchten sie um der Charakterzeichnung des redlichen Alten willen schwerlich entbehren wollen, um so mehr als Leicester's Mittheilung, die Person der Gefangenen solle dem Mortimer uneingeschränkt vertraut werden, ihn nothwendig bedenklich machen muß. Denn sicher hat sein Scharfblick schon entdeckt, daß sein Neffe das „altenglische Herz" doch wohl nicht so treu zurückgebracht, wie er es anfangs gedacht.

Jetzt stehen Leicester und Mortimer einander gegenüber, zwei Männer, die am Hofe ein doppeltes Gesicht zeigen, der eine mit den Schleichwegen der Hofkabale genau vertraut, der andere im Begriff, dieselben als Neuling zu betreten. Schnell hat einer den anderen durchschaut, und gegenseitiges Mißtrauen

ist der erste Schritt zu ihrer Annäherung; fühlen sie doch, daß sie auf gleichen Pfaden wandeln. Nach einigem Zögern gelangt nun auch Maria's zweiter Brief an seine Adresse und bewirkt, daß die beiden Höflinge einander ihr Herz ausschütten. Leicester hat Maria Stuart schon lange geliebt, aber nichts zu ihrer Rettung gethan; Mortimer's Liebe ist frisch und feurig, seine Rettungspläne dulden keinen Aufschub. So stehen Vorsicht und Zaghaftigkeit auf der einen und Muth und Entschlossenheit auf der anderen Seite einander gegenüber, zwei Charaktere, die statt der von Maria Stuart erstrebten Vereinigung, einander nur abstoßen können. In Leicester hat sie sich, wie wir sehen, bitter getäuscht, und von Mortimer's Ueberstürzung wird sie, da jetzt das Gefühl der Eifersucht seine Leidenschaftlichkeit steigert, eher Schlimmes als Gutes zu erwarten haben. In der That gehen beide höchst unbefriedigt auseinander.

In solcher Stimmung findet Elisabeth Lord Leicester, der sich aber in jeder Verlegenheit zu helfen weiß. So eben hat er der Maria Stuart die Schwüre der ewigen Liebe gesandt, und unmittelbar darauf ist er von Elisabeth's Schönheit entzückt und weiß den ihm drohenden Verlust auf's schmerzlichste zu beklagen. Und Elisabeth, die vor versammeltem Hofe jungfräulich Verlobte, kann ihn in dem traulichsten Gespräch ihrer Gegenliebe versichern. Diese Gelegenheit muß Leicester benutzen, jetzt kann er die Königin zur Einwilligung in die erbetene Zusammenkunft bereden; denn geht ihm Elisabeth auch verloren, so bleibt ihm Maria Stuart doch erhalten. *Eine* Krone wenigstens wird er doch davontragen. So schwanken wir zwischen Furcht und Hoffnung. Die von Maria Stuart eingeleitete Intrigue hat ihre Wirkungen begonnen. Wird Mortimer's gefährlicher Plan gelingen, Maria Stuart zu befreien; oder wird Elisabeth's königliche Nähe ihr Gnade bringen und der Wunsch mit Leicester sich vermählt zu sehen, ihr zu Theil werden? Das sind die Fragen, mit denen wir von dem zweiten Acte Abschied nehmen.

In dem dritten Aufzuge, welcher uns die Katastrophe oder den Wendepunkt bringt, befinden wir uns wieder zu Fotheringhay, aber nicht zwischen Kerkermauern, sondern in dem Park, wo der Gefangenen einige Stunden der Freiheit gegönnt sind. In klangvollen gereimten Strophen, die sich theils in weniger streng abgemessenen Jamben bewegen, theils, wo die Empfindung zu lyrischem Schwunge sich steigert, in daktylischen Rhythmen dahineilen, macht ihr Gefühl sich Luft; es ist die Sehnsucht nach Rettung, die nun in ihr erwacht, sie hofft auf Befreiung, und zugleich erfahren wir, daß ihr Verhältniß zu Leicester auf wirklicher Herzensneigung beruht. Dem Briefe, den sie an ihn geschrieben, glaubt sie die Vergünstigung größerer Freiheit verdanken zu müssen; statt dessen erfährt sie, daß der an Elisabeth gerichtete Brief gewirkt, und daß sie sich bereit zu halten habe, die Königin zu empfangen. Dazu freilich taugt die fröhliche Stimmung, in der wir sie erblicken, keinesweges; im Gegentheil, es erwacht ihr alter Groll und läßt uns das Schlimmste befürchten. Zwar erscheint zum Glück der menschenfreundliche, edle Shrewsbury, um sie zu besänftigen und zur Gelassenheit sie zu ermahnen; aber was kann sein Zuspruch in einem Augenblick helfen, wo die Aufregung so heftig und keine Zeit zu innerer Sammlung gestattet ist?

Bald stehen die beiden Königinnen einander gegenüber. Was die historischen Personen bei der Ratification des Edinburger Vertrages einander schriftlich gesagt *), das bringt uns der Dichter hier in mündlicher Unterhaltung zu unmittelbarer Anschauung. Wir stehen auf dem Culminationspunkte des Stückes. Nicht nur zwei ganz verschiedene Charaktere stoßen hier aufeinander, auch ganz verschiedene Gründe haben sie zusammengeführt; Maria Stuart will sich rechtfertigen, Elisabeth, durch Leicester (II, 9) dazu veranlaßt, sie beschämen. Zwar versucht es Maria, die sich von vornherein zurückgestoßen fühlt, sich zu demüthigen, aber

*) Vergl. Schlosser XIII, 141 und Mignet, S. 337.

Elisabeth antwortet ihr mit dem Stolze des Pharisäers; vergeblich kämpft Maria, das Gefühl der Bitterkeit in ihrem Innern zu besiegen, Elisabeth bleibt schroff und kalt; und wenn die Gefangene auch zu jedem Schritt bereit ist, der zur Ausgleichung der politischen Differenzen führen kann, die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses trennt sie mit unerbittlicher Gewalt. Es dauert nicht lange, so vergessen beide ihre königliche Würde, bald sind es nur noch zwei auf einander neidische und eifersüchtige Frauen, die sich gegenüberstehen. Elisabeth verletzt ihre Gegnerin mit bitteren, höhnenden Worten, die ihren Stolz herausfordern; Maria Stuart sagt ihrer Feindin die bittersten Wahrheiten, durch die sie sich in ihrer weiblichen Ehre, wie in ihrer königlichen Würde verletzt fühlen muß. Somit liegt von Seiten der schottischen Königin eine Majestätsbeleidigung vor, welche Elisabeth zur Unterzeichnung des Todesurtheils berechtigt; und gerade die Unterhaltung, durch welche die Vollstreckung des Urtheils unmöglich gemacht werden sollte, führt die Entscheidung herbei; die Vollziehung der Hinrichtung ist jetzt nicht mehr zu hindern.

Allerdings hat Maria Stuart in diesem Gespräch einen moralischen Sieg über ihre Gegnerin davon getragen; aber sie soll dafür auch bald genug wieder gedemüthigt werden. Denn Mortimer, der heimlich zugehört und sich ihres Triumphes freut, berichtet, daß sie von Leicester nichts zu hoffen habe, sondern daß er allein sie retten wolle. Aber um welchen Preis? Er gesteht ihr seine Liebe, eine Liebe, die sie erschrecken muß; denn er vergißt, daß eine Königin ihm gegenübersteht und behandelt sie in der wilden Gluth seiner Leidenschaft wie jedes andere wehrlose Weib, das rohen Angriffen nichts als seine persönliche Würde entgegenzusetzen hat. So wird Maria für den Leichtsinn gestraft, mit dem sie in früheren Zeiten ihre königliche Würde bei Seite gesetzt, und augenblicklich vor dem Liebeswahnsinn ihres blindwüthenden Retters nur durch die Ankunft bewaffneter Schaaren geschützt, die das Schloß umzingeln. Denn eine neue

Digitized by Google

Unthat ist geschehen, ein Mordversuch auf die Königin ist gemacht, aber glücklicherweise vereitelt worden. Jetzt fühlen wir, daß es um Maria geschehen ist, wenn sie Mortimer nicht gestattet, das Aeußerste für sie zu thun, dem Mortimer, dem sie ihre Ehre doch unmöglich anvertrauen kann. So sehen wir der Auflösung des Zweifels mit banger Erwartung entgegen.

Der vierte Aufzug bringt uns nun die Lösung des Knotens. Wir befinden uns, wie im zweiten Act, in dem Palaste der Königin. Graf Aubespine, von dem wir bereits (I, 6) aus Mortimers Munde erfahren, daß er um die zu Maria Stuarts Befreiung getroffenen Anstalten weiß, erscheint gleichwohl, um sich nach dem Befinden der Königin zu erkundigen. Hier erfährt er, daß ein Franzose den Streich geführt, daß man ihn selbst von Schuld nicht frei sprechen könne; ja Burleigh fordert ihn auf, England aufs schleunigste zu verlassen und theilt ihm mit, daß die Königin das Verlöbniß rückgängig gemacht habe. Die Verschwörung Marias mit Frankreich ist also am Tage und somit ein politischer Grund zur Unterzeichnung des Urtheils vorhanden. Nunmehr entspinnt sich ein Streit zwischen Leicester und Burleigh, indem einer auf des andern Fähigkeiten, wie auf dessen Taktik schmält. Bald fühlt Leicester, sein Gegner ahne, daß zwischen ihm und Maria Stuart Einverständnisse stattgefunden, und um seine Besorgniß zu steigern, erscheint auch Mortimer, den er jetzt um jeden Preis los sein möchte. Aber seine Warnung darf er nicht verachten. Mortimer theilt ihm mit, daß man bei der Untersuchung in Maria Stuarts Zimmer einen angefangenen, an ihn gerichteten Brief gefunden, der in Burleighs Händen sei. Jetzt, denkt jener, wird dem Lord nichts weiter übrig bleiben, als mit Elisabeth zu brechen und auf die noch möglichen Rettungsplane einzugehen; aber nein, Leicester benutzt diese Mittheilung zu seiner eigenen Rettung und läßt Mortimer als Staatsverräther gefangen nehmen. Dieser, von der unerwarteten Wendung seines Schicksals überrascht, fühlt schnell heraus, daß sein Zeugniß dem mächtigen Lord gegenüber keine Bedeutung haben und daß

das Schaffot sein Loos sein werde, deshalb hüllt er seine Absichten in ewiges Schweigen und giebt sich selbst den Tod.

Der verhängnißvolle Brief Maria Stuarts an Leicester ist inzwischen auch in die Hände der Königin gelangt; was könnte Lord Burleigh auch Geeigneteres thun, um den ihm unbequemen Höfling zu verdrängen und sich die erste Stelle zu erringen. Natürlich ist Elisabeth im höchsten Grade erbittert, Lord Leicester soll in den Tower geworfen und ein strenges Gericht über ihn gehalten werden; aber er ist stolz und kühn genug, ungeachtet erhaltener Abweisung zu erscheinen und nach Mortimers Rath zu zeigen, „was eine kecke Stirn vermag.“ Schlau und listig weiß er Elisabeth zu bereden, daß die geheime Correspondenz zwischen ihm und Maria Stuart seinerseits ein Kunstgriff gewesen, die Feindin desto sicherer zu verderben, ja, er dreht jetzt die Sache so, als habe er auf diese Weise den Plan zu Marias Befreiung entdeckt und ihn durch Mortimers Gefangennehmung vereiteln wollen. In meisterhafter Weise zeigt er, wie ein schlauer Lügner es anfängt, um einen Sieg über die Wahrheit zu erringen. Die einfach schlichte Art, wie er den Offizier der Leibwache Bericht über Mortimers Tod erstatten läßt, ist von ächt dramatischer Wirkung, sie ist geeignet Elisabeth zu überzeugen und Lord Burleigh aus dem Felde zu schlagen; um sich aber wieder mit völliger Sicherheit auf seinem Posten zu behaupten, stimmt er nun für Marias Hinrichtung, deren Vollstreckung ihm durch den nicht minder schlauen Burleigh übertragen wird.

Jetzt handelt es sich nur noch um die Unterzeichnung des Todesurtheils. Da kommt der Königin, die stets so gern sich drängen läßt, der Pöbel Londons zu Hülfe, es entsteht Tumult in der Stadt. Gleichzeitig erscheint die verhängnißvolle Schrift, die ihr aber doch Entsetzen einflößt, und es gilt, einen abermaligen Kampf zu bestehen. Shrewsbury und Burleigh machen, natürlich jeder seiner Anschauungweise gemäß, ihren ganzen Einfluß geltend, bis Elisabeth endlich, des unruhigen Zweifelns müde,

sich entschließt, die Sache dem höheren Richter vorzutragen. Statt dessen hält sie sich in einem Monologe alle ihre Noth und alle ihre Tugenden vor; endlich siegen Eitelkeit und Eifersucht. Maria ist es, die ihr das Herz des treuen Leicester abgewendet, sie ist schuld, daß die Verlobung mit dem Dauphin hat rückgängig gemacht werden müssen. In dieser Stimmung greift sie nach der Feder; und so sehen wir sie schließlich weder aus politischen noch aus religiösen, sondern aus rein persönlichen Rücksichten das Todesurtheil unterzeichnen. Da sie den Flecken, der an ihrer fürstlichen Geburt haftet, nicht tilgen kann, so muß sie Marias Anspruch auf den Thron anerkennen; ist diese aber beseitigt, so muß nach ihrer Ansicht jeder Zweifel schwinden. Jetzt ruft sie Davison und hört von ihm, daß Shrewsbury das Volk beruhigt, daß sie also durchaus nicht mehr gedrängt wird; aber es ist zu spät, der verhängnißvolle Federstrich ist gethan. Wäre sie jetzt wirklich im Stande, zu regieren wie ein Mann, so würde sie ihre Unterschrift mit voller Zuversicht vertreten; aber sie ist eben nur ein Weib, darum übergiebt sie das Papier, an welchem Tod und Leben, an dem ihr guter Ruf, der Frieden ihrer Seele hängt, einem Staatssecretär, einer untergeordneten Persönlichkeit, und noch dazu, ohne bestimmte Anweisung, was er damit zu thun habe. Wir sehen, sie hat unterzeichnet, aber sie will die Verantwortlichkeit von sich abwälzen, oder, besser gesagt, ihr entfliehen, darum läßt sie den armen Davison rathlos stehen. Jetzt kommt Burleigh, Marias böser Genius; er entreißt dem Secretär die Schrift, und nun ist es um ihr Leben geschehen. Die Entscheidung ist gefallen, wir sehen nur noch der Vollstreckung entgegen.

Auf den fünften Aufzug sind wir vollständig vorbereitet. Maria Stuarts Urtheil ist unterschrieben und in Burleighs Händen. Ihr Schicksal ist also gewiß; es fragt sich nur noch: Wie wird sie ihm entgegen gehen? Der Dichter führt uns nach Fotheringhay und zwar in dasselbe Zimmer, das uns im ersten Act

empfing. Hanna Kennedy erscheint in Trauer, und der alte Melvil kommt, von seiner Königin Abschied zu nehmen. Wir erfahren, daß Maria ihre Befreiung durch Mortimer erwartet hat und auf dem Gipfel ihrer Hoffnungen durch die Vorbereitungen zur Hinrichtung überrascht worden ist. So entsetzlich dieser Wechsel für die Gefangene, so erschütternd für die Zuschauer ist Margarethe Kurls Mittheilung, ihr Gatte habe falsch gezeugt, Maria sterbe also unschuldig. Nunmehr erscheint diese selbst, wie bei ihrem ersten Auftreten in frommer Ergebung, so hier, nachdem sie sich unter die gewaltige Hand Gottes gedemüthigt, in würdiger Fassung. Noch einmal versammelt sie ihre gesammte Dienerschaft um sich, die, früher wohl leichtfertig und eigennützig, jetzt das wohlthuende Bild aufrichtiger Liebe und treuer Anhänglichkeit darbietet. Alle erscheinen geläutert wie ihre Königin, deren letzte Worte jetzt an unsere Seele dringen sollen. Nachdem sie ihre Dienerschaft mit freundlichen Worten und rührenden Zeichen der Erinnerung entlassen, bleibt sie mit Melvil, dem sie die letzten Wünsche für ihre Angehörigen übergeben, allein zurück. Alles Zeitliche ist jetzt berichtigt, der Welt hat sie entsagt, jetzt gilt es, sich mit dem höchsten Wesen zu vereinen. Da man grausam genug ist, ihr einen Priester ihrer Kirche zu versagen, aus dessen Händen sie das Sacrament empfangen könnte, so ist sie geneigt, dem Melvil ihre letzte Beichte abzulegen, der sich ihr jetzt als geweihter Priester zu erkennen giebt. Sie bekennt sich des Hasses gegen Elisabeth, der sündigen Liebe zu Leicester, so wie des an Darnley verübten Verbrechens schuldig, aber von den Anschlägen gegen Elisabeths Leben spricht sie sich frei. So übergiebt sie sich dem Gerichte Gottes und ist also würdig, daß ihr das Abendmahl als Zeichen der Gnade und Versöhnung gereicht werde. Sie empfängt es als Katholikin, aber in protestantischer Form und mit evangelischem Herzen. Da sie den Kelch des Leidens bis auf den Grund geleert, so wird ihr auch der Kelch als Sinnbild der völligen

Digitized by Google

Versöhnung gereicht, denn sie bedarf jetzt keines Vermittlers mehr, sie hat das Werk der Reformation an ihrem Innern selbst vollzogen.

Der Gedanke, eine Communion auf die Bühne zu bringen, war von Schiller mit Goethe besprochen worden, welcher ihn ersuchte, die Function selber zu umgehen, da ihm nicht wohl dabei zu Muthe sei. Schiller mochte sich hierzu nicht entschließen, da er nicht begreifen konnte, wie ein Vorgang dieser Art das religiöse Gefühl beleidigen könne. So ist unserer klassischen Literatur eine der erhebendsten Scenen gerettet worden, die uns gleichzeitig mit voller Hochachtung vor dem sittlich-religiösen Charakter unseres Dichters erfüllt. Freilich ist der Eindruck, den sie beim Lesen macht wohl ein anderer als der durch die Aufführung hervorgerufene, wo die sinnliche Erscheinung zu mächtig an den gottesdienstlichen Act erinnert, den wir als den heiligsten zu betrachten gewohnt sind, und den wir nicht gern an einer Stätte erblicken mögen, die gleichzeitig manchen profanen Zwecken dient. Es erklärt sich daher, daß diese Scene gleich bei der ersten Aufführung in Weimar Anstoß erregte und deshalb später lieber fortgelassen wurde. An und für sich aber ist sie allen Denjenigen zur Beherzigung zu empfehlen, die nicht müde werden, Schiller wegen seines Mangels an evangelischem Christenthum zu verketzern.

Nachdem die heilige Handlung vollzogen, erscheinen die beiden Commissarien Burleigh und Leicester nebst Paulet, in dessen Hände Maria ihr Testament niedergelegt. Als sie Leicester erblickt, erinnert sie ihn mit sanftem Vorwurf an seinen Verrath. Wir sehen, sie liebt ihn noch, aber frei von jedem irdischen Verlangen; nur einen wohlgemeinten Wunsch drückt sie ihm noch aus. So verläßt sie ihren Kerker und scheidet frei, wie ein verklärter Geist, während Leicester, innerlich vernichtet, zurückbleibt und sich nicht überwinden kann, sie fallen zu sehen. Mit beklommenem Herzen lauschen wir seinen Worten, die uns verkünden, was hinter der Scene geschieht; ihn selbst aber sehen wir

unter der Last seines Schuldbewußtseins zusammenbrechen, seine Heuchelei hat jetzt ihr Ende erreicht.

Die zweite Hälfte des letzten Actes führt uns schließlich nach London, wo wir Elisabeth in heftiger Aufregung erblicken. Sie hat nach den beiden Lords geschickt und erfährt, daß sie in aller Frühe abgereist sind; das Todesurtheil ist also vollstreckt. Jetzt fühlt sie sich als Königin von England, die Feindin ist nicht mehr zu fürchten, aber die Heuchelei wird fortgesetzt, denn es gilt, den guten Schein vor der Welt zu retten. Leider erfährt sie nun zu spät, daß Kurl, von Gewissensbissen gefoltert, erklärt, er habe falsch gezeugt; dennoch will sie Marias Schuld von neuem untersuchen lassen; ist ihr doch, wie wir wissen, daran gelegen, daß (II, 5) ihr Antheil an dem Tode derselben in ewigem Zweifel bleibe. Darum wird Davison in den Tower geworfen, auf Leib und Leben angeklagt, und Burleigh, der ihrem Willen stets so dienstbar sich gezeigt, wird jetzt von ihr verbannt. Nun hat sie nur noch Shrewsbury und Leicester. Aber der treue Großsiegelbewahrer, den sie plötzlich unter ihren Räthen allein gerecht erfunden haben will, kann einer solchen Herrscherin nicht ferner dienen; und als sie Leicester rufen läßt, erfährt sie, daß dieser sich geflüchtet, daß selbst die todte Maria ihr den Geliebten auf immer entrissen hat. So steht die mächtige Königin, von Allen verlassen, auf ihrem Thron allein, ganz wie die historische in erheuchelter ruhiger Fassung; aber wir fühlen es mit ihr, die Prophezeihungen des alten Shrewsbury (IV, 9) werden sich fürchterlich an ihr erfüllen. Denn wenn sie auch als Siegerin aus dem Kampfe hervorgeht, ihr besseres Selbst hat sie verloren, während Maria, obgleich sie unterlegen, ihr edleres Theil gerettet hat.

Daß Maria Stuart ein Kunstwerk im edelsten Sinne des Wortes ist, darüber sind fast alle Commentatoren einig, wenn auch Einer oder der Andere dieses oder jenes Einzelne daran auszusetzen hat. Schiller schreibt beim Beginn der Arbeit: „Wüßten es nur die allezeit fertigen Urtheiler und leichtfertigen

Dilettanten, was es kostet ein ordentliches Werk zu erzeugen!" Was das vorliegende Werk gekostet, merkt man erst bei genauerem Studium desselben. Mit welcher Gewissenhaftigkeit der Dichter die historische Treue gewahrt, und wie gründlich eingehende Vorstudien er zu seiner Arbeit gemacht, wird aus dem Vorangegangenen klar geworden sein. Außerdem aber verdient die meisterhafte Anordnung der größtentheils höchst wirkungsvollen Scenen, die durchsichtige Klarheit in Anlage und Ausführung des Planes, die Schärfe und Bestimmtheit in der Zeichnung der Charaktere, von denen jeder einzelne von dem Dichter mit Aufgeben seiner Subjectivität dargestellt ist, unsere ganze Bewunderung. Mehr als in seinen früheren Dramen schließt er ein eigentliches Raisonnement aus und läßt unter rein objectiver Erfassung seines Gegenstandes die ihn leitenden Ideen überall zwischen den Zeilen hervorblicken. Daß das Ganze von tief sittlichem Ernste durchweht und in einer ungemein würdevollen Sprache dargestellt ist, fühlt jeder denkende Leser sogleich heraus; was aber den Dramatiker mit Rücksicht auf seine höchste Aufgabe adelt, das ist seine unparteiische Gerechtigkeitsliebe. Sch. steht in seiner Maria Stuart durchaus über den Parteien, läßt jeder, so weit dies möglich, Gerechtigkeit widerfahren, überführt aber auch jede, wo es nothwendig, des Irrthums, in dem sie noch befangen ist. So verkündet er, auf dem geschichtlichen Boden des sechzehnten Jahrhunderts stehend, den Anbruch einer neuen Zeit, weist auf die idealen Ziele hin, nach denen die edleren Naturen zu streben haben und wird dadurch, was jeder Dichter sein soll, zu einem Lehrer der Menschheit.

Marionette, Bezeichnung für kleine Puppen mit beweglichen Gliedern, bes. solche, die auf Theatern durch Dräthe in Bewegung gesetzt werden können; daher (Gstſ. 10, 185) „die Marionette" oder der Mensch, der den Geist vorstellte; bildl. werden erbärmliche Menschen (K. u. L. II, 1) „Sclaven eines Marionettendraths"; „feile Sclavenseelen" (Wst. T. I, 7) „Drathmaschinen einer Kunst"; schändlich unterdrückte Menschen (R. V, 1)

„Puppen eines satanischen Spiels" genannt; und (F. II, 17) sagt Fiesco zu dem stolzen Maler Romano: „Du prahlst mit Poetenhitze, der Phantasie markloſem Marionettenspiel, ohne Herz, ohne thatenwärmende Kraft".

Markstein (Ged. D. Größe d. Welt), s. v. w. Grenzstein.

Marne (J. v. O. III, 5), ein Nebenfluß der Seine, welcher bei Paris in dieselbe mündet.

Marquis, ursprünglich s. v. w. Markgraf; später ein Adelstitel in Frankreich und einigen anderen Ländern (D. C. I, 2); ital. Marchese (F. II, 4 — Gstſ. 10, 166); Marquise, od. bei Sch. Marquisin (D. C. I, 3), die Gemahlin oder Tochter eines Marquis.

Mars, s. Ares. — (Wst. T. I, 1), der vierte Planet unseres Sonnensystems.

Marschall, altd. wörtl. ein Pferdeknecht, später der Oberaufseher über den Kriegs- und Hofstaat eines Fürsten; daher (J. v. O. IV, 6) Stabträger, Aufseher und Anführer bei öffentlichen Festlichkeiten; endlich Krongroßmarschall (Dem. I.) einer der Kronbeamten (s. d.), wie auch Lordmarschall (M. St. IV, 2). — Der Marschall von Sachsen (R. III, 2) ist Moritz, ein illegitimer Sohn August's II. (Kurfürsten von Sachsen und König von Polen) und der Gräfin Aurora v. Königsmark. Nach zahlreichen politischen Abenteuern trat er in die Dienste Ludwig's XV. von Frankreich und erfocht den Franzosen ihren einzigen großen Sieg über die Engländer bei Fontenoy 1745; daher bezeichnet man ihn in Frankreich noch gegenwärtig einfach als „le Maréchal de Saxe". Er war also der Held der Zeit, ein Typus der geistreichen aber auch sittenlosen Edelleute jener Tage, gewissermaßen der Alcibiades des 18. Jahrhunderts. K. v. Weber hat sein Leben beschrieben, französisch und vielfach erweitert ist die Biographie von Taillandier. Das Scribe'sche Stück „Adrienne Lecouvreur" giebt eine Vorstellung von ihm, wie von dem Treiben jener Zeit überhaupt.

Marstall (K. u. L. II, 1), fürstlicher Pferdestall.

Martinitz, s. Slawata.

Märtyrer, von dem gr. mártyr, ein Zeuge; bes. ein Glaubensheld, der für seine Religion oder für Wahrheit und Recht unschuldig leidet, was nach der Ansicht der katholischen Kirche von Gott mit einer ganz besonderen Krone belohnt werden soll. So heißt es (M. St. III, 8) von dem Barnabiten, der die Königin Elisabeth ermorden wollen:

> „Das Nächste, Kürzeste wollt' er ergreifen,
> Mit einem kecken Streich die Kirche Gottes
> Befrein, die Martyrkrone sich erwerben."

Desgl. sagt Mortimer (M. St. I, 6) zu Maria von dem Cardinal von Guise:

> „Drauf fing er an, mit herzerschütternder
> Beredsamkeit mir euer Märtyrthum
> Und eurer Feinde Blutgier abzuschildern."

Da die Glaubenszeugen oft mit großer Freudigkeit in den Tod gingen, so heißt es auch (gr. H. a. d. n. Gesch.) von dem Baron, der um seines Bruders willen einer Geliebten entsagt: „ich denke deiner mit aller Wonne eines Märtyrers." In übertragener Bedeutung sagt Wolf (V. a. v. E.), der sich für unglücklicher hält als alle übrigen Menschen: „Ich betrachte mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts." Und ironisch sagt Franz (R. IV, 2) von Daniel, als er bei dem blutigen Auftrag gegen den Grafen schwankt und überlegen will: „Der war wohl nicht zum Märtyrer seines Glaubens geboren."

Maschine, von dem lat. machĭna, ein künstlich zusammengesetztes Triebwerk; bildl. wird (R. II, 1 — Sp. u. d. L.) der menschliche Körper eine Maschine genannt; und (F. I, 9 — Par. II, 5) werden solche Leute als Maschinen bezeichnet, die nicht denken, sondern nur ausführen, was Andere sie heißen. Endlich sind Maschinen (F. II, 16 — Gstſ. 10, 174 u. 240) s. v. w. bewegende Kräfte.

Digitized by Google

Masken od. Larven (vgl. d.) wurden zuerst bei den Umgängen der Bacchusfeste, später auch in der griechischen Tragödie gebraucht, deren Ursprung mit dem Dienste des Bacchus in genauem Zusammenhange stand. Man unterschied tragische Masken mit großem, aufgesperrtem Munde und fürchterlichem Ansehen, wie auch komische Masken mit lächerlichem Ausdruck, wie man sie auf Bühnenvorhängen als allegorische Verzierungen auch jetzt noch häufig dargestellt findet. Darum erscheint auch (H. d. K.) die Schauspielkunst mit einer Doppelmaske, die also die beiden Gesichter (vergl. Janus) der tragischen und der komischen Muse zeigt. Mit Beziehung hierauf heißt es (Wst. L. Prol.) sinnbildlich:

> „Der scherzenden, der ernsten Maske Spiel
> Vereinigt uns auf's neu in diesem Saal."

So wie die Masken auf Kunstdenkmälern als allegorischer Schmuck erscheinen, so können sie auch bei Gebäuden als architektonische Verzierungen angebracht werden. In diesem Sinne werden (Tur. I, 1) die auf dem Stadtthore von Peckin aufgesteckten Prinzenköpfe als Masken bezeichnet. In der neueren Zeit bedient man sich der Masken nur auf Redouten, wie (F. I, 1), oder bei Carnevalslustbarkeiten selbst auf öffentlichen Plätzen, wie (Gstſ. 10, 129), um sich unkenntlich zu machen (daher „in tiefer Maske") oder um etwas Anderes vorzustellen; weshalb dann auch die maskirte Person selbst (F. I, 2) eine Maske genannt wird. Da die Maske vor Allem das Gesicht unkenntlich machen und ein anderes darstellen soll, so wird scherzhafter Weise dieses selbst als Maske bezeichnet, wie (D. C. II, 8), wo die Prinzessin Eboli zu Don Carlos sagt:

> „Dies Cabinet ist keines von den Zimmern
> Der Königin, wo man das Bischen Maske
> Noch allenfalls zu loben fand."

Bildl. heißt Maske (R. IV, 2 — K. u. L. III, 6 — Picc. II, 5 — Wst. T. I, 5 u. III, 4) s. v. w. Verstellung oder (N. a D. III, 2 — Wrb. II — Gstſ. 10, 203) Schein; daher auch der

hübsche Doppelsinn (F. I, 7): „Fiesko findet seine Freunde geschwinder in ihren Masken als sie ihn in der seinigen.“

Massyler od. Massylier (Ged. 4. B. d. Aen. 24 u. 88), ein nomadischer Völkerstamm Numidiens.

Materie, von dem lat. materĭa; zunächst der körperliche Stoff, bes. im Gegensatz zur Form oder auch zum Geiste, wie (R. II, 1): „Soll sich mein hochfliegender Geist an den Schneckengang der Materie ketten lassen?“ — und (Sp. u. d. L.): „Das Schicksal der Seele ist in die Materie geschrieben.“ — Außerdem heißt Materie s. v. w. Gegenstand, der stoffliche Inhalt gewisser Vorfälle oder Ereignisse, wie (Gstj. 10, 138): „Es wurde heftig über diese Materie gestritten“ — und (Gstj. 10, 141): „es in dieser wichtigen Materie zu einer Ueberzeugung bringen.“ — Das Materielle (Br. v. M. Einl. 5, 377), das Stoffliche.

Mathematicus, ein Gelehrter, der sich mit der Berechnung von Raumgrößen beschäftigt; im späteren lateinischen Sprachgebrauche wurden auch die Astrologen, wie (Picc. II, 1) Seni, so genannt.

Mätresse, s. Maitresse.

Matrone (Gstj. 10, 251), von dem lat. mater, die Mutter; eine ehrwürdige alte Frau.

Matten (W. T. I, 1), die poetische Benennung für saftige Thalwiesen.

Mauerkrone, s. Architektur u. Attribut.

Mauren (Br. v. M. 446), der Name eines Volksstammes, der im westlichen Nordafrika seinen Wohnsitz hat.

Mausoleum, gr. ein fürstliches Grabmal; bildl. (F. II, 13) s. v. w. Ehrendenkmal.

Mechanik, die Wissenschaft von den Kräften und Gesetzen, nach welchen die Bewegungen in der Körperwelt erfolgen; davon Mechanismus, der Bau oder das Triebwerk (vgl. Maschine)

Digitized by Google

und mechanisch, s. v. w. maschinen- oder handwerksmäßig. Sch. braucht diese Ausdrücke theils von dem lebenden menschlichen Körper, wie (R. II, 1): „die mechanischen Schwingungen" des Körpers — und (R. II, 1) „das eiserne Joch des Mechanismus", d. h. der maschinenmäßigen Thätigkeit; theils auch bildlich von den Thätigkeiten der Seele, wie (R. Vorr.) „die vollständige Mechanik des Lastersystems" eines Menschen — und (V. a. v. E.) „die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit."

Mecisteus, abgek. Mecist (Iph. I, Zw.-H.), der Bruder des Adrastus; vergl. Jl. II, 566.

Mecklenburg (R. IV, 1) im nördlichen Deutschland, wurde 1348 durch Kaiser Karl IV. zum Herzogthum erhoben, theilte sich 1592 durch die Brüder Adolf Friedrich und Johann Albrecht in die beiden Linien Schwerin und Güstrow und wurde, als beide Brüder sich im protestantischen Interesse an dem dreißigjährigen Kriege betheiligt hatten, von dem Kaiser an Wallenstein verliehen (Wst. L. 11). Durch Gustav Adolfs Hülfe indeß erhielten die beiden Fürsten 1631 ihre Länder und Würden wieder zurück.

Medaillon (D. C. III, 1), von dem aus dem lat. metallum (Metall) gebildeten Medaille, d. i. Schaumünze abgeleitet; ein kleines länglichrundes Bild, wie weibliche Personen es am Halse zu tragen pflegen.

Medea (Myth.), die Tochter des Königs Aëtes von Kolchis, welche mit Jason, dem Anführer der Argonauten, ihrem Vater entfloh und als Zauberin und Giftmischerin im Alterthum berühmt war; daher sagt Phädra (Ph. V, 7):

> „Ein Gift stößt' ich in meine glüh'nden Adern,
> Das einst Medea nach Athen gebracht."

Wegen ihrer merkwürdigen Schicksale war sie öfters ein Gegenstand der tragischen Kunst; daher (R. Vorr.) „die Medea der alten Dramatiker." Wir besitzen noch die „Medea" des Euripides und des Seneca.

Digitized by Google

Medicäer, oder auch Mediceer, nennt man in der florentinischen Geschichte seit dem 13. Jahrh. ein reiches und vornehmes Geschlecht, aus dem besonders Cosimo dei Médici und Lorenzo, der Stammvater der Großherzöge von Toscana, hervorragen. Da sie Kunst und Wissenschaft mächtig beschützten, so standen dieselben unter ihrer Herrschaft (besonders im 15. Jahrh.) in einer Blüthe, wie sie an keinem andern europäischen Hofe zu finden war; daher (Ged. D. deutsche Muse):

„Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst."

Die Medicäerin, in Beziehung auf welche Hanna Kennedy (M. St. I, 1) von ihrer Gebieterin sagt:

„Am upp'gen Hof der Medicäerin
In jeder Freuden Fülle aufgewachsen."

ist Katharina von Medici (s. d.)

Medina-Sidonia, Herzog von, Befehlshaber der Armada oder der unüberwindlichen Flotte (s. d.), lief mit derselben am 29. Mai 1588 aus dem Hafen von Lissabon aus und wurde in der Nacht vom 7. zum 8. Aug. von den Engländern angegriffen und geschlagen. Als er die zerstreuten Schiffe wieder sammeln und nach Spanien zurückführen wollte, brach ein heftiger Sturm aus, welcher die Flotte theils zerstreute, theils vernichtete, so daß von 130 Schiffen über die Hälfte zu Grunde gingen und von der Bemannung über 20,000 Menschen das Leben verloren. Als Med.-Sid. mit kaum 6000 Seeleuten vor Philipp erschien, dankte ihm dieser, daß er an dem Vaterlande nicht verzweifelt, indem er (D. C. III, 7) hinzusetzte: „Des Herrn Wille geschehe, ich hatte meine Flotte gesandt, England zu bekämpfen, aber nicht die Elemente."

Medúsa (Myth.), eine von den drei Gorgonen. Dieselben hießen Medusa, Stheno und Euryale und wohnten am westlichen Ocean. Da sie Minerva den Rang der Schönheit streitig gemacht hatten, so verwandelte dieselbe ihr lockiges Haar in

Digitized by Google

Schlangen und legte ihren Augen die furchtbare Kraft bei, Jeden, den sie ansahen, in Stein zu verwandeln. Perseus überwand die Medusa, schnitt ihr das Haupt ab und überlieferte es der Minerva, seiner Schutzgöttin, die es auf ihren Schild setzte. Vergl. Aegis. Anspielend auf diese Fabel fragt Gianettino (F. III, 9) den Lomellino: „Weißt du das Mährchen mit dem Medusakopf? Der Anblick macht Steine." — Ebenso sagt Jokasta (Phön.) zu Eteokles:

„Nicht diesen finstern Blick! Nicht dieses Schnauben
Verhaltner Wuth! Es ist kein abgerissnes
Medusenhaupt, das du betrachten sollst,
Es ist dein Bruder."

Desgleichen sagt Macduff (Mcb. II, 8), um die Größe seines Entsetzens über den an Duncan verübten Mord auszudrücken:

— — — „Geht hinein! Geht und erstarret
Vor einer neuen gräßlichen Gorgona"

und Barak (Tur. I, 3) zu Kalaf, der das Bild der Turandot betrachten will, um seiner Warnung Nachdruck zu geben:

„Euch wäre besser, der Medusa Haupt
Als diese tödtliche Gestalt zu sehn."

Endlich braucht Sch. den Ausdruck bildlich für Feind, indem der Chor (Br. v. M. 5, 391) sagt:

„Zürnend ergrimmt mir das Herz im Busen,
Zu dem Kampf ist die Faust geballt,
Denn ich sehe das Haupt der Medusen,
Meines Feindes verhaßte Gestalt."

Meeresgöttin, s. Tethys u. Amphitrite.

Meergott, s. Poseidon.

Megäre (Myth.), d. i. die Feindliche, Neidische, eine der drei Rachegöttinnen (vergl. Erinnyen). Sch. erwähnt ihrer (Ged. D. Triumph d. Liebe), um die Gewalt der Liebe in ihrer vollen Größe zu zeigen, mit den Worten:

„Zärtlich um Megärens Wangen
Küßten sich die wilden Schlangen."

Ferner gebraucht er den Namen als Kraftausdruck (R. I, 2) „wenn Vaterliebe zur Megäre wird: o so fange Feuer, männliche Gelassenheit!" — Desgl. nennt Dunois (J. v. O. I, 5) die Königin Isabeau wegen der unnatürlichen Handlungsweise gegen ihren Sohn:

„Die Wölfin! Die wuthschnaubende Megäre!"

Meges, (Iph. I, Zw.-H.) Sohn des Phyleus, Freier der Helena, Anführer der Dulichier vor Troja. Vergl. Il. II, 627.

Meier (W. T. Pers.-Verz.), von dem lat. major, der Höhere, Vorgesetzte, ein Name, der urspr. den Wirthschaftsinspector eines Gutes bezeichnete; daher Klostermeier (W. T. IV, 3), der Schaffner od. Haushofmeister eines Klosters.

Meinrads Zell oder die St. Meinrads-Kapelle, wo der Gründer des Klosters Einsiedeln (s. d.), der heilige Meinrad, als Eremit lebte, liegt nördlich von Schwytz. Von hier kommt Stauffacher (W T. I, 4), südlich wandernd zu seinem Freunde Walther Fürst nach Uri oder Altorf (s. d.), von wo die Straße das Reußthal hinauf zum St. Gotthardt führt; daher des Letzteren Worte:

„Von allen Wandrern aus dem deutschen Land,
Die über Meinrads Zell nach Wälschland fahren,
Rühmt jeder euer gastlich Haus."

Der Sage nach war Meinrad ein Graf von Sulgen, der sich als Einsiedler in die finstere, waldige Gegend zurückzog, wo jetzt das Kloster Einsiedeln steht. Hier erbaute er eine Kapelle, für welche ihm die Aebtissin des Frauenmünsters in Zürich im Jahre 832 ein wunderthätiges Marienbild schenkte. Als der Einsiedler später von zwei Räubern erschlagen wurde, ward die That durch Raben, welche er gefüttert hatte, entdeckt; die Mörder wurden eingezogen und zu Zürich hingerichtet. Ueber 40 Jahre blieb die Zelle unbewohnt, worauf sie wieder ausgebessert und mit Wohnungen umgeben wurde, aus denen das Kloster Einsiedeln (s. d.) entstand.

Meischek, in einigen Ausgaben fälschlich für Mnischek (s. d.).

Meister, Der (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es erinnert an die schwere Kunst, so zu schreiben, daß der Leser zu eigenen Gedanken angeregt wird. Wer glaubt, Alles sagen zu müssen, wird leicht langweilig; wo man aber Gelegenheit findet, auch zwischen den Zeilen zu lesen, da ist lebendiges Interesse erweckt.

Meißen (Ged. D. Flüsse [Elbe] — Wst. L. 6), einige Stunden nördlich von Dresden, am linken Elbufer gelegen; bekannt wegen des singenden Dialects seiner Bewohner.

Melchthal (W. T. I. 4), ein 5 Stunden langes, ungemein liebliches Thal, das sich im Canton Unterwalden östl. von Sarnen, zwischen dem Sachseler- und Kernserberg hinzieht. Hier wohnte Arnold Anderhalden, bei Sch. Melchthal genannt. Die Familie „an der Halden" blühte noch zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Melnecker (Wst. L. 11), von Melnik, einer böhmischen Stadt am Zusammenflusse der Moldau und Elbe.

Melodie, eine Reihe von Tönen von verschiedener Höhe, die in ihrer Aufeinanderfolge einen angenehmen Eindruck machen, wie (W. T. I, 1): die „Melodie des Kuhreihens" (s. d.) und (Ged. D. Künstler):

„Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr."

Davon melodisch, wohltönend, lieblich klingend, wie (Ged. D. Geschlechter):

„Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hain."

In bildlicher Ausdrucksweise sagt Leonore (F. IV, 14) zu Fiesco: „Unser Leben rinnt dann melodisch wie die flötende Quelle zum Schöpfer."

Melpomene, s. Musen.

Melun (J. v. O. II, 2), Städtchen an der Seine, östlich von Paris.

Memme (R. II, 3 u. IV, 2), Nebenform von Mamma, Mutter; ein Feigling.

Mendoza (M. St. I, 7). Bernardino de Mendoza, Castellan des Ordens San Jacob di Compostella, spanischer Gesandter in Paris und London, † 1605.

Menelaus (Iph.), ein Sohn des Atreus, der Bruder Agamemnons, erhielt von Tyndareus, als er sich mit dessen Tochter Helena vermählte (Iph. I, 1), das Königreich Sparta mit der Hauptstadt Lacedämon (ebendas.) Als er einst auf einer Reise nach Kreta begriffen war, ward ihm seine Gemahlin von Päris entführt. Um Rache zu nehmen, forderte er die griechischen Fürsten zum Kriege auf, betheiligte sich selbst mit 60 Schiffen und fand sich auch unter den Helden, welche mit dem berühmten Roß in die Stadt gezogen wurden (Ged. 2. B. d. Aen. 45). Nach der Eroberung von Troja nahm er die Helena wieder zu sich. S. das vierte Buch der Odyssee.

Menöceus, s. Antigone.

Menschenfeind, Der (Bd. 2), ein dramatisches Fragment, welches etwa i. J. 1786 od. 1787, um die Zeit, wo Sch. den Kampf und die Resignation dichtete, verfaßt sein kann. Es erschien i. J. 1790 im 11. Stück der Thalia und war von der am Schluß befindlichen Anmerkung begleitet, zufolge welcher Sch. die dramatische Form für das vorliegende Charaktergemälde selbst als wenig günstig bezeichnete, eine der Hauptursachen, weshalb es unvollendet geblieben. Aus der ursprünglichen Ueberschrift „der versöhnte Menschenfeind", den es in der Thalia führte, so wie aus persönlichen Unterredungen Sch.'s mit Körner, deren sich der letztere erinnerte, geht hervor, daß Rosenberg endlich siegen, und dieser Erfolg durch das Erscheinen einiger Menschenfeinde anderer Art begünstigt werden sollte. — Was den Inhalt des Fragments betrifft, so erscheint v. Hutten, der in der Natur das Bild des göttlichen Geistes und die vollendete Repräsentation innerer Einheit und wohlthuenden Friedens erblickt, nicht als Jemand, der dem Menschengeschlechte überhaupt gram ist; sondern er haßt nur diejenigen, die ihm so tiefe Wunden geschlagen,

außerdem ist er ja auch seiner Tochter Angelica in zärtlicher Vaterliebe zugethan. Aber jene Wunden scheinen ihm eben unheilbar, und er selbst ist zu stolz, um Anderen die Berechtigung zuzugestehen, sein Unglück mildern und ihm den verlorenen Frieden wiedergeben zu können. Denkt man an die damalige Stimmung des Dichters, an seine hoffnungsvolle Liebe zu Charlotte von Wolzogen in Bauerbach, wie an seine fruchtlosen Bemühungen um Margarethe Schwan in Manheim, so dürfte hierin wohl der Schlüssel zu den herben Empfindungen zu suchen sein, die den Grundton des vorliegenden Gemäldes bilden.

Menschliches Wirken (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Vergl. „Erwartung und Erfüllung." Dort faßt der Dichter die strebende Person, hier das Streben selbst ins Auge.

Menschliches Wissen (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1795. Es enthält eine Satyre gegen diejenige Richtung der Naturwissenschaften, welche sich allein mit der systematischen Anordnung der vorhandenen Erscheinungen begnügte, ohne einen tieferen Blick in das geheimnißvolle Getriebe der Natur zu thun. Gleichnißweise veranschaulicht der Dichter den genannten Gedanken an dem Bilde, welches eine Sternkarte darbietet, deren als kleinliche Spielerei erscheinende Figuren auch keinen Blick in die Mechanik des Himmels thun lassen. Gegen die Bestrebungen der damaligen Astronomen an sich ist das Epigramm nicht gerichtet.

Mentor, der vertraute Freund des Ulysses und Leiter seines Sohnes Telemachus (Télémach); daher überhaupt (Gstſ. 10, 217) ein Führer, Rathgeber; bes. der Hofmeister eines jungen Menschen (s. Od. 2, 225).

Menuet (K. u. L. V, 5), frzſ.; ein französischer Tanz, der sich in langsam abgemessenem und feierlichem Tempo bewegt; bildl. (Ged. Jeremiade): der „Menuetschritt unseres geborgten Kothurns", die mehr künstlich nachgeahmte und darum schleppende

Schreibweise, die der kraftvoll-ursprünglichen Begeisterung entbehrt.

Mephistópheles, der böse Geist, welcher einer bekannten Sage zufolge den Dr. Faust, der seine Seele dem Teufel verschrieben, auf dessen Reisen begleitete und allen seinen Gelüsten willfährig war; oft auch der Teufel selbst, wie (F. I, 9): „Wenn Mephistopheles ein Gelust (nach einem Menschen) bekommt.“

Mercur, s. Hermes. — Mit Beziehung auf die leichte Beweglichkeit dieses Gottes ist in der früheren wissenschaftlichen Sprache der Chemie das Quecksilber mit seinem Namen belegt worden; daher (Gstſ. 10, 151): „lebendigen Mercur in Phiolen und Büchsen.“

Merde d'Oye Biber (K. u. L. I, 6), von dem frzſ. merde d'oie, eig. Gänsekoth; ein grüngelb gefärbtes, mit Biberpelz besetztes Kleidungsstück.

Mérion (Iph. I, Zw.-H.) od. Mériones, der Wagenlenker des Kretensers Idomeneus vor Troja.

Messe, von dem mittl. lat. missa, das in deutschem Munde sich bald in Messe umwandelte. Ursprünglich verstand die katholische Kirche unter Messe nichts Anderes als die dem Gottesdienste folgende Abendmahlsfeier; später das bei derselben gesprochene Gebet oder auch die Consecration (Segnung) des Brotes und Weines, wodurch dieselben in den Leib und das Blut Christi verwandelt und so gewissermaßen ein stets sich erneuerndes Versöhnungsopfer dargebracht werden sollte. Dies Letztere bildet den eigentlichen Inhalt der Messe, während die spätere Ausbildung der bei derselben vorkommenden Gebräuche dahin strebte, dem Zuhörer, oder vielmehr Zuschauer eine sinnbildliche Vorstellung des gesammten Leidens Christi vor Augen zu führen, weshalb jeder einzelnen am Altare vorgehenden Handlung, so wie jeder Stellung des Priesters eine besondere Bedeutung beizulegen ist. — Die katholische Kirche legt auf die Messe

ganz besonderen Werth und macht ihren Anhängern das Anhören derselben zur Pflicht; daher sagt (Ged. D. Gang n. d. Eisenhammer) die Gräfin:

„Die heil'ge Messe hört' ich gern."

und König Philipp erwähnt ihrer (D. C. III, 7) als einer selbstverständlichen täglichen Gewohnheit, indem er in Beziehung auf Marquis Posa sagt:

— — — — „Nach gehörter Messe
Bringt ihn in's Cabinet zu mir."

Religiöser Fanatismus bediente sich selbst der schändlichsten Mittel, um Abtrünnige zum Hören der Messe zu zwingen; daher (Wst. T. I, 5) die Worte Wallenstein's:

„Und kann's der Sohn vergessen, daß der Vater
Mit Hunden in die Messe ward gehetzt?"

Nach der größeren oder geringeren Feierlichkeit, mit der die Messe abgehalten wird, unterscheidet man verschiedene Grade derselben. Ist sie mit Chorgesang oder Musik verbunden, so nennt man sie hohe Messe oder Hochamt; daher (F. III, 5): „In drei Tagen ist hohe Messe in der Lorenzokirche, beide Doria halten dort ihre Andacht"; und (Br. v. M. 5, 429): „Der Messe Hochamt rief mich zum Gebet." — Eine für einen Verstorbenen gelesene Messe wird Seelenmesse od. Seelenamt (Br. v. M. 5, 495) genannt. — Außer dem oder den (mehreren) bei der Messe ministrirenden (dienstthuenden) Geistlichen ist auch der Sacristan oder Meßner dabei thätig. Besonders hat er (Wst. L. 8) mit der Glocke das Zeichen zu geben, bei welchen Bewegungen des Priesters die Zuhörer niederzuknieen oder das Kreuz zu schlagen haben; daher (Ged. D. Graf v. Habsburg):

„Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Meßner geschritten."

Der Letztere wird auch Messediener oder Ministrant genannt, wie (Ged. D. Gang n. d. Eisenhammer), wo es von Fridolin heißt:

> „Und als er dies mit Fleiß gethan,
> Tritt er als Ministrant
> Dem Priester zum Altar voran,
> Das Meßbuch in der Hand."

Die Meßbücher oder Missalien enthalten die gesammten Gesänge und Feierlichkeiten, welche in der katholischen Kirche zur Anwendung kommen und haben für den Katholiken denselben Werth wie für den Protestanten die Bibel, so daß Wallenstein (Wst. T. IV, 3) in den Worten:

> — — — — — — — — „Meßbuch oder Bibel!
> Mir ist's all eins." — — — — —

in diesen beiden Büchern die Verschiedenheit der Confessionen symbolisch bezeichnet. — Endlich kommt auch die Zusammensetzung Messediener vor, und zwar (M. St. I, 4) in Maria's Worten:

> „Des Gatten racheforderndes Gespenst
> Schickt keines Messedieners Glocke, kein
> Hochwürdiges in Priesters Hand zur Gruft."

Messina (Br. v. M. 5, 382), die bedeutendste Stadt in der sogenannten Val di Demona, dem nordöstlichen Theile der Insel Sicilien, mit einem Hafen, der eine Meile im Umfang hat, liegt unmittelbar an der Straße von Messina dicht bei der Charybdis (s. d.) der Alten.

Mestislowskoy (Dem. I) in der Octavausgabe fälschlich: Westislowskoy; bei Heeren: Fürst Iwán Mstislawski.

Meßbuch
Meßner } s. Messe.

Metall, der Name für mineralische Naturkörper, die sich durch Schwere, Schmelzbarkeit, Glanz, zum Theil auch durch Klang auszeichnen. Der Seltenheit und dem Werthe nach

unterscheidet man edle und unedle Metalle. Im eigentlichen Sinne gebraucht heißt es von der Glocke:

„Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht."

Im bildlichen Sinne sagt Don Carlos (D. C. V, 4), auf Marquis Posa hindeutend, zu dem eisernen König Philipp:

„Dies feine Saitenspiel zerbrach in Ihrer
Metallnen Hand."

und Fiesco, indem er sclavische Furcht und begeisterte Freiheitsliebe einander gegenüberstellt, sagt (F. IV, 6): „Soll Genua Sclaven seine Freiheit verdanken? Soll unser Gold durch dieses schlechte Metall seinen guten Klang verlieren?"

Metaphysik (Ged. D. Weltweisen), aus dem gr. meta, darüber hinaus und physika, natürliche Dinge, die Wissenschaft von dem Uebersinnlichen, von dem eigentlichen Wesen oder den letzten Gründen unserer Erkenntniß der Dinge. — Metaphysicus (Ged. D. Metaphysiker); ein Gelehrter, der sich auf diese Wissenschaft versteht; und metaphysisch, wie (Gstſ. 10, 240) „metaphysische Träumereien", unwissenschaftliche Beschäftigung mit übersinnlichen Gegenständen.

Metaphysiker, Der (Ged.), ein satyrisches Gedicht aus dem Jahre 1795. Die Metaphysik (s. d.) ist ein Gegenstand, dem ein Dichter seiner ganzen Natur nach nicht hold sein kann, da sie sich nur mit Speculationen beschäftigt, bei denen alle Erfahrung aus dem Spiel bleibt. Auch Goethe persiflirt die Bestrebungen einer alles realen Bodens entbehrenden Metaphysik in seinem Faust mit den Worten Mephisto's:

„Nachher vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Metaphysik machen!
Da seht, daß ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt;
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht."

Meteor, gr. eine Lufterscheinung; bes. solche, die im Dunkeln Licht verbreitet, wie Sternschnuppen, Feuerkugeln, Nordlichter u. dgl.; bildl. eine ungewöhnliche, wundersame Erscheinung, wie (Wst. T. IV, 1), wo es von Wallenstein heißt:

— — — — — — „Aus der böhmischen Erde
Erhub sich dein bewundert Meteor,
Weit durch den Himmel seinen Glanzweg ziehend."

Methode, von dem gr. methŏdos, eig. das Nachgehen, Verfolgen. 1) die Art und Weise, bei einer Sache zu verfahren (F. III, 5); 2) die Vortragsweise, wie (R. Vorr.) „die dramatische Methode"; 3) die Lehrweise (V. a. v. E.).

metrisch, nach dem Versbau richtig abgemessen; metrische Sprache (Br. v. M. Einl. 5, 378), gebundene Redeweise, Rede in Versen.

Metrische Uebersetzungen (Ged.). Schon auf der Militair-Academie hatte Sch. den Versuch gemacht, das erste Buch von Virgil's Aeneïde zu übersetzen, und eine Probe hiervon (V. 34 bis 157), die in Hexametern abgefaßt war, wurde in Haug's Schwäbischem Magazin mitgetheilt. Im Jahre 1791 verabredete er sich mit Bürger, einen kleinen Wettkampf zu versuchen. Beide wollten dieselben Stücke aus der Aeneïde, aber jeder in einer anderen Versart übersetzen. Im Spätherbst des Jahres wurde die Arbeit unternommen, nachdem Sch. von einer schweren Krankheit genesen war; es war die erste Frucht seines Studiums der Alten, auf die Wieland ihn nachdrücklich hingewiesen hatte. Da Sch. diese Uebersetzung vorzugsweise für Frauen berechnet und dabei besonders seine eigene Frau und seine Schwägerin im Auge hatte, so wählte er die freien Wieland'schen Stanzen, ein Versmaß, das ihm dem weiblichen Gemüthe genießbarer erschien als der Hexameter. Die Arbeit wurde zuerst in der neuen Thalia abgedruckt, welche der älteren im Jahre 1792 nachfolgte. Daß Sch. auf diese Uebersetzung

Werth legte, beweist, daß er sie später einer sorgfältigen Umarbeitung unterworfen hat.

Mettenglöcklein. Mette, von dem lat. hora matutina, d. h. Morgenstunde; in der katholischen Kirche der Frühgottesdienst oder der Gottesdienst in der Nacht, welche einem Feste vorangeht; daher (W. T. II, 2): „Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle."

Meute, urspr. von dem latein. Worte movēre, d. i. bewegen, also ein Wort allgemeinster Bedeutung, bes. (W. T. I, 4) ein Trupp Hunde zur Hetzjagd; daher Meuterei (Picc. V, 1 — Ph. I, 1), eine unerlaubte Verbindung, ein Complot, wie (Dem.) „Meuterei der Armee", oder Aufstand, wie (W. T. III, 3), wo Frießhardt ruft: „Meuterei! Empörung!" — Meuter od. Meuterer (F. I, 9 u. III, 5), ein Mensch, der an einem Complot oder einem Aufstande Theil nimmt.

St. Michael, s. Malta. — Des Erzengels Michael (R. V, 2) wird Dan. 10, 13 u. 21; 12, 1; Offenb. Joh. 12, 7 erwähnt.

Miethlakai, s. Lakai.

Miethling, ein biblischer Ausdruck, welcher der Stelle Ev. Joh. 10, 12 u. 13 entlehnt ist, in der Christus sich als den guten Hirten dem Miethling gegenüberstellt, welcher der Schafe nicht achtet. Daher sagt Don Carlos (D. C. II, 2) von dem Herzog Alba:

— — — — — „Was fragt
Ein Miethling nach dem Königreich, das nie
Sein eigen sein wird?"

Mikrokosmus (Wst. T. II, 3), von dem gr. mikrós, klein und kósmos, die Welt; eine Welt im Kleinen, wie der Mensch selbst, oder die Welt, die er sich im Gegensatz zu der äußeren in seinem eigenen Innern aufbaut.

Milady, s. Lady.

Digitized by Google

Milch der Gletscher, s. Gletscher.

Milét (Ged. D. Ring d. Polykrates), die mächtigste unter den ionischen Städten Kleinasiens (s. Jonien), eine berühmte Handelsstadt und Mutter von etwa 80 Pflanzstädten, die sich bis an die Küsten Spaniens und Frankreichs hin erstreckten. Sie war dem Polykrates feindlich gesinnt und wurde von Polydor, dem Feldherrn desselben, belagert.

Milton, John, geb. 1608, † 1674, einer der größten englischen Dichter, ist besonders bekannt durch sein episches Gedicht: „Das verlorene Paradies", in welchem, nach der kirchlich-religiösen Anschauung der Zeit, auch der Teufel eine wichtige Rolle spielt; daher (R. Vorr.) „Milton's Satan".

Milzsucht, eine Krankheit der Milz, welche Verdickung der Galle und Stockungen derselben in den Lebergängen zur Folge hat, die mit einer schwermüthigen, grämlichen Gemüthsstimmung verbunden sind; daher (R. IV, 2): „Der milzsüchtige, podagrische Moralist" und (ebendas.) bildl.: „Milzsuchten des Schicksals", s. v. w. Ungemach, Widerwärtigkeiten.

Mine, eig. ein unterirdischer, mit Pulver gefüllter Gang; bildl. (K. u. L. III, 1) eine verrätherische Veranstaltung.

Minerva } s. Athene.
Minervenstadt }

Miniaturbild (Gstſ. 10, 144). Die Miniatoren (von dem neulat. miniāre, d. h. mit minĭum, Mennig färben) waren meist Mönche, welche im Mittelalter die Handschriften mit feinen Malereien verzierten; daher Miniaturmalerei, bei welcher die Farben nur mit der Pinselspitze (also punctirt) aufgetragen werden.

Minister, lat. eig. Diener; bes. (Par. Pers.-Verz.) höchster Staatsbeamter, der an der Spitze eines Zweiges der Staats-Verwaltung steht; davon: Ministerium, eig. der Dienst, die Dienerschaft; bes. (N. a. O. III, 8) der Staatsrath eines Fürsten.

Digitized by Google

Ministrant, s. Messe.

Minna, An (Ged.). Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dies Gedicht nicht an eine bestimmte Person gerichtet, da es der Zeit angehört, wo die Lauralieder gedichtet wurden. Vermuthlich handelt es sich hier um ein ersonnenes Verhältniß; auch ist der Name wohl ein absichtlich gewählter; vergl. Minne.

Minne, von dem veralteten minnen (einer Nebenform von meinen, s. v. w. gedenken, freundliche Gesinnung hegen) od. lieben, wie (Ged. An Minna):

„Schwalben, die im Lenze minnen."

ist jetzt der poetische Ausdruck für Liebe; so: (Ged. D. Graf v. Habsburg):

„Der Sänger singt von der Minne Sold."

(Ged. D. vier Weltalter):

„Die Flamme des Liebes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu."

(J. v. O. III, 3), wo König Karl zu dem Herzog von Burgund sagt:

— — — — „Eure Hofstatt ist
Der Sitz der Minne."

Minoritenkloster, s. Franciscaner.

Minos (Myth.), ein Sohn des Jupiter und der Europa, war mit Pasiphaë, der Tochter des Helios, vermählt, welche ihm außer mehreren anderen Kindern den Deucalion, die Ariadne und die Phädra (Ph. I, 1) gebar. Minos zog sich den Zorn des Neptun zu, der ihm früher günstig gewesen war. Um nämlich die Herrschaft von Kreta an sich zu reißen und das Volk auf seine Seite zu bringen, that er die Aeußerung, die Götter würden ihm jeden Wunsch gewähren. Auf seine Bitte stieg in der That ein Stier aus den Fluthen, den er dem Neptun zum Opfer versprochen hatte; und dies Wunder bewog die Kreter, ihn zum Könige zu wählen. Statt aber den Stier zu opfern, trieb er denselben zu seinen Rinderheerden. Hierüber erzürnt,

flößte Neptun der Pasiphaë eine heftige Neigung zu dem Stier ein, in Folge deren sie den Minotaurus (Ph. I, 1 u. II, 5) gebar, welchen ihr Gemahl in das von Dädalus erbaute Labyrinth (s. d.) sperrte; daher (Ph. I, 3): „O verbrechensvolles Haus des Minos.“ Nachdem Minos seine Herrschaft zur See und auf den Inseln des Mittelmeeres sicher begründet hatte, unternahm er einen Zug nach Sicilien, wo er seinen Tod fand. Seiner Gerechtigkeitsliebe wegen machte ihn die nachhomerische Zeit neben Aeakus und Rhadamanthys zum Richter der Unterwelt; daher (R. IV, 5): „Brutus geht zu Minos.“ Mit seinen beiden Gefährten saß er am Eingange des Schattenreiches am Throne des Pluto und hatte als oberster Richter die Endurtheile zu sprechen. Daher sagt Phädra (Ph. IV, 6):

— — — — „Flieh' ich in die Nacht
Des Todtenreichs hinunter? Wehe mir!
Dort hält mein Vater des Geschickes Urne,
Das Loos gab sie in seine strenge Hand.
Der Todten bleiche Schaaren richtet Minos ꝛc.“

Im Gegensatz zu Phädra's hoffnungsloser Angst heißt es (Ged. D. Triumph d. Liebe):

„Minos, Thränen im Gesichte
Milderte die Qualgerichte.“

und das Gedicht: „An die Freude“ schließt mit dem Wunsche:

„Brüder — einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde.“

Minotaurus, s. Minos u. Labyrinth.

Mirakel, lat. miracŭlum, ein Wunder, Wunderwerk; auch (Ged. D. Kampf m. d. Drachen), ein wunderthätiges Bild.

Mirándola (D. C. I, 4), ein zwischen Módena und dem Po gelegenes Städtchen, das ehemals der Sitz des in der Wissenschaft berühmten Geschlechtes Pico war, 1710 an Modena verkauft wurde, jetzt aber ziemlich verfallen ist.

Misere, frzs. misère, Elend, Noth, Erbärmlichkeit; bisweilen auch, wie (Ged. Shakespeare's Schatten), ein erbärmliches, jämmerliches Wesen.

Mission, von dem lat. missio, die Entlassung, Aussendung; bes. die Aussendung von Geistlichen zur Bekehrung der Ungläubigen; daher sagt Burleigh (M. St. II, 3) in Bezug auf Rheims, den Bischofssitz des Cardinals von Lothringen:

> — — — — „Von dort
> Geschäftig senden sie nach deiner Insel
> Die Missionen aus, entschlossene Schwärmer,
> In allerlei Gewand vermummt."

Vergl. Barnabit.

Mistreß (M. St. V, 1), engl. die Anrede für verheirathete Frauen des Mittelstandes.

Mißtritt, s. v. w. Fehltritt, unpassendes Benehmen, nämlich (F. I, 4) das Benehmen der Gräfin Leonore, welche durch ihr Aufbrechen von der Tafel die Julia verletzt.

Mittheilung (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Bei wissenschaftlicher Darstellung, die es allein mit der Belehrung zu thun hat, spielt die Form, in welche die Wahrheit eingekleidet ist, eine untergeordnete Rolle; bei künstlerischen Darstellungen dagegen ist es wesentlich die Behandlungsweise des Stoffes, welche den Künstler zum Künstler macht.

Mnemosyne, s. Musen.

Mnischek, in einigen Ausgaben fälschlich Meischek (Dem. I), erster Woiwode des Königs von Polen (S. 259), von Demetrius (S. 243) „der edle Fürst von Sendomir", von Sapieha (S. 253) „der list'ge Woiwoda von Sendomir", von Marfa (S. 284) der Palatinus genannt, Marinas Vater (S. 263), „dessen Macht der König fürchtet" — ist nach Heeren's Geschichte Jurii Mnischek, bei dessen Schwiegersohn, dem Fürsten Adam Constantin Wischnewetzki Demetrius

in Diensten stand. Als Dem. sein Manifest erließ, worin er den Russen seine Rettung kund that, machte Mnischek zugleich im Namen des Königs bekannt, daß Polen bereit sei, dem Dem. zu seinem Erbe zu verhelfen.

Mode, von dem lat. modus, die Art. 1) der Zeitgeschmack in der Kleidung, in Beziehung auf welche Paris (Ged. D. berühmte Frau), „die Vaterstadt der Moden", den Ton angiebt; 2) Sitte (R. Vorr.). Davon modern, frzs. moderne, heutig; nach neuerer Art, im neuesten Geschmack; wie (Br. v. M. Einl. 5, 379). „Die moderne Welt"; auch von Kunst- und Dichterwerken im Gegensatz zu antiken Darstellungen; daher (Gsts. 10, 201) „die modernste Lectüre".

Modell, von dem ital. modéllo, ein Vorbild, Musterbild. 1) in der Malerei und Bildhauerkunst eine unbekleidete Person, die dem Künstler als Studium dient, wie (F. II, 5), wo ein weibliches Wesen als der „lebendige Abdruck des weiblichen Modells" bezeichnet wird; 2) eine vertiefte Form, welche dazu bestimmt ist, einen flüssigen Stoff hineinzugießen; bildl. (Sp. u. d. L.): „Wenn unsere Launen die Modelle unserer Philosophien sind — in welcher wird die Wahrheit gegossen?"

modern, s. Mode.

Mogul, s. Groß-Mogul.

Mohrenland; gewöhnlich Abyssinien und das angrenzende Aethiopien, dann auch die westlich davon gelegenen Theile bis an das atlantische Meer, wie (Ged. 4. B. d. Aen. 88):

„Am fernen Mohrenland, dort, wo des Tages Flamme
Sich in des Weltmeers letzte Fluthen neigt."

Molch, s. Salamander.

Molkencur (Ged. D. berühmte Frau). Unter Molken versteht man die nach Abscheidung der käsigen und butterhaltigen Theile der Milch übrig bleibende Flüssigkeit. Man bedient sich ihrer, da sie erweichende und auflösende Eigenschaften hat, zu

arzeneilichen Zwecken, besonders bei Blutstockungen in den Athmungswerkzeugen.

Moloch, hebr. (3. Mose 18, 21), König, ein Götze der Ammoniter und Moabiter, welche unter der Gestalt desselben die Sonne verehrten und ihm Menschenopfer brachten. So wird denn Moloch im weiteren Sinne für eine wilde, zerstörende Gottheit gebraucht und von Sch. dem Teufel gleich gestellt, wie (R. V, 2), wo die Räuber zu Karl Moor sagen: „Unser bist du, und wenn der Erzengel Michael mit dem Moloch ins Handgemenge kommen sollte!" Das Bild des Moloch (R. II, 3) war eine Büste mit einem Ochsenkopfe; sie bestand aus Metall und konnte von unten her wie ein Ofen geheizt werden, worauf die Kinder, die man dem Götzen opfern wollte, in dessen glühende Arme gelegt wurden; daher (R. II, 3): „Drum stank auch die Luft so nach Schwefel stundenweit, als würde die ganze Garderobe des Molochs unter dem Firmament ausgelüftet."

Moment (K. u. L. II, 4 — Wst. Prol. — Mcb. II, 10), der Augenblick; auch Zeitpunkt, wie (Ged. D. Zeitpunkt):

„Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht."

Momus (Myth.), ein Sohn der Nacht, welcher der Sage zufolge alle Einrichtungen der Götter mit beißendem Spotte tadelte; daher (Ged. D. Mädchen v. Orleans), wohl mit Beziehung auf die sogenannten Possenspiele:

„Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten."

Mond, der bekannte Trabant der Erde; außerdem die astronomische Benennung für die Trabanten anderer Planeten. (Vergl. Saturn.) Der Lichtwechsel des Mondes wurde im Alterthum der Zeiteintheilung des Jahres zu Grunde gelegt; daher heißt es (Ged. D. Eleusische Fest) in Beziehung auf den Menschen: er

„Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang."

(vergl. Sphärenharmonie). Mond ist auch die Zeit von einem Neumond bis zum andern und steht poetisch (Ph. III, 5) für Monat, das davon stammt, wie (W. T. IV, 3), wo Armgart von ihrem Manne sagt:

„Schon in den sechsten Mond liegt er im Thurm."

Das Licht des Mondes ist zurückgestrahltes Sonnenlicht und wie dieses den Gesetzen der Brechung und Farbenzerlegung der Strahlen unterworfen, sobald die Bedingungen dieselben sind wie bei der Sonne; daher (W. T. II, 2):

„Ein Regenbogen mitten in der Nacht!"
„Es ist das Licht des Mondes, das ihn bildet."

Mongolen, der Name eines Volksstammes im mittleren Asien; bildl. für Leute, die auf der untersten Stufe der Volksbildung stehen, wie (Ged. D. Freundschaft):

„Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher."

Monolog, von dem gr. mónos, allein und lógos, die Rede; ein Selbstgespräch; bes. im Drama (Wrb. I — K. d. H.) eine Scene, in welcher eine Person allein erscheint, um die Gedanken, welche sie innerlich bewegen, laut zu äußern.

Monsieur (R. II, 3), in niedriger Ausdrucksweise (K. u. L. I, 1) „Musje"; frzs. mein Herr, war ehemals der Titel, welcher in der älteren burbonischen Linie ohne allen weiteren Zusatz dem ältesten Bruder des Königs beigelegt wurde; daher (M. St. II, 2): „Monsieur, unsern königlichen Herrn"; vergl. Duc von Anjou. S. a. Madame.

Monstranz, mittl. lat. monstrantĭa, von dem lat. monstrāre, zeigen; das prächtige Gehäuse, in welchem die geweihte Hostie (s. d.) oder das Hochwürdige (M. St. I, 4) enthalten ist, und das in der katholischen Kirche der versammelten Gemeinde bei der Messe als Zeichen der Gegenwart des Herrn gezeigt wird. Daher (Ged. D. Gang n. d. Eisenhammer):

„Drauf, als der Priester fromm sich neigt,
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärtigen, zeigt
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sacristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und Alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe."

Desgl. (W. T. III, 3):

„Da sieht's der Pfaff, der Rösselmann — kam just
Von einem Kranken her — und stellt sich hin
Mit dem Hochwürdigen, grad' vor die Stange —
Der Sigrist mußte mit dem Glöcklein schellen:
Da fielen All' auf's Knie, ich selber mit,
Und grüßten die Monstranz, doch nicht den Hut."

Vergl. Sacrament.

Montalto, Ritter (Mlth.), aus einer italienischen Familie, die bereits im 14. Jahrhundert an stürmischen Parteifehden Theil genommen hatte.

Montecuculi, Ernst (Picc. IV, 3 — Wst. T. III, 8), Befehlshaber der kaiserlichen Artillerie, Oheim des nach Wallenstein's Tode so berühmt gewordenen Raimund v. Montecuculi.

Montereau (J. v. O. I, 5), Städtchen am Einfluß der Yonne in die Seine.

Monument, lat. monuméntum, Denkmal; ironisch (R. I, 1) für Galgen.

Moral, von dem lat. mos, die Sitte; gewöhnlich s. v. w. Sittenlehre, Sittlichkeitslehre, bedeutet (R. Vorr.) die gute Sitte selbst, indem Sch. sagt: „Wer sich den Zweck vorgezeichnet hat, das Laster zu stürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Gesetze an ihren Feinden zu rächen", d. h. als Vertheidiger der guten Sitte aufzutreten. — „Die moralische Kraft" (Ged.) ist die Kraft, das Gute zu wollen, danach zu streben; „eine moralische Erscheinung" (V. a. v. E.) im Gegensatz zur physischen ist eine solche, die nach den Gesetzen der Sittenlehre zu

beurtheilen ist. Desgl. (Br. v. M. Einl. 5, 376) „moralische Weltregierung" und (Gsts. 10, 204) „moralische Gefühle". — Ein „Moralist" (Ged.), ist ein Sittenrichter oder Sittlichkeitsprediger; bildl. wird (R. IV, 2) das Gewissen „ein milzsüchtiger, podagrischer Moralist" genannt. — Moralität ist zunächst Sittlichkeit, wie (Gr. H. a. d. n. Gesch.): „die zwei äußersten Enden der Moralität, Engel und Teufel"; ferner das sittliche Verhalten, die sittliche Reinheit, wie (Wrb. II): „Eine gewisse poetische Dunkelheit hilft seine Moralität retten." — Moralsystem ist ein Lehrgebäude von Sittengesetzen, wie (Ged. D. Weltweisen):

„Doch wie es wäre, fing der Plan
Der Welt nur erst von vornen an,
Ist in Moralsystemen
Ausführlich zu vernehmen."

Moralisten, An einen (Ged.). Das Gedicht aus d. J. 1782 hatte in seiner ursprünglichen Form manches, was die Grenzen der Schicklichkeit überschritt. Sch. hat es bedeutend abgekürzt und Vieles im Ausdruck gemildert. — Str. 6, V. 1: „Der irdische Gefährte" ist der menschliche Körper.

Morbleu (R. II, 3), verd. aus Mort de Dieu, s. v. w. potz Henker! od. zum Teufel!

Mordio (R. IV, 5), ein Angst- oder Zetergeschrei, aus „Mord" und dem alten Empfindungslaute „io, io" zusammengesetzt.

Morgengabe (D. C. IV, 9), das Geschenk, welches der Gatte seiner Gemahlin am Morgen nach der Hochzeit zu machen pflegte.

Morgennimmersein, eine kühne Zusammensetzung. „Kein Sohn des Morgennimmerseins" (Ged. Semele 2) s. v. w. kein Sterblicher, d. h. der morgen nicht mehr (im sd. häufig „nimmer") sein wird.

Morgenthor (Ged. D. Künstler), poetischer Ausdruck, s. v. w. ursprüngliche Eingangspforte.

Digitized by Google

Mörlischachen (W. T. IV, 3), ein kleiner Ort am Vierwaldstättersee zwischen Küßnacht und Luzern.

Moromesk (Dem. II), bei Heeren Morawsk, ein kleiner Ort an der Desna zwischen Kiew und Tschernigow.

Moschee (Tur. I, 1), ein muhamedanischer Tempel.

Mosel (Ged. D. berühmte Frau), der bedeutendste westliche Nebenfluß des Rheins. Sie entspringt am Südende der Vogesen, durchfließt das Plateau von Lothringen (daher: Ged. D. Flüsse „die lotharingische Jungfrau") und ergießt sich bei Coblenz in den Rhein.

Moses, der bekannte Gesetzgeber der Israeliten, war am Horeb (s. d.), wo ihm (2. Mose 3, 1—16) der Engel des Herrn in einem feurigen Busch erschien, von Gott berufen worden, die Israeliten aus Aegypten zu führen, worauf sich die Stelle (J. v. O. Prol. 4) bezieht:

„Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feurigen Busch sich flammend niederließ,
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen rc."

Um den hartnäckigen König zu bewegen, das jüdische Volk ziehen zu lassen, war er zur Beglaubigung seiner göttlichen Sendung mit der Gabe, Wunder zu thun, ausgestattet worden. Auf zwei dieser Wunder, auf das Grünen des Steckens Aarons (4. Mose 17, 8) und das Hervorrufen der Quelle aus dem Felsen am Horeb (2. Mose 17, 6 u. 7) bezieht sich die Stelle (M. St. V, 7, S. 174): „Der dürre Stab kann Zweige treiben rc."

Moskau (Dem. I) an der Moskwa, einem linken Seitenflusse der Oka; die alte Hauptstadt des russischen Reiches und ehemalige Residenz der Czaare. Nach ihr wurden die Russen in früheren Zeiten häufig auch Moskowiter (Dem. I) genannt.

Moskowiter, s. Moskau.

Motiv, eig. Beweggrund; in den schönen Künsten (Br. v. M. Einl. 5, 379) ein auf Wirkung berechnetes Kunstmittel; motiviren (ebendas. S. 382), mit Gründen belegen, unterstützen.

Mulatte, von dem lat. mulus, Maulthier (von Pferd und Esel abstammend); ein Mischling, der von schwarzen und weißen Menschen herstammt, also auch eine zwischen beiden schwankende Farbe hat; daher (B. a. v. E.): „gelbe Mulattenschwärze".

Mulciber, s. Hephästos.

Müller, Johannes (W. T. V, 1), ein mit Beziehung auf den berühmten Geschichtsschreiber Johannes v. Müller (geb. 1752 zu Schaffhausen, gest. 1809 zu Kassel) gewählter Name. Derselbe hat sich durch seine 1774 in Genf gehaltenen Vorlesungen über Universalhistorie, vor Allem aber durch seine 1780 erschienene Geschichte der Schweizer und andere historische Werke einen weitverbreiteten Ruf erworben. Sch. hatte ihn über einige Punkte der Geschichte Tells um Auskunft gebeten, die in so gründlicher Weise ertheilt wurde, daß der Dichter sich dadurch angespornt fühlen mußte, in seinem Drama möglichst treu historisch zu verfahren.

Mumie, eine einbalsamirte und getrocknete Leiche, wie sie die alten Aegypter in ihren Grabdenkmälern aufzubewahren pflegten. Mit Beziehung auf den widrigen Eindruck, den solche Leichen machen, ist (Mcb. IV, 3) von Hexenmumien die Rede, die in den Kessel gethan werden; desgleichen (K. u. L. IV, 7) „welk, wie eine Mumie"; eben so wird (D. C. I, 5) des königlichen Leichnams mit den Worten erwähnt:

— — — — „Der neuerwählte König
Kann ..... die Mumie des Todten
Aus ihrer Ruhe zu Escurial
Hervor ans Licht der Sonne reißen."

In bildlicher Ausdrucksweise wird (Ged. Resignation) die Unsterblichkeit

„Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit"

genannt. Eben so sagt Sch. (Ged. D. Spaziergang), wo von dem Schwinden des gesetzlichen Sinnes mitten unter dem Scheine der Gesetzlichkeit die Rede ist:

„Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn."

und in ähnlicher Weise bezeichnet er (Ged. D. Genius) die schwer verständliche Ausdrucksweise der Philosophen in der an sich selbst gerichteten Frage:

„Dir ist bekannt, was die Gruft der dunklen Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt?"

Münster (Ged. Elegie a. d. Tod e. Jünglings — K. u. L. III, 4), von dem lat. monastērium, Kloster; eine Collegiat- oder Domkirche, weil die Domherren ehemals in Gemeinschaft lebten wie die Mönche.

Muotta (W. T. II, 2), ein Bach, der ein interessantes, 2—3 Stunden langes Thal durchfließt, dessen früher mit Urwald bestandene Abhänge „jetzt" mit Wiesen bedeckt sind. Nach Süden öffnet sich die Thalschlucht und führt rechts nach Schwyz oder links nach Brunnen an den Vierwaldstättersee.

Murano, s. Venedig.

Muse, An die (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Der Dichter fühlt sich glücklich in dem Besitze der Poesie und beklagt diejenigen, die derselben entbehren. Vergl. „Jetzige Generation."

Muse, Die deutsche (Ged.). Als Sch. im Jahre 1800 sich mit dem Plane beschäftigte, für die deutsche Bühne ein würdiges Repertoire zu schaffen, sah er sich nicht nur in der einheimischen, sondern auch in der ausländischen Literatur um. Hierbei drängte sich ihm die Bemerkung auf, daß die deutsche Poesie sich der Gunst der Großen keineswegs so zu erfreuen gehabt, wie etwa zur Zeit des Kaisers Augustus, oder wie gegen

Ende des Mittelalters unter den Mediceern (s. d.) zu Florenz. Ja selbst der Weise auf dem Throne, Friedrich der Große, konnte bei seiner einseitigen Vorliebe für die französische Literatur der deutschen Poesie keinen Geschmack abgewinnen. So waren die deutschen Dichter nur auf sich selbst angewiesen; aber um so inniger und wahrer konnte ihre Empfindung zum Ausdruck gelangen, um so freier die deutsche Dichtkunst sich entwickeln.

Muselmann (Ged. Ritter Toggenburg), verderbt aus Moslem, von dem arab. islâm, d. i. Ergebung od. Hingebung an Gott oder den wahren Glauben; also eig. ein Rechtgläubiger, d. h. ein treuer Anhänger der Lehre Muhameds.

Musen (Myth.), von dem gr. mūsa, von den römischen Dichtern Camönen genannt, sind die Schutzgöttinnen der schönen Künste und Wissenschaften. Ihre Verehrung scheint aus dem nördlichen Griechenland zu stammen, daher (Iph. IV, Zw.-Handl.): „Der Thessalierinnen Chor.“ Zahlen und Namen werden für die älteren Zeiten verschieden angegeben; Homer nennt (Od. 24, 60) die Neunzahl, doch ohne einzelne Namen. Der Vater der Musen ist Zeus, ihre Mutter Mnemosyne (Ged. D. Gunst d. Musen), eine Tochter des Uranus und der Gäa. Da Mnemosyne als die Göttin des Gedächtnisses betrachtet wurde, so mußte sie natürlich Kinder von seltenen Gaben besitzen; ihre Töchter widmeten sich daher den schönen Künsten und dem heiteren Wissen. Vor Allem ergötzten die Musen mit ihren Liedern die Götter, wie (Ged. D. vier Weltalter):

„Da sangen die Musen im himmlischen Chor.“

und (Ged. D. Eleusische Fest):

„Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Camönen ein.“

Sie besangen den Anfang aller Dinge und die Werke der Schöpfung, desgleichen verkündeten sie das Lob und die Thaten der Götter. Daher singt (Iph. III, Zw.-H.) der Chor:

„Helene, die der hochgehalste Schwan
Gezeuget — Das hast du gethan!
Sei's nun, daß in einem Vogel
Leda, wie die Sage ging,
Zeus verwandelte Gestalt umfing,
Sei's, daß eine Fabel aus dem Munde
Der Camönen sehr zur schlimmen Stunde
Das Geschlecht der Menschen hinterging!"

Eben so erschienen sie bei festlichen Gelegenheiten, wie (Iph. IV, Zw.-H.):

„Wie lieblich erklang
Der Hochzeitsgesang,
Den zu der Cyther tanzlustigen Tönen
Zur Schalmei und zum libyschen Rohr
Sang der Camönen
Versammelter Chor
Auf Peleus Hochzeit und Thetis der Schönen."

Besonders waren der Pindus, der Parnassus und der Helikon die Berge, auf denen sie sich unter ihrem Führer Apollo bei heiligen Quellen vereinten. Jedenfalls erscheinen die Musen unter den Gottheiten Griechenlands und Roms als die edelsten Gestalten; daher (Ged. D. vier Weltalter):

„Und einen heilgen, keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen."

Sie erwecken den Edelmuth, lenken die Herzen zum Guten, belehren und begeistern die Sterblichen und unterstützen die Würdigen mit Rath und That; daher rufen die Dichter sie an, sobald sie etwas Schwieriges unternehmen wollen, denn sie sind die Spenderinnen der Dichtergabe, wie (Ged. D. vier Weltalter), wo es von dem künstlerischen Talent des Sängers heißt:

„Ihm hat es die Muse gegeben."

desgl. (Ged. D. Künstler):

„Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang."

Wie sie das künstlerische Talent verleihen, so sind sie natürlich auch die Beschützerinnen der Kunst; daher (Ged. D. Gunst der Musen):

„Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himmlische Muse,
Trägst, die Dich lieben, die Du liebst, in Mnemosynens Schooß."

In bildlicher Ausdrucksweise ist Sch. die Muse: 1) Die Dichtkunst selbst, wie (Ged. D. Entzückung an Laura):

„Meine Muse fühlt die Schäferstunde."

oder (Ged. D. Geheimniß d. Reminiscenz), wo er seiner in grauer Vorzeit bestandenen Verbindung mit Laura gedenkt:

„Meine Muse sah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geschrieben."

desgl. (Ged. D. Künstler):

„Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Camönen Chor."

und (Ged. Sängers Abschied):

„Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor Dich, ihr Urtheil zu empfangen."

2) sind ihm die Musen die Vertreterinnen des Gebiets der Schönheit, wie (Ged. D. Künstler), wo es in Beziehung auf die anmuthigen oder malerischen Stellungen heißt, mit welchen die römischen Gladiatoren den Todesstoß empfingen:

„Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit."

3) die Repräsentantinnen des Sinnes für die Kunst, wie (Ged. D. Antiken zu Paris):

„Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen;
Dem Vandalen sind sie Stein."

Digitized by Google

Wenn die alten Dichter eine Muse anriefen, so waren in ihr die übrigen stets mitbegriffen; späterhin gab man einer jeden einzelnen eine besondere Beschäftigung, so daß folgende neun Kunstgöttinnen unterschieden wurden:

1. Klio (der Ruhm) für die Geschichte. Sie wird gewöhnlich sitzend, mit einer geöffneten Papierrolle dargestellt.

2. Kalliope (die Schönredende) für das Heldengedicht, mit beiden Händen ein zusammengerolltes Pergament haltend.

3. Melpómene (die Singende) für das Trauerspiel, in der einen Hand einen Dolch, oder eine tragische Maske, die andere auf die Herculeskeule gestützt.

4. Thalia (die Fröhliche) für das Lustspiel, mit der komischen Maske und dem krummen Hirtenstabe, gewöhnlich mit einem Epheukranze geschmückt; bisweilend auch tanzend mit einer Handpauke.

5. Eräto (die Liebliche) für Tanz und Musik, mit einer neunsaitigen Lyra, häufig auch tanzend.

6. Eutérpe (die Ergötzende) für das Flötenspiel, mit der Doppelflöte.

7. Terpsichore (die Tanzliebende) für Cither und Tanz, mit der siebensaitigen Lyra und dem Plectrum, mit dem sie die Saiten rührt.

8. Polyhymnia (die Liederreiche), sinnend und begeistert, oder mit bedeutsam erhobener Rechten, bisweilen mit einem Kranze von Winden geschmückt.

9. Uránia (die Himmlische) für die Sternkunde, mit einer Himmelskugel und einem Zirkel in der Hand, das Haupt bisweilen mit einem Sternenkranze (bei Sch. „Feuerkrone") umgeben.

Von diesen neun Musen kommen in Sch.'s Dichtungen nur vier vor; zunächst diejenigen, welche es mit der Dichtkunst zu thun haben, wie (Ged. Shakespeare's Schatten):

„Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?"

ferner (Ged. An Goethe):

„Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken."

und (Ged. Tonkunst):

„Leben athme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus."

Schließlich tritt (Ged. D. Künstler) Urania sinnbildlich als Repräsentantin der Wahrheit unter der Hülle der durch Aphrodite (s. d.) dargestellten Schönheit auf:

„Die eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania —
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da."

worauf umgekehrt (ebendas.) die Schönheit zur Wahrheit wird:

„Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleiert als Urania."

Anm. Muse (Gstſ. 10, 248): „ich habe volle Muse" irrthümlich für Muße.

Musenalmanach (Ged. D. Handschuh; Anm. — Ged. D. Johanniter; Anm.), der Titel eines poetischen Jahrbuches, welches Sch. von 1796—1800 herausgab.

Museum, aus dem gr. museion, eig. ein Musentempel, d. h. ein den Musen, d. i. der Gelehrsamkeit, den Wissenschaften und Künsten gewidmetes Gebäude, bes. ein solches, in welchem werthvolle Ueberreste aus dem Alterthum aufbewahrt werden; daher (Ged. Pompeji und Herculanum):

— — — — — „Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft."

Da dergleichen Gebäude, besonders die zu Kunstsammlungen bestimmten, gewöhnlich ein stattliches Aeußere haben, so heißt es (Ged. D. Antiken zu Paris) von dem Franken:

„Und in prangenden Museen
Zeig' er seine Siegstrophäen."

Musik, eine der ältesten unter den schönen Künsten. Sie erscheint (H. d. Künste) personificirt, wo ihr Sch. die Leier (vergl. Musen: Erato u. Terpsichore) als Attribut zuertheilt und auf zwei Hauptmomente ihres Wesens, auf Melodie und Harmonie hinweist. Mit der „Musik der Himmel" (M. St. I, 6) ist die erhebende Wirkung der geistlichen Musik gemeint.

Musje, s. Monsieur.

Mutter, Die (Iph. II, 3), ist Klytämnestra, Agamemnons Gemahlin; ihr „kleiner Sohn" (S. 29) ist Orestes (s. d.). — Die „heilige Mutter" (M. St. I, 6) s. Maria. — Die „Mutter der Elisabeth" (M. St. I, 6) ist Anna v Boleyn; s. Heinrich VIII. — Die „unnatürliche Mutter" (J. v. O. I, 5) ist eine Anspielung auf I. Kön. 3, 16—28.

Muttergottesbild, s. Maria.

Mycenä od. Mycene (Ged. 2. B. d. Aen. 4 — Phön.), eins von den kleinen Königreichen der Landschaft Argolis, auf der östlichsten Halbinsel des Peloponnes; ferner die berühmte Stadt (Iph. I, Zw.-H. — Ph. V, 6), Agamemnons Königssitz. Auch Fürst Hippómedon war aus dieser Gegend; daher sagt der Hofmeister (Phön.): „Mycenischen Geschlechts ist er."

Mygdon (Ged. 2. B. d. Aen. 61), einer der griechischen Helden vor Troja, der Vater des Chorŏbus.

Mýkale (Ged. Semele 2), ein Vorgebirge Kleinasiens, südlich von Ephesus, der Insel Samos gegenüber.

Mylady, s. Lady.

Mylord, s. Lord.

Myriade, von dem gr. myrioi, zehntausend; uneigentlich: eine unzählbare Menge, wie (R. I, 2) „Myriaden gehörnter Köpfe“, d. h. eine Unzahl von Teufelsgestalten.

Myrmidónen, ein thessalisches Urvolk, bei Homer das dem Achilles untergebene Volk von Phthia in Thessalien; daher (Iph. I, Zw.-H.):

„Funfzig Schiffe tapferer Myrmidonen —
Zeus glorreicher Enkel führt sie an.“

Bisweilen werden auch die Griechen so genannt, wie (Ged. 2. B. d. Aen. 2), wo Aeneas sagt:

„Wer, selbst ein Myrmidon und Kampfgenoß
Des grausamen Ulyß, erzählte thränenlos!“

und ebendas. 28:

„Von jeder barg im Krieg mit Ilium
Minervens Schutz der Myrmidonen Schwäche.“

Mystiker, An die (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Diejenigen, welche sich besonderer geheimer Offenbarungen rühmen, weiset der Dichter auf das große Geheimniß hin, welches uns in der ganzen Schöpfung offen dargelegt und dennoch von Niemandem ergründet ist.

mystisch, von dem gr. myein, sich schließen, verschließen, bes. die Augen und den Mund; s. v. w. geheim, geheimnißvoll, dunkel und verborgen; daher (Ged. Menschliches Wissen) „der Sphären mystische Tänze“, d. h. die geheimnißvollen Bewegungen der Weltkörper. — Mysterien sind Geheimnisse, die der Oeffentlichkeit nicht preisgegeben werden sollen, wie im Alterthum die eleusinischen Mysterien (s. Eleusis); dasselbe gilt auch von zarten Verhältnissen der Gegenwart, wie (Ged. D. berühmte Frau), von der es heißt, sie sei

„Dem schöneren Geschlecht entflohn,
Herabgestürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,“

d. h. ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden. Eben so giebt es gewisse Empfindungen, die eben nur besonders

geweiheten Stunden angehören und für welche die Sprache keinen vollkommen zutreffenden Ausdruck hat; daher (Ged. D. Genius):

„Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort,"

aus welchem die Stimme der Wahrheit gleichsam nur als eine Ahnung heraufsteigt. — Wer indessen mit Gegenständen von so zarter Natur Mißbrauch treibt und sie zu seiner Hauptbeschäftigung macht, der ist ein Mystiker (Ged.), ein Verehrer des Geheimnißvollen, wie es besonders auf dem religiösen Gebiete so viele giebt, die das Geheimnißvolle in dem Verhältniß des Menschen zu Gott vor Allem mit der Kraft der Phantasie zu ergreifen streben, um es dem menschlichen Gemüthe näher zu bringen. Schriften, welche dieses Ziel verfolgen, sind (Gstſ. 10, 172) „mystische Bücher", die besonders den Hang zum Wunderglauben zu nähren suchen; daher (Gstſ. 10, 172): „Zuletzt hatte ich ihn mit Mysticität so umstrickt und umwunden, daß nichts mehr bei ihm Credit hatte, sobald es natürlich war."

Mythenstein (W. T. I, 4), eine aus dem Vierwaldstättersee hervorragende Felsensäule, eine halbe Stunde nördlich vom Rütli. Sie ist gegenwärtig mit der Inschrift geschmückt: „Dem Sänger Tell's, Friedr. Schiller; die Urkantone 1860." Mit dem Mythenstein (W. T. I, 1) ist der 5900 Fuß hohe Mythen in der Nähe von Schwyz gemeint, der sich, wie andere hohe Berge, bei herannahendem stürmischen Wetter mit einer Wolkenhaube zu umhüllen pflegt.

N.

Nachahmer, Der (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Der Nachahmer bewegt sich stets in bereits geebneten Bahnen, während das Genie des Zwanges der Regeln spottet, sich neue Bahnen bricht und mit selbständigen Schöpfungen hervortritt.

Nachtwandler oder Mondsüchtige sind Menschen mit einem krankhaften Nervensystem, die bei eintretendem Mondwechsel im Schlafe aufstehen und mit geschlossenen oder auch mit geöffneten Augen umhergehen, ohne ihre Umgebung zu erkennen. Sie pflegen wie im Traume umherzuwandeln, nehmen mancherlei Beschäftigungen vor und sind nicht selten geneigt, gefährliche Höhen zu erklettern. Die Aerzte bezeichnen den Zustand als ein von dem Einflusse des Mondes hervorgerufenes Schlafwachen; daher heißt es (D. C. V, 9) von dem Könige: „Er kommt in einem wachen Traume, wie eines Nachtwandlers."

Nadir, s. Zenith.

Nadowessiers Todtenlied (Ged.), früher unter dem Titel: „Nadowessische Todtenklage." Dies Gedicht aus dem Jahre 1797 ist die Frucht einer Reminiscenz aus einer Reise durch Nordamerika von Thomas Carver und beweist, daß Sch. es auch verstand, die einem wilden Volke innewohnende Poesie nachzuempfinden und dem, was er unbefangen in sich aufgenommen, gelegentlich einen treffenden Ausdruck zu geben. Goethe lobt an dem Gedichte „den ächten realistisch-humoristischen Charakter, der wilden Völkern in solchen Fällen so wohl ansteht"; Viehoff die kräftig einsetzenden trochäischen Rhythmen, sowie die bestimmt schließenden männlichen Reime der kurzen Verse, welche der derben Sinnesart solcher Völker durchaus entsprechen. Dasselbe gilt auch von mehreren recht überraschend auftretenden Reimen. Sch. betrat mit diesem Gedichte ein Feld, durch welches das Gebiet der Poesie erweitert wurde und auf welchem Freiligrath später sein Nachfolger geworden ist. Humboldt empfand ein Grauen an dem Gedichte, was Goethe nur mit Rücksicht auf den Stoff gelten lassen wollte. Sch.'s Absicht, noch mehrere ähnliche Lieder folgen zu lassen, durch welche die Natur jenes Volksstammes zur Anschauung gebracht werden sollte, ist unausgeführt geblieben.

Nagori (Dem. I), in Heerens Geschichte (S. 300) Nagoi, ein russischer Würdenträger, dessen Tochter Maria (bei Sch.

Marfa) Iwans fünfte (der Geschichte nach siebente) Gemahlin wurde und ihm den Dmitri od. Dimitri gebar.

Najaden, s. Nymphen.

Namur (J. v. O. Prol. 3), eine von der Maas durchströmte Grafschaft, welche von Philipp dem Guten durch Kauf mit dem ehemaligen Herzogthum Burgund vereinigt wurde und jetzt eine Provinz des Königreichs Belgien bildet.

Nänie, s. Nenie.

Nantes (K. d. H.), franz. Handelsstadt oberhalb der Mündung der Loire.

Napoli, s. Neapel.

Nassau, ein ehemals zu den deutschen Bundesstaaten gehöriges Herzogthum, das östlich vom Rhein auf den Höhen des Taunus und des Westerwaldes zwischen dem Main und der Lahn liegt. Als Ahnherr des nassauischen Fürstenstammes wird Otto von Laurenburg genannt, Kaiser Konrad's I. Bruder, dessen Nachkommen sich seit der Mitte des 12. Jahrhunderts Grafen von Nassau nannten. Dieselben machten sich später in den Niederlanden ansässig, namentlich der Prinz Wilhelm von Nassau und Oranien (D. C. IV, 22, s. Oranien), welcher 1579 die Union zu Utrecht bewirkte, durch die ein großer Theil der Niederlande von der spanischen Regierung abfiel.

Nationalgenie (R. II, 2), die einem Volke angeborene Fähigkeit, seine eigenthümliche Natur.

Natur ist 1) die Gesammtheit aller geschaffenen Dinge, die Schöpfung, wie (Ged. D. Naturkreis):

„Alles, du Ruhige, schließt sich in deinem Reiche."

2) der Inbegriff der in der Schöpfung wirkenden Kräfte, wie (D. C. I, 2), wo Don Carlos sagt:

„Wenns wahr ist, daß die schaffende Natur
Den Roderich im Carlos wiederholte."

3) der Inbegriff der einem Wesen eigenthümlichen Eigenschaften und mit Rücksicht auf diese ein solches Wesen selbst, wie (Wst. L. Prol.):

„Der Kampf gewaltiger Naturen."

oder bildl. für natürlich gebliebenes Wesen, wie (D. C. II, 8), wo Don Carlos zur Prinzessin Eboli sagt:

„Dir Mädchen, dir entdeck' ich mich, der Unschuld,
Der lautern, unentheiligten Natur."

Vergl. Ged. D. Genius, wo Natur in V. 2 die schaffende Kraft, in V. 3 das derselben eigenthümliche Wesen, in V. 4 zuerst die Schöpfung und dann die in ihr ruhende Wahrheit bezeichnet.

Naturalism, gew. Naturalismus, eig. Naturglaube, Naturreligion; Naturalism in der Kunst (Br. v. M. Einl. 5, 378), die Ausübung einer Kunst nach natürlicher Anlage, ohne Schule und Kenntniß ihrer Regeln.

Naturforscher und Transscendental-Philosophen (Ged.), ein Epigramm, das wahrscheinlich auf eine Schrift: Joh. v. Schelling's Ideen zu einer Philosophie der Natur (Tübingen 1795) zu beziehen ist, in welcher er für die Richtungen der Natur- und Transcendental-Philosophie einen höheren Vereinigungspunkt aufzustellen suchte. Die Naturforscher haben es zunächst mit sinnlichen Erscheinungen, die Transscendental-Philosophen (von dem lat. transscendĕre, übersteigen) mit dem Uebersinnlichen zu thun. Eine Vereinigung zwischen diesen beiden Richtungen widerstrebt der Natur beider Gegenstände und wird schwerlich je gelingen.

Naturgesetz, Das (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Es steht in Zusammenhang mit dem vorangehenden: Correctheit (s. d.) und ist gegen den oft lange sich haltenden falschen Geschmack gerichtet.

Naturkreis, Der (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Wie in der Natur fast sämmtliche Erscheinungen eine

in sich geschlossene Kette bilden, die Pflanze durch die Samenbildung den Keim zu einer neuen Pflanze giebt, der aus dem Meere emporsteigende Wasserdampf durch die Wolken, Bäche und Ströme zum Meere zurückkehrt: so bildet auch das Leben des Menschen einen geschlossenen Ring. Vergl. Goethe's Ausspruch: „Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht; es findet uns nur noch als wahre Kinder."

Naue od. Nave (W. T. I, 1) von dem lat. navis, das Schiff; sd. ein plattes Fahrzeug, bes. ein Frachtschiff.

Neapel, ital. Napoli (Wst. L. 11), früher ein Theil des Königreichs beider Sicilien, jetzt der südlichste Theil des Königreiches Italien, gehörte zur Zeit Philipp's II. zur spanischen Krone; daher sagt der von Malta zurückkehrende Marquis (D. C. I, 4): „Auf meinem Rückweg von Neapel."

Nebelflecke (Ged. An die Astronomen). In heiteren Nächten bemerkt man schon mit bloßem Auge Stellen am Himmel, die sich durch ihr helleres Blau auf dem dunkleren Nachthimmel auszeichnen. Solcher Flecke kennt man jetzt etwa 4000 und betrachtet sie als übereinstimmend mit den sogenannten Sternhaufen, da sie sich, durch scharfe Fernröhre betrachtet, in einzelne Fixsterne auflösen.

Nebukadnezar (Wst. L. 8), der zweite König des chaldäisch-babylonischen Reiches, welcher 599 v. Chr. dem jüdischen Staate ein Ende machte und das Volk in die babylonische Gefangenschaft führte.

Neffe, Der, als Onkel, Lustspiel in drei Aufzügen. Aus dem Französischen des Picard. (Bd. 7.) Eine Uebersetzung, deren Original den Titel führt: Encore des Ménechmes, d. h. Noch ein Paar Doppelgänger, mit Beziehung auf ein Stück von Regnard, das einen ähnlichen Titel führt. Picard's natürliche Munterkeit und sein lebensvoller Dialog mochten dem Herzoge von Weimar besonders zugesagt haben, auf dessen

Veranlassung Sch. im Frühjahr 1803 die Uebertragung zweier Lustspiele dieses Dichters (vergl. Parasit) übernahm. Picard's „Ménechmes“ sind in Prosa geschrieben und von Sch. ziemlich wörtlich, jedoch ohne besonderen Zwang übersetzt. (Vergl. Deutscher Genius.) Die Aufführung fand in Weimar unter vielem Beifall statt, obwohl die Schauspieler dabei nach Sch.'s Meinung „sudelten“.

Nektar (Myth.), bei Homer (Il. 19, 38; Od. 5, 93) der Göttertrank. Die Götter bedienten sich desselben und erhielten sich dadurch ewige Jugend und Unsterblichkeit; daher (Iph. IV, Zw.-H.):

> „Wo die Becher des Nektars erklangen,
> Auf des Pelion wolkigtem Kranz.“

und (Ged. D. Triumph d. Liebe):

> „Unter goldnem Nektarschaum
> Ein wollüst'ger Morgentraum,
> Ewig Lustgelage
> Fliehn der Götter Tage.“

Sch. braucht N. oft bildlich: 1) in Momenten dichterischen Entzückens, wie (Ged. Dithyrambe), wo er die Götter bittet:

> „O füllet mit Nektar, o reicht mir die Schale!“

und (Ged. D. Geheimniß d. Reminiscenz), wo er von seiner geträumten früheren Vereinigung mit Laura sagt:

> „Uns entgegen gossen Nektarquellen
> Ewig strömend ihre Wollustwellen.“

2) vergleichungsweise von köstlichem Wein, wie (F. I, 4), wo Fiesco sagt: „Der Boden meiner Zimmer lecke cyprischen Nektar.“ 3) besonders von dem Honigsaft und dem süßen Duft der Blumen, wie (Ged. Klage d. Ceres):

> „Euer Kelch soll überfließen
> Von des Nektars reinstem Thau.“

ferner (Ged. Sängers Abschied):

> „Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften.“

Digitized by Google

und (H. d. K.), wo es von dem Orangenbaum heißt, den die Landleute pflanzen:

„Mögen deine Nektargaben
Noch den spätsten Enkel laben."

4) vom Liebesgenuß, wie (Ged. An einen Moralisten): Als du

„Nektarduft von Mädchenlippen sogst."

Nemesis, gr. eig. der Unwille, die Entrüstung über etwas Unrechtes; in der Myth. die rächende oder strafende Göttin des Schicksals, eine Tochter des Erebus und der Nacht, auch die gerechte Vergelterin des Guten wie des Bösen. Sch. schildert sie (Ged. D. Kraniche d. Ibykus, Str. 19) als

— — — — „Die furchtbare Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunklen Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht."

Sie wird als Rachegöttin angerufen, wie (Phön.), wo Antigone über den verwegenen Kapaneus (s. d.) die Rache der Götter mit den Worten heraufbeschwört:

„O Nemesis und ihr, hohlbrausenden
Gewitter Jovis, und du loher Strahl
Des nachtumgebenen Blitzes! Zähmet ihr
Den Trotz, der über Menschheit sich versteiget!"

Bildlich heißt es von ihr (R. IV, 5), wo Moor an Spiegelberg's Leiche steht: „O unbegreiflicher Finger der rachekundigen Nemesis"; und (V. a. v. E.) heißt es von einem fliehenden Verbrecher: „Die unerbittliche Nemesis hält ihren Schuldner an." — Eine wie große Bedeutung für Sch. die Hand der Nemesis hatte, läßt sich in seiner Erzählung: „Spiel des Schicksals" verfolgen, deren innere Entwickelung ein tiefes psychologisches Interesse gewährt. — Die bildende Kunst der Alten stellte die Nemesis häufig mit einem Rade und einem Zügel dar, um sie als Verfolgerin des Frevlers und Bezähmerin des

Uebermuths zu bezeichnen. Mit Beziehung hierauf heißt es (Ged. D. Tanz) von der Musik:

> — — — — — — „Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
> Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
> Die der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
> Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt."

Nenie od. Nänie (Ged.), von dem lat. naenia, d. i. Leichenlied, Trauergesang; ein Lehrgedicht von elegischem Charakter aus dem Jahre 1799. Wie häufig in seinen Dichtungen, so beklagt Sch. auch hier die Flüchtigkeit des menschlichen Daseins und die Vergänglichkeit alles Schönen auf Erden im Hinblick auf besonders rührende Ereignisse im Alterthum. Zugleich aber bezeichnet er die Klage um das Verlorene als etwas Werthvolles und Erhabenes. — V. 3 bezieht sich auf Orpheus (s. d.); V. 5 auf Adonis (s. d.); V. 7 auf Thetis (s. d.), die Mutter des göttlichen Achilles.

Neoptólemus (Ged. 2. Bd. d. Aen. 45 u. 92 — D. Siegesfest, Str. 9), ein Sohn des Achilles und der schönen Deïdamia, hieß auch Pyrrhus (Ged. 2. B. d. Aen. 83, 86 u. 92), wurde durch Odysseus von Skyros, dem Orte seiner Erziehung, nach Troja geholt, wo er die kühnsten Thaten verrichtete.

Nepomuk (Picc. III, 3), gew. Pomuk, eine kleine Stadt in Böhmen, der Geburtsort Johanns v. Nepomuk, eines der berühmtesten Heiligen, des Schutzpatrons von Böhmen. Er soll auf Befehl des Königs Wenzel (um 1400) in die Moldau gestürzt worden sein, weil er die Beichtgeheimnisse der Königin nicht verrathen wollte. Doch sind seine Ansprüche auf Heiligkeit durch das Büchelchen, welches Abel über ihn geschrieben, wohl beseitigt worden.

Neptun, s. Poseidon.

Nereiden, s. Nymphen.

Digitized by Google

Nereus (Myth.), ein Sohn des Pontus (d. i. Meer) und der Gäa, eine alte Meergottheit, deren Sch. (Ged. D. Eleusische Fest, Str. 20) in den Worten gedenkt:

„Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott."

Er vermählte sich mit Doris, einer Tochter des Océanus, welche ihm funfzig Töchter, die Nereiden (s. Nymphen) gebar, unter denen Thetis (s. d.) die berühmteste war. Bisweilen wird Nereus auch als Flußgott aufgefaßt; so z. B. bildlich für Flußwelle, wie (Ged. D. Spaziergang):

„Aus dem Schilfe des Stromes winket der bläulichte Gott."

Nero, ein römischer Kaiser (54—68 n. Chr.), der, wie dies von einem Schüler des Séneca (s. d.) zu erwarten war, sich anfangs edel und menschlich zeigte, bald aber sich völlig umwandelte und ein lasterhaftes Leben führte. Er ist bekannt durch seine Grausamkeit, die so weit ging, daß er seine eigene Mutter und seinen alten Lehrer Seneca ermorden ließ; ferner durch die Anzündung Roms (F. II, 12), in Folge deren zwei Drittel der Stadt in Asche gelegt wurden, und durch die hieran sich anschließenden Christenverfolgungen. Der allgemeinste Abscheu war zuletzt sein Loos, so daß er, von Allen verlassen und von seinen Feinden verfolgt, sich selbst den Tod gab. Sch. stellt ihn (D. C. III, 10) mit Busiris (s. d.) und (R. V, 1) mit Richard (s. d.) zusammen.

Nerven. Die Bekanntschaft mit dem Bau des menschlichen Körpers, welche Sch. durch seine medicinischen Studien gewonnen, leuchtet aus manchen Ausdrücken und Wendungen hervor. Das Nervensystem oder „der Nervenbau" (Sp. d. Sch.) besteht bekanntlich aus einer markigen Masse und zerfällt in Gehirn, Rückenmark und Nervenfäden. Der gesunde Zustand desselben giebt uns das Gefühl der Kraft; daher heißt es (Elegie a. d. Tod e. Jünglings) bildlich:

„Pochend mit der Jugend Nervenmarke."

d. h. mit der Kraft der Jugend, im Gegensatz zu dem krankhaften Zustande desselben, wie (D. C. IV, 1):

— — — „Die Schuld des bösen Fiebers,
Das ganz erstaunlich an die Nerven greift.“

Nestor, Sohn des Neleus und Fürst von Pylos (Od. 3, 17 ff.), hatte sich schon in der Jugend durch kühne Thaten ausgezeichnet und war bereits in hohem Alter, als er an dem trojanischen Zuge mit einer Flotte von 20, nach Anderen von 90 Schiffen (Iph. I, Zw.-H.) Theil nahm. Während des Krieges selbst machte er sich den Griechen besonders als eindringlicher Redner und erfahrener Rathgeber nützlich, erreichte wohlbehalten seine Heimath und soll 99 Jahre alt geworden sein; daher (Ged. D. Siegesfest):

„Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah.“

nett (Wst. T. V, 2), von dem ital. netto, rein; genau, klar ausgesprochen.

Netz (Ged. Würde d. Frauen), dichterische Freiheit für Netzhaut, der Theil des Augapfels, auf welchem die Gegenstände sich abspiegeln.

Neumann (Picc. IV, 2 — Wst. T. III, 19 u. 20), der (Dr. Kr. S. 409) genannte Rittmeister, dessen sich Terzky bei verwickelten Geschäften zu bedienen pflegte, und der geschichtlichen Nachrichten zufolge bei dem von Gordon veranstalteten Faschingschmause ermordet wurde.

Neustadt (Wst. T. IV, 3 u. 4), baiersche Stadt an der Naab, südwestlich von Eger.

Newa (H. d. K.), der Abfluß des Ladoga-Sees in den östlichen Theil des Finnischen Meerbusens. An der Mündung und zum Theil auf den Inseln derselben liegt Petersburg.

Newton, Isaak [spr. Njut'n], geb. 1642 in der englischen Grafschaft Lincoln, † 1727, einer der größten Astronomen und Begründer der neueren mathematischen Physik. Er stellte zuerst

das Gesetz der Gravitation auf, nach welchem sich alle Körper gegenseitig anziehen, und zwar in dem geraden Verhältnisse ihrer Massen und in dem umgekehrten Verhältnisse des Quadrates ihrer Entfernung. An dieses Gesetz denkt Sch. (Ged. D. Freundschaft) in den Worten:

„Geisterreich und Körperweltgewühle
Wälzet eines Rades Schwung zum Ziele:
Hier sah es mein Newton gehn."

d. h. in dem Körperweltgewühle erblickte er das Gesetz. — In dem Ged. Phantasie an Laura, wo es von zertrümmerten Welten heißt:

„Weint Newtone ihren Riesenfall."

bedeutet die Mehrheit „Newtone" s. v. w. Astronomen, ein tropischer Ausdruck: das Besondere statt des Allgemeinen.

nid dem Wald, s. Unterwalden.

Niederlande, Die, ursprünglich Niederlothringen, bildeten im 15. Jahrh. einen Haupttheil des Herzogthums Burgund, kamen bald darauf durch Heirath an das Haus Oestreich und 1556 durch Kaiser Karl's V. Verfügung an Spanien. Da Karl's Sohn, Philipp II., darauf ausging, die Religionsfreiheit des Landes durch Einführung der spanischen Inquisition zu vernichten, so brach unsägliches Elend über die Provinzen herein, worauf sich die Worte der Königin (D. C. I, 5):

„Und diese Thränen aus den Niederlanden"

beziehen. Ein Aufstand, der 1565 ausbrach, war die Folge dieser Unterdrückung, bis sich die Niederlande entschlossen, „die spanischen Ketten (D. C. V, 8) völlig abzuwerfen", eine Erklärung, die im J. 1581 erfolgte. Auch Philipp III. sah sich 1609 genöthigt, durch Abschließung eines 12jährigen Waffenstillstandes die Freiheit der Niederlande einstweilen anzuerkennen. Eben so wenig hatten die, während des dreißigjährigen Krieges von Kaiser Ferdinand II. gemachten Versuche, spanische Truppen durch Deutschland nach den Niederlanden zu führen (Wst. L. 11 —

Picc. II, 7), den beabsichtigten Erfolg; im Westphälischen Frieden erlangten die Niederlande die förmliche und vollständige Bestätigung ihrer bereits seit 70 Jahren erkämpften, aber freilich oft wieder bedrohten Freiheit.

Nierensteiner (Ged. D. berühmte Frau), ein bekannter Rheinwein, der im Großherzogthum Hessen bei Nierstein, in der Nähe von Oppenheim gewonnen wird.

Nießwurz [Helleborus niger] (R. Vorr.), eine zu dem Geschlecht der Ranunkeln gehörige, scharf narkotische, Abführen und Erbrechen bewirkende Pflanze. Im Alterthume bereitete man ein Wahnsinn heilendes Mittel daraus, sprüchwörtlich und scherzhaft empfiehlt man thörichten Menschen den Genuß desselben.

Nilgott, s. Ammon.

Nilus, die lateinische Benennung für den Nil, den mächtigsten und für Aegypten so bedeutungsvollen Strom des nordöstlichen Afrika's. „Das Ungeheuer am Nilus" (R. II, 3) ist entweder der Behemoth (Hiob 40), d. h. das Nilpferd, oder der Leviathan (Hiob 21), d. h. das Crocodil.

Nimbus, eig. Strahlenkranz, Heiligenschein; bildl. (Gstf. 10, 203), Glanz.

Niobe, die Tochter des Tantalus (s. d.) und der Dióne (s. Aphrodite), war mit Amphion (s. d.), einem griechischen Fürsten, vermählt, der durch sein treffliches Spiel der Lyra bekannt war. Niobe gebar ihrem Gatten sieben Söhne und sieben Töchter; stolz hierauf, verhöhnte sie einst die Latona, welche nur zwei Kinder, Apollo und Diana, hatte. Zur Strafe dafür erlegten diese beiden die sämmtlichen vierzehn Kinder mit ihren Pfeilen, worüber die Mutter, nach Ovid's Metamorphosen (VI, 148—312), vor Gram erstarrte und zu einem Marmorfelsen verwandelt, auf den Gipfel eines Berges versetzt ward. Daher (Ged. D. Götter Griechenlands):

„Tantal's Tochter schweigt in diesem Stein."

Digitized by Google

und (Ged. D. Siegesfest):

> „Denn auch Niobe, dem schweren
> Zorn der Himmlischen ein Ziel,
> Kostete die Frucht der Aehren
> Und bezwang das Schmerzgefühl."

Neun Tage lang blieben die Getödteten in ihrem Blute liegen, da Zeus alles Volk versteinert hatte; erst am zehnten Tage wurden sie von den Himmlischen begraben. Auf das „Grab der Töchter Niobens" weist (Phön.) der Hofmeister hin. Das tragische Schicksal der Niobe hat dem Alterthum Veranlassung zu einem berühmten Kunstwerke gegeben, der Gruppe der Nioiden, deren einzelne Gestalten jetzt zu Florenz aufgestellt sind.

Nireus (Iph. I, Zw.-H.), der Sohn des Charopos und der Aglaja, von der Insel Syme (Il. II, 671); er war durch seine Schönheit berühmt.

Nische (Wst. T. I, 1), frzs. niche, von nicher, nisten, eig. eine nestartige Aushöhlung; eine halb-walzenförmige, oben kuppelartig-gewölbte Wandvertiefung.

Nixe (nord. Myth.), eine Art böser Wassergeister, die im Wasser leben und den Menschen, denen sie feindlich gesinnt sind, allerlei Schaden zufügen, sie sogar zu sich herunter in's Wasser ziehen; daher (Mcb. I, 4):

> „Falsche Nixe, du hast mich betrogen!
> Du gabst mir das Geld, du ziehst mich nach!"

Nizza (Gstf. 10, 137), Hptst. der im nördl. Italien am Mittelmeer liegenden Grafschaft Nizza, die bis 1388 zur Provence gehörte, dann an Savoyen kam und seit 1860 von Victor Emanuel wieder an Frankreich abgetreten worden ist.

nobel (lat. bekannt, berühmt), frzs. noble, eig. edel, großmüthig; dann auch vortrefflich, vornehm, wie (Wst. L. 11):

> „Wir sollen von dem Friedländer lassen,
> Der den Soldaten so nobel hält."

d. h. für angemessenen Sold und anständige Bekleidung sorgt, im Gegensatz zu „dem Spanier, dem Knauser."

Nóbili, pl. ital., von dem lat. nobilis (F. Pers.=Verz. u. II, 14 — Gstſ. 10, 131), ehemals die adeligen Geschlechter in Venedig, welche Theil an der Regierung hatten.

Nomaden, von dem gr. nomē, Weide; Hirten= od. umherziehende Völker, wie die Teukrier (Ged. 4. B. d. Aen. 98), die, da sie keinen Ackerbau treiben, auch keine festen Wohnsitze haben; daher (Ged. D. Eleusische Fest):

„Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich."

Norden (Wst. L. 11); bildl.:

„Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammengeschneit und geblasen worden."

s. v. w. aus allen Weltgegenden, aus aller Herrn Ländern.

Nord'sche Mächte (D. C. V, 8), sind in Bezug auf Spanien besonders Frankreich, Deutschland, England und Schweden.

Nordpol (F. II, 5), s. Magnet.

Norfolk, Thomas (K. u. L. II, 3), s. den Artikel über Maria Stuart, Bd. II, S. 66.

Normandie (J. v. O. I, 1), eine der nordischen, am Canal la Manche gelegenen Provinzen Frankreichs, zwischen der Bretagne und der Picardie.

Normann (Mcb. I, 6), eig. Mann aus dem Norden, war in älteren Zeiten der Name für die Bewohner Skandinaviens (Dänemark, Schweden und Norwegen), die, von der Armuth ihres Landes gedrängt, häufig räuberische Einfälle in südlichere Gebiete machten und auf diese Weise besonders Deutschland, Frankreich und England in Schrecken setzten.

Norwegen (Mcb. I, 2), der westliche Theil der skandinavischen Halbinsel.

Notabene (R. II, 3), lat. nota bene! d. h. merke wohl! od. wohlgemerkt.

Notar (N. a. O. I, 11); urspr. ein Geschwindschreiber, der mit Abkürzungen oder Zeichen (notae) schrieb; jetzt ein vereidigter Schreiber, dem mit landesherrlicher Genehmigung die Befugniß ertheilt ist, gewisse rechtliche Handlungen in Gegenwart von Zeugen zu vollziehen und eine glaubwürdige Urkunde darüber aufzunehmen. Daher sagt Maria Stuart (M. St. I, 2):

„Auch Schreiber und Notarien verlang' ich,
Um meinen letzten Willen aufzusetzen."

Nothnagel (K. u. L. IV, 3), s. v. w. Aushelfer, Vermittler, bes. im üblen Sinne.

Notre Dame, frzs. Unsere (liebe) Frau (eig. Herrin), eine häufige Benennung der Jungfrau Maria; desgl. (J. v. O. Prol. 3) der Name für die Hauptkirche einer Stadt.

Null, von dem lat. nullus, kein; s. v. w. nichtig, ungültig, wie (Wst. T. V, 2):

„Das Jurament ist null mit seiner Treu."

Die Null, eine Ziffer ohne Werth, im Lotteriespiel s. v. w. Niete, von dem holl. niet, nicht; also ein Fehlzug, wie (R. III, 2): „Nullen sind der Auszug."

Númider (Ged. 4. B. d. Aen. 8) od. um des Reimes willen Numide (ebendas. 60); die Bewohner von Numidien, einem Königreich, welches westlich von Karthago lag; davon numidisch, wie (Ged. D. Spaziergang): „der numidische Wald."

Nürnberg an der Pegnitz, seit 1806 die Hauptstadt des bairischen Rezatkreises, war ehemals eine freie Reichsstadt. — Im J. 1632 war Gustav Adolph von München über Augsburg nach Nürnberg gegangen, welches Wallenstein seinen Feinden wegzunehmen gedroht hatte. Von den Bürgern Nürnbergs aufs kräftigste unterstützt, hatte der Schwedenkönig dicht bei der Stadt

Digitized by Google

ein stark befestigtes Lager bezogen, während die Kaiserlichen sich auf den benachbarten Höhen verschanzten. Nachdem beide Heere 11 Wochen lang einander gegenüber gelegen und sich gegenseitig durch Scharmützel gereizt hatten, machte Gustav Adolph, da die Lebensmittel für sein Heer nicht mehr lange vorhalten konnten, am 4. September den tollkühnen Versuch, Wallenstein von seinen Höhen zu vertreiben. Das Wagestück konnte indessen nicht gelingen. Nachdem er 2000 Todte auf dem Platze gelassen und noch mehr Verwundete mit zurückgenommen, sah er selbst seine Unbesonnenheit ein, indem er zu dem Pfalzgrafen Friedrich sagte: „Wir haben einen Pagenstreich gemacht, Herr Vetter!" Daher (Picc. II, 7) Questenberg's Worte:

„In Nürnbergs Lager ließ der schwed'sche König
Den Ruhm."

Nymphen (Myth.), halbgöttliche Wesen weiblichen Geschlechts, Töchter des Zeus. Sie erscheinen als untergeordnete Glieder in dem Götterstaate, werden aber bisweilen in die Versammlung der Unsterblichen auf den Olymp berufen. Ihrer Bedeutung nach sind sie Repräsentantinnen der Naturkräfte, besonders derjenigen, die sich in ernährenden Flüssigkeiten kund geben, weshalb sie auch mit den Wassergottheiten in naher Beziehung stehen. Die Nymphen bleiben stets jung und schön, erscheinen als Wesen, die sich sichtbar und unsichtbar machen können, dürfen sich mit den Göttern im Reihentanze ergötzen, sind aber selbst nicht unsterblich.

Die Nymphen zerfallen in verschiedene Abtheilungen, wie Dryaden, Oreaden, Najaden, Nereïden u. a. m., werden indessen nicht immer streng von einander geschieden, daher auch oft beisammen genannt, wie (Ged. D. Götter Griechenlands):

„Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum."

Da sie meist in der Umgebung der höheren Götter, besonders im Dienste der Venus und der Diana erscheinen, so werden sie



auch von der bildenden Kunst in dieser Weise dargestellt. Ja sie werden von der letzteren nicht selten als Ideale höherer weiblicher Schönheit benutzt; daher (Ged. D. Künstler):

„Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
Schmilzt sanft in eine göttliche Athene."

Wo Sch. von den Nymphen im Allgemeinen spricht, braucht er den Ausdruck meist bildlich, wie (Ged. An einen Moralisten), wo es in Beziehung auf junge Mädchen heißt:

„Einst, als du noch das Nymphenvolk befriegtest,
Ein Held des Carnevals, den deutschen Wirbel flogst rc."

oder (F. II, 17), wo Fiesco bei dem Anblick eines schönen Mädchenbildes sagt:

„Mehr solcher Nymphen, Romano!"

Bei Sch. kommen vier Arten von Nymphen vor:

1) Die Dryaden od. Baumnymphen. Sie leben in den Bäumen und entstehen und vergehen mit denselben, lassen sie gedeihen und blühen, und schützen sie vor der Art des Menschen. Wenn aber die Parze des Todes der Dryade sich naht, so vertrocknet die Rinde, die Zweige sterben ab, und die Seele der Nymphe flieht dahin. — H. d. K. bitten die Mädchen bei dem Anblick des gepflanzten Orangenbaumes:

„Pflegt ihn, zärtliche Dryaden!"

Und (Ged. D. Spaziergang) heißt es:

„Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade."

2) Die Oreaden od. Bergnymphen erscheinen als leichtgeschürzte, schöne Jägerinnen und als Begleiterinnen der Diana, wie (Ged. D. Eleusische Fest):

„Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß."

Außerdem braucht Sch. sie sinnbildlich, wie (Ged. Klage d. Ceres):

„In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht."

und (Ged. 4. B. d. Aen. 31) als Repräsentantinnen des Sturms:

„Und heulend stimmt der Oreaden Mund
Das Brautlied an auf hoher Felsenspitze."

3) Die Najaden od. Quellnymphen sind junge, schöne Mädchen, die meist in Gesellschaft der Flußgötter, besonders als Dienerinnen der Venus erscheinen, wie (Ged. D. Triumph d. Liebe):

„Und sieh! der blauen Fluth entquillt
Die Himmelstochter sanft und mild,
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Gestaden."

4) Die Nereiden od. Meernymphen, die 50 Töchter des Nereus und der Oceanide Doris; es waren schwarzäugige Mädchen, die in einem prächtigen Palaste auf dem Grunde des Meeres wohnten, oft aber an ausgelassenem Scherz sich erfreuten, wenn sie mit Delphinen und Tritonen auf den Wellen des Meeres sich schaukelten. Die bekannteste unter ihnen ist Thetis, des Achilles Mutter, welcher (Iph. IV, Zw.-H.) das Lob des Chores erklingt:

„Heil dir, hohe Nereide!"

und von der es (Ged. Nenie) heißt:

„Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus."

Mit ihrem und ihrer Schwester Bildnissen waren auch die Schiffe geschmückt, welche Achilles nach Troja führte, daher (Iph. I, Zw.-H.):

„Auf erhabenem Verdecke thronen,
Zeichen des unsterblichen Peliden
Goldne Nereiden."

O.

Obelisk (Ged. D. Künstler), eine Spitzsäule; vierseitige, 50—150 Fuß hohe, meist aus einem einzigen Stein gehauene Säulen im alten Aegypten. Sie waren gewöhnlich mit Hieroglyphen versehen, hatten höchst wahrscheinlich eine religiöse Bedeutung und dienten, von der Sonne beschienen, gleich unsern Sonnenuhren zur Zeitbestimmung. — Der Obelisk (Ged.), ein Epigramm aus dem J. 1797, zeigt, daß dem Dichter auch das Starre und Todte, selbst in seiner Einförmigkeit noch Leben athmete und zu ihm redete. Dasselbe gilt von den darauf folgenden Epigrammen, welche gleichfalls Werke der Baukunst behandeln.

Oberhaus, s. Parlament.

Oberhofmeisterin (D. C. I, 6), sie ist mit der obersten Aufsicht über das bei Hofe von Seiten der Damen zu beobachtende Ceremoniell betraut.

Oberon (Ged. Metr. Uebers. Vorer.), ein bekanntes, von Wieland in achtzeiligen, aber eigenthümlich behandelten Stanzen verfaßtes romantisches Heldengedicht.

Oberrichter (M. St. II, 1), der Vorsitzende des höchsten Gerichtshofes in England.

Obmann (W. T. I, 4), s. v. w. Schiedsrichter; vergl. Amman, wobei wir gleichzeitig eine uns aus der Schweiz zugegangene Berichtigung anbringen. Altlandamman ist der ehemalige, abgetretene Landamman.

Obrist (Picc. III, 1 — Sp. d. Sch.) od. Oberst, der höchste Befehlshaber eines Regiments; Oberstlieutenant (R. a. D. II, 3), der nächste Officier nach dem Oberst.

Ocean, gr. zuerst ein großer Strom, der Erde und Meer umfließt und allen Gewässern auf Erden den Ursprung verleiht

(Hom. Il. 7, 422; 14, 245; 21, 196); demnächst (Ged. Semele 1), das offene Meer; desgl. (M. St. III, 1), wo es von den Wolken heißt:

„Sie suchen Frankreichs fernen Ocean."

Sch. braucht es in schwungvoller Sprache auch da, wo er nur von einem Binnenmeere wie das Mittelländische redet, wie (F. II, 5; III, 2; V, 16); endlich als ein Bild des Lebens oder der Welt, wie (Sp. u. d. L.); ferner (Ged. Erwartung u. Erfüllung):

„In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling."

und (R. I, 1), wo Franz von der Natur sagt: „sie setzte uns nackt und armselig ans Ufer dieses großen Oceans Welt."

Octavius. Als Cäsar's Mörder in die Provinzen abgegangen waren, gelang es seinem Schwesterenkel und Adoptivsohne, Cajus Octavianus (nach seinem Vater Octavius so genannt), durch seine Freigebigkeit das Volk wie das Heer für sich zu gewinnen. Erst zwanzig Jahr alt, ward ihm das Consulat zu Theil, worauf er sich zum Schrecken aller Wohlgesinnten mit Antonius und Lepidus zu einem zweiten Triumvirat verband und seit 31 v. Chr. unter dem Namen Cäsar Augustus als Alleinherrscher über Rom regierte. Daher (F. II, 5): „Genua ist da, wo das unüberwindliche Rom wie ein Federball in die Rakete (s. d.) eines zärtlichen Knaben Octavius sprang."

Odysseus (Ged.), lat. Ulysses (Ged. D. Künstler) od. abgek. Ulyß (Ged. 2. B. d. Aen. 2 — Ged. D. Siegesfest — Iph. I, 1), König der Insel Ithaka (s. d.), Sohn des Laërtes (Ged. 2. B. d. Aen. 7), oder einer späteren Sage zufolge (Iph. V, 5) der Sohn des Sisyphus (s. d.) ist der Hauptheld in Homers Odyssee, welche sein Leben mit mannigfachen Abenteuern ausgeschmückt hat. Er führte zwölf Schiffe nach Troja und zeichnete sich bei der Belagerung der Stadt durch List und Gewandtheit aus; daher (Iph. I, 3w.-H.):

— — — — „Laertes listenreicher Sohn,
Seiner Felsen-Ithaka entstiegen."

Google

Seines besonderen Rednertalents wegen wurde er häufig als Kundschafter und Vermittler gebraucht. Er half das Palladium entwenden, gehörte mit zu den Helden, die in dem hölzernen Pferde versteckt waren, irrte nach der Eroberung von Troja zehn Jahre lang an verschiedenen Küsten umher, stieg selbst in den Orcus hinab, bestand die Gefahren der Scylla und Charybdis (s. d.), kam als Schiffbrüchiger ganz allein auf Ogygia, der Insel der Nymphe Kalypso, an und erreichte endlich durch Minerven's Hülfe sein Vaterland, das er anfangs nicht wieder erkannte. — „Ulyssens edler Sohn" (Ged. D. Künstler) ist Telémachus, welchem Minerva, indem sie häufig die Gestalt des Mentor, seines Erziehers annahm, mit mannigfachem Rathe zur Seite stand, wie z. B. (Od. 2, 264 ff.), als Télemach nach Pylos zu Nestor reiste, um Erkundigungen über seinen Vater einzuziehen. Als sie hier ein feierliches Opfer gebracht haben, erhebt sich Athene (3, 371) wie ein Adler in die Lüfte und entschwindet. Nun erkennt Nestor, daß der vermeinte Mentor die Schützerin der Odysseus war und preist den Telemach glücklich. — In dem Epigramme: Odysseus (Ged.) aus dem J. 1795 erscheint der Held als Bild des Menschen überhaupt, der oft nach einem fern liegenden Glücke ringt, bis er, wenn es ihm nach langen Kämpfen endlich gewährt wird, wohl gar unfähig ist, desselben zu genießen.

Oedipus, s. Antigone.

Oehm (Wst. T. I, 6 — J. v. O. I, 5), statt des gebräuchlicheren Ohm od. Oheim.

Oehr (R. IV, 3), sd. der Ausbau, Ueberbau, Vorbau.

Oekonomie, von dem gr. oikos, Haus; 1) Haushaltung; im bildl. Sinne s. v. w. innere Einrichtung (R. Vorr. — Br. v. M. Einl. 5, 375) eines Schauspiels; 2) Sparsamkeit (Gstf. 10, 220).

Oel, das heilige, s. Oelung.

Oelbaum, ein bekannter Baum, der ursprünglich in Palästina einheimisch ist, von wo er sich fast über ganz Süd-Europa und Nord-Afrika ausgebreitet hat. Er war bei den Griechen der Pallas geweiht und seine Beschädigung bei schwerer Strafe verboten. Ein Kranz von Oelzweigen war der Preis des Siegers bei den olympischen Spielen und eine Auszeichnung für diejenigen Bürger, die sich um den Staat verdient gemacht hatten. In der Poesie ist er daher das Sinnbild des Friedens. So sagt Maria (M. St. I, 7):

> „Ja ich gesteh's, daß ich die Hoffnung nährte,
> Zwei edle Nationen unter'm Schatten
> Des Oelbaums frei und fröhlich zu vereinen."

Eben so (J. v. O. IV, 10) König Karl von seiner wiedererrungenen Krone:

> „Mit edlem Bürgerblut ist sie benetzt,
> Doch friedlich soll der Oelzweig sie umgrünen."

Desgl. Max (Picc. III, 4) von Wallenstein's friedlichen Bestrebungen:

> „Er wird den Oelzweig in den Lorbeer flechten."

und Wallenstein (Wst. T. III, 15):

> „Und jetzt ... soll dieser kaiserliche Jüngling
> Den Frieden leicht wegtragen, soll den Oelzweig
> Sich in die blonden Knabenhaare flechten!"

Oelung, Die heilige (J. v. O. Prol. 3), eine in der katholischen Kirche mit den Krönungsfeierlichkeiten verbundene Handlung, bei welcher das zu krönende Haupt mit dem geweihten od. „heiligen Oele" (J. v. O. III, 4) gesalbt wird.

Oelzweig, s. Oelbaum.

Oeneus (Phön.), König von Kalydon (s. d.), Vater des Meleagros, Tydeus und der Deianira.

Oenopien, eig. gr. Oenopia (Iph. III, 4), eine Insel im Aegäischen Meere, die später nach der in der Stelle genannten Gemahlin des Aeakus, Aegina genannt wurde.

Digitized by Google

Oeta (Ged. Semele 1), ein 4000 Fuß hoher Berg an der Grenze von Thessalien dicht bei dem Engpaß von Thermopylä.

Officiant, von dem lat. officium, Pflicht, Dienst, Amt; ein Beamter, z. B. der Polizei (K. d. H.) oder der Regierung (Gstf. 10, 255); ebendaher officiell, amtlich, dienstlich, wie (K. d. H.) „officielle Dinge", d. h. zum Dienst gehöriges Verfahren; desgl. officiös (M. St. IV, 2), dienstbeflissen.

Ohm (W. T. V, 2), Abk. für Oheim. — „Euer Ohm ꝛc." (M. St. III, 4), s. Lothringische Brüder; s. auch Oehm.

Oïleus (Ged. D. Siegesfest — Iph. I, Zw.-H.), König der Lokrer, Vater des sogenannten „kleinen" Ajax, welcher nach ihm der Oïlide (Iph. I, Zw.-H.) genannt wurde. Vergl. Ajax.

Olibänum (Gstf. 10, 145), mittl. lat. Weihrauch, ein Gummiharz, das durch Einschnitte in den Stamm eines auf den Bergen Ostindiens wachsenden Baumes (Boswellia serrata) gewonnen wird und schon im Alterthum als Räuchermittel gebraucht wurde.

Olmütz (Wst. T. III, 15), Festung an der March in der östreichischen Provinz Mähren.

Olymp, s. Olympos.

Olympia, ein Ort in Elis, der westlichen Küstenlandschaft des Peloponnes. Hier wurden alle vier Jahre die berühmten Nationalfeste der Griechen, die Olympischen Spiele, gefeiert. Dieselben bestanden theils in Wettkämpfen, bei denen es auf körperliche Kraft und Gewandtheit ankam; theils kamen auch Musiker und Dichter zusammen, um auf dem Gebiete ihrer Kunst mit einander zu ringen. Nahe bei der Stadt befand sich ein Hain mit dem nach der Sage von Herkules gegründeten Tempel des Zeus, ein Prachtbau, den Phidias mit der weltberühmten 40 Fuß hohen Bildsäule des Gottes geschmückt hatte. Hierauf anspielend heißt es (Ged. D. Künstler):

Digitized by Google

„Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen;
Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild,
Im Tempel zu Olympia sich neigen."

s. auch Homer.

olympisch, s. Olympos.

Olympius, ein Beiname des Zeus (s. d.).

Olympos, lat. Olympus od. abgek. Olymp (Ged. D. Götter Griechenlands — Ged. Semele 1 [s. Ossa] — Ph. IV, 6), ein berühmter Berg in Thessalien, jetzt Lacha genannt, ist in der Mythologie der Wohnsitz des Zeus und der himmlischen Götter. Daher heißt es (Ged. D. Triumph d. Liebe, s. auch Homer) von Zeus:

„Der Olympus wankt erschrocken,
Wallen zürnend seine Locken."

und (Ged. Semele 1) sagt Juno:

„Umrauscht nicht mein Haupt die olympische Krone?"

Bildl. heißt Olymp s. v. w. Götter, besonders die musikalischen, wie (Iph. II, Zw.-H.), wo es von Paris heißt:

„Du buhltest auf dem phryg'schen Kiele
Mit dem Olymp im Flötenspiele."

Operation, von dem lat. operāri, wirken. 1) das Verfahren, wie „die schreckliche Operation" (Sp. d. Sch.), durch welche ein Officier in entehrender Weise seiner Dienstabzeichen beraubt wird; 2) Verfahrungsweise (Gstſ. 10, 171 u. 176), bes. bei einer geistigen Thätigkeit, wie (Ged. Metr. Uebers. Vorer.) die bei der poetischen Uebertragung vorgenommene Umwandlung einer Versart in die andere; 3) geistige Thätigkeit überhaupt, wie (R. Vorr.) „die Seele bei ihren geheimsten Operationen ertappen". Eben daher: operiren, mit Instrumenten arbeiten, wie (Wst. T. I, 1), wo Wallenstein zu Seni sagt: „Es ist nicht gut mehr operiren."

Operment (K. u. L. I, 2) od. Auripigment, bei uns Rauschgelb, ein bekanntes aus Arsenik und Schwefel bestehendes Mineral.

Opfer nannte man im Alterthum eine religiöse Handlung, bei welcher einer Gottheit Gaben dargebracht wurden, um derselben Dank, Freude oder Unterwürfigkeit zu bezeugen. Der Heerd oder Altar, auf welchem das Opfer verbrannt wurde, war den Griechen ein heiliger Gegenstand, daher ruft der (2. B. d. Aen. 13 u. 29) genannte Sinon (ebendas. 26) den Opferheerd zum Zeugen an, daß er die Wahrheit spricht. Am häufigsten wurden Rinder oder Farren als Opfer dargebracht, die man auch wohl festlich zu schmücken pflegte; daher (2. B. d. Aen. 34):

„Es stand, den Opferfarren zu zerstücken,
Laokoon am festlichen Altare."

Selbst Menschenopfer, wie das der Iphigenia (s. d.) hielt man bisweilen für nöthig, um die Gottheit zu versöhnen; indessen zeigte die glückliche Wendung, die solche Opfer nicht zur Ausführung kommen ließ, daß man auch schon im Alterthum ein wirkliches Verlangen nach Menschenblut den Göttern nicht gern zuschreiben mochte (vergl. Ged. D. Eleusische Fest; Str. 9), sondern der Ansicht huldigte, daß die fromme Gesinnung ihnen genüge. — Bildlich bezeichnet Don Carlos (D. C. V, 1) sich selbst als Opfer, indem er dem Marquis sagt, der ihn (IV, 16) hat gefangen nehmen lassen:

„O ja, mir däucht! ich weiß recht gut, wie sehr
Geblutet hat dein sanftes Herz, als du
Dein Opfer schmücktest zum Altar."

und (ebendas. S. 386) sagt er von der Königin:

— — — — „Mußte sie
Das zweite Opfer sein?"

Orakel (lat. von orare, sprechen, und dieses von os, der Mund) nannte man bei den Griechen die angeblichen Götteraussprüche, die durch den Mund der Priester oder Priesterinnen verkündet wurden. Das älteste Orakel der Griechen hatte zu Dodóna seinen Sitz, während später neben vielen anderen das zu Delphi in Phocis in Mittelgriechenland einen besonderen Ruf hatte (vergl. Pythia u. Apollon). Man pflegte die Stimme eines

Orakels bei wichtigen Unternehmungen, oder auch in Fällen großer Noth einzuholen; da die Priester aber selbstverständlich nicht in die Zukunft zu blicken vermochten, so suchten sie sich durch Dunkelheit und Zweideutigkeit in ihren Aussprüchen zu helfen, um sich ihr Ansehen zu erhalten. Mit Beziehung hierauf heißt es (Gstſ. 10, 187): „Uebrigens klangen die Antworten des Geistes so orakelmäßig dunkel." Der große Haufe legte natürlich Werth auf die Orakel, während tiefer blickende Geister (vergl. Iph. II, 4) sich wohl erlaubten, die Untrüglichkeit derselben in Zweifel zu ziehen. Vollständig sank ihr Ansehen indeß erst, nachdem Griechenland seine Freiheit und Unabhängigkeit eingebüßt hatte. Bei Sch. bedeutet Orakel:

1) den angeblichen Götterausspruch, wie (Ged. D. verschl. Bild z. Sais):

— — — „Der sieht die Wahrheit.
Ein seltsamer Orakelspruch."

(Ged. Phantasie an Laura):

„Einst — so hör' ich das Orakel sprechen —
Einsten hascht Saturn die Braut."

(Ged. Kassandra):

„Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden."

(Iph. II, 4):

— — — — — — „Bald
Wird er von Kalchas das Orakel hören."

(Phön.):

„Des Orakels eingedenk."

und (Iph. II, 4), wo Menelaus in Beziehung auf die Macht dieser Ansprüche zu Agamemnon sagt:

„Will ein Orakel an dein Kind."

In übertragener Bedeutung heißt es (Mcb. I, 6) sogar von dem Ausspruch der Hexen:

„Zwei Theile des Orakels sind erfüllt."

2) den **Offenbarungsort** oder den **Sitz der Götter-sprüche**, wie (2. B. d. Aen. 42):

> — — — „Apolls **Orakel** spricht
> Weissagend aus Kassandrens Munde."

3) die **Person** eines verehrten **Rathgebers**, wie (Br. v. M. 5, 436):

> „Erschreckt von diesem seltsamen Gesichte,
> Befragt' der Vater einen sternekundigen
> Arabier, der sein **Orakel** war."

In diesem Sinne wird (Verbr. a. v. E.) selbst der Thorschreiber scherzhafterweise „das Orakel am Schlagbaum" genannt; oder in übertragener und zwar abstracter Bedeutung (R. I, 1), wo Franz zu seinem Vater sagt: „Euer Leben ist das **Orakel**, das ich vor Allem zu Rathe ziehe über dem, was ich thun will."

4) bildl. einen **räthselhaften**, als **unwiderlegbar** sich ankündigenden **Ausspruch**, oder eine **Prophezeihung**, wie (Br. v. M. 5, 484):

> „Die **Orakel** sehen und treffen ein."

und (ebendas. 483):

> „So widersprachen die **Orakel** sich."

Desgl. (J. v. O. III, 4), wo Sorel sagt:

> — — — „Heilig Mädchen, du erforschest
> Mein Herz, du weißt, ob es nach Größe eitel strebt;
> Auch mir gieb ein erfreuliches **Orakel**."

worauf Johanna ihr ablehnend erwiedert:

> „Mir zeigt der Geist nur große Weltgeschicke,
> **Dein** Schicksal ruht in deiner eignen Brust."

Eben so sagt Elisabeth (M. St. II, 5) zu Mortimer:

> „Auf eine große Bahn ruft euch das Schicksal,
> Ich prophezeih' es euch, und mein **Orakel**
> Kann ich, zu eurem Glücke, selbst vollziehn."

In gleicher Weise sagt (Wst. T. V, 5) Wallenstein zu Seni, der die protestantischen Schweden als Heiden bezeichnet: „Schallt

das Orakel daher?" und Johanna (J. v. O. III, 9) zu dem schwarzen Ritter:

> „Was maßest du dir an, mir falsch Orakel
> Betrüglich zu verkündigen?"

5) eine sich außer oder auch in uns selbst offenbarende Stimme, wie (Wst. T. III, 4), wo Wallenstein sagt:

> „Uns zu berücken, borgt der Lügengeist
> Nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit
> Und streut betrügliche Orakel aus."

oder (Picc. I, 4), wo Max von Wallenstein sagt:

> — — — — — „Das Orakel
> In seinem Innern, das lebendige —
> Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
> Nicht modrigte Papiere soll er fragen."

Oranien (D. E. IV, 3), von dem im Besitz der Familie befindlichen südfranzösischen Fürstenthume Orange so genannt. — Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien, eins der vornehmsten Glieder des niederländischen Adels, war mit Egmont (s. d. u. Nassau) innig befreundet und nahm gleichfalls an den niederländischen Volksbewegungen Theil. Bei der Ankunft Alba's entfloh er nach Deutschland, wodurch er vorläufig dem Schicksale Egmonts entging. Als er indeß später sich an die Spitze der gegen die spanische Herrschaft gerichteten Bewegung stellte, setzte Philipp einen Preis von 25,000 Kronen auf seinen Kopf, den sich ein Nichtswürdiger, Balthasar Gerhard aus Burgund, zu erwerben suchte, indem er ihn 1584 erschoß.

Orchester [spr. Orkester], aus dem gr. orchēstra, dem Tanz- und Singplatz, auf welchem sich der Chor des griechischen Theaters bewegte; bei uns der dicht vor der Bühne befindliche Raum, so wie (K. u. L. I, 2 — J. v. O. III, 5 — W. T. II, 2 — H. d. K.) die Gesammtheit der dort sitzenden Musiker.

Orcus, s. Tartarus.

Orden, von dem lat. ordo, Reihe, Ordnung; eine Gesellschaft, besonders eine weltliche oder geistliche Verbrüderung,

die zu bestimmten Zwecken, bei den geistlichen Orden vor Allem zu einem andächtigen und enthaltsamen Leben, sich vereinigt hat und dem Verkehr mit der Welt fern zu bleiben bestrebt ist. Der Stifter eines solchen Ordens giebt ihm gewöhnlich den Namen, oder er wird nach einem Heiligen benannt, wie (Ged. D. Kampf m. d. Drachen): „St. Johanns, des Täufers, Orden" (s. Johannes) oder (Gstſ. 10, 166): „der Orden von St. Stephan" (s. d.). Das Oberhaupt des Ordens, dem die Glieder desselben, „Ordensbrüder" (F. II, 15) genannt, unbedingten Gehorsam zu leisten haben, heißt „Ordensmeister" (D. C. III, 7), oder bloß (Ged. D. Kampf m. d. Drachen) „Meister". Gewöhnlich sind die Mitglieder einer solchen Gesellschaft mit gewissen Abzeichen versehen, die an einer bestimmten Stelle der Kleidung getragen werden. In ihnen ist der Ursprung der Orden als Ehrenzeichen zu suchen, wie „Ordenskreuz" (D. C. IV, 20 — Sp. d. Sch.).

ordenanzen, s. Ordonnanz.

ordinär, frz. ordinaire, gewöhnlich; auch gering, niedrig, wie (Gstſ. 10, 240), wo die „ordinäre Menschheit" den mit höheren Ideen beschäftigten Menschen gegenübergestellt wird.

Ordonnanz, von dem frzſ. ordonner, befehlen, verfügen; eine Verfügung von dem Oberhaupte der Regierung, wie (Wst. T. V, 2):

„Es ist des Kaisers Will' und Ordonnanz
Den Friedland lebend oder todt zu fahen."

In der militärischen Sprache heißt Ordonnanz auch ein Soldat, der beständig um einen Befehlshaber sein muß, um seine Befehle zu überbringen; daher (F. IV, 7): „Ordonnanz des Herzogs." In diesem Sinne sagt auch der Kürassier (Wst. L. 11) in seiner niedrigen Ausdrucksweise:

„Laßt sie schicken und ordenanzen."

Oreaden, s. Nymphen.

Orestes (Myth.), abgek. Orést (Iph. Pers.-Verz.), der Sohn des Agamemnon (s. d.), war, als seine Schwester Iphigenia (s. d.) geopfert werden sollte, noch ein Knabe; daher (Iph. II, 4):

„Orest, der Knabe, steht dabei und jammert
Unschuldig mit, unwissend, was er weinet."

Als seine Mutter Klytämnestra (s. d.) in Gemeinschaft mit Aegisthos ihren Gemahl Agamemnon ermordet hatte, floh er zu dessen Schwester Anaxibia, mit deren Sohn Pylades er die sprüchwörtlich gewordene Freundschaft schloß. Herangewachsen, beschloß er, von den Furien gereizt, den Tod seines Vaters zu rächen; daher (Br. v. M. 5, 467):

„Selber die schrecklichen Furien schwangen
Gegen Orestes die höllischen Schlangen
Reizten den Sohn zu dem Muttermord an."

Von seinem Freunde begleitet, begab er sich nach Mykene, wo seine Mutter und Aegisthos von seinem Dolche fielen. Als Muttermörder war er indeß den Erinnyen verfallen, die ihn fortan unablässig verfolgten und in Wahnsinn stürzten. In diesem Zustande begab er sich nach Delphi, wo ihm ein Orakel verkündete, seine Qual werde ein Ende nehmen, wenn er die Bildsäule der Diana von Tauris nach Argos zurückführe. Nunmehr innerlich beruhigt; daher (Ged. D. Götter Griechenlands):

„Seinen Freund erkennt Orestes wieder"

begab er sich mit seinem Freunde nach Tauris, wo er nicht nur das Bild, sondern auch seine Schwester Iphigenia fand, mit welcher er nach seiner Heimath zurückkehrte. Das Schicksal des Orestes ist in mehreren Tragödien des Alterthums behandelt (vergl. Ged. Shakespeare's Schatten), von denen uns die „Eumeniden" des Aeschylus, die „Elektra" des Sophokles, so wie „Orestes" und „Iphigenia in Tauris" von Euripides erhalten sind. In Beziehung hierauf heißt es (Ged. 4. B. d. Aen. 86):

„So ruft der Bühnen Kunst Orestens Bild hervor,
Wenn mit der Fackel ihn und fürchterlichen Schlangen
Der Mutter Schatten jagt, der Racheschwestern Chor,
Gespieen aus dem Schlund der Hölle,
Ihn angraust an des Tempels Schwelle.“

und (Ged. Pompeji u. Herculanum):

„Dem Orest folge der grausende Chor.“

Organ, von dem gr. orgănon, ein Werkzeug, bes. ein zum Leben des Körpers nothwendiger Theil; wie (Gstſ. 10, 192): „Die Kunst des Acteurs kann doch nicht über die Organe seines Lebens gebieten.“ Davon organisch, mit Werkzeugen zum Wachsen und Leben versehen; daher (Ged. Das Belebende): „Die organische Welt“, d. h. die der Thiere und Pflanzen. In weiterer, bes. bildlicher Bedeutung heißt Organ: 1) ein Werkzeug überhaupt, wie (M. St. I, 7), wo Burleigh die Maria fragt, ob ihre Richter Männer seien,

„die sich zum Organ
Der Unterdrückung willig brauchen lassen.“

Desgl. wird (Br. v. M. Einl. 5, 379) der Chor, und (Gstſ. 10, 191) ein zu einem bestimmten Zwecke benutzter Mensch ein Organ genannt; 2) s. v. w. geistige Kraft, wie (Ged. D. Begegnung):

„Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heil'ge Regung sprach.“

Davon Organisation, innerer Bau, lebendig gegliederte Bildung, wie (Ged. Metr. Uebers. Vorer.) „die feine Organisation der lateinischen Sprache.“ Desgl. (Br. v. M. Einl. 5, 380), wo ein poetisches Werk als eine „höhere Organisation“ bezeichnet wird.

Orgel, von dem gr. organon (s. Organ), welches ehemals bes. ein Tonwerkzeug bedeutete, wird von Sch. bildlich gebraucht. So nennt er (Ged. Laura am Clavier) das kräftige Spiel seiner Laura.

„Majestätisch prächtig nun,
Wie des Donners Orgelton.“

Digitized by Google

und (Mcb. II, 5) sagt Rosse von dem Gesange des Pförtners: „ihr führt eine helle **Orgel** in der Brust.“

Orgien, nicht Orgyen, wie in manchen Ausgaben steht, s. Bacchus.

Orient, von dem lat. oriens (erg. sol) aufgehend, die aufgehende Sonne, also Morgen, auch Morgenland (vergl. Levante), im engeren Sinne (Ged. D. Künstler) **Griechenland**, bes. im Gegensatz zum Abendlande. Davon **orientalisch**, morgenländisch, wie (Tur. IV, 7) „ein orientalisches Ruhebett“, d. h. eine Art Sopha, wie es bei den Türken in Gebrauch ist; ferner **orientiren**, eigentl. sich nach Osten richten und somit auch die übrigen Weltgegenden finden; überhaupt (Gsts. 10, 213) sich zurechtfinden.

Oriflamme (J. v. O. Prol. 4), von dem lat. auri flamma, eig. Goldflamme; die Reichsfahne der Franzosen. Sie war ursprünglich die Kirchenfahne von St. Denis (s. d.), welche der Abt dieses Klosters jedesmal dem Beschützer zu überreichen pflegte, der es übernahm, die Freiheiten und Güter desselben zu vertheidigen. Sie bestand in einer Lanze von vergoldetem Kupfer mit einem Wimpel von feuerrother Seide, der in drei Spitzen endete, von denen jede mit einer goldenen Quaste geziert war. Nach der Schlacht bei Azincourt (s. d.) wurde sie nicht mehr mit in den Krieg genommen.

Original, von dem lat. origo, der Ursprung: 1) ein ursprüngliches, nicht nachgeahmtes Werk, wie (Ged. Metr. Uebers. Vorer.) „das lateinische Original“, vergl. a. **Urbild** (Tur. I, 1); 2) eine Urschrift im Gegensatz von Abschrift oder Copie, wie (Sp. d. Sch.) „die Originalien einer verdächtigen Correspondenz“; 3) bildl. eine That, die vorher noch von keinem Andern ausgeführt worden ist, wie (R. II, 1) „ein Originalwerk“. Davon **originell**, angeboren, eigenthümlich, wie (F. Pers.-Ver.) „eine originelle Mischung von Spitzbüberei und Laune.“

Orion (Menschenf.), das prachtvollste Gestirn des südlichen Himmels, benannt nach einem Helden der griechischen Mythologie, der als Riese und gewaltiger Jäger bekannt war. Für den Bewohner des nördlichen Afrika steht der Orion stets nahe dem Zenith, daher (Ged. 4. B. d. Aen. 10):

— — — — „Seht, wie die Nebel rauchen,
Die See noch stürmt, Orion Regen zieht."

Mit bloßem Auge erblickt man in dem Orion 60—70, durch Fernröhre über 2000 Sterne. Mit Beziehung auf den herrlichen Glanz, den dieses Gestirn vor allen anderen verbreitet, heißt es (Ged. D. Künstler) von der Wahrheit:

„Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht."

Orkán, ein Wort unsicheren Ursprunges, sachlich ein heftiger Sturm auf dem Meere (Ged. Parabeln u. Räthsel, 13) bes. ein Küstensturm (Ged. 2. B. d. Aen. 19 — Ged. Hero u. Leander — Br. v. M. 5, 447). Den Anschauungen des Alterthums zufolge erbrauste der Orkan auf Befehl der Götter; daher sagt Zeus zu Semele: Gebeut, und (Ged. Semele 2):

„Dir flötet der Orkan ein Siegeslied entgegen."

Orleans (Ged. D. Mädchen v. O. — J. v. O., Pers.-Verz.), eine ziemlich bedeutende Stadt an dem nördlichsten Punkte des Laufs der Loire.

Ornát, von dem lat. ornāre, zieren, schmücken; der Schmuck, bes. Amtsschmuck od. Feierkleid, wie (J. v. O. IV, 2):

„Der König steht im festlichen Ornat."

d. h. Krönungsanzug.

Orpheus (Myth.), der Sohn des Apollo und der Muse Kalliope, war ein berühmter Sänger, den die Sage nach Thracien versetzt und der deshalb (Ged. D. Triumph d. Liebe) „der Thracier" oder (Ged. D. Götter Griechenlands, Str. 9) „der

Thraker" genannt wird. Der Sage nach war die Macht seiner Töne so groß, daß er Felsen und Wälder in Bewegung zu setzen und die wildesten und reißendsten Thiere zu zähmen vermochte. In Beziehung hierauf sagt Iphigenie (Iph. V, 3) zu Agamemnon:

„Mein Vater, hätt' ich Orpheus Mund, könnt' ich
Durch meiner Stimme Zauber Felsen mir
Zu folgen zwingen ꝛc. — — — — — — — — — —
Jetzt würd' ich diese Kunst zu Hülfe rufen."

Eben so sagt Semele (Ged. Semele 1) von Jupiters Stimme, sie sei

„Entzückender, als Orpheus Saiten schallen."

Vergleichungsweise erinnert Sch. an ihn, wenn er (Ged. D. Entzückung an Laura) sagt: Ich sehe

„Hinter dir die trunknen Fichten springen
Wie von Orpheus Saitenruf belebt."

oder (R. I, 2), wo Razmann zu Schufterle sagt: „Du hast, wie ein anderer Orpheus, die heulende Bestie (s. Cerberus), mein Gewissen, in den Schlaf gesungen."

Orpheus war mit Eurydice, einer schönen Nymphe, vermählt, die er über Alles liebte, doch sollte dies Glück nicht lange dauern. Als seine Gattin einst von Aristäus, einem Sohne des Apollo, verfolgt wurde, ward sie von einer Schlange gestochen und starb, worauf Mercur sie in die Unterwelt hinabführte. Voll Verzweiflung stieg Orpheus zum Orcus hinab und versuchte durch die Macht seiner Töne den hartherzigen Pluto zu bewegen, daß er ihm seine Gattin zurückgäbe; daher (Ged. D. Götter Griechenlands, Str. 9):

„Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen."

Der Beherrscher der Unterwelt willigte ein, daher (Ged. Nenie):

„Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher."

jedoch nur unter der Bedingung, daß, wenn sie ihm folgte, er sich nicht nach ihr umsehen dürfe. Schon waren sie der Oberwelt

nahe, als Orpheus dennoch das Haupt umwandte; aber sogleich verschwand die geliebte Gattin für immer. Vergl. Ged. D. Triumph d. Liebe.

Ossa (Ged. Semele 1), ein 5000 Fuß hohes Gebirge in Thessalien, vergl. Typheus.

Ost od. **Osten**, die Gegend, wo die Sonne aufgeht, in weiterer Bedeutung das Morgenland (vergl. Orient), das in alten Zeiten besonders seiner Reichthümer wegen in hohem Ansehen stand. Daher sagt Macduff (Mcb. IV, 6) zu Malcolm:

> — — — — — — „Um alles Land,
> Das der Tyrann in seinen Klauen hält,
> Und um den reichen Ost dazu möcht' ich
> Der Schändliche nicht sein, für welchen du
> Mich ansiehst."

In Beziehung auf die christliche Kirche, welche sich seit dem 5ten Jahrhundert in die morgenländische und abendländische geschieden, braucht es Wallenstein, wenn er (Wst. T. IV, 3) zu dem Bürgermeister sagt:

> „Zwei Reiche werden blutig untergehen
> Im Osten und im Westen, sag' ich euch,
> Und nur der lutherische Glaub' wird bleiben."

Ostheim, Gräfin von (K. u. L. I, 7). Eckardt berichtet, daß in Thüringen eine Eleonore von Ostheimb lebte, die Ende 1782 mit einem weimarischen Präsidenten von Kalb gezwungen vermählt wurde, einem Menschen von mittelmäßigen Fähigkeiten und niedrigem Charakter. Daß die tugendhafte Gräfin auf diese Weise ein Opfer der schändlichsten Berechnung geworden, hatte Sch. von Frau v. Wolzogen erfahren. So erklären sich die Namen der Gräfin und des Marschalls.

Ostindien, ein bekanntes Land im südlichen Asien, wird (N. a. O. I, 4) als tropischer Ausdruck, und zwar als Synekdoche gebraucht, die statt des Allgemeinen das Besondere, eine sinnliche Anschauung Erweckende, setzt: „sich in Toulon oder Ostindien eine Frau holen", d. h. aus einer der fernsten

Gegenden. — Die reichen Schätze Ostindiens wurden im Mittelalter zu Lande bis an die Küsten des mittelländischen Meeres gebracht und von dort durch italienische Handelsschiffe den europäischen Häfen zugeführt; seit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien aber sank der Glanz der italienischen Handelsstädte; daher sagt Fiesco (F. II, 5) von den Patriciern Genuas: „Ihr Heldenfeuer klemmt sich in Ballen levantischer Waaren, ihre Seelen flattern ängstlich um ihre ostindische Flotte."

Ostmeer (Wst. T. I, 5), s. v. w. Ostsee.

Ottomane (D. C. II, 8). Osman oder Ottoman ist der eigentliche vom Stifter des türkischen Reiches abgeleitete Name der Türken; davon Ottomane, d. i. ein türkisches Ruhebett, ein niederes Polster nach türkischer Art.

Oxenstirn nennt der Kapuziner in seiner humoristischen Ausdrucksweise (Wst. L. 8), desgl. auch Questenberg (Picc. II, 7) den schwedischen Kanzler Oxenstierna (Dr. Kr. 174, 349, 360), welcher, nachdem Gustav Adolph 1632 in der Schlacht bei Lützen gefallen war, die Angelegenheiten zwischen Schweden und den deutschen Fürsten leitete. Er zeichnete sich durch die Klugheit aus, mit welcher er die Unterhandlungen führte und brachte unter andern 1633 das Heilbronner Bündniß (Dr. Kr. 364, 367, 405) zwischen den Schweden und mehreren deutschen Fürsten zu Stande, worauf sich die Worte Terzky's (Picc. II, 5) beziehen, die er an Wallenstein richtet:

— — — — — „Der Graf entbietet dir,
Er hab' den schwedischen Kanzler aufgesucht
Zu Halberstadt, wo jetzo der Convent ist."

Auch Wallenstein erwähnt seiner in dem Gespräch mit Wrangel (Wst. T. I, 5).

Digitized by Google

P.

Päan od. Päon (Myth.), zunächst der Arzt der Götter; ferner ein Beiname des Apollo, als Gottes der Heilkunst; außerdem ein Loblied auf Apollo od. ein Siegeslied überhaupt, wie (Ged. D. Künstler): „trunken von siegrufenden Päanen".

Pactum (Picc. II, 7), lat. ein Vertrag, eine Uebereinkunft, ein Bündniß; abgek. Pact (Wst. L. 11), pl. Pacta (R. I, 1).

Padok (Mcb. I, 1), engl. paddok, der Frosch, die Kröte, bes. die Unke, deren unheimlicher Ruf zu mancherlei abergläubischen Sagen Veranlassung gegeben hat.

Padua (D. C. I, 4), eine der ältesten Städte des nördlichen Italiens, westlich von Venedig, besitzt seit 1221 eine ehemals hochberühmte Universität.

Pair, frzs. von dem lat. par, gleich; engl. Peer [spr. pihr], ehemals die Benennung für die unmittelbaren Kronvasallen, die als Mitglieder des höchsten Gerichtshofes an Rang und Vorrechten einander gleich waren; später in Frankreich ein Mitglied der ersten Kammer; daher sagt Thibaut (J. v. O. Prol. 1) von dem Könige in Beziehung auf den Herzog von Burgund:

„Und wider ihn im Heer der Feinde kämpft
Sein nächster Vetter und sein erster Pair."

In England sind die Peers (M. St. IV, 5) die Mitglieder des Oberhauses, in Beziehung worauf Maria Stuart (M. St. I, 7) sagt:

„Nur Könige sind meine Peers."

Desgl. sagt Rudenz (W. T. II, 1) zu Attinghausen vergleichungsweise:

„Wie? Ist's nicht eine rühmlichere Wahl,
Zu huldigen dem königlichen Herrn,
Sich an ein glänzend Lager anzuschließen,
Als eurer eignen Knechte Pair zu sein
Und zu Gericht zu sitzen mit dem Bauer?"

Digitized by Google

Paladin, von dem mittl. lat. Palatinus, wie die Herren des Palastes oder Hofes, bes. unter Karl d. Gr. genannt wurden; also: ein Ritter bei Hofe; bildl. ein tapferer und gefälliger Held, wie (Picc. II, 4), wo die Gräfin Terzky von Max sagt:

„Da kommt der Paladin, der uns beschützte."

Palais, s. Palast.

Palamèdes (Myth.), abgek. Palaméd, der Sohn des euböischen Königs Nauplius, eines Sohnes Poseidons und der Danaide Amymone, daher (Iph. I, Zw.-H.) „Poseidons Enkel", einer der griechischen Helden, die mit Agamemnon gegen Troja zogen. Er hatte einst den Ulysses verspottet und sich dadurch den Haß desselben zugezogen, der soweit ging, daß Ulysses in Verbindung mit mehreren anderen Kampfgenossen ihn der Verrätherei anklagte und ihm ein schmachvolles Ende bereitete. (Vergl. Ged. 2. Bd. d. Aen. 14).

Palast, von dem lat. palatium, welches ursprünglich der Name eines Hügels des alten Roms war, auf welchem die kaiserliche Burg stand; jetzt (R. III, 2 — F. II, 1 — D. C. I, 4), frzs. Palais (F. II, 2) ein Schloß od. fürstliches Wohngebäude.

Palatinus, abgek. Palatin (Dem. I), wie Paladin von palatium, s. v. w. Pfalz, Palast (s. d.), ein Pfalzgraf, in Polen ein Fürst od. Woiwode.

Palermo (Gstf. 10, 138), die Hauptstadt der Insel Sicilien, am nördlichen Ufer derselben.

Palffy (Picc. IV, 5), ein kaiserlicher Feldherr, der sich bereits 1593 bei Stuhlweißenburg und 1598 bei Raab im Kampfe gegen die Türken ausgezeichnet hatte.

Palladium, eig. das Bild der Pallas (s. Athene), von welchem das Schicksal der Stadt Troja abhing, indem man dieselbe für unüberwindlich hielt, so lange sie dies sorgfältig verwahrte Heiligthum besitzen würde; daher sagt Dunois (J. v. O. V, 8)

Digitized by Google

in Beziehung auf die gefangene Jungfrau in bildlicher Weise: Es ist

„Die Krone, das Palladium entwendet."

Pallantes (Ph. IV, 2) od. Pallas, dessen 50 Söhne unter dem Namen der Pallantiden (Ph. I, 1) den schwachen Aegeus, König von Attika, beherrschten, war demnach der ursprüngliche Feind des Theseus und seines Geschlechts. Da die Pallantiden nach Aegeus Throne strebten, so hatte derselbe, um sie in ihrer Hoffnung zu erhalten, seinen Sohn Theseus heimlich in Trözene erziehen lassen.

Pallas, s. Athene.

Pallisade (R. I, 1), ein Schanzpfahl, nämlich ein spitz zugehauener Pfahl; mehrere derselben neben einander in die Erde geschlagen, bilden ein Bollwerk. Bildl. werden (R Vorr.) die drei Einheiten des Aristoteles (s. d.) so genannt.

Palm, vergl. Eschenbach.

Palme. Bereits im Alterthum wurden die Palmen ihres himmelanstrebenden Wuchses wegen als Sinnbild des Friedens angesehen und zugleich waren sie eine Ehrengabe für den Sieger; daher (Ged. D. Johanniter):

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest, in einem
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich."

Paméla (gr. Handl. a. d. n. Gesch.), ein berühmter Roman des Engländers Richardson; er erschien 1740, erlebte im ersten Jahre fünf Auflagen und wurde in die meisten europäischen Sprachen übersetzt; deutsch, Liegnitz 1772.

Pan (Myth.), ein Sohn des Hermes und der Nymphe Dryops, ein alter Hirtengott in Arkadien. Er war gehörnt, bärtig, krummnasig, rauh behaart, mit Bocksfüßen und geschwänzt. Er streifte im Walde umher und war seiner Gestalt wegen nicht selten der Schrecken der Nymphen. Seine Stimme flößte selbst den Kriegsheeren Entsetzen (R. II, 3), einen panischen Schrecken

ein. Uebrigens war er von friedlicher Natur; daher (Br. v. M. 5, 394):

„Der friedliche Pan, der Flurenbehüter."

an den die Mutter (H. d. K.) in Beziehung auf den gepflanzten Orangenbaum mit der Bitte sich wendet:

„Hoher Flurgott, pflege sein!"

desgl. die Mädchen (ebendas.)

„Schütz' ihn, schütz' ihn, Vater Pan!"

Er wird als der Erfinder der Hirtenflöte (vergl. Haberrohr) angesehen; daher (Ged. D. Götter Griechenlands; Anm. Str. 3):

„Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand."

Panier, zunächst von dem frzs. bannière, Banner (vergl. bannen) od. Heerfahne, wie Reichspanier (W. T. II, 2) od. Kriegspanier (Wst. L. 6); bildl. (R. II, 2):

„Das schwarze Panier des Todes."

Pantalon (K. u. L. V, 7), eig. Pantaleon, ein aufrechtstehendes Clavier von geringerer Breite als die gewöhnlichen Claviere; es wurde 1718 von Pantaleon Hebenstreit erfunden.

Pántheon, ein Tempel von kreisrunder Form in dem alten Rom, der sämmtlichen Göttern gewidmet war. Jetzt führt er den Namen Rotonda und ist allen Heiligen geweiht. Vergleichungsweise sagt der Dichter (Ged. D. Spaziergang) von einer runden Halle mit Bildwerken:

„Künstliche Himmel ruhen auf schlanken ionischen Säulen
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein."

Panther, ein zum Katzengeschlecht gehöriges Raubthier, das schon im Alterthum ohne besondere Schwierigkeit gezähmt und selbst zum Ziehen von Wagen verwendet werden konnte; daher (Ged. D. Götter Griechenlands): „der Panther prächtiges Gespann". In Beziehung auf seine Blutgier heißt es (Ged. D. Glocke) vergleichungsweise von wüthenden Weibern:

„Noch zuckend mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz."

Panthus (Ged. 2. B. d. Aen. 57 u. 75), einer der Aeltesten und des Phöbus Priester in Troja.

Pantomime, von dem gr. pantó-mimos, eig. alles nachahmend; das Minen- und Geberdenspiel; daher (R I, 2): „sich mit Pantomimen abarbeiten", wie die Schauspieler im Ballet, welche Gedanken, Empfindungen und Handlungen ohne Worte darzustellen suchen. Daher auch (Gstſ. 10, 137): „ein pantomimischer Tanz".

Panzer (D. C. I, 6), eine metallene Leibbekleidung; Panzerhemd, ein aus kleinen Eisenringen geflochtenes Kleidungsstück, welches die vornehmeren Ritter bisweilen statt des Harnisches zu tragen pflegten; bildl. (Ged. D. Kampf m. d. Drachen) die undurchdringliche Körperbedeckung des Drachenbildes:

„Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet."

Papa (Wst. L. 5), lat. ein von einem Naturlaute ausgegangenes, in derselben Form auch in anderen Sprachen gebräuchliches Kinderwort für Vater. Davon Papst (M. St I, 6 — W. T. V, 2), das geistliche Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche, auch der heilige Vater genannt, der sich die Macht zuspricht, zu lösen und zu binden (vergl. Löseschlüssel); daher (Wst. T. V, 2) bildlich:

„Ich bin dein Papst und absolvire dich."

Hiervon Papist (Wst. T. III, 15) u. Papistin (M. St. I, 7) unbedingte Anhänger des Papstes; und Papstthum (M. St. I, 6), die Lehre und der Geist der römisch-katholischen Kirche.

Papist, s. Papa.

Pappenheim (Gottfr. Heinr. Graf von), aus einem alten reichsgräflichen Geschlechte in Schwaben stammend, den sein Eifer für die katholische Religion in den Kampf getrieben, nahm zunächst als Oberst an der Prager Schlacht Theil, vereinigte sich später mit Tilly (Dr. Kr. 195) zur Eroberung Magdeburgs, focht mit ungestümer Tapferkeit bei Leipzig und fand in der

Schlacht bei Lützen (Dr. Kr. 342), zu welcher Wallenstein ihn hinberufen, seinen Tod (Wst. L. 11). Die nach ihm von Max Piccolomini angeführten Kürassiere sind die Pappenheimer (Wst. T. II, 7).

Papst, s. Papa.

Parabeln und Räthsel (Ged.) Unter dieser Ueberschrift finden sich dreizehn kleine Gedichte zusammengestellt, die übrigens alle nur Räthsel sind. Eine Parabel ist bekanntlich eine Erzählung, in welcher ein Gleichniß nicht nur aufgestellt, sondern vollständig durchgeführt wird, und zwar so, daß das in derselben liegende belehrende Moment mit in die Darstellung verflochten ist. Dieser Forderung entsprechen die vorliegenden Gedichte nicht, und Schiller hat die Bezeichnung „Parabel" wohl erst später hinzugefügt, weil die vorherrschend allegorischen unter ihnen ihren Gegenstand nicht hinlänglich verhüllten, um als Räthsel gelten zu können. Jedenfalls hat ihm bei der Wahl des Ausdrucks „Parabel" nur die etymologische Bedeutung des Wortes Wortes vorgeschwebt, welches so viel als Nebeneinanderstellung heißt. Uebrigens sind auch diese Räthsel mit dem, was man gewöhnlich darunter versteht, nicht in eine Klasse zu stellen, da sie keinesweges bloß den Witz beschäftigen, sondern vor allen Dingen die Phantasie in Anspruch nehmen, indem sie eine höhere Idee unter der Hülle eines sinnlichen Gegenstandes darstellen, der einer poetische Einkleidung fähig ist.

Die Veranlassung zu diesen Gedichten war die Aufführung der Turandot (s. d.), ein Drama, in welchem der Held des Stückes drei Räthsel zu lösen hat. Um bei den wiederholten Aufführungen desselben den Zuschauern eine neue Ueberraschung zu bereiten, wurden den bereits im Jahre 1801 gedichteten Räthseln in dem darauf folgenden Jahre die übrigen hinzugefügt, die dann statt der früheren eingelegt wurden. Daß zu diesem Zweck auch der Wortlaut der von dem Prinzen Kalaf gegebenen Lösungen verändert werden mußte, versteht sich von selbst. Einige

Digitized by Google

derselben sind in dem Nachlaß des Dichters vorgefunden und somit erhalten worden.

Das erste Räthsel bedeutet den Regenbogen, der graue See unter demselben die Regenwolke auf welcher er erscheint. — Das zweite bezeichnet (wie Nr. 6) das Auge. Die Phantasie, wie es von Manchen gedeutet wird, kann es wegen Vers 2 nicht sein. — Das dritte ist eine höchst anmuthige Allegorie, in welcher der gestirnte Himmel unter dem Bilde einer Heerde erscheint. Das schön gebogene Silberhorn ist die Mondsichel, die goldenen Thore bedeuten das Abendroth, und Hund und Widder sind bekannte Sternbilder. — Das vierte bezeichnet das Himmelsgewölbe mit der leuchtenden Sonne. — Das fünfte, dessen Deutung sehr verschieden gegeben worden ist, bedeutet vermuthlich Tag und Nacht. — Das sechste, eins der schönsten, bedeutet das Auge mit seinem auf der Netzhaut, oder vielleicht auch dem auf der durchsichtigen Hornhaut erscheinenden Bilde. — Das siebente bezeichnet die chinesische Mauer, die 214 v. Chr. begonnen und zum Schutz gegen die Völker der nordischen Wüsten erbaut wurde. Sie ist 10 Fuß breit, 30 Fuß hoch und etwa 500—700 Meilen lang, in Zwischenräumen von 300 Schritt jedesmal mit einem Festungsthurme versehen. Sie führt über Berghöhen, Thäler und Gewässer hinweg bis an die Küste des östlichen Oceans und hat verschiedene Thore, welche sorgfältig bewacht werden. — Das achte bedeutet den Blitzstrahl. Mit dem zweimaligen Drohen am Schluß kann Blitz und Donner gemeint sein; in älteren Ausgaben steht: „Hat zweimal nie gedroht". — Das neunte ist lange Zeit ungelöst geblieben, bis sich auf eine Anfrage bei Schiller's Angehörigen aus den nachgelassenen Papieren ergeben hat, daß mit der Mutter die Nacht, mit dem Vater das Licht und mit den Kindern die Farben gemeint seien. Die von der Wissenschaft adoptirte Newton'sche Theorie nimmt bekanntlich sieben Farben an; Schiller, welcher dieser Theorie früher gleichfalls beigestimmt (vergl. Ged. D. Künstler, Schlußstrophe) hatte sich

jedoch später der Goethe'schen Farbenlehre zugeneigt, welcher zufolge es nur drei Grundfarben: roth, gelb und blau und drei gemischte Farben: orange, grün und violett geben sollte. Unter einfachen Farben versteht man gegenwärtig solche, die sich durch das Prisma nicht weiter zerlegen lassen, und dies sind die sieben Regenbogenfarben. — Das zehnte bedeutet den Pflug mit besonderer Beziehung auf den Kaiser von China, welcher jedesmal am Neujahrstage ein Stück Land selbst umpflügt, eine religiöse Feier, bei welcher er von seinen Ministern unterstützt wird, die indessen nicht, wie er, unter einem Zelte, sondern unter freiem Himmel arbeiten müssen. Der weitere Inhalt dieses Räthsels findet sich ausgeführt in dem „eleusischen Fest". — Das elfte bedeutet den Funken, dessen „mächtige Schwester", die Windsbraut, an die herrliche Feuerscene in der Glocke erinnert. — Das zwölfte bezeichnet die Zeit, dargestellt durch den Schatten des Zeigers an der Sonnenuhr. — Das dreizehnte bedeutet das Schiff. Die Segel, das scharfkantige Vordertheil, die starken Masten, die Ruderstangen, der Anker haben dem Dichter Anlaß zu den aufgestellten Vergleichen gegeben. — Wer geneigt ist, gegen manche Einzelheiten in diesen Räthseln Ausstellungen zu machen, die allerdings nicht unbegründet sein dürften, der möge bedenken, daß der Dichter sie einer chinesischen Prinzessin in den Mund legt, von der man eben so wenig gründliche astronomische (3) und physikalische (8) Kenntnisse als streng logische Anordnung der Gedanken (12) verlangen kann. Goethe sagt von ihnen: „Sie haben den schönen Fehler, entzückte Anschauungen des Gegenstandes zu enthalten, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könnte". Und allerdings unterscheiden sie sich von den gewöhnlichen Räthseln, deren Gegenstand meist unbedeutend und geringfügig ist, dadurch, daß sie es mit einem allgemein bekannten, bedeutungsvollen Gegenstande zu thun haben, der einen großen Reichthum von Beziehungen zuläßt. Sch. kommt es bei dieser Dichtungsart weniger darauf an, den Zuhörer durch eine geheimnißvolle Einkleidung zu verwirren; denn die Lösung des

Digitized by Google

Räthsels, das sein Geheimniß meist selbst verräth, ist ihm nicht die Hauptsache. Dagegen bemüht er sich, seinen Gegenstand in einem lieblichen Bilde darzustellen, das die Phantasie angenehm beschäftigt, so daß wir ihm nach erfolgter Lösung ein mit inniger Hingebung verbundenes Nachdenken widmen. Des Dichters großartige Weltanschauung hat sich auch hier nicht verleugnet.

Parade, frzs. von parer, schmücken; ein feierlicher Aufzug oder Schaugepränge, bes. beim Militair; daher: Wachparade (K. u. L. I, 7 — Wst. L. 6 — Sp. d. Sch.), bei der die Soldaten in festlichem Anzuge auf Wache ziehen, und Paradeplatz (Sp. d. Sch.), ein stattlicher Platz, auf dem dergleichen Aufzüge abgehalten werden. In der Reitkunst bedeutet Parade die zierlichen, zur Schau dargebotenen Bewegungen eines Pferdes; daher (Ged. Pegasus im Joche):

„Hell wieherte der Hippogryph
Und bäumte sich in prächtiger Parade."

Davon: paradiren, prangen, zur Schau ausgestellt sein, bisweilen auch ironisch, wie (R. II, 3): „als ich den Pseudo-Spiegelberg in seiner Glorie da paradiren sah".

Paradies, zunächst der Aufenthaltsort des ersten Menschenpaares; ferner der der Seligen nach dem Tode; daher (Ged. D. Entzückung an Laura):

„Leierklang aus Paradieses-Fernen."

Bildl. 1) ein erträumter glücklicher Zustand, wie (D. C. IV, 21), wo Marquis Posa sagt:

„In meines Carlos Seele
Schuf ich ein Paradies für Millionen."

2) s. v. w. wonnige Empfindungen, wie (Ged. D. Kindesmörderin):

„Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder, Phantasieen!"

12*

desgl. (D. C. II, 8):

„Da wo
Er glühen will, mit Paradiesen spielen
Und Götterglück verschenken muß.

eben so (R. IV, 4) „Paradies der Liebe"; (K. u. L. V, 2) „Theile mit diesem Gesicht Paradiese aus", und (R. III, 2) „paradiesische Gegend".

paradiren, s. Parade.

Parasit, von dem gr. pará, neben, bei u. sītos, Speise; ein Schmarotzer. — Der Parasit oder die Kunst, sein Glück zu machen (Bd. 7), ein Lustspiel von Picard (vergl. D. Neffe als Onkel), welches im Original „Médiocre et rampant, ou le moyen de parvenir" betitelt ist. Das in Alexandrinern geschriebene Original hat im Ganzen einen ernsteren Charakter als Schiller's Uebertragung, der wohl absichtlich die Prosa wählte, um sich freier bewegen zu können. Die Personen Ariste, Dorlis, Laure und Dorival hat Sch. in Narbonne, Mad. Belmont, Charlotte und Selicour verwandelt; außerdem ist Manches gekürzt, Anderes erweitert, wie es ihm theils für die Schauspieler, theils für die Bedürfnisse des deutschen Publicums zweckmäßig erschien.

Parce, s. Parze.

Pardo (D. C. I, 3), eins der weniger bedeutenden königlichen Lustschlösser in Madrid.

Pardon, frzs. Verzeihung; bes. (R. II, 3 — F. II, 4 u. II, 14 — Verbr. a. v. E.) die Begnadigung eines zum Tode Verurtheilten; Generalpardon (R. II, 3), allgemeine Begnadigung; davon pardonniren (F. II, 9 u. III, 4 — Wst. L. 11), begnadigen, das Leben schenken.

parforce (R. II, 3), von dem frzs. par force, gewaltsam; Parforcehund (F. I, 9), ein Hund, der zur Hetzjagd gebraucht wird.

Pâris (Myth.), ein Sohn des trojanischen Königs Priamus und der Hecuba, seiner Herkunft wegen (Iph. I, 1) der Phrygier (s. d.) genannt, war eines verhängnißvollen Traumes seiner Mutter wegen ausgesetzt und auf dem Ida (Iph. V, 4) als Hirt erzogen worden. Er ist bekannt dadurch, daß er den Streit zwischen Juno, Minerva und Venus entschied (vergl. Eris), und daß er dem Menelaus seine Gattin Helena (s. d.) raubte, wodurch (Iph. II, 4) der trojanische Krieg entstand. Paris ging zwar einen Zweikampf mit Menelaus ein, in welchem er besiegt ward, weigerte sich aber dessenungeachtet, die Helena herauszugeben. So dauerte der Krieg fort, in welchem Venus den Paris (Ged. 2. B. d. Aen. 103) lange beschützte, bis er von Philoktets (s. d.) vergifteten Pfeilen tödtlich getroffen ward.

Paris (Par. I, 1), die Hauptstadt Frankreichs, war lange Zeit der Zielpunkt vornehmer Reisender, welche dort die feinere gesellige Bildung sich anzueignen suchten, daher sagt Paulet (M. St. I, 3) von Mortimer:

„Er ist gereist, kommt aus Paris und Rheims."

Park (M. St. III, 4), engl. park, frzs. parc, ein gartenartig gehegter Wald, Lustwäldchen.

Parlament, von dem franz. parler, sprechen, hieß in Frankreich vor der Revolution das höchste Gericht einer Provinz, welches auch Antheil an der höchsten Gewalt hatte. Als daher König Karl (J. v. O. I, 5) fragt:

„Erhob sich nicht in meinem Parlamente
Die reine Stimme der Gerechtigkeit?"

antwortet ihm La Hire:

„Sie ist verstummt vor der Parteien Wuth.
Ein Schluß des Parlaments erklärte dich
Des Throns verlustig, dich und dein Geschlecht."

In England ist das Parlament (K. u. L. II, 3 — M. St. I, 7) die Reichsversammlung. Der König (oder die Königin) ist dort das geheiligte Oberhaupt des Volkes und für seine Handlungen

nicht verantwortlich, wohl aber die Minister; daher sagt Paulet (M. Stuart I, 2) zu Maria:

„Englands Beherrscher brauchen nichts zu scheuen,
Als ihr Gewissen und ihr Parlament."

Denn in Betreff der Regierung und Gesetzgebung darf der König nicht eigenmächtig verfahren, sondern es gehört dazu die Einwilligung des Parlaments oder der Stellvertreter des Volks. Diese Stellvertretung besteht aus dem Oberhaus (M. St. I, 7) und dem Unterhaus, oder (M. St. I, 6) dem „Haus der Lords und der Gemeinen". In dem Oberhause (Chamber of Peers) sitzen die Mitglieder des hohen Adels, die Erzbischöfe und Bischöfe des Landes, und der Lord-Großkanzler führt den Vorsitz. Das Unterhaus (Chamber of Commons) besteht aus Deputirten der Grafschaften und der Städte, die gesetzlich von dem Könige ganz unabhängig sind. Somit liegt die Hauptmacht des englischen Staates wesentlich in dem Parlamente; daher sagt König Karl (J. v. O. I, 4):

„Denn mir ist sichre Kunde zugekommen,
Daß zwischen diesen stolzen Lords von England
Und meinem Vetter von Burgund nicht alles mehr
So steht wie sonst."

Ebendeshalb bricht auch Elisabeth (M. St. IV, 10) in die Klage aus:

„O Sklaverei des Volksdiensts! Schmähliche
Knechtschaft — Wie bin ich's müde, diesem Götzen
Zu schmeicheln, den mein Innerstes verachtet!
Wann soll ich frei auf diesem Throne stehn!"

Desgl. sagt auch Lord Leicester (M. St. II, 4):

„Englands Gesetz, nicht der Monarchin Wille
Verurtheilt die Maria."

Parma (F. II, 18), ehemals ein Herzogthum in Oberitalien.

Parodie (Ged. Shakespeare's Schatten), von dem gr. parōdia, ein Neben- od. Gegengedicht, eine scherzhafte Anwendung der Form eines Gedichts auf einen anderen, in der Regel weniger edlen Gegenstand.

Parole, frzſ. das Wort; 1) Verſprechen, Ehrenwort, Ritterwort, wie (Picc. II, 6), wo Wallenſtein ſagt:

„Parole müſſen ſie mir geben, eidlich, ſchriftlich,
Sich meinem Dienſt zu weihen unbedingt.“

desgl. ſcherzhaft: Jaunerparole (F. I, 2), richtiger Gaunerparole, d. i. Diebes-Ehrenwort; — 2) in der Kriegerſprache: das Loſungswort, an dem ſich Wachen und Poſten erkennen, wie (F. III, 5): „Ein Andrer erforſcht die Parole“; daher auch (Wſt. T. IV, 7): „das Wort ändern“, und (W. T. II, 2): „Gebt das Wort“!

Paroxysmus (Gſtſ. 10, 195) gr. ein verſtärkter Anfall einer Krankheit; bildl. u. ironiſch von Moors Ausbruch der Reue (R. III, 2): „Der Paroxysmus iſt ſchon im Fallen“.

Parricida, ſ. Johann von Schwaben.

Parry (M. St. V, 7), ein Rechtsgelehrter u. Abgeordneter, welcher, zum Katholicismus zurückgekehrt, 1585 Eliſabeth zu ermorden unternahm, vom Papſte ſelbſt dazu ermuntert, wie Robertſon (History of Scotland II, 249) meint. Die einzige Perſon, der er ſein Vorhaben mitgetheilt hatte, verrieth ihn. Er wurde hingerichtet.

Partei (Wſt. Prol. — Wſt. T. I, 6 — J. v. O. I, 5), von dem Frzſ. parti (lat. pars, Theil), gew. Alle, die ſich zu einer gemeinſamen Anſicht in Kirche oder Staat bekennen, beſ. im Gegenſatz zu denen, welche entgegengeſetzter Meinung ſind. Davon Parteiung (W. T. II, 1): das Auseinandergehen in entgegengeſetzte Richtungen; woher die Ausdrücke: „Partei nehmen“ (Menſchenf. 3); „Wählt eine beſſere Partei“ (Wſt. T. II, 6); „Parteigänger“ (F. II, 12), d. h. Jemand, der ſich äußerlich zu einer Partei hält; „Parteienhaß“ (M. St. I, 7) und „Parteien ſchlugen mit Parteien“ (F. II, 8); „parteilich“ (R. I, 1), bevorzugend; „Parteilichkeit“ (R. V, 2), Bevorzugung. — Gſtſ. 10, 210 ſteht Partie für Partei.

Parthenopäus, ſ. Atalanta.

Digitized by Google

Partie (Br. v. M. Einl. 5, 380), nach dem Frzs. la partie und le parti. 1) Lustbarkeit, besonders im Freien (Gsts. 10, 218); 2) Heirath oder Verbindung, wie (F. II, 2) Julia zu Leonore sagt: „der Mann konnte nie deine Partie sein“; (K. u. L. I, 5) „eine Partie für die Milford“ und (N. a. O. I, 6): „diese Partie war nicht nach ihrem Geschmack“. 3) Gsts. 10, 218: „er prangte an der Spitze einer Partie“ (s. Partei).

Partisane (Wst. T. III, 15 u. IV, 10), eig. Pàrteisen, von Barte, Beil, und Eisen; eine Art Lanze, die unter dem Stecheisen mit einem zweischneidigen Beile versehen ist. Vergl. Hellebarde.

Parzen (Myth.), die Schicksalsgöttinnen (vergl. Fortuna), werden gewöhnlich als Töchter des Jupiter und der Themis betrachtet und halten den Faden des menschlichen Lebens in ihren Händen. Die am Quell ruhende Klotho hält den Spinnrocken und knüpft den Faden an, Lácheſis spinnt ihn weiter, und die ernste Atròpos schneidet ihn ab. Somit erscheinen sie zunächst als Lebensgöttinnen; daher sagt Kalaf (Tur. V, 1) von Turandot:

„So lang' die Parze meinen Faden spinnt,
Soll sie mein einzig Träumen sein und Denken.“

In Beziehung auf den unausbleiblichen Tod aber sind sie (Ged. D. Macht des Gesanges)

„Die furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn.“

denn (Ged. Klage d. Ceres)

„Nur die Seligen verschonet
Parzen eure strenge Hand.“

Da sie hauptsächlich als die Beförderinnen des Schlachtentodes angesehen werden, so heißt es (Iph. I, Zw.-H.) in Beziehung auf das kampfgerüstete Heer der Griechen:

„Weh dem kühnen Fahrzeug der Barbaren,
Das die Parze ihm entgegenschickt.“

So sind sie dem Dichter ein Sinnbild des Todes, wie (Elegie a. d. Tod eines Jünglings): Als

„Ueber ihm der Parzen Faden riß,
Floh er ängstlich vor dem Grabgedanken."

und (Ged. D. Glück):

„Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt."

d. h. in gewissem Sinne sein Leben verlängern und den Tod von sich fern zu halten versteht. Wie der Dichter, so betrachtet auch die bildende Kunst die Parzen als Sinnbilder des Todes und stellt die beiden ersten in jugendlicher Schönheit dar; daher (Ged. D. Künstler):

„Ihr führtet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.

Ein treffliches Bildwerk dieser Art findet sich in der Dorotheenstädtischen Kirche zu Berlin über dem Grabmal des verstorbenen Grafen von der Mark, eines Sohnes König Friedrich Wilhelm's II. und der Gräfin Lichtenau. Es ist von Schadow in carrarischem Marmor ausgeführt.

Pasiphaë, s. Minos und Phädra.

Pasquill, ital. pasquillo, von Pasquino, einem witzigen und spöttischen Schuhflicker in Rom; gew. eine Schmäh- od. Lästerschrift; (R. I, 2 — K. u. L. II, 7), eine Lästerung.

Passage, 1) (R. II, 3), der Weg; 2) (Wst. T. III, 23), eine Stelle, ein Lauf aus einem Tonstück.

Paste, von dem ital. pasta, Teig; Abdrücke alter geschnittener Steine. Sie werden bei uns aus einem Teige von Siegellack, Schwefel und Gyps verfertigt. Die von den römischen Frauen vielfach als Schmuck getragenen Pasten (Ged. Pompeji und Herculanum) scheinen nur aus Glas bestanden zu haben. — Aus einem mit farbigen Stoffen versetzten Teige werden Farben-

stifte hergestellt, mit denen die sogenannten Pastellgemälde (Gstſ. 10, 156) angefertigt werden.

Paß. 1) Eine Stelle an einer Einsattelung im Gebirge, wo sich dasselbe überschreiten läßt, wie in den Alpen, die nur an wenigen Stellen zu passiren sind; daher (Picc. II, 5):

„Der Altringer hat die Tyroler Pässe."

desgl. (W. T. V, 1):

„Nur wen'ge Pässe öffnen ihm das Land"

und (ebendas. IV, 2):

„Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entscheidung."

2) Das rechte Maß od. die bequeme Zeit, wie (Picc. I, 1), wo es von einem aufgegriffenen Transport heißt:

„Er kommt uns gerad' zu Paß."

Pater, lat. pater, der Vater; Bezeichnung der christlichen Kirchenlehrer in den ersten Jahrhunderten, später (R. II, 3 — Picc. II, 2 u. IV, 5 — Gstſ. 10, 181) ein Mönch oder Ordensgeistlicher. — Paternoster, lat. pater noster, d. i. Unser Vater; das Vaterunser, wie (Ged. D. Gang nach dem Eisenhammer), wo es von Fridolin heißt:

„Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen."

Auch die Benennung für den katholischen Rosenkranz (Ged. D. Gang n. d. Eisenhammer), eine Schnur mit aufgereihten kleinen Kugeln, um die Zahl der Gebete im Gedächtniß zu behalten; daher (Gstſ. 10, 151): „Wir fanden in der Rocktasche ein Paternoster".

Pathos, gr. eig. das Leiden; ferner Leidenschaft oder (Metr. Uebers. Vorer.) lebhafte Gemüthsbewegung, Rührendes im Ausdruck; davon pathetisch (ebendas.) empfindungsvoll, feierlich.

Patriarch, gr. eig. der Stammvater eines Geschlechts, wie die Erzväter der Juden; später (Dem.) der Titel der obersten Bischöfe in der morgenländischen Kirche.

Digitized by Google

Patricier, von dem lat. pātres, d. i. Väter des Volkes; urspr. die rathsfähigen Bürger im alten Rom, im Gegensatz zu den Plebejern oder dem gemeinen Volk; in der römischen und später in den italienischen Republiken (F. II, 5 u. II, 12) die Mitglieder adeliger Familien, welche zu obrigkeitlichen Aemtern berechtigt waren.

Patriot, von dem gr. patriōtes, der Landsmann; gew. (D. C. III, 10 u. V, 7) der Vaterlandsfreund; oder auch (R. II, 3 — F. I, 3 u. II, 16) der Volksfreund im Gegensatz zur Herrscherfamilie.

Patróklus, der innigste Freund des Achilles, war im Kampfe von Hektor getödtet worden; die Griechen retteten indeß seinen Leichnam und bestatten ihn prächtig. (Ged. D. Siegesfest — F. III, 5; ein Citat aus Il. 21, 107). Hierauf entschloß sich Achilles, rachedürstend, seinen Freunden wieder zu helfen und richtete (Ged. Hektors Abschied — R. II, 2) eine fürchterliche Verheerung unter den Trojanern an.

Patron, lat. patrōnus, der Schutzherr; 1) der Vertreter von Jemandes Rechten, wie (Picc. I, 2), wo es von dem Kriegsrath Questenberg heißt:

„Der Soldaten großen Gönner und Patron,
Verehren wir in diesem würdigen Gaste."

2) der Schiffsherr (Gstf. 10, 257). — Patronin (K. u. L. IV, 7), Herrin od. Schutzherrin, Gebieterin, wie Marina (Dem.) genannt wird.

Patrone, eig. das Modell, die Schußhülle; dann (R. II, 3) der Schuß oder die Ladung selbst.

Patrouille (F. V, 1), frzs. eine nächtlich herumgehende Soldatenwache; auch Runde (F. III, 5 — Wst. T. II, 3 u. IV, 7) genannt; davon: Stadtpatrouillanten (R. II. 3).

Pavillon, uneigentl. ein Zelt oder Zeltdach (Gstf. 10, 144 u. 230); auch ein Neben- od. Seitengebäude, oder ein Zeltflügel bei einem Palaste, wie (D. C. II, 4 u. III, 2):

„Im linken Pavillon war Feuer."

Pechkranz (Picc. III, 9), Reifen von harzigem Holz, die mit Lunte bewickelt, in Pech getaucht und vor dem Trocknen mit Schwefel bestreut werden. Im Kriege werden sie benutzt, um Gebäude schnell in Brand stecken zu können.

Peckin (Tur. I, 1), gew. Peking od. „der Hof des Nordens“, die Hauptstadt von China, die fünf Meilen im Umfange und gegenwärtig 2—3 Mill. Einwohner hat.

Peer, s. Pair.

Pégasus (Myth.), das Musenroß od. Flügelroß (Br. v. M. 5, 425), ein schlankes Roß mit prächtigen Flügeln an den Schultern. Es wird als ein Sohn des Neptun und der Medusa (vergl. a. Perseus) angesehen und ist das Sinnbild des poetischen (Ged. Pegasus im Joche), im weiteren Sinne des künstlerischen Genius.

Pegasus im Joche (Ged.), eine satyrische Fabel aus dem Jahre 1795, deren leichter, munterer Gang zuerst an Gellert erinnert, während der Schluß das unverkennbare Gepräge des Schiller'schen Genius an sich trägt. „Die Theilung der Erde“, die demselben Jahre angehört, schildert das Loos des mit Armuth kämpfenden Dichters, der hier genöthigt ist, mit seinen poetischen Gaben in den Dienst des materiellen Lebens zu treten, um seine äußeren Bedürfnisse zu befriedigen. Allerdings werden hohe Dichtergaben auch oft von prosaischen Naturen bewundert, denen aber gewöhnlich der geniale Aufschwung („das Flügelpaar“) mißfällig erscheint. Wird nun ein solches Genie in einem prosaischen Berufe verwendet, so rächt sich ein solcher Mißbrauch, indem die auf das Ideale gerichtete Natur sich den beengenden Schranken einer vorwiegend praktischen Thätigkeit unmöglich fügen kann. Selbst die Vereinigung mit sicher eingeübten und somit brauchbaren Arbeitern (man denke an Schiller's Professur in Jena) kann nur von kurzer Dauer sein, da der geniale Schwung eines solchen Menschen auch die Andern mit fortreißt und die zu erzielende Wirkung eher hemmt als fördert. Wird die Noth des äußeren Lebens nun aber dringender, so sehen sich solche

Naturen oft zu den trivialsten Beschäftigungen genöthigt, die dann freilich alle Geisteskraft lähmen können, um so mehr als der Kummer über ein verfehltes Dasein zugleich die Körperkraft verzehrt. Ein Glück, wenn dann noch zu rechter Zeit Apoll sich seines Lieblings erbarmt und ihn der schmachvollen Fesseln entledigt; denn nur in sorgenfreien Verhältnissen vermag sich der freie Geist des Dichters zu idealen Höhen zu erheben.

peinliche Anklage, s. Criminalprozeß.

Pelasger (Ged. 2. B. d. Aen. 26) ist der Name der ältesten Bewohner Griechenlands, über deren Abstammung oder Zusammenhang mit den späteren Griechen aber völlige Dunkelheit herrscht.

Peleus (Iph. III, 4), der Sohn des Aéacus auf Aegina, der Bruder des Télamon, Gemahl der Nereide Thetis, König von Phthia in Thessalien. — Des Peleus Sohn (Iph. II, 2) ist Achilles (s. d.).

Pelias (Ged. 2. B. d. Aen. 76), ein Trojaner.

Pelide, s. Achilles.

Pelikan (R. II, 3), ein Werkzeug zum Ausziehen der Zähne, so genannt wegen des daran befindlichen schnabelartigen Hakens.

Pèlion (Iph. III, 4 u. IV. Zw.-H.), ein Berg in Thessalien, südlich vom Ossa.

Pelops (Iph. II, 4 u. V, 3), Sohn des Tantalus, Vater des Atreus, Ahnherr des Agamemnon und Menelaus.

Peloton, von dem frzs. pelote, Knäuel, in der Kriegersprache (Ged. D. Schlacht), eine Rotte Fußsoldaten von 20—40 Mann, die zugleich abfeuern.

Pelzwamms, s. Wamms.

Penaten (Myth.) waren ursprünglich zwei Götterbilder, welche Aeneas als Schutzgötter von Troja mit nach Italien brachte. Sie sind den sogenannten väterlichen Göttern der

Griechen zu vergleichen und fast eins mit den **Laren**. Die letzteren sind nach Ovid Kinder des Merkur und der Lara, welche derselbe auf Jupiters Befehl zur Strafe für ihre Schwatzhaftigkeit in die Unterwelt hatte bringen sollen. In den Penaten (Ged. Pompeji und Herculanum) personificirt sich vor Allem der Begriff von dem Innern des Hauses und allen Gütern desselben; sie waren bei den Römern die Hauptschutzgottheiten der Familien, weshalb ihnen auf dem Heerde ein stetes Feuer unterhalten wurde. Mit Beziehung hierauf sagt Isabella (Br. v. M. 5, 402) zu ihren Söhnen:

> „Vollendet! Ihr habt freie Macht! Gehorcht
> Dem Dämon, der euch sinnlos wüthend treibt,
> Ehrt nicht des **Hausgotts** heiligen Altar."

desgl. Paulet (M. St. I, 8) zu Burleigh:

> „Kein Mörder soll sich ihrer Schwelle nahn,
> So lang die **Götter** meines **Dachs** sie schützen."

Sch. überträgt die Vorstellung von diesen Gottheiten zunächst auf Personen, wie (Br. v. M. 5, 431), wo der Chor zu Beatrice sagt:

> „Deines lieblichen Eintritts
> Werden sich freuen
> Die **Penaten** des Hauses,
> Die hohen, die ernsten
> Verehrten Alten."

desgl. (Gstf. 10, 253): „die **Schutzgötter** des Gartens"; dann aber auch auf Dinge, wie (H. d. K.), wo der Genius, zu der jungen Fürstin gewendet, in Beziehung auf die Künste sagt:

> „Und sie, die Herrliche, die dich gebar,
> Sie nährt uns selbst die heil'ge Opferflamme
> Mit reiner Hand auf ihrem **Hausaltar**."

Von den kleineren oder Familien-Penaten unterschieden die Römer die größeren oder öffentlichen Penaten, welche als Schutzgötter der Städte und ganzer Völker angesehen wurden. Sie

Digitized by Google

zu vertheidigen war eine heilige Pflicht; daher (Ged. D. Spaziergang):

„Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus."

Somit sind sie dem Dichter das Sinnbild der Heimath, wie (Iph. I, Zw.-H.), wo der Chor sagt:

„In die Bucht der väterlichen Laren
Hoffe keines freudig einzufahren!"

und des heilig zu achtenden Vaterlandes, wie (Wst. T. IV, 1), wo es von Wallenstein heißt:

„Den Krieg zu tragen in des Kaisers Länder,
Den heil'gen Heerd der Laren umzustürzen,
Bewaffnest du die frevelhafte Hand."

Péneleus (Ged. 2. B. d. Aen. 75), ein Grieche, Heerführer der Böoter vor Troja.

Pentámeter (Ged. D. Distichon), ein fünffüßiger Vers, dessen Schema folgendes ist:

–́◡◡ | –́◡◡ | –́ ‖ –́◡◡ | –́◡◡ | –́

In der ersten Vershälfte dürfen statt der Daktylen auch Spondeen (–́ –) auftreten; die Cäsur (Einschnitt) nach der ersten Vershälfte ist eine unwandelbare. Pentameter heißt der Vers, weil er aus fünf Metren (Maßen) besteht, da außer den vier Daktylen auch die letzte Hebung der ersten Vershälfte und die Schlußhebung für ein Metrum gerechnet werden. Ein selbstständiger Vers ist der Pentameter nicht, sondern er kann nur in Verbindung mit dem Hexameter (s. d.) auftreten, wie in der Elegie (s. d.) und dem Distichon (s. d.).

Pentheus (Ged. 4. B. d. Aen. 86), der Sohn der Agave, einer Tochter des Königs Kadmus, wollte, von seiner Mutter gereizt, den Bacchus, welchen Agave nicht als Gott anzuerkennen geneigt war, sammt seinen Begleiterinnen, den Mänaden, vernichten. Als er daher auszog, um ein Bacchusfest auf dem Cythäron zu stören, machte Bacchus selbst alle Begleiter und

Begleiterinnen des Pentheus rasend, so daß sie diesen für einen Eber ansahen und ihn zerrissen.

Percy (M. St. II, 8), ein edles und reiches englisches Geschlecht, das sich bereits gegen Heinrich IV. (1399—1413) aufgelehnt, aber wieder niedergedrückt worden war.

Pergament, von dem gr. pergamēnē, d. i. Papier aus der Stadt Pergamus, wo es im Alterthum vorzugsweise verfertigt wurde. Man benutzte dazu mit Kalk gebeiztes Esels-, Kalb- oder Schaffell, das durch einen künstlichen Ueberzug zum Schreiben zubereitet ward. Im Alterthum bestanden die Bücher aus zusammenrollbaren Pergamenttafeln, und auch im Mittelalter pflegte man Urkunden auf Pergament auszustellen, ja sie danach zu benennen, wie (Wst. T. V, 2); ferner (Picc. IV, 5), wo Kaiser Rudolfs Majestätsbrief

„Ein köstlich unschätzbares Pergament"

genannt wird; desgl. (W. T. I, 2), wo Gertrud von den ausgestellten Freiheitsbriefen sagt:

„Wenn bei dem Vater sich des Volkes Häupter
Versammelten, die Pergamente lasen
Der alten Kaiser."

und (W. T. II, 2), wo es von den Boten der Städte heißt:

„Die all' erhielten ihre Pergamente
Und kehrten freudig wieder in ihr Land."

Pérgamus (Ged. Hektor's Abschied — Ged. 2. B. d. Aen. 7), ein anderer Name für Troja oder Ilion; (Iph. III, Zw.-H.) wird es auch Stadt der Phryger (s. d.) genannt.

Perillus, ein Athener, hatte einen ehernen Stier verfertigt, der als Werkzeug zur Vollziehung der Todesstrafe gebraucht wurde, indem man den Missethäter in den hohlen Leib einschloß und ihn hierauf durch untergelegtes Feuer langsam braten ließ. Durch einen künstlichen Mechanismus stellte sich das Angstgeschrei des Unglücklichen als das Brüllen des Stiers dar. Anspielend hierauf sagt Karl Moor (R. IV, 5), indem er sich als

das Organ für den Mißklang in der vernünftigen Natur betrachtet: „Warum hat mein Perillus einen Ochsen aus mir gemacht, daß die Menschheit in meinem glühenden Bauche bratet?" — Der Sage nach war Perillus der Erste, welchen Phalaris, ein grausamer Herrscher von Agrigent in Sicilien, 560 v. Chr. auf die genannte Weise hinrichten ließ.

Periphas (Ged. 2. B. d. Aen. 84), ein Heerführer der Argiver.

Periphétes (Ph. I, 1), ein Sohn des Vulcan, ein zwar lahmer, aber dennoch verwegener Räuber, der sich den Reisenden durch eine mächtige eiserne Keule furchtbar machte.

Permiß (Wst. L. 8), Abk. des lat. permissio, Erlaubniß.

Perrücke, aus dem frzs. perruque, der Benennung für künstliche Kopfbedeckungen aus fremden Haaren, wie sie seit dem 16. Jahrh. üblich wurden. Unter Ludwig XIII. kamen sie so allgemein in Gebrauch, daß Jeder, der anständig erscheinen wollte, sich derselben bedienen mußte; auch bildeten sie ein nothwendiges Stück der Amtstracht, wie (R. I, 2) bei Geistlichen und Räthen (Wst. L. 2), wo der Wachtmeister im Scherz von dem Kriegsrath Questenberg sagt:

„Und von Wien die alte Perrücke,
Die man seit gestern umgehen sieht."

Perséphone (Ged. D. Götter Griechenlands), bei den Römern Proserpina (Myth.), die Tochter der Ceres und des Jupiter, war von Pluto geraubt und zu seiner Gemahlin erkoren worden, wodurch die Liebe auch in den Tartarus versetzt ward; daher (Ged. D. Triumph d. Liebe):

„Freundlich blickt der schwarze König,
Wenn ihm Ceres Tochter lacht."

Als Ceres erfuhr, wer den Raub begangen, eilte sie zu Jupiter, um ihre Tochter zurückzufordern. Dieser indessen wünschte, daß Proserpina seinem Bruder erhalten bleibe und gewährte die Bitte nur unter der Bedingung, daß ihr Mund keinerlei Speise

in dem Orcus berührt habe. Dies war indessen geschehen. Als die Jungfrau in dem unterirdischen Garten umherirrte, hatte sie, da sie das Fasten nicht länger zu ertragen vermochte, einen punischen Apfel (Granatapfel) gepflückt und dessen sieben Körner genossen. Ascálaphus, der Sohn einer Nymphe, hatte dies gesehen und das Geschehene verkündet, so daß die Rückkehr unmöglich ward. Durch eine gutwillige Uebereinkunft jedoch wurde es erreicht, daß Proserpina einen Theil des Jahres bei ihrer Mutter auf der Oberwelt zubringen durfte, während sie in der übrigen Zeit auf den Orcus angewiesen war. Somit war Proserpina als Gemahlin des Pluto 1) die Beherrscherin der Unterwelt, daher (Ged. Kassándra):

„Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina."

2) das Symbol des Pflanzenlebens (vergl. Klage der Ceres Str. 8), 3) die Todbringerin; daher (Ged. 4 B. d. Aen. 93):

„Persephoneiens dreifache Gewalt."

Perser, die Bewohner des Ländergebietes zwischen dem Tigris und dem Indus, die anfangs unter der Herrschaft der Meder gestanden, bis Cyrus (555 v. Chr.) der Stifter eines eigenen persischen Reiches wurde. Nach seinem Sohn und Nachfolger Cambyses regierte Darius I., der 513 einen unglücklichen Zug gegen die Scythen unternahm; daher (Ged. Würde d. Frauen) die Anspielung:

„Mit dem Schwert beweist der Scythe
Und der Perser wird zum Knecht."

Uebrigens machte erst Alexander von Macedonien dem persischen Reiche ein Ende, indem er zuerst in der Schlacht am Granicus (334) den „persischen Satrapen" (R. IV, 1) Memnon niederwarf und kurz darauf in den Schlachten bei Issus und Arbéla Sieger blieb. — Persische Tracht (Tur. I, 1). Sie besteht bei den Vornehmen in langen, weiten Pantalons von Seide oder Baumwolle, einem langen Rock, der bis auf die Knöchel herab geht,



und einem langen Shawl, der gürtelartig über den Rock um den Leib gewunden wird. Darüber trägt der Perser einen mit Pelz verbrämten Ueberrock, der meist zu den kostbarsten Kleidungsstücken gehört. Die Kopfbedeckung ist eine etwa 1½ Fuß hohe mit einem kostbaren Shawl umwundene Mütze.

Perseus (Myth.) ein Sohn des Zeus und der Dánaë (vergl. d.), zeigte schon früh einen kühnen, nach Abenteuern verlangenden Sinn. Als er sich einst vermaß, selbst das Haupt der Medusa zu liefern, wenn es verlangt würde, nahm ihn der König Polydektes beim Worte. Er begab sich daher, von Mercur und Minerva geleitet, an die Küsten des westlichen Oceans, verschaffte sich die von Nymphen bewachten geflügelten Sohlen nebst einem Beutel und dem unsichtbar machenden Helm des Aïdes und suchte nunmehr die Gorgonen auf, die er aber schlafend fand. Um nicht durch den schrecklichen Anblick der Medusa in Stein verwandelt zu werden, trat er rückwärts hinzu, fing ihr Bild in seinem ehernen Schilde auf und hieb ihr das Haupt ab, aus dessen Blute der Pegasus (s. d.) hervorsprang. Hierauf steckte er das Haupt in den mitgebrachten Beutel und entzog sich durch den Helm des Aïdes der Verfolgung der Gorgonen. Auf Mercurs Flügelsohlen schwebte er nun über die Länder dahin, bis er zu dem König Atlas gelangte, der ihm indeß die Gastfreundschaft versagte. Aus Rache hielt er ihm das Haupt der Medusa entgegen, wodurch er in einen zum Himmel emporragenden Felsen verwandelt wurde. Hier fand er zugleich die unglückliche Andrómeda, um der neidischen Nereïden willen an einen Felsen gefesselt und einem Meerungeheuer preisgegeben. Gerührt von ihrer Schönheit, befreite er sie und erwählte sie zu seiner Gattin. Hierauf bezieht sich die Stelle (Br. v. M. 5, 425):

„Dem Dämon ist sein Opfer unverloren.
Wär es an öde Klippen angebunden
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelroß es dort ereilen."

Nachdem Perseus dieses Abenteuer bestanden, gab er dem Mercur Flügelsohlen, Beutel und Helm zurück, das Haupt der Gorgo aber überließ er der Minerva, die es in ihren Schild setzte. Hierauf kehrte er in seine Heimath zurück und erbaute Mycenä (Iph. V, 6), die Stadt des Perseus genannt.

Person, lat. persōna, d. i. eig. eine Maske, bedeutet: 1) ein sittlich freies Einzelwesen, wie (Wst. T. IV, 6): „Des Feldherrn heilige Person"; 2) ein Mensch nach seiner Lebensstellung oder Rolle, die er spielt, wie (Picc. I, 3):

„Wie mißlich die Person, die ich hier spiele."

desgl. (W. T, II, 1 u. Wst. T. II, 5); 3) der Mensch in seiner äußeren Erscheinung, wie (Sp. d. Sch.): „in eigener Person"; oder (Wst. L. 6):

„Der feine Griff und der rechte Ton,
Das lernt sich nur um des Feldherrn Person."

4) die äußere Erscheinung, insofern sie besonderen Eindruck macht, wie (F. II, 2): „Der Graf hat Person".

Perspectiv, von dem lat. perspicĕre, durchsehen, durchschauen, ein Fernrohr, wie (F. II, 2): „die Perspectivchen der jungen Stutzer"; davon: Perspective, eine Fernsicht darstellende Malerei, wie (F. V, 1): „in perspectivischer Ferne"; od. bildl. wie (Gstſ. 10, 225): „von weitem täuschte die Perspective", d. h. der Blick in die Zukunft.

Perú, ein an der Westküste Südamerikas gelegenes Land, welches die Spanier seines Goldreichthums wegen anlockte und das 1531 durch den grausamen Franz Pizarro der spanischen Krone unterworfen ward; daher heißt es (D. C. I, 9) von dem zukünftigen Monarchen: „Peru schickt ihm Gold"; desgl. (R. II, 3) „sie haben Peru um goldener Spangen willen entvölkert"; und (R. V, 1) sagt Moser vergleichungsweise zu Franz: „euch fehlt nur Peru zu einem Pizarro."

Pest, eine ansteckende Krankheit od. Seuche; bildl. (K. u. L. IV, 7), Bereich der Verführung; Pestilenz (R. I, 2), eine

Seuche, die man ehemals als eine von Gott gesendete Plage betrachtete; Pestilenzküche der Belletristen (K. u. L. I, 1), Schriftstellerei, die auf Verführung berechnet ist; pestilenzialisch (K. u. L. I, 2), Unheil und Verderben bringend.

Pestaluz (Wst. T. V, 2), ein Hauptmann von dem Terzkyschen Regimente, der mit Deveroux, Macdonald, Geraldino und mehreren andern von Buttler in das gegen Wallenstein geschmiedete Complot gezogen wurde.

Petarde (Picc. I, 4), von dem frzs. peter, krachen; ein kegelförmiges, nach der Mündung sich erweiterndes Geschütz, das gebraucht wird, um Thore oder Fallgitter aufzusprengen.

St. Peter, s. Petrus.

St. Peters Dom, s. Peterskirche u. Rom.

St. Peters Schlüssel, s. Löseschlüssel.

St. Peters Stadt, s. Rom.

Peters Stuhl, s. Petrus.

St. Petersburg (N. a. O. III, 6 — H. d. K.), die Hauptstadt von Rußland; vergl. Huldigung der Künste.

Peterskirche, Die (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1797. Die überraschende Größe menschlicher Werke soll den Menschen erheben und ihn auf seine eigene Größe aufmerksam machen.

Petrus, urspr. Simon, einer der vertrautesten Jünger Jesu, und seines Glaubens wegen von dem Herren Kephas (vergl. Löseschlüssel) genannt, hatte Jesum (Matth. 26, 69—75) verrathen, worauf der Kapuziner (Wst. L. 8) anspielt, indem er von Wallenstein sagt:

„Verläugnet, wie Petrus, seinen Meister und Herrn:
Drum kann er den Hahn nicht hören krähn."

Da sich der Papst (vergl. diesen u. Rom) als Nachfolger Petri betrachtet, so wird sein Thron (D. C. I, 1) „Peters Stuhl" genannt.

Digitized by Google

Pfaffe (R. II, 3 — D. C. II, 8), altd. phaffo, von dem lat. papa (s. d.), ehem. ein Ehrenname der Geistlichen, bes. der katholischen Priester; jetzt nur noch im verächtlichen Sinne gebraucht, wie (Wst. L. 11, V. 39) „der Pfaffe aus Mailand", mit welchem der Cardinalinfant Ferdinand von Spanien gemeint ist; ferner „Pfaffenzucht" (D. C. II, 8), d. h. das unwürdige Verhalten der Geistlichen an König Philipp's Hofe; desgl. (R. V, 1), wo Franz die Ermahnungen des Pastor Moser spöttischerweise „Pfaffengewäsch" nennt; und (Picc. V, 1), wo Max die Erdichtung der dem Feldherrn feindseligen katholischen Partei als „Pfaffenmährchen" bezeichnet.

Pfalz, von dem lat. palātium, Schloß od. Palast, besonders der kaiserliche Palast; daher sagt Konrad Hunn (W. T. II, 2) von dem im Canton Aargau zwischen Basel und Zürich gelegenen Rheinfelden:

„Ich war zu Rheinfeld an des Kaisers Pfalz."

ferner das zu dem Schlosse gehörende, dem Kaiser unmittelbar untergebene Gebiet, wie die gegenwärtig zu Baiern (vergl. Dr. Kr. 129) gehörende Pfalz am Rheine, die seit dem 11. Jahrh. von erblichen Grafen regiert wurde; daher (Ged. D. Graf v. Habsburg): „der Pfalzgraf des Rheins". — Der Pfalzgraf (Wst. T. III, 11) ist Friedrich V. (s. d.).

Pfau, ein bekannter, aus Ostindien stammender, zum Geschlecht der Hühner gehörender Vogel, welcher der Here (s. d.) gewidmet war, und dessen stattliche Federn ehemals wohl besonders ein Schmuck der Herrschenden waren, bes. das Helmzeichen der Herzöge von Oestreich, daher (W. T. II, 1):

— — — — „In Seide prangst du,
Die Pfauenfeder trägst du stolz zur Schau,
Und schlägst den Purpurmantel um die Schultern."

Pfeifer (W. T. Pers.-Verz.). Die Pfyfer sind eine berühmte Familie in Luzern.

Pfeil, s. Eros.

Pfeil der Sonne (J. v. O. I, 4), s. Apollon.

Pfiff (F. I, 9 — K. u. L. I, 5), s. v. w. List, Kniff.

Pfirsche (Ged. D. Erwartung), ein landschaftlicher Ausdruck für das aus dem ital. persica stammende Pfirsich.

Pflaster (D. C. III, 6), s. Estrich.

Pflicht für Jeden (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. Alle Beschäftigung mit Einzelheiten bleibt werthlos, wenn ihr die Beziehung auf das Ganze fehlt. Wer aber zu solcher universellen Anschauung sich nicht erheben kann, der soll wenigstens mit seiner beschränkten Thätigkeit in den Dienst des Ganzen einzutreten suchen.

pflichtig, s. Leibeigene.

Pfund, in der Bibelsprache (vergl. Luc. 19, 12—26), die Gaben und Kräfte, mit denen die Vorsehung den Menschen ausgestattet hat, um sie im Leben zu verwerthen; daher sagt Don Carlos (D. C. II, 2) zu seinem Vater:

> — — — — — — „Er ist da.
> Der große, schöne Augenblick, der endlich
> Des hohen Pfundes Zinsen von mir fordert."

Phädra. Ein Trauerspiel von Racine. Der Mythus, welcher diesem Stücke zu Grunde liegt, ist folgender: Phädra war die Gemahlin des Theseus, die Tochter des Königs Minos (s. d.) von Kreta und der Pasiphaë. Theseus hatte sie sammt ihrer reizenden Schwester Ariadne von Kreta entführt und die letztere zu seiner Gemahlin erwählt, die er aber auf der wüsten Felseninsel Naxos verließ, um sich mit ihrer Schwester Phädra zu vermählen. Diese fand einst in Eleusis zufällig den Hippolytos, einen Sohn, welchen die Amazone Antiope dem Theseus geboren hatte. Ohne zu wissen, daß derselbe Theseus' Sohn sei, faßte sie eine heftige Neigung zu demselben und gestand ihm ihre Liebe, die Hippolyt jedoch mit Abscheu von sich wies. Von Rachegefühl ergriffen, beschuldigte sie nunmehr ihn eines frevelhaften Angriffes auf ihre Ehre, so daß Theseus einen

Fluch über ihn aussprach und den Poseidon um Rache anflehte. Diese Bitte ging nur zu schnell in Erfüllung. Als Hippolytos mit einem Zweigespann am Meeresufer dahinfuhr, tauchte ein Ungeheuer aus den Fluthen empor und machte die Rosse scheu, so daß sie mit dem Wagen durchgingen, wobei der Führer desselben zu Tode geschleift wurde. So wie in Athen die Kunde von diesem Unglück erscholl, bekannte Phädra ihre Schuld und erhängte sich; nach Anderen wurde sie von Theseus ermordet.

Euripides (von Fritze trefflich übersetzt) hat diesen Gegenstand in seinem Hippolytos dramatisch bearbeitet, welcher Vorbild der Phädra des französischen Dichters geworden ist. Diese erschien i. J. 1667, ist besonders hinsichtlich des Versbaues höchst schätzbar und in dieser Beziehung nach seiner Iphigenie jedenfalls sein bestes Stück. In der Vorrede zur Phädra sagt er: Es wundert mich nicht, daß dieser Charakter zur Zeit des Euripides einen so glücklichen Erfolg gehabt, und noch in unserm Jahrhundert einen solchen Beifall gefunden hat, denn er besitzt alle Eigenschaften, welche Aristoteles von dem Helden der Tragödie fordert, und welche geeignet sind, Furcht und Mitleid zu erregen. In der That ist Phädra weder vollständig schuldig, noch ganz und gar unschuldig. Sie wird theils durch ihr Schicksal, theils durch den Zorn der Götter zu einer unrechtmäßigen Leidenschaft getrieben, vor der sie anfangs selbst zurückbebt; sie macht alle möglichen Anstrengungen, um sie zu besiegen; sie möchte lieber sterben, als sie jemand enthüllen; und als sie gezwungen ist, sie zu entdecken, spricht sie davon mit einer Bestürzung, welche deutlich zeigt, daß ihr Verbrechen eher eine Strafe der Götter als der bestimmte Trieb ihres eigenen Willens ist.

Racine weist in seiner Vorrede ferner darauf hin, daß er sich bemüht habe, die Heldin des Stückes etwas weniger hassenswerth darzustellen als die alten Tragödien dies thun, in denen sie sich selbst entschließt, den Hippolyt anzuklagen. Die Verläumdung in dem Munde einer Fürstin von übrigens edler Gesinnung hat ihm etwas zu Erniedrigendes; er legt sie deshalb

lieber einer diensteifrigen Amme in den Mund, welche dadurch das Leben und die Ehre ihrer Gebieterin zu retten gedenkt. Phädra läßt dies nur in einer Anwandlung weiblicher Schwäche zu, kommt dann aber (und das ist eben ihr Schicksal) einen Augenblick zu spät, um die Unschuld zu rechtfertigen und die Wahrheit zu enthüllen.

Eben so ist der Charakter des Hippolyt gemildert. Während er bei Euripides und dem römischen Dichter Seneca in der That beschuldigt wird, seiner Stiefmutter Gewalt angethan zu haben, ist hier nur von einer solchen Absicht die Rede. Der Gestalt des Hippolyt bei Euripides wurde schon im Alterthum der Vorwurf gemacht, daß sie eigentlich eine philosophische und frei von jeder Unvollkommenheit sei, so daß der Tod dieses Fürstensohnes mehr Unwillen als Mitleid erregte. Racine glaubte ihn daher mit einiger Schwäche behaftet darstellen zu müssen, damit er seinem Vater gegenüber nicht ganz schuldlos erscheine; dennoch hat er ihm nichts von jener Seelengröße genommen, mit der er Phädra's Ehre schont und sich lieber selbst verbannen läßt, als sie anzuklagen. Seine Schwäche ist eine Leidenschaft, die er für Aricia, die Tochter und Schwester der Todfeinde seines Vaters, empfindet. Uebrigens ist diese Aricia, wie Racine bemerkt, nicht seine Erfindung, sondern sie wird von Virgil (Aen. VII, 762) als Hippolyt's Gattin erwähnt, der mit ihr nach Italien gegangen sein und dort eine kleine Stadt nach ihr benannt haben soll.

Sonst hat sich Racine streng an den Mythus gehalten, so wie an die Geschichte des Theseus, wie sie Plutarch erzählt. Was nämlich zu dem Glauben Veranlassung gegeben, daß Theseus in die Unterwelt hinabgestiegen sei, um die Proserpina herauf zu holen, war nichts Anderes als eine Reise nach Epirus und den Quellen des Achëron zu einem Könige, dessen Gemahlin Pirithous rauben wollte, und welcher den Theseus in Gefangenschaf hielt, nachdem er Pirithous hatte hinrichten lassen. Auf diese Weise wollte Racine die Wahrscheinlichkeit der Geschichte aufrecht erhalten, ohne etwas von dem Schmuck der mythischen

Erzählung aufzugeben. So giebt auch das Gerücht von dem Tode des Theseus, das sich auf diese fabelhafte Reise gründet, der Phädra Veranlassung, eine Liebeserklärung auszusprechen, welche eine der Hauptquellen ihres Unglücks wird, und die sie wohl niemals ausgesprochen haben würde, wenn sie hätte glauben können, daß ihr Gemahl noch am Leben sei.

Schließlich spricht sich Racine in seiner Vorrede über den sittlichen Werth dieser Tragödie aus. Er behauptet, keine geschrieben zu haben, in welcher die Tugend in ein klareres Licht gestellt sei; die geringsten Vergehen werden streng bestraft, der bloße Gedanke an das Verbrechen mit eben so viel Abscheu betrachtet als das Verbrechen selbst; die Schwächen der Liebe erscheinen als wirkliche Schwächen; die Leidenschaften werden uns vorgeführt, um das Unheil zu zeigen, das sie herbeiführen; das Laster ist mit Farben geschildert, die es in seiner Widerwärtigkeit wirklich hassenswerth erscheinen lassen. Dieses Ziel sollte jeder vor Augen haben, der für das Publicum schreibt, so wie die ersten tragischen Dichter dies jederzeit gethan haben. Das Theater war ihnen eine Schule, wo die Tugend eben so gut gelehrt wurde wie in den Philosophenschulen.

Aus dem Bisherigen erhellt Schiller's Interesse für die beiden Bearbeiter des vorliegenden Stoffes, so wie für das Stück selbst, auf welches er durch Frau von Staël aufmerksam gemacht worden war, die in einer kleinen Gesellschaft einige Stellen der Phädra declamirt hatte. Seine Uebersetzung ist als ein Seitenstück zu Goethe's Mahomet von Voltaire zu betrachten. Beide Dichter wollten dadurch der vielfach eingerissenen Willkür in der Kunst die französische Regelmäßigkeit und Strenge wie in einem Spiegel vorhalten. Wie sie dies zu rechtfertigen bestrebt waren, zeigt das Gedicht „An Goethe" (vergl. d.). Die unmittelbare Veranlassung zu dieser Uebersetzung war der Geburtstag der Herzogin von Weimar, an welchem man auf der Bühne etwas Neues erwartete. Sch., der im December des Jahres 1804 sehr leidend war, konnte keine Kraft zu einer

selbständigen Production gewinnen. Deshalb unternahm er, gleichzeitig wohl dem Herzoge, als einem großen Freunde der französischen Literatur, zu Gefallen, diese Arbeit, die in kaum einem Monate vollendet und am 30. Januar 1805, dem Geburtstage der Herzogin, zum ersten Mal aufgeführt wurde. Als Sch. später an eine Revision für den Druck ging, ersuchte er den Herzog Carl August, dessen feinen Geschmack er besonders hochschätzte, um Bemerkungen über Metrik und Wohllaut des Stückes. Der Herzog sandte ihm eine ganze Anzahl derselben zu, von denen auch viele benutzt worden sind.

Vergleicht man die Uebersetzung mit dem Original, so zeigt sich eine große Uebereinstimmung in der Haltung und Sprache des Ganzen, die jedoch nirgend zu einer ängstlichen Unterwerfung in Nebendingen wird, durch welche dem Geiste unserer Denk- und Ausdrucksweise etwa Gewalt angethan würde. Der Uebersetzer mußte natürlich daran denken, daß Racine's Phädra, obwohl ein Originalwerk, dennoch auf den griechischen Tragiker zurückweist, dessen Diction dem deutschen Geiste jedenfalls innerlich verwandter sein mußte als dem französischen. Aus demselben Grunde ist auch statt des in unserer Sprache so schwerfällig klingenden Alexandriners der für das höhere Drama üblich gewordene fünffüßige Jambus gewählt worden. Daß sich Sch. mit demselben mehrere sehr gewagte Freiheiten erlaubt, so wie daß auch einzelne französische Constructionen uns in deutschem Gewande entgegentreten, wird Jeder leicht entschuldigen, wenn er an die schweren Körperleiden denkt, unter welchen der Dichter diese Arbeit vollendete. Dafür sind aber auch manche Mängel des Originals, auf die französische Commentatoren bereits hingewiesen, von Sch. eben so richtig bemerkt und mit glücklichem Tacte gebessert worden. Ausführlicheres über die Sch.'sche Uebertragung findet sich in: „Racine's Phèdre in den beiden Uebersetzungen von Schiller und Viehoff, von Dr. M. Maaß“, in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Bd. 34, S. 299.

Phantasie, gr. phantasīa, eig. das Sichtbarmachen, Zeigen. 1) Die Einbildungskraft, welche sich Bilder oder Gestalten schafft, wie (Ged. D. vier Weltalter): „Das Alter der göttlichen Phantasie"; (Ged. Würde d. Frauen): „Die Schätze der Phantasie"; (R. IV, 5): „Die Phantasie, der muthwilligste Affe der Sinne, gaukelt unserer Leichtgläubigkeit seltsame Schatten vor"; (F. II, 5): „Die Phantasie (ihrer Ueberschwänglichkeit wegen) der Marktschreierei überweisen"; eine Schilderung derselben von Marquis Posa (D. C. I, 9), der von Don Carlos, als dem künftigen Herrscher, sagt:

„Für seine Thorheit schickt ihm Peru Gold,
Für seine Laster zieht sein Hof ihm Teufel.
Er schläft berauscht in diesem Himmel ein,
Den seine Sclaven listig um ihn schufen."

(D. C. II, 15): „Doch hier verirrte deine Phantasie"; (Wst. Prol.): „Des Dichters Phantasie", von der die Poesie (H. d. K.) zur Fürstin sagt: Es soll

„Die Phantasie auf ihren mächt'gen Flügeln
Dich zaubern in das himmlische Gefild."

und (gr. Handl. a. d. n. Gesch.): „Unsere Phantasie wird entzündet." — Desgl. (Br. v. M. Einl. 5, 376 — Gstf. 10, 128).

2) Die von der Einbildungskraft erzeugten Gestalten selbst, wie (Ged. D. Kindesmörderin):

„Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder Phantasien!"

(Ged. D. Ideale), wo es von der goldenen Zeit heißt:

„So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien."

(D. C. V, 5), wo Alba zu dem König sagt, der sich von Rebellen verrathen glaubt: „Welch fürchterliche Phantasie!" und (Mcb. V, 5), wo der Arzt von Lady Macbeth sagt:

„Krank nicht sowohl, mein König, als beängstigt
Von Phantasien, welche ihr die Ruhe rauben."

Daher auch Erzeugnisse der dichterischen Einbildungskraft, wie (F. Vorr.): „Ich will lieber meine Phantasien als Facta verdorben haben.“ Davon:

phantasiren, 1) sich lebhaften Vorstellungen hingeben; wie (F. IV, 14): „Leonore schüttelt den Kopf, still phantasirend“; desgl. (K. u. L. II, 3); 2) in der Tonkunst (K. u. L. II, 1), nach seinen Empfindungen aus dem Stegreif spielen; ferner:

Phantast, ein Schwärmer, wie Fiesco (F. III, 8), „der alte Phantast“ genannt wird; desgl.:

phantastisch, schwärmerisch, wie (Wst. T. II, 2), wo Wallenstein von der Jugend sagt:

> „Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig,
> Bös oder gut — und was die Einbildung
> Phantastisch schleppt in diesen dunklen Namen,
> Das bürdet sie den Sachen auf und Wesen.“

auch seltsam od. abenteuerlich, wie (Br. v. M. Einl. 5, 377) „phantastische Combinationen“ und (Tur. I, 1) „phantastisch gekleidet“; endlich:

Phantom; 1) ein Scheinbild, wie die Gestalt des auf der Wasserfläche sich darstellenden Spiegelbildes, von welcher es (Ged. D. Künstler) heißt:

> „Von ihrem Wesen abgeschieden
> Ihr eignes liebliches Phantom
> Warf sie sich in den Silberstrom,
> Sich ihrem Räuber anzubieten.“

2) Benennung für die Schatten der Unterwelt, wie (Ged. D. Ideal u. d. Leben):

> „Wie des Lebens schweigende Phantome
> Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome.“

3) die Gedanken, welche die Seele so lebhaft beschäftigen, daß sie als Trugbilder vor ihr erscheinen. So wird das göttliche Ideal edler Menschlichkeit (Menschenf. 8) ein „liebliches

Phantom" genannt; eben so sagt die Prinzessin Eboli (D. C. II, 8) von ihrer Liebe zu dem Prinzen:

„Ach ein Phantom vielleicht! Doch mir so werth!
Ich liebe und bin — nicht geliebt."

desgl. nennt Alba (D. C. II, 10) die edleren Regungen und Gedanken, welche die Seele des Prinzen beschäftigen, „Phantome" und Leonore (F. III, 3) ihre Erinnerung an eine glückliche Zeit „ein lebhaftes Phantom". — Solche Trugbilder können unter Umständen auch zu Schreckbildern werden, wie (F. II, 19), wo Fiesco sagt: „Gleich verdächtigen Brüdern ... stehlen sich die üppigen Phantome an meiner Seele vorbei"; und (Mcb. II, 4), wo Lady Macbeth zu ihrem von Schreckbildern geängstigten Manne sagt:

„Mein theurer Than, was für Phantome
Sind das, die deines Herzens edlen Muth
So ganz entnerven!"

In demselben Sinne nennt Talbot (J. v. O. II, 3) die Jungfrau „ein Phantom des Schreckens."

Pharao, im alten Aegypten s. v. w. König od. Fürst, bes. der, welcher einst das jüdische Volk so hart bedrückte, weshalb der Vater (R. II, 3) in Gegenwart Moors, der ihm seine Greuelthaten mittheilt, ausruft: „O Pharao! Pharao!" Auch derselbe, zu welchem Moses gesandt wurde, um die Juden aus der ägyptischen Knechtschaft zu befreien; daher (J. v. O. Prol. 4):

„Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen."

Pharaospiel, auch Pharo, ein Hazardspiel mit französischen Karten, so genannt, weil ehemals auf einem der Kartenblätter der ägyptische König abgebildet war; daher (F. I, 7): „Wollen wir uns zum Pharao setzen und die Zeit mit Spielen betrügen?" Daher auch Pharobank (Picc. II, 6) und Pharotisch (Ged. D. berühmte Frau — K. u. L. IV, 1 — Gstſ. 10, 242), wo Pharo gespielt wird.

Digitized by Google

Pharisäer, eine jüdische Sekte, welche besonders großen Werth auf die Beobachtung der Aeußerlichkeiten beim Gottesdienste legte und sich deshalb für besser hielt als Andere; bildl. mit Beziehung auf das Gleichniß von dem Pharisäer und dem Zöllner (Luc. 18, 9—14), ein Scheinheiliger. Daher nennt Moor die dem Pater (R. II, 3) ähnlichen Geistlichen Pharisäer; und (Ged. Elegie a. d. Tod e. Jünglings) heißt es: Es mag

„Ueber dich der Pharisäer eifern,
Fromme Mordsucht dich der Hölle weihn."

Pharobank, **Pharotisch** } s. Pharao.

Pharsálus (Iph. IV, 1), eine Stadt in der thessalischen Landschaft Phthiótis.

Pherä (Iph. I, Zw.=H.), Hauptort eines kleinen thessalischen Staates, in welchem in mythischen Zeiten Admet als König genannt wird.

Phidias (Ged. D. Götter Griechenlands), der berühmteste Bildhauer des alten Griechenlands. Er wurde 488 v. Chr. geboren, fand an Périkles einen eifrigen Beförderer seines Genius und erwarb sich besonders durch seine Pallas und seinen aus Gold und Elfenbein gefertigten olympischen Zeus einen weit verbreiteten Ruf.

Philipp II. (1556—1598) hatte zunächst als Sohn Kaiser Karls V., der die Insel Malta den Johanniterrittern überwiesen, dann aber auch als König von Spanien und Beherrscher beider Sicilien das größte Interesse, der bedrohten Insel Unterstützung (Mlth. 7, 329) zu gewähren.

Philippi, eine Stadt in Macedonien, berühmt durch die Schlacht, welche die Triumvirn Octavianus, Antonius und Lépidus (42 v. Chr.) den Republicanern Brutus und Cassius (ebendas.) lieferten; daher (R. IV, 5):

„Von Philippi, wo die Mordschlacht brüllte."

Digitized by Google

Diese Letzteren gaben sich, als sie ihre Sache verloren sahen, selbst den Tod.

Philister, ursprünglich die feindlichen Grenznachbaren des jüdischen Volkes; später in der Studentensprache die Benennung für jeden nicht wissenschaftlich Gebildeten, oder für Menschen von beschränktem Geiste; daher (Ged. D. berühmte Frau):

„Muß sie der Brille des Philisters stehn."

und (Ged. D. Gunst d. Musen):

„Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm."

Philoktétes (Myth.), abgek. Philoktét (Ged. D. Götter Griechenlands), ein berühmter Bogenschütze, den Ulysses selbst nicht übertraf, war im Besitz der Pfeile des Herkules. Derselbe hatte sie ihm geschenkt, als er ihm den letzten Dienst erwiesen, indem er seinen Scheiterhaufen anzündete. Ohne die genannten Pfeile konnte einem Orakel zufolge Troja nicht erobert werden. Da aber Philoktet durch eine Schlange eine unerträglich riechende Wunde erhalten, so hatte man ihn nach Lemnos verbannt, von wo er durch Ulysses abgeholt wurde. Nachdem Philoktet von seiner Wunde geheilt worden, tödtete er den Paris (s. d.) in einem Zweikampfe und weihte hierauf des Herkules Pfeile dem Apollo.

Philoméla (Myth.), die Tochter des Königs Pandion von Athen, war von Tereus, dem Manne ihrer Schwester Prokne, gewaltsam entehrt und hierauf der Zunge beraubt worden. Aus Rache tödtete sie in Gemeinschaft mit ihrer Schwester den Sohn des Tereus, wofür sie in eine Nachtigall verwandelt wurde, deren Klagen fortan das traurige Schicksal jener Unglücklichen verkünden; daher (Ged. D. Götter Griechenlands): Es tönt

„Philomelas Schmerz aus diesem Hain."

Wörtl. bedeutet Ph. s. v. w. Gesangfreundin und wird für Nachtigall gebraucht, wie (Ged. D. Geschlechter):

„Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hain."

Digitized by Google

oder (Sp. u. d. L.):

— — — — — — — — „Hören
Sie dort die zärtliche Philomele schlagen?"

Philosoph (K. d. H.), gr. ein Freund der Weisheit; zunächst ein Denker, weshalb die Königin (D. C. I, 4) den Marquis Posa einen Philosophen nennt; dann auch bes. ein Lehrer der Weisheit, wie (R. II, 1): „Philosophen u. ... lehren mich ꝛc."; besonders einer, der nach einem bestimmten Systeme (vergl. D. Philosophen) die schwierigsten Fragen mit Sicherheit zu entscheiden vermeint, wie (gr. Handl. a. d. n. Gesch.) „den zweifelhaften Kampf der Pflicht und Empfindung."

Philosophen, Die (Ged.), eine Reihe von Xenien, die als Satire über verschiedene philosophische Aussprüche zu betrachten sind. Vergl. das Epigramm: „Die Philosophien." Der Lehrling, d. h. der Dichter selbst, begiebt sich in die Unterwelt, um sich bei den Philosophen der Vorzeit Rath zu holen, und bekommt auf seine ganz verständigen Fragen allerlei ganz ungenügende Antworten, zunächst von Aristoteles, aus dem alle seine Nachfolger geschöpft haben, der also „von Allem belehrt" ist. Der „Erste" ist René Descartes (1596—1650), der Begründer der neueren Philosophie, welcher in dem Satze: Cogito, ergo sum (ich denke, also bin ich) die Untrennbarkeit des Seins von dem Bewußtsein aussprach und somit die Gewißheit allein in dem folgerechten Denken fand. Der „Zweite" ist Baruch Spinoza (1632—1677), welcher von der Selbstkraft, sich in Gott zu erhalten, zu begreifen, zu sein und zu handeln, also von dem Triebe zum Unendlichen ausging und mit ihm endete; indessen war ihm Gott nur Substanz, nicht aber Subject und Geist. Der „Dritte" ist Georg Berkeley (1684—1753), Bischof in Irland, ein entschiedener Idealist, der die Annahme einer äußeren Körperwelt als bloßen Wahn betrachtete und behauptete, daß der Mensch nur seine Empfindungen und Vorstellungen wahrnähme. Der „Vierte" ist Leibnitz (1646—1716). Er

setzte voraus, daß es nothwendige Wahrheiten gebe, deren Gewißheit in der Seele selbst gegründet sein müsse, indem sie auf Principien beruhten, deren Beweis nicht von dem Zeugniß der Sinne abhängig sei. Der „Fünfte" ist entweder Kant (1724 bis 1804) oder wenigstens ein Kantianer, der nach seinem Meister von der Voraussetzung ausgeht, daß die philosophische Erkenntniß die von der Erfahrung abgesonderte Vernunft zur Quelle habe. Der „Sechste" ist ein Anhänger Fichte's (1762—1814), dessen Grundprincip der Satz sein sollte: A = A, oder Ich bin ich. Das Ich ist ihm das Absolute, das sich selbst setzt, das ferner als ein reines Handeln gedacht werden soll, welches, weil es in gewisse unbegreifliche Schranken eingeschlossen ist, sich in seiner Thätigkeit gehemmt sieht, und nun vermöge dieses Anstoßes ein Nicht-Ich setzt und dieses als objective Welt anschaut. Der „Siebente" ist ein Anhänger Reinhold's (1758—1823), dessen oberster Grundsatz hieß: Im Bewußtsein wird die Vorstellung durch das Subject vom Subjecte und Objecte geschieden und so auf beide bezogen. Der „Achte" ist ein Jünger Karl Christian Ehrhard Schmid's (1761—1812), dessen „Versuch einer Moralphilosophie" (1790) einen bedeutenden Ruf hatte. — David Hume (1711—1776) ist als klassischer Geschichtschreiber und Philosoph bei den Engländern berühmt, besonders wegen seiner Unparteilichkeit. — Samuel Pufendorf (1632—1694), Professor des Naturrechts zu Lund in Schweden, später in Berlin, wo er, allgemein geachtet, starb. — Die „Entscheidung" ist eine Satire auf die strenge Ansicht Kants, zufolge welcher die Neigung für eine sehr zweideutige Gefährtin des Sittlichkeitsgefühls erklärt wurde, so daß er dieselbe lieber im Kampf mit den Vernunftgesetzen sehen mochte, als im Einverständniß mit denselben.

Philosophie (Ged. D. Philosophen), gr. philosophīa (vergl. Philosoph), eig. Liebe zur Weisheit, dann Weisheitslehre, Weltweisheit, d. h. die Wissenschaft, welche sich mit der Erkenntniß des Wesens der Dinge beschäftigt; in weiterem Sinne die Art,

Digitized by Google

wie der Einzelne über wichtige Lebensfragen zu denken und zu urtheilen pflegt; daher (Ged. An einen Moralisten):

— — — — „Die Philosophie
Schlägt um, wie uns're Pulse anders schlagen."

und (Sp. u. d. L.): „Wenn unsere Launen die Modelle unserer Philosophien sind ...., in welcher wird die Wahrheit gegossen?" Desgl. sagt Pastor Moser (R. V, 1) zu Franz, welcher die Ungereimtheit des Glaubens an die Unsterblichkeit zu beweisen sucht: „Das ist die Philosophie eurer Verzweiflung." Davon: philosophisch (Ged. D. phil. Egoist), denkend, überlegend.

Philosophieen, Die (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. Von den verschiedenen philosophischen Systemen, welche im Lauf der Jahrtausende aufgetaucht sind, ist eins nach dem andern wieder zu Grabe gegangen; aber die Thätigkeit des Philosophirens, oder das Streben nach Wahrheit wird stets eine Eigenschaft des Menschengeistes bleiben.

philosophisch, s. Philosophie.

Phiole (Gstf. 10, 151), von dem gr. phiálē, eine kugelförmige Flasche mit langem, engem Halse.

Phöbe (Iph. I, 1), die älteste Tochter des Tyndäreus und der Leda.

Phöbos / **Phöbus** } s. Apollon.

Phocis (Ged. D. Kraniche d. Ibykus — Phön.), od. das phocische Gefild (Iph. I, Zw.-H.), ein Theil des mittleren Griechenlands, erfüllt von den Höhen des Parnassus, durchströmt vom Kephissos und berühmt durch das delphische Orakel.

Phönicien (Phön.), ein schmaler Küstenstrich am Mittelmeer zwischen Kleinasien und Palästina, der seewärts gerichtete Abhang des Libanon.

Phönicierinnen, Scenen aus den, des Euripides. Wie die Iphigenie (vergl. d. u. Euripides), so übersetzte Sch. diese Scenen i. J. 1790 für die beiden Schwestern v. Lengefeld und ließ sie im 8. Heft der Thalia abdrucken. Da er des Griechischen nicht ausreichend mächtig war, so „ließ er sich (wie G. Schwab in seinem Leben Sch.'s S. 334 berichtet) nach einer in seinem Vaterlande ziemlich verbreiteten und geglaubten Sage den Text von einem Stuttgarter Freunde und alten Lehrer, dem gelehrten Philologen Prof. Rast (geb. 1751, † 1822) in wörtliche Prosa übersetzen und bearbeitete diese zu fünffüßigen Jamben." Daher die Erscheinung, daß diese Uebertragung bei weitem treuer ist als die der Iphigenie. Von einer Fortsetzung der Arbeit wurde er durch seine Beschäftigung mit der Geschichte abgehalten.

Phönix. 1) (Ged. 2. B. d. Aen. 128) der Sohn des Amyntor, ein Freund und Waffengefährte des Peleus, hatte dessen Sohn Achilles erzogen und nach Troja begleitet. — 2) Der Sonnenvogel, ein fabelhafter Vogel bei den Aegyptern, der die Größe eines Adlers und ein prachtvolles goldrothes Gefieder haben sollte. Es ging die Sage, daß er nur alle 500 Jahr aus Arabien nach Aegypten komme, beim Herannahen seines Todes sich ein Nest von Myrrhen und köstlichen Kräutern bereite, sich mit demselben selbst verbrenne und dann aus seiner Asche verjüngt wieder emporsteige. Er war den Aegyptern das Symbol einer Periode von 500 Jahren; Sch. ist er das Sinnbild der Wiederkehr früherer glücklicher Zustände, wie (J. v. O. III, 3), wo der Erzbischof sagt:

„Ihr seid vereinigt, Fürsten! Frankreich steigt
Ein neu verjüngter Phönix aus der Asche."

und (Br. v. M. 5, 406), wo Don Cesar zu dem Boten sagt:

„Du siehst die Liebe aus des Hasses Flammen
Wie einen neu verjüngten Phönix steigen."

Phósphorus (Gstſ. 10, 151) od. Phosphor, d. i. eig. Lichtträger; ein i. J. 1669 entdeckter, nichtmetalliſcher Grundſtoff, der ſich ſehr leicht entzündet und deshalb unter Waſſer aufbewahrt werden muß. Er wird jetzt vorzugsweiſe aus Knochen bereitet und hat die Eigenſchaft, im Dunkeln zu leuchten, die Folge einer langſamen Verbrennung oder Verbindung mit Sauerſtoff.

Phraſes, pl. von dem gr. phrăsis, die Redensart; im verächtlichen Sinne beſ. eine ſchönklingende Redensart, wie (R. I, 2): „feuchtohrige Buben fiſchen Phraſes aus der Schlacht bei Cannä", um ſich nämlich derſelben gelegentlich bei ihren Exercitien zu bedienen.

Phrygien (Iph. V, 3), eine Landſchaft Kleinaſiens, welche in Groß- und Kleinphrygien eingetheilt wurde; daher heißt Phrygier bisweilen (Ged. 2. B. d. Aen. 99 — Iph. III, 3) ſ. v. w. Trojaner, und Phrygerin (Iph. III, Zw.-H.) Trojanerin. — Der Phryger (Ged. 4. B. d. Aen. 18) iſt Aeneas (ſ. d.); der junge Phrygier (Iph. I, 1) iſt Paris (ſ. d.); phrygiſcher Kiel (Iph. II, Zw.-H.), ſ. Haberrohr; phrygiſcher Knabe (Iph. IV, Zw.-H.), ſ. Ganymedes.

Phryne, Name einer bekannten Buhlerin zu Athen, die wegen ihrer Schönheit und ihres Reichthums einen ausgebreiteten Ruf hatte; daher überh. eine verführeriſche Schöne, wie (R. I, 1): „die Reize einer Phryne."

Phthia (Iph. I, 1 u. IV, 3), die Hauptſtadt der theſſaliſchen Landſchaft Phtiotis (Iph. III, 4), wo Peleus, des Achilles Vater, über die Myrmidonen herrſchte.

Phyleus (Iph. I, Zw.-H.), Sohn des Augeas in Elis, Vater des Meges. Il. 2, 628.

Phyſiognom, von dem gr. physis, Natur, und gnōmon, Kenner; ein Geſichtsforſcher, der ſich auf die Deutung des Geſichtsausdruckes verſteht, wie (Verbr. a. v. E.), wo der

Thorschreiber „ein unfehlbarer Physiognom aller Landstreicher" genannt wird. Davon: Physiognomie (R. IV, 2 — F. Perf.-Verz. — Gstf. 10, 137), das Aussehen, die Gesichtsbildung eines Menschen; und Physiognomik (R. II, 3), die Gesichtsforschung, die Wissenschaft, aus den Gesichtszügen auf die Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit eines Menschen zu schließen.

Piacenza [c spr. tsch.] (F. II, 15), Stadt am Po.

Piasten (Dem. I), s. Reichstag zu Krakau.

Piazza (F. V, 6), ital. der Platz, Marktplatz.

Picard (Bd. 7, S. 171), geb. 1769, † 1828, Mitglied der französischen Academie, einer der fruchtbarsten Bühnenschriftsteller, der etwa 70 Stücke hinterlassen hat.

piemontesisch (Sp. d. Sch.), d. h. aus dem ehemaligen Fürstenthum Piemont im nordwestlichen Italien.

Pietist (R. I, 2), neulat. ein Frömmler und jetzt größtentheils in diesem tadelnden Sinne verwendet. Ursprünglich war der Pietismus, von Spener (1670) ausgehend, eine Richtung, deren Absicht es war, das religiöse Leben im Gemüthe zu erwecken und dann auch durch Werke der Barmherzigkeit zu bethätigen. Es war ein zuerst sehr berechtigter und segensreicher Gegensatz gegen die dürre Aufklärungsreligion des 17ten und 18ten Jahrhunderts, deren Ausschreitungen weniger bekannt, aber vielleicht zurückstoßender sind als die des Pietismus. Licht- und Schattenseiten wird man aus Varnhagen von Ense's meisterhafter Schilderung des Lebens des Grafen von Zinzendorf kennen lernen.

Pigmalion, richtiger Pygmalion (s. d.).

Pilger (Wst. T. IV, 11) od. Pilgrim, zunächst ein Fremder oder Ausländer; dann auch ein Wanderer; besonders aber (Ged. D. Kampf m. d. Drachen — Ged. D. Johanniter — F. II, 15) ein Wallfahrer. Davon: Pilgerfahrten (J. v. O. I, 5);

Pilgerschaaren (M. St. I, 6); Pilgerstracht (W. T. II, 2).

Pilgrim, Der (Ged.), eine kleine Romanze aus dem Jahre 1803, in welcher uns Sch. die Geschichte seines eigenen inneren Lebens darstellt. Sie ist ein Ausfluß einer ähnlichen Stimmung wie in „Sehnsucht" (s. d.), denn der allgemeine Gedanke ist der, daß alles Ideale unerreichbar sei; aber während es sich dort um das Ringen nach sittlicher Vollkommenheit, nach innerem Seelenfrieden handelt, tritt hier das Streben nach Wahrheit in den Vordergrund, das ihn schon als Jüngling mächtig ergriffen hatte (vergl. Resignation, Str. 6). Auch die Wahrheit ist für den strebenden Menschen nie eine fertige.

Pilsen (Wst. L. 2 — Picc. I, 1), eine Stadt im westlichen Böhmen, wo am 12. Januar 1634 das Bündniß zwischen Wallenstein und seinen Obersten geschlossen wurde.

Pindar (Sp. u. d. L.), einer der berühmtesten griechischen Sänger, geb. zu Böotien um 520 v. Chr. Bekanntlich ließ Alexander d. Gr., als er Theben zerstörte, das Haus, in welchem Pindar einst gewohnt, verschonen, um dadurch das Andenken des Dichters zu ehren. In seinen Oden oder „stolzen Hymnen" (Ged. D. Götter Griechenlands) besingt Pindar die Sieger in den öffentlichen Wettkämpfen, wodurch sich seine Gesänge überall hin verbreiteten, wo die griechische Sprache erklang.

Pindus (Ged. Semele 2), ein Gebirge längs des Golfs von Lepanto bis nach Attica, das jetzige Mezzovo-Gebirge; es war dem Apollo und den Musen geheiligt und wurde als Sitz derselben betrachtet, daher heißt es (Ged. D. Götter Griechenlands) von den Göttern:

„Aus der Zeitfluth weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn."

d. h. auf dem Gebiete der Dichtkunst, wie auch (Ged. An Goethe):

„Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt."

Pinie (Br. v. M. 5, 423), ein schlanker, 40—50 Fuß hoher, zu dem Geschlecht der Nadelhölzer gehöriger Baum mit einer weit ausgebreiteten, schirmartigen Krone. Er kommt in den Ländern um das Mittelmeer ziemlich häufig vor.

Piquet (K. u. L. III, 1), ein Kartenspiel, das von zwei Personen mit 32 Blättern gespielt wird.

Pirithous (Myth.), ein Sohn des Jupiter und der Dia, ein Freund des Theseus. Beide liebten die schöne Helena und raubten sie gemeinschaftlich, worauf sie dem Theseus durch das Loos zufiel. Da letzterer indessen seinen Freund entschädigen wollte, so stiegen beide (Ph. II, 1) in den Tartarus hinab, um die Proserpina zu rauben. Ermüdet setzten sie sich nieder, blieben aber an einem Felsen haften, von dem Hercules den Theseus befreite, während Pirithous von dem Cerberus zerrissen wurde. Vergl. Ph. III, 5.

Pisa (F. V, 9), in der Nähe der Mündung des Arno, ehemals eine der mächtigsten Seestädte Italiens.

Pistole, frzſ. 1) (Menschenf. 5 — Picc. IV, 7) eine franz. und span. Goldmünze im Werthe von 5 Thalern, angeblich aus Pistoja in Italien, wo sie zuerst geprägt worden sein soll; 2) (Verbr. a. v. E.), eine kurze Schußwaffe.

Pitāval (K. d. H.). Die Causes célèbres von François Guyot de Pitaval, geb. 1673 in Lyon, † 1743; 22 Bde. Paris, 1739, sind eine Sammlung berühmter Rechtsfälle, die lange Zeit mit großem Beifall gelesen wurden.

Pittheus, s. Aegeus.

Pizarro (R. V, 1), der Entdecker und Eroberer Peru's, der dort die scheußlichsten Grausamkeiten ausübte, bis eine Verschwörung gegen ihn ausbrach, die ihm 1541 das Leben kostete.

Plagedämon, s. Dämon.

Plan, von dem lat. plānus, eben, flach; 1) ein flaches Feld, wie (Ged. D. Kampf m. d. Drachen):

„Kaum seh' ich mich im ebnen Plan."

2) ein Abriß, Grundriß, wie (D. C. IV, 12):

„Der Plan zu einer Festung."

3) ein Entwurf, Vorhaben, wie (Picc. III, 1), wo Illo sagt:

„Er seine alten Plane aufgegeben!"

und (M. St. I, 7), wo Lord Burleigh sagt:

„Ihr hattet Wissenschaft von allem, lenktet
Aus eurem Kerker planvoll die Verschwörung."

Davon: Planiglobium (Ged. Menschliches Wissen), neulat. eine auf einer Fläche dargestellte Himmelskugel.

Planeten (Ged. Phantasie an Laura — Melancholie an Laura — Elegie a. d. Tod e. Jünglings — Semele 2), Wandelsterne, d. h. Weltkörper, welche ihr Licht von der Sonne erhalten und dieselbe umkreisen. In Beziehung auf ihren regelmäßigen Gang spricht Sch. (Ged. Melancholie an Laura) von „Planetenuhren". Da zu ihnen auch die Erde gehört, so heißt es (F. V, 16): „Laß hier alle Kronen dieses Planeten zum Preis . . . legen" und (Sp. u. d. L.): „Ein verdorbener Magen verschwätzt diesen Planeten zur Hölle". Da die Astrologie (vergl. Astrolog) sich auf die Stellung der Planeten gründet, so ist (Wst. T. I, 1) von Planetenbildern und Planetenaspecten und (Wst. T. V, 5) vom Planetenstande die Rede.

Planiglobium, s. Plan.

Plantágenet, s. Warbeck.

plastisch, körperlich; plastische Werke (Br. v. M. Einl. 5, 377), Werke der Bildhauerkunst.

Plato (Sp. u. d. L.), ein berühmter griechischer Philosoph, Schüler des Sokrates, geb. 429, † 348 v. Chr.

Plattform (J. v. O. IV, 4), ein erhöhter Platz vor einem Gebäude.

Platz (Wst. T. IV, 7), militairischer Ausdruck für Festung.

Plaza Mayor (D. E. I, 3), einer der bedeutendsten öffentlichen Plätze in Madrid, auf welchem ehemals die Autos de fe und die Stiergefechte abgehalten wurden.

Pleiaden (Myth) od. Plejaden, die Töchter des Atlas und der Oceanide Pleïóne, wurden von der ungestümen Liebe des Orion sieben Jahre lang verfolgt, bis sie endlich von Jupiter an den Himmel versetzt wurden, wo sie jetzt einen Sternhaufen von sieben Sternen (Ged. 2. B. d. Aen. 2) in dem Sternbilde des Hundes bilden, in welchem zugleich einer der schönsten Fixsterne, der Sirius, steht; daher (Jhh. I, 1):

„Du meinst den Sirius, der nächst
Dem Siebensterne der Pleiaden rollt."

Seines glänzenden Lichtes wegen hielt man den Sirius früher für den der Erde zunächststehenden Fixstern und verstand unter Siriusfernen (Ged. Menschliches Wissen) od. Siriusmeilen den etwa 4 Billionen Meilen betragenden Abstand desselben von unserer Erde, eine Größe, die man bei der Angabe von Fixsterndistancen als Einheit zu Grunde legte, um es nicht mit allzu großen Zahlen zu thun zu haben.

Pleskow (Dem. I) oder Pskow, am See gl. N., der den südlichen Theil des Peipussee ausmacht.

Plutárch, geb. 50, † 130 n. Chr., griechischer Schriftsteller, besonders bekannt durch seine Biographien berühmter Griechen und Römer; daher (R. I, 2): „wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen".

Pluto, s. Aïdes u. Tartarus.

podagrisch, gr., mit der Fußgicht behaftet, ein krankhafter Zustand, der in reiferem Alter bei Leuten eintritt, die wenig körperliche Bewegung haben; daher (R. IV, 2): „Der milzsüchtige, podagrische Moralist."

Poesie, von dem gr. poieīn, machen, hervorbringen, dichten; 1) die Dichtkunst, welche (H. d. K.) personificirt erscheint;

2) ein **Gedicht**, wie der Prinz (D. C. II, 8) eine von ihm verfaßte Romanze nennt. Davon **Poet**, lat. poëta, der Dichter (Ged. Shakespear's Schatten — Ged. D. Theilung d. Erde — R. II, 3 — Par. I, 1); ferner **Poetenhitze**, wie Fiesco (F. II, 17) die künstlerische Begeisterung des Malers Romano nennt; und **poetisch**, dichterisch, wie (F. Vorr.): „poetische Tugend", d. h. dichterischer Vorzug.

Poesie des Lebens (Ged.), eine poetische Epistel aus dem J. 1795. Nachdem Sch. den sauren Weg durch die metaphysischen Speculationen zurückgelegt, wandte er sich mit diesem Gedichte der Poesie wieder zu. Da es ihm nicht leicht wurde, sich so ohne weiteres von der Philosophie loszuringen, so wollte er sich, wie er selbst sagt, durch dieses Gedicht eine Brücke bauen, die ihn zu seiner Lieblingsbeschäftigung zurückführte. Dies gelang ihm zunächst dadurch, daß er die anzustellende Betrachtung an zwei verschiedene Personen vertheilte. In dem ersten Theile führt er einen strengen Realisten ein, dem das ästhetische Gewand, in welches die Wahrheit gern sich kleidet, eben so als eiteler Schimmer erscheint, wie der ideale Zauber, mit welchem der Dichter uns das Leben zu veredeln sucht. Diesen Realisten weist sein neuerwachter Dichtergenius darauf hin, daß bei einer solchen Geistesrichtung alle Annehmlichkeit und Lieblichkeit des Lebens verschwinden müsse, das eben nur durch den Zauber der Kunst und durch den Hauch der Liebe den Schmuck erhalten kann, in welchem es uns als ein beneidenswerthes erscheint.

Poet
Poetenhitze } s. Poesie.
poetisch

Pointeur (Gstf. 10, 132), von dem frzs. pointer, auf eine Karte setzen, der Gegenspieler, der im Pharospiel auf ein Kartenblatt eine Summe Geldes setzt.

Poitiers (J. v. O. II, 1 u. V, 10), eine Stadt im südlichen Frankreich, in deren Nähe, bei Maupertuis, am 19. Sept.

1356 eine Schlacht stattfand, in welcher König Johann der Gute von dem Schwarzen Prinzen (Eduard, dem Sohne König Eduard's III. von England) gefangen genommen wurde.

Pol, lat. polus, der Drehpunkt; 1) Benennung für die Endpunkte der Erdaxe, wie (R. I, 1): „von einem Pol zum andern" und bildl. (Ged. D. Entzückung an Laura):

„Rascher rollen um mich her die Pole."

2) die Endpunkte der Himmelsaxe, welche zu ruhen scheinen, während das ganze Himmelsgewölbe sich scheinbar um sie herumdreht; daher bildl. (Ged. D. Spaziergang) für den leitenden Grundgedanken: Der Weise

„Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht."

und (Wst. T. II, 2), wo Max zu Wallenstein sagt:

— — „Ziemt solche Sprache mir
Mit dir, der, wie der feste Stern des Pols
Mir als die Lebensregel vorgeschienen!"

Vergl. Angelstern. — 3) bei dem Magneten die Stellen, welche den Hauptsitz der anziehenden Kräfte bilden, wie (F. I, 2), wo Gianettino von Fiesco sagt: „dieser Mensch ist ein Magnet. Alle unruhigen Köpfe fliegen gegen seine Pole."

Polen (Dem. I), s. Reichstag zu Krakau.

Polites, abgek. Polit (Ged. 2. B. d. Aen. 92), ein Sohn des Priamus.

Politik, von dem gr. pólis, die Stadt, der Staat; 1) Staatswissenschaft od. Staatskunst (Ged. Jeremiade); 2) Staatsklugheit, wie (Mlth. 7, 330): „Die spanische Politik"; ferner (D. C. III, 3), wo Alba von der Königin sagt:

„Die Politik griff ihrer Neigung vor"

und (D. C. II, 8), wo die Prinzessin Eboli sagt: „Nicht genug, daß man der Politik mich hingeopfert". 3) Weltklugheit, wie (R. II, 3): „Schon die Politik könnte sie zwingen, Wort zu

halten". — Davon: politisch; 1) staatsbürgerlich, wie (F. Vorr.) „der politische Held"; (Gstſ. 10, 127): „politischer Vorfall"; 2) klug, schlau, wie (R. I, 2) „ein politischer Kopf".

Politische Lehre (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. Der Dichter tadelt den falschen Eifer derjenigen, welche sich in Dinge mischen, die ihres Amtes nicht sind, wenngleich der Zweck, den sie im Auge haben, nichts Tadelnswerthes hat. Unbedingte Vollkommenheit ist ein Ideal, welches zwar zu erstreben, aber nie zu realisiren ist. Man vergl. Goethe's Ausspruch:

„Thu nur das Rechte in deinen Sachen,
Das Andre wird sich von selber machen."

Polizei (N. a. O. II, 15 — K. d. H. Vorer.), von dem gr. politeia, die Staatsverwaltung; die Staatsbehörde, welche über die öffentliche Ordnung und die Sicherheit der Personen und des Eigenthums wacht; daher vergleichungsweise (K. u. L. IV, 3): „die große Polizei der Vorsicht". — Polizeilieutenant (N. II, 3), ein Unterbefehlshaber dieser Behörde.

Pollux, s. Dioscuren.

Polybus, s. Antigone.

Polydor, s. Harmonia.

Polygraph (Sp. u. d. L.), gr. ein Vielschreiber.

Polyhymnia, s. Musen.

Polykleitos, abgek. Polyklét aus Sicyon, einer der berühmtesten griechischen Bildhauer und Nebenbuhler des Phidias, soll eine Musterstatue oder einen Kanon haben aufstellen lassen, in welchem er seine Kunstregel zur Anschauung brachte; daher (Ged. D. Genius, Anm. 3): „Polyklet's Regel".

Polynices (Phön.), Sohn des Oedipus und der Jokasta.

Polypen, eine Abtheilung von Meerthieren, deren Mundöffnung mit einem Kranz von Fühlfäden umgeben ist, vermittelst

deren sie ihre Nahrung ergreifen; daher (Ged. D. Antritt d. neuen Jahrhunderts):

„Seine Handelsflotten streckt der Britte
Gierig wie Polypenarme aus.“

Pommern, Provinz des preußischen Staates, gehörte, als Wallenstein (Picc. II, 3) seinen Zug dorthin unternahm und 1629 Stralsund belagerte, dem Herzog Bogislaw XIV., welcher der Lehnsherrlichkeit des brandenburgischen Hauses untergeordnet war.

Pomp (R. I, 3), lat. pompa, die Pracht, bes. in einem feierlichen Aufzuge; daher (Ged. D. Spaziergang):

— — — — „der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.“

Pompeji und Herculanum (Ged.), eine Elegie aus d. J. 1796. Pompeji, nahe der Mündung des Sarnus, östlich von dem jetzigen Flecken Torre del' Annunciata, im südlichen Italien, wurde i. J. 79 n. Chr. unter der Regierung des Kaisers Titus verschüttet. Nicht weit davon, in der Nähe des heutigen Portici und westlich von Torre del Greco liegt Herculanum. Als der Prinz Elboeuf i. J. 1711 zu Portici einen Brunnen graben ließ, wurden einige Bildsäulen zu Tage gefördert. Die erste bedeutende Entdeckung war das Theater von Herculanum, worauf die Nachgrabungen fortgesetzt und auch zwei wohl erhaltene Theater von Pompeji entdeckt wurden. — Obwohl Sch. Italien nie gesehen, so verstand seine Phantasie doch, sich in jene ausgestorbene Welt hineinzuversetzen. Reisende, welche die ausgegrabenen Städte gesehen, bezeichnen die Darstellung des Dichters als eine außerordentlich treue, der eine aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangene schwerlich den Rang ablaufen könnte; und in der That hat Sch. hier das ganze öffentliche und häusliche Leben jener alten Zeit in wahrhaft objectiver Haltung vor uns aufgerollt.

Ponthieu, Graf von, wird (J. v. O. I, 11) der noch ungekrönte Karl VII. genannt.

Digitized by Google

Pontifex, lat. ein Priester bei den alten Römern; Pontifex maximus, der Vorsteher des Priester-Collegiums; jetzt (Ged. Deutsche Treue) das Oberhaupt der katholischen Geistlichkeit, der Papst.

Pontus (Ged. Hero u. Leander) wurde bei den Alten das Meer, bes. das Schwarze Meer genannt, welches indessen auch zum Unterschiede von den andern den Namen Pontus Euxinus führte.

Popanz (Ged. Semele 1 — F. V, 16 — W. T. III, 3 — Tur. II, 1), ein Schreckbild, bes. um Kinder in Furcht zu setzen.

Porcia (F. V, 5), die Tochter des Cato und die Gemahlin des Brutus, ein Muster ehelicher Liebe und heldenmüthiger Begeisterung für ihr Vaterland, hatte von ihrem Gatten das Geheimniß der gegen Cäsar gerichteten Verschwörung erfahren. Sie bewahrte es treu, und als sie die Sache der Republicaner verloren sah, gab sie sich selbst den Tod.

Port (Ged. 2. B. d. Aen. 12 — Ged. Hero u. Leander — Wst. T. V, 4), von dem lat. portus; 1) der Hafen, wie (W. T. I, 1):

„Vom sichern Port läßt sich gemächlich rathen."

2) der Zufluchtsort, wie (R. V, 1): „der Port der Verlassenen"; 3) bildl. ein Ort der Sicherheit, wie (Ged. Poesie d. Lebens):

„Aus der Erfahrung sicherm Porte."

Porticus, lat. eine Säulenhalle, wie sie an den Gebäuden der Alten sich häufig fand. Solche Hallen dienten auch oft zur Verbindung zweier Gebäude und gewährten (Ged. Pompeji u. Herculanum) schattige Spaziergänge.

Portrait (R. II, 2 u. IV, 2), frzs. das Bildniß, bes. das Brustbild eines Menschen. Die Bildnisse solcher Verbrecher,

Digitized by Google

deren man nicht habhaft werden konnte, pflegte man (R. I, 1) ehemals öffentlich auszuhängen.

Posádnik, polnisch (Dem. II), veralteter Ausdruck für Richter, Schultheiß.

Posaune (Ged. D. Graf v. Habsburg), ein trompetenähnliches Blaseinstrument; bildl. „des Gerüchtes donnernde Posaune" (D. C.) u. „Posaunenzungen" (Mcb.), s. Fama; biblisch: „letzte Posaune" (R. II, 3), s. v. w. jüngstes Gericht. Davon posaunen, rufen, wie (R. I, 2): „zum jüngsten Tag posaunen"; ausposaunen, d. h. weit und breit bekannt machen, wie (F. II, 9): „ich posaune jetzt deinen Meuchelmord aus"; und vorposaunen (Gstſ. 10, 192).

Poseidon (Myth.), bei den Römern Neptun, ein Sohn des Saturn und der Rhea, wurde gleich nach der Geburt von seinem Vater unter dem Meere verborgen; er ist somit der Gott des Meeres; daher (Ged. D. Siegesfest):

„Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt."

Als die drei Götterbrüder Zeus, Neptun und Pluto sich gegen die Titanen vereinigten, und die Cyclopen aus dem Tartarus befreit wurden, empfing Poseidon den Trident oder Dreizack zum Geschenk, mit dem er das Meer bewegt und die Erde erbeben macht; daher sagt Zeus (Ged. Semele 2):

„Gebent! und Nord- und Ost- und Wirbelwind
Belagern den allmächtigen Trident,
Durchrütteln Posidaons Throne."

Nach Beendigung des Titanenkampfes ward dem Poseidon durch das Loos die Herrschaft über das Meer zu Theil; da er sich indeß gegen den Vater der Götter auflehnte, so mußte er zur Strafe dem König Laómedon gegen einen gewissen Lohn die Mauern von Troja aufbauen; daher (Ged. D. Eleusische Fest):

„Auch den Meergott sieht man eilen;
Rasch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los.“

Als Laomedon indeß ihm den versprochenen Lohn verweigerte, schwur er, Rache zu nehmen; daher (Ged. 2. B. d. Aen. 104):

„Das ist Neptun, der Troja's Veste schleift
Und mit dem Dreizack ihre Mauern beuget.“

Auch an anderen Sterblichen nahm er nicht selten Rache und sandte ihnen Seeungeheuer entgegen, um sie zu verderben, wie dem Hippolyt (Ph. V, 6). — Andererseits erscheint er aber auch als Schutzgott derjenigen, die das Meer befahren, weshalb es (Ph. II, 5) von Theseus heißt:

„Beschützt ihn doch der mächtige Neptun.“

Desgleichen ist er der Schutzgott mehrerer am Meere gelegenen Ortschaften, wo ihm Tempel erbaut und heilige Haine gewidmet waren. So wird der Trojaner Laókoon (Ged. 2. B. d. Aen. 7) „der Priester des Neptun“ genannt; und von Ibykus, der nach der Landenge von Korinth wandert, um bei den isthmischen Spielen zu erscheinen, heißt es (Ged. D. Kraniche d. Ibykus):

„Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.“

Natürlich wurde er bei besonderen Veranlassungen auch angerufen, wie (Ph. IV, 2) von Theseus:

„Und du, Neptun ...... gedenk,
Wie du mir einst zu meiner Thaten Lohn
Gelobt, mein erstes Wünschen zu erhören.“

Oft stritt Poseidon um den Besitz der Oerter, die er sich zu eigen machen wollte, wie z. B. mit Minerva (vergl. Athene) um den Besitz Athens. Bei dieser Gelegenheit schlug er mit seinem Dreizack auf die Erde und ließ das Roß entstehen; daher (Ged. D. Spaziergang):

„Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran.“

Digitized by Google

woher auch die Kunst, das Roß zu zügeln (Ph. I, 1 u. II, 2) „die Kunst Neptuns" genannt wird. Bildl. wird sein Name bisweilen für Meer, oder für das Element des Wasses überhaupt gebraucht, wie (Ged. D. unüberwindliche Flotte):

„Mit majestätisch stillem Schritte
Trägt seine Last der zitternde Neptun."

und (Mcb. II, 4):

„Kann der gewässerreiche Meergott selbst
Mit seinen Fluthen allen dieses Blut
Von meiner Hand abwaschen?"

Posse, eig. Scherz, Spaß oder (R. I, 2) Albernheiten, dumme Einfälle, die Lachen erregen. Daher nennt die Prinzessin Eboli (D. C. II, 8) das leidenschaftliche Benehmen des Don Carlos vor dem Muttergottesbilde ein Possenspiel; desgl. Franz (R. I, 1) den „Schluß von der Nachbarschaft der Leiber auf die Harmonie der Geister" einen possirlichen; und (Verbr. a. v. E.) wird von dem Aufzuge eines Mannes gesagt, daß er etwas Possirliches habe.

possirlich, s. Posse.

Post, frzs. la poste, von dem lat. ponĕre, stellen (in Beziehung auf das Aufstellen der Pferde); eine öffentliche Anstalt zur Beförderung von Briefen und Personen; daher: Postchaise (N. a. O. III, 2) od. Reisewagen. Bildl. s. v. w. Nachricht od. Kunde, wie (Mcb. I, 6): „Post auf Post" und (Ged. 4. B. d. Aen. 33 — Mcb. I, 10): „eine große Post", d. h. eine wichtige Nachricht.

Posten, frzs. le poste (von dem lat. ponĕre, stellen), der Stand, die Stelle; 1) der Platz (Wst. T. V, 7 — J. v. O. III, 6); 2) eine ausgestellte Wache (F. IV, 1 u. IV, 6 — Wst. T. IV, 10); 3) uneig. Bedienung, Amt (Wst. T. II, 2 — Sp. d. Sch); 4) im Rechnungswesen eine Geldsumme (Picc. I, 2). Davon: postiren (R. V, 1), aufstellen.

Postille (R. V, 1), mittl. lat. postilla, ein Predigtbuch über die Sonn- und Festtags-Evangelien, von dem lat. post illa

(verba), nach jenen Worten des Textes, der der Predigt zu Grunde liegt.

Potentat, von dem lat. pótens, mächtig; 1) ein Macht- oder Gewalthaber, wie (Wst. L. 11):

„Wer anders macht ihn als seine Soldaten
Zu dem großmächtigsten Potentaten?"

2) ein Landesherr oder gekröntes Haupt (R. I, 2 — D. C. II, 2).

Prag, die Hauptstadt des Königreichs Böhmen, liegt auf beiden Ufern der Moldau, auf dem rechten die Alt- und Neustadt, auf dem linken die kleine Seite mit dem Hradschin (Wst. T. I, 5) oder der Burg, aus deren Fenster am 23. Mai 1618 die kaiserlichen Räthe Martinitz und Slawata (Picc. IV, 5) gestürzt wurden. — „Das heiße Treffen bei Prag" (R. II, 2) ist die im Jahre 1757 gelieferte Schlacht, in welcher Schwerin seinen Tod fand und Friedrich d. Gr. siegte. — „Prager Beute" (Picc. IV, 5), vergl. Friedrich V. — Mit den Pragern (Wst. L. 7) sind, wie aus dem gleich darauf Folgenden hervorgeht, musicirende Bergknappen gemeint.

Praktik od. **Praxis** (R. II, 3), von dem mittl. lat. práctica, eig. die Ausübung der Regeln einer Kunst; pl. Praktiken, früher häufig für listige Streiche od. Ränke, wie (Wst. L. 8):

„Vor euren Praktiken und bösen Kniffen."

Davon: Prakticus (R. II, 3), ein etwas ausübender und darin erfahrener Mann, wie (Tur. II, 3) „alte Praktici"; ferner: praktisch, ausübend, werkthätig, wie (gr. H. a. d. n. Gesch.): „das praktische Leben" und scherzhaft (R. II, 3) „praktisches Judicium", d. h. sicheres Urtheil, wie eine Sache auszuführen ist; und in der Philosophie im Gegensatz zu dem Theoretischen: solche Fälle, in denen die Vernunft als Gesetzgeberin der Willenskraft erscheint, wie (Ged. D. Philosophen): „der praktische Satz"; desgl. practiciren, ausüben, Geschäfte treiben, bes. auf heimliche Weise, wie (F. III, 4): „Zweitausend

Digitized by Google

Mann sind glücklich hereinprakticirt"; daher in der Spitzbubensprache (R. II, 3) „weg prakticiren", (R. I, 2) „das Handwerk ins Große prakticiren" und (R. IV, 5):

„Mercurius ist unser Mann,
Der's Prakticiren trefflich kann."

endlich: prakticabel, gangbar, zu bereisen, wie (Wst. L. 4):

„Die Wege sind noch nicht prakticabel."

Prälat (Gstſ. 10, 214), von dem lat. praelatus, vorgezogen; ein vornehmer Geistlicher; davon (R. II, 3): Prälatenbauch.

Pranger, von dem niederſ. pranga, Stock, Pfahl, bes. (R. I, 3 — K. u. L. II, 6) Schandpfahl; daher bildl. (W. T. III, 3):

„Wir stehen hier am Pranger vor dem Hut."

desgl. (Ged. D. berühmte Frau):

— — — — — — — „Sie muß
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn."

präsentiren, von dem frz. présenter, vorzeigen, vorstellen, wie (Picc. I, 2): „Buttlern und Isolani präsentirend"; ferner das Gewehr aufrecht hinhalten, wie (F. IV, 6): „Schildwachen präsentiren." Davon: Präsentation, das Vorschlagsrecht bei Besetzung von Stellen, wie (Par. I, 2): „Er hat die Präsentation; wen er dazu empfiehlt, der ist's."

präsidiren, lat. praesidēre, vorsitzen, den Vorsitz führen, wie (Par. I, 6): „Sie müssen wissen, daß ich bei dem Putz präsidire." — Davon: Präsident (K. u. L. I, 5), der Vorsitzende od. Vorsteher eines Collegiums; deshalb nennt Buttler (Picc. I, 2) den kaiserlichen Kriegsrath v. Questenberg: „Herr Präsident!"

Prasser (D. C. II, 8), Jemand, der ein ausschweifendes Leben führt.

Prätendent, von dem lat. praetendĕre, eig. vorspannen, vorhalten; dann fordern, auf etwas Anspruch machen; bes. (F. Perz.-Verz. — Wrb. I) ein Kronbewerber.

Prätor (Ged. Pompeji u. Herculanum), der Oberrichter, nächst den Consuln die oberste Magistratsperson in dem alten Rom.

Prävenire, lat. praevenire, zuvorkommen, Jemandes Absicht vereiteln; daher sagt Schwarz (R. V, 1) von Franz, der sich selbst erdrosselt: „Er hat das Prävenire gespielt."

Praxis, s. Praktik.

Prediger, im weitesten Sinne Jemand, der die Wahrheiten der Religion öffentlich vorträgt; so wird Christus (M. St. I, 6) mit Bezugnahme auf seine Bergpredigt (Matth. Cap. 5—7) „der erhabene Prediger des Berges", und Johannes der Täufer (s. d.), zu dem nach Luc. 3, 14 die Kriegsknechte kamen, (Wst. L. 8) der „Prediger in der Wüsten" genannt.

Presser, von dem frzs. presser, eig. zusammendrücken, dann auch drängen, treiben; daher (R. IV, 3) s. v. w. Dränger und (Wst. T. I, 7): „die ungestüme Presserin, die Noth." Davon: pressirt (Picc. IV), nöthigend, dringend.

Priămus (Ged. 2. B. d. Aen. 25), der Sohn des Laŏmedon, herrschte nach seines Vaters Tode über Troja; daher (Iph. I, Zw.-H.): „Priamus Land"; (Ged. 2. B. d. Aen. 4): „Priam's Stadt"; (Ged. D. Siegesfest): „Priam's Veste". Seine Gattin (Iph. III, Zw.-H.) ist Hekuba (s. d.); sein Sohn (Iph. III, 3) ist Paris (s. d.). — Mit Trojas Fall ging sein Stamm zu Grunde; daher (Ged. Hektor's Abschied):

„Priam's großer Heldenstamm verdirbt."

Priester, von dem lat. présbyter, hießen seit den ältesten Zeiten die Erhalter und Pfleger der Religion, welche den Gottesdienst zu verwalten hatten; daher (Ged. D. Eleusische Fest):

„Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus."

Als Zeichen ihrer Würde waren sie mit einem prächtigen Stirnbande (Ged. Kassandra), der „Priesterbinde", geschmückt;

vergleichungsweise nennt daher König Karl (J. v. O. III, 4) die mit einem Kranze geschmückte Johanna eine Priesterin. — In der römisch-katholischen Kirche sind Priester (M. St. I, 2 u. V, 7) bes. diejenigen Geistlichen, die das Göttliche in sinnlich-anschauliche Symbole und Bilder kleiden und vor Allem das Amt der Messe verwalten.

Primas, von dem lat. primus, der Erste; der erste oder vornehmste Erzbischof eines Reiches, wie (M. St. I, 7):

„Der fromme Primas von Canterbury."

Der Primas von Polen (Dem. I) führte auf dem Reichstage zu Krakau (s. d) den Vorsitz und hatte das Recht, seine Stimme zuerst abzugeben (Dem., S. 248).

Principal (Gstſ. 10, 193), von dem lat. principālis, vornehm, vorzüglich; die Hauptperson, wie der Minister (Par. I, 1) als Vorsteher eines Staatsbeamten-Vereins.

Prior (D. C. II, 14), lat. prior, der erstere; der Vorsteher eines Klosters.

Prise, von dem frzſ. prendre, nehmen; Partic. pris, se, genommen; 1) ein Griff, wie (R. II, 3): „eine Prise Toback"; 2) Fang, Raub, bes. ein erbeutetes Schiff, wie (Gstſ. 10, 168): „die Prise ist verschwunden"; und bildl. sagt Arabella (F. II, 2) von Julia: „die Perspectivchen der Stutzer um diese schöne Prise zu bringen".

privat, lat. privātus, von privare, berauben; bes. vom Staatsverbande absondern; in Zusammensetzungen: nicht-öffentlich, außeramtlich, wie (F. I, 9) „Privatleben", (K. d. H.) „Privatmann", (Wst. T. III, 2) „Privatstand".

Probe, von dem lat. probāre, prüfen, versuchen; 1) das Prüfen, Untersuchen; daher (Picc. I, 4), wo Questenberg auf Max's Worte:

„Der seltene Mann will seltenes Vertrauen."

antwortet: „die Proben geben's", d. h. Thaten, an denen sich seine Zuverlässigkeit prüfen läßt. 2) der Beweis (M. St. I, 7). — Davon probiren, versuchen, wie (R. IV, 3): „eine Komödienrolle probiren" und (Wst. L. 1), wo der Bauer von den Würfeln sagt: „Die will ich einmal probiren."

Proceß, von dem lat. procedĕre, fortgehen, von Statten gehen, verfahren; 1) ein Vorgang, wie (R. I, 1) „viehischer Prozeß"; 2) Verfahren, wie (Picc. II, 7) „kurzen Prozeß machen"; 3) eine Rechts- oder Streitsache, wie (R. II, 3) „einen Prozeß durchsetzen" und (M. St. I, 2) „Ist mein Prozeß entschieden?" — In dem letzteren Sinne auch bildlich, wie (F. II, 5) „der Prozeß der Natur mit den Künstlern" und (F. V, 16) „du hast den Himmel geneckt, und den Prozeß wird das Weltgericht führen"; „peinlich processirt" (R. III, 2), s. v. w. peinlich verhört.

Procurator, von dem lat. procurāre, besorgen, verwalten; 1) ein Anwalt (Gstf. 10, 155); 2) ein Geschäftsträger od. Abgeordneter (F. I, 5). — Davon Procuratie (Gstf. 10, 210), ein Gerichtsgebäude in Venedig.

profan, lat. profānus, eig. vor dem Tempel stehend, d. i. ungeweiht; daher (Ged. D. Genius):

„Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen."

In weiterer Bedeutung: in die Geheimnisse einer Kunst nicht eingeweiht; daher (Gstf. 10, 190 u. 203) „profane Augen", (Gstf. 190) „Profanation", (Gstf. 142) „profaniren", d. h. Geheimnisse preisgeben.

Profession, von dem lat. profitēri, sich zu etwas bekennen, für etwas ausgeben; (K. u. L. I, 1), der Beruf, das Gewerbe; auch bildl. wie (N. a. O. I, 6) „ein Raufer von Profession".

Profit, frzs. der Nutzen, Gewinn, wie (F. I, 1) „Profit machen", d. h. Vortheil haben, od. (F. V, 3) „Ein Gang Profit", d. h. zu ersparen.

Profoß, von dem frzſ. prévôt, ein Vorgeſetzter, beſ. (Wſt. L. 10) der Stockmeiſter od. Regimentsſcharfrichter.

Project, von dem lat. projicĕre, eig. vorwerfen, dann auch entwerfen; 1) ein Abriß, wie (F. IV, 14) bildl. „Fürſten, dieſe mißrathenen Projecte der wollenden und nicht könnenden Natur, ſitzen ſo gern zwiſchen Menſchheit und Gottheit nieder"; 2) Plan, Entwurf, wie (F. Vorr.) „das unglückliche Project des Fiesco" u. (Par. I, 2): „er trägt ſich mit keinen kleinen Projecten." — Davon Projectenmacher (R. I, 2), einer der mit Entwürfen umgeht.

Prokop. Nach der Verbrennung Huß's entbrannte durch die Wuth ſeiner Anhänger der fürchterliche Huſſitenkrieg (1419 bis 1434), in welchem zuerſt Johann Ziska an der Spitze einer Partei ſtand, die ſich nach einem Berge und einer auf demſelben erbauten Stadt, Namens Tabor, Taboriten nannte. Nach ſeinem Tode waren Prokop d. Gr. und Prokop der Kleine die Anführer der Huſſiten; daher (Picc. IV, 5) die Worte des Kellermeiſters:

„D'rum waren meine Ahnherrn Taboriten
Und dienten unter dem Prokop und Ziska."

Prokrüſtes (Myth.), ein Sohn des Neptun, führte ſeinen Namen, welcher ſo viel als der Ausdehner oder Folterer bedeutet, weil er Jeden, der ihm in die Hände fiel, in ein Bett legte, welches für ihn nicht paßte. War der Unglückliche zu kurz für das Bett, ſo hängte er ihm eiſerne Gewichte an die Füße, bis er hinlänglich ausgereckt war; war er dagegen zu lang, ſo hieb er ſo viel von den Beinen ab, als die Länge des Bettes erforderte. Als Theſeus (Ph. I, 1) bei ihm einkehrte, verfuhr dieſer mit ihm in gleicher Weiſe und befreite die Welt von dem Unmenſchen.

Prológ, von dem gr. pro, vor und lógos, das Wort; eig. die Vorrede. 1) (Wſt.) eine vor der Aufführung eines Schauſpiels

gesprochene Anrede an das Publicum; 2) (J. v. O.) ein dem Stücke als Einleitung dienendes Vorspiel.

Pro memoria od. **Promemória**, lat. eig. zum Andenken, also eine Erinnerungsschrift; gew. (Wst. L. 11) eine Eingabe, Vorstellung an eine Behörde.

Promesse, frzf. die Versprechung; „die Promessen ihrer Gestalt" (K. u. L. IV, 7), s. v. w. vortheilhafte Zusicherungen, auf die man sich etwas einbilden kann.

Prométheus (Myth.), aus dem Geschlechte der Titanen, ein Freund und Gefährte der Götter, von hoher Weisheit und vielem Kunstsinn. Er bildete zuerst den Menschen aus Lehm und Wasser; daher (Ged. Semele):

> — — — — — — — „Liebereiz
> Mag auch Prometheus und Deukalion (s. d.)
> Verliehen haben."

Später entwandte er das Feuer vom Himmel. Zur Strafe für diesen Raub ward er von Vulcan an eine Säule geschmiedet, wo ihm ein Adler unablässig die sich stets wieder erneuernde Leber zerfraß. Er erscheint daher als Sinnbild des göttlichen Feuers der Begeisterung, wie (R. I, 2): „Der lohe Lichtfunke Prometheus ist ausgebrannt." Vergl. „Der lohe Aetherstrahl Genie" (s. d.).

Prophet, von dem gr. prophānai, vorhersagen od. (R. IV, 5) „prophezeihen"; ein Seher od. Weissager, wie die Religionslehrer des jüdischen Volkes. In diesem Sinne heißt es (J. v. O. I, 9) von der Jungfrau:

> „Sie nennt sich eine Seherin und gott-
> Gesendete Prophetin."

Auch die Königin Isabeau wagt es (J. v. O. II, 2) nach dieser Höhe zu streben. — Davon **prophetisch**, d. i. ahnungsvoll od. weissagend, wie (J. v. O. I, 4): „der prophetische Geist" einer Nonne, und (Mcb. I, 5): das „prophetische Grüßen" der Hexen.

Prosa, gew. die ungebundene Schreibart im Gegensatz zur gebundenen od. der Poesie; daher (Ged. Jeremiade): „in Prosa und Versen." — Davon: Prosaiker (Ged. D. Flüsse), ein Schriftsteller, der sich der ungebundenen Schreibweise bedient.

Proscenium (Picc. IV, 6 — H. d. K. — Dem. I), wörtl. die Vorbühne, d. h. der Vorplatz der Schaubühne.

Proselitenmacher, An die (Ged.), ein Epigramm, welches i. J. 1795 in der Form eines sechszeiligen jambischen Gedichts erschien und später zu dem jetzigen Doppeldistichon umgestaltet wurde. — „Der göttliche Mann" ist Archimedes (s. d.), welcher, als er die Gesetze des Hebels aufgefunden, den Ausspruch that: „Gebet mir einen festen Punkt in dem Weltraum, und ich hebe die Erde aus ihren Angeln." So wenig die erste Bedingung möglich ist, eben so wenig kann ein Mensch, welcher gewohnt ist, selbst zu denken, seine Individualität aufgeben, um sich einer fremden Anschauungsweise anzubequemen, die ihn aus seiner Bahn schleudern würde.

Proserpina, s. Persephone.

profit, lat. es nütze od. wohl bekomm's, wie (Picc. IV, 6): „profit Mahlzeit!" oder abgek. prost (Wst. L. 11).

Prospect, von dem lat. prospicĕre, hinblicken; 1) Anblick od. Ansicht, wie (F. III, 2): „Prospect über das Meer und Genua", desgl. (Mcb. V, 2): „Prospect, ein Wald". 2) Fernsicht, wie (J. v. O. II, 6): „der Prospect öffnet sich", d. h. die hintere Decoration wird fortgezogen; und (W. T. II, 2): „den Prospect schließen hohe Berge".

prost, s. profit.

prostituiren, lat. prostituĕre, öffentlich preisgeben, beschimpfen, wie (Tur. II, 1):

„Auf die Gefahr hin, sich zu prostituiren."

Davon: Prostitution (R. I, 2), beschimpfende Bloßstellung.

Digitized by Google

Protesiläs (Iph. I, Zw.-H.), unverkürzt Protesiläus, ein thessalischer Heerführer, der bei der Landung der Griechen vor Troja zuerst an's Land sprang, aber gleich darauf von einem dardanischen Krieger getödtet wurde.

Protestant, von dem lat. protestāri, eig. bezeugen, öffentlich erklären; urspr. die Benennung der Lutheraner, welche 1529 auf dem Reichstage zu Speier gegen die Beschlüsse der Katholiken feierliche Verwahrung einlegten; seit dem westphälischen Frieden (1648) zugleich die Benennung für die Reformirten (D. C. III, 10 — Wst. T. I, 5 u. IV, 3 — M. St. I, 7).

Provence (J. v. O. I, 2 u. I, 4), urspr. eine Grafschaft zwischen den Westalpen und dem Rhone, später eine franz. Provinz, deren Bevölkerung, die Provençalen (Mlth.), eine eigenthümliche Mundart und eine besondere Literatur hat.

Provinz, lat. provincĭa; bei den Römern ein erobertes oder ererbtes Gebiet, jetzt (R. II, 3 — Verbr. a. v. E.) Landschaft, Gau.

Prunk, von prangen, d. i. glänzen; s. v. w. Pracht, wie (Picc. I, 2): „königlicher Prunk"; (M. St. I, 1): eines „Titels leerer Prunk" und (Mcb. II, 5): „Königs Prunkgemach."

Prytánen (Ged. D. Kraniche d. Ibykus) nannte man im alten Athen einen Ausschuß von 50 Männern aus dem Rathe der Fünfhundert. Sie hatten den Vorsitz im Rathe und in der Volksversammlung. Eben so hießen die höchsten obrigkeitlichen Personen in mehreren anderen griechischen Freistaaten.

Psalter, urspr. ein sehr altes, einer Harfe ähnliches Saiteninstrument; ferner das biblische Buch der Psalmen; endlich (Dem. I) ein Buch mit geistlichen Gesängen.

Pseudo, von dem gr. pseudos, Lüge, Erdichtung; in Zusammensetzungen wie Pseudo-Spiegelberg (R. II, 3), der unechte, falsche Spiegelberg.

Digitized by Google

Publicum, von dem lat. publĭcus, öffentlich; 1) das Volk, die Leute, wie (Ged. D. berühmte Frau — Verbr. a. v. E.): „das lesende Publicum"; 2) (Br. v. M. Einl. 5, 375 — Dem. I): die versammelten Zuschauer.

Pufendorf (Ged. D. Philosophen). Samuel P., geb. 1632, Geschichtsforscher und Lehrer des Naturrechts, erst in Heidelberg, dann zu Lund in Schweden, endlich in Berlin, wo er 1694 in großem Ansehen starb.

Puff (gr. H. a. d. n. Gesch.), vermuthlich eine komische Figur in irgend einem Lustspiele des vorigen Jahrhunderts.

Puls, lat. pulsus, von pellĕre, stoßen, schlagen; 1) ein Aderschlag, wie (F. I, 1): „ein kleiner aussetzender Puls der Empfindung" u. (K. u. L. IV, 7): „der erste Puls der Leidenschaft"; 2) eine ganz kurze Zeitdauer, wie (D. C. III, 2):

„O eines Pulses Dauer nur
Allwissenheit!"

und (W. T. IV, 2):

„Kennt' er nicht wen'ge Pulse länger leben?"

3) die erhaltende und bewegende Kraft, wie (R. I, 1) bildl. „gemeinschaftliche Pacta, die man geschlossen hat, die Pulse des Weltcirkels zu treiben."

Pult, bisw. auch Pulpet, von dem lat. pulpĭtum, ein Gestell (F. III, 6) mit schräg liegender Platte zum Schreiben.

Puner od. besser Punier sind zunächst die alten Phönicier, dann aber auch (Ged. 4. B. d. Aen. 18) die Karthager, da Karthago eine Phönicische Colonie war. — Die Punische Treue hatte im Alterthum einen üblen Ruf, so daß sie ironisch zum Sprüchwort geworden war.

Punschlied. Ein Gedicht aus dem Jahre 1803, das für Goethe's Mittwochskränzchen bestimmt war. Es ist in einem munteren daktylischen Versmaß gedichtet und ungeachtet der Schwierigkeit, welche die kurzen Verszeilen darbieten, trefflich

gelungen und von kräftiger Wirkung. Durch das Ganze zieht sich ein dreifacher Parallelismus: vier Elemente bilden die Körperwelt; vier Bestandtheile den Punsch; vier bewegende Momente erscheinen in dem Menschenleben. Indessen sind diese Dinge nur kurz angedeutet, und der rasche Fluß des Ganzen läßt dem prüfenden Verstande nicht Zeit, die symbolische Durchführung kritisch zu beleuchten. Das Ganze darf eben nur in einem heiteren Momente genossen werden. — Ein eben so betiteltes Gedicht mit dem Zusatze: „Im Norden zu singen" war demselben Zweck gewidmet. Es führt den Gedanken durch, daß der Mensch sich durch die Kunst im Norden etwas zu schaffen vermöge, was die im Süden so kräftig wirkende Natur allerdings schöner erzeugt. In dem letzteren Gedichte ist der Gedanke, in dem ersteren die Empfindung vorherrschend.

Puppe, 1) (K. u. L. V; 4) s. v. w. Spielzeug; 2) (K. u. L. V, 1) s. v. w. leibliche Hülle.

Puritaner, von dem lat. purus, rein; eig. Reingläubige. — Die Kirchenreformation begann in England unter Heinrich VIII. im Stillen und fand unter Eduard VI. öffentliche Theilnahme, worauf Elisabeth der englischen Kirche die jetzige Gestalt gab, bei der Erzbischöfe und Bischöfe die Oberaufsicht führen. Die erste Secte, welche sich von der Landeskirche absonderte, war die der Puritaner, welche keinen Bischof anerkennen, sondern eine Presbyterialverfassung, eine Kirchenregierung durch Aelteste, wie zur Zeit der ersten Christen, verlangen. Zugleich haben sie aus ihrem Gottesdienst jedes Gepränge verbannt, das an die katholischen Gebräuche (vergl. Götzendienst, der römische), erinnert; daher (M. St. I, 6 u. Bibel) Mortimer's Worte:

— — — — — — — „Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtstuben."

Purpur, lat. purpŭra, die Purpurfarbe, die kostbarste hochrothe Farbe, welche im Alterthum aus dem Safte der Purpurschnecke (Helix janthina oder Buccinium patulum) bereitet

wurde; jetzt: 1) eine schöne hochrothe Farbe, wie (J. v. O. I, 10):

„Und eine weiße Fahne laß mich tragen,
Mit einem Saum von Purpur eingefaßt."

2) ein purpurfarbiges Gewand, wie (D. C. I, 9): „in einen Purpur eingemummt." — 3) das Sinnbild der fürstlichen Gewalt, wie (R. I, 3 — F. IV, 4 — Mcb. V, 3) und der der Cardinäle (D. C. I, 1).

Pygmäen, von dem gr. pygmē, die Faust; eig. fausthohe Menschen oder (R. II, 3 — F. III, 2) Zwerge.

Pygmalion, ein König von Cypern und zugleich ein berühmter Bildhauer in Elfenbein, hatte einst ein so wunderschönes Mädchen geformt, daß er in heißer Liebe für sein eigenes Bildwerk entbrannte; daher (Ged. D. Ideale):

„Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß."

Venus wurde dadurch so gerührt, daß sie die Statue belebte; daher (Ged. D. Triumph d. Liebe):

„Glückseliger Pygmalion!
Es schmilzt, es glüht dein Marmor schon!"

Anspielend hierauf sagt der vor Semele knieende Zeus (Ged. Semele 2) von sich selbst:

„Pygmalion beugt sich vor seinem Meisterstücke."

Pyramide (Ged. D. Künstler — Mcb. IV, 4), gr. pyrămis, eine ägyptische Spitzsäule; große steinerne Gebäude mit vier schräg aufsteigenden Seitenflächen, die oben in eine Spitze zusammenstoßen. Sie sollen neben anderen Zwecken zur Erhaltung und Ueberlieferung geschichtlicher Nachrichten und Kenntnisse gedient haben; daher (Gstf. 10, 162) „seine verborgene Weisheit" dort holen. Dergleichen Bauwerke haben sich aus den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart erhalten; daher (F. II, 13) bildl. „Du hast ein Gebäude eingerissen 2c. das Mausoleum (s. d.) deines Oheims — seine einzige Pyramide."

Digitized by Google

Pyrmont (Ged. D. berühmte Frau) im Fürstenthum Waldeck, ein bekannter Badeort an der zur Weser gehenden Emmer.

Pyrenäen, das Gebirge, welches Spanien von **Frankreich** trennt; daher (D. C. IV, 9) die Worte der Königin:

> — — — — „so muß ich jenseits
> Der Pyrenäen Bürgen kommen lassen."

Pyrrha, s. Deukalion.

Pyrrhus, 1) (Ged. 2. B. d. Aen.) s. Neoptolemus. — 2) **Pyrrhus**, König von Epirus, war von den Tarentinern gegen die Römer zu Hülfe gerufen worden und schlug die letzteren durch griechische Kriegskunst und die Benutzung seiner Elephanten 280 v. Chr. bei Heraclea und 279 bei Asculum. Mit Beziehung hierauf heißt es (Wst. T. I, 5) von Wallenstein:

> — — — — „Euer Gnaden sind
> Bekannt für einen großen Kriegesfürsten,
> Für einen zweiten Attila und **Pyrrhus**."

Pythia (Ged. Semele 1), die Priesterin des Apollo, welche zu Delphi die Orakelsprüche ertheilte; vergl. Apollon.

Pythischer Gott } s. Apollon.
Pythischer Sieger }

Q.

Quader (F. V, 5), lat. quadra, ein viereckig zugehauener Stein; bildl. (F. III, 4) eine große, schwer zu bewegende Last, nämlich die der Verschwörung.

Quadrant (Wst. T. I, 1), ein Instrument von der Gestalt eines Kreisviertels, das an seinem Umfange in Grade eingetheilt ist und von den Astronomen zu Höhenmessungen gebraucht wird.

Quartier, frzs. quartier, eig. das Viertel eines Ganzen, bes. (Gsts. 10, 246) Stadtviertel. „In's Gepäck fallen, die Quartiere aufschlagen“ (Picc. IV, 6) waren ehemals gewöhnliche Ausdrücke für unerwartete Angriffe auf feindliche Lagerplätze und Garnisonen.

Quelle aus dem Felsen, s. Moses.

Quelle der Verjüngung (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1796. Daß die Dichtkunst, besonders die naive, den Menschen „zu seiner Unschuld reinem Glück zurückführe“ sagt der Dichter in der Macht des Gesanges.

St. Quentin (D. C. II, 4 u. III, 5), Stadt an der Somme im nördl. Frankreich, wo die von Egmont geführten Spanier und Niederländer am 8. August 1557 einen glänzenden Sieg über die Franzosen errangen.

Quiroga (Picc. IV, 5), ein Kapuziner, der zu verschiedenen Aufträgen und Unterhandlungen (vergl. a. Picc. I, 2, V. 92) von Seiten der Hofpartei in das Wallensteinsche Lager abgesendet wurde.

quitt (F. II, 14 — Wst. T. IV, 7 — Mcb. V, 14), engl. quit, aber urspr. deutsch, s. v. w. frei, los, ohne weitere Verbindlichkeit.

R.

Rabe nennt der alte Moor (R. IV, 5) den Hermann mit Beziehung auf 1. Kön. 17, 4—6, wo der Prophet Elia von Raben gespeist wird. Mit Beziehung auf ihre schwarze Kleidung werden (W. T. IV, 3) die barmherzigen Brüder (s. d.) Raben genannt.

Race, frzs. s. v. w. Stamm, Art; z. B. bei Pferden (Ged. Pegasus im Joche) od. Hunden (Mcb. III, 4); auch Schlag, wie (Wst. L.), wo es spöttischer Weise von einem Menschen heißt:

„Ihr seid wohl von einer besonderen Rasse?“

Rachegötter, s. Dämon.

Rachegöttin, s. Erinnyen.

Racine, Jean (Ph.), geb. 1639 in der Nähe von Paris, einer der größten Trauerspieldichter der Franzosen, † 1699; s. Phädra.

Rad der Zeit } s. Apollon.
Räder der Sonne }

Radstoß (F. IV, 14), s. v. w. Todesstoß.

raffiniren, von dem frzs. raffiner, eig. läutern, reinigen; auf etwas raffiniren (R. I, 2 — F. I, 12 u. V, 16), etwas listig und fein aussinnen.

Rakete (F. II, 5), von dem ital. (aus dem lat. radius, Strahl stammenden) raggetto, ein Feuerwerkskörper, der in einer mit Pulver gefüllten Papierhülse besteht und mit langem, feurigem Schweife emporsteigt. Vergl. Octavius.

Ramler (Ged. D. Flüsse), geb. 1725, † 1798, bekannt als lyrischer Dichter, Uebersetzer und Kritiker, trat in einer an Dichterwerken wenig ergiebigen Zeit als Odendichter auf; indessen verrathen die Erzeugnisse seiner Muse mehr hohles Pathos als geniale Kraft.

Rang (D. C I, 6), von dem frzs. le rang, die Reihe; auch Ordnung od. Platz, wie (F. I, 9): „Rangordnung"; endlich gesellschaftliche Stellung (D. C. II, 8).

rappeln, von dem lat. raptus, eig. der Raub, dann auch Irrsinn, Anfall von Raserei; in der gem. Mundart (Tur. IV, 5) im Irrsinn reden.

Rappersweil (W. T. II, 2), gew. Rapperschwyl, ein gewerbfleißiges Städtchen am Züricherſee im Canton St. Gallen.

Raspelhaus (F. I, 9), ein öffentliches Arbeits- od. Zuchthaus.

Rasse, s. Race.

Rath, zunächst die Ueberlegung, das Erwägen; dann: eine Versammlung von Personen, die eine Sache zu überlegen und zu beschließen hat, wie (Gstſ. 10, 256): „der hohe Rath in Venedig“; desgl. der Staatsrath, wie (D. C. III, 7), wo der König zu Feria sagt:

— — — — — — — „Und ihr
Nehmt meine Stelle im geheimen Rathe.“

od. (M. St. II, 3), wo Elisabeth zu Talbot sagt:

„Denkt, daß wir hier im ernsten Rathe sitzen.“

und scherzhaft (D. C. II, 8):

„Sie — der im ganzen strengen Rath der Weiber
Bestochne Richter sitzen hat.“

Ratschin od. Hradschin, s. Prag.

Raub, eig. das Raffen; daher 1) eine eilige Handlung, wie (Ph. III, 6), wo Hippolyt von Phädra sagt:

— — — — — — „Will sie vielleicht,
Ein Raub jedwedes äußersten Gefühls,
Sich selbst anklagen und sich selbst verderben?“

eine Stelle, aus der die Construction des Originals herausblickt:

„Phèdre, toujours en proie à sa fureur extrême,
Veut-elle s'accuser et se perdre elle-même?“

2) Beute, wie (D. C. I, 4):

„Der Oheim wirbt um seines Neffen Braut
Und heiligt seinen Raub vor dem Altare.“

desgl. (M. St. I, 2), wo Paulet der Maria Stuart, die ihr Testament aufsetzen will, sagt:

„Die Freiheit habt ihr. Englands Königin
Will sich mit eurem Raube nicht bereichern.“

Räuber, Die; ein Schauspiel. Dies Erstlingswerk von Schiller's dramatischer Muse verdanken wir seinem Aufenthalte in der Karlsacademie. Denn außer der Neigung zu poetischen Productionen, die sich frühzeitig bei ihm regte, gab auch die

Anstalt selbst Veranlassung, den Sinn für theatralische Darstellungen zu wecken, indem die Eleven bei festlichen Gelegenheiten Stücke, wie Molière's „Avare", Mercier's „Déserteur", Goethe's „Clavigo" und dgl., aufführen mußten, wobei der junge Sch. selbst sich lebhaft zu betheiligen pflegte. Es war daher natürlich, daß er sich auch als Dichter auf diesem Felde versuchte und diesen und jenen Plan entwarf, der aber entweder wieder verworfen, oder dessen begonnene Ausführung später vernichtet wurde.

Mächtiger fühlte er sich angeregt, als ihn sein Freund Wilhelm von Hoven auf eine Erzählung in Balthasar Haug's schwäbischem Magazin (Jahrgang 1775) aufmerksam machte, in welchem bereits mehrere seiner Erstlingsgedichte veröffentlicht worden waren. Diese Erzählung, betitelt: „Zur Geschichte des menschlichen Herzens" sollte von Schubart herrühren. Palleske giebt uns (I, S. 85) den Hauptinhalt derselben an, L. Eckardt theilt sie uns in einem Nachtrag zu seiner Erläuterung der Räuber (Jena, K. Hochhausen, 1856) vollständig mit. Der Verfasser leitet sie mit den Worten ein: „Hier ist ein Geschichtchen, das sich mitten unter uns zugetragen hat, und ich gebe es einem Genie Preis, eine Comödie oder einen Roman daraus zu machen, wann er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien oder Griechenland, sondern auf teutschem Boden eröffnet." Dieses Genie fand sich, es war unser Schiller. Dieser selbst freilich sagt, die Geschichte des „ehrwürdigen" Räubers Roque in Cervantes' „Don Quixote" (Thl. 2, Cap. 60) in Verbindung mit einem Ausspruche Rousseau's, der es an Plutarch rühmt, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderungen wählte, habe ihn auf das Sujet geführt. Hoffmeister erwähnt als eine „beiläufige, entferntere Anregung" die Geschichte eines Räubers Friedrich Schwan, der damals in Würtemberg eine schreckenerregende Rolle spielte, und dessen Schicksale Sch. später in seinem „Verbrecher aus verlorener Ehre" (s. d.) darstellte. Möglich, daß alle diese Umstände

zusammen gewirkt; aber so viel steht fest, daß Sch., der sich neben seinen wissenschaftlichen Studien auch mit poetischen Arbeiten beschäftigte, im Jahre 1776 einen Plan zu einem Stücke „der verlorene Sohn" entwarf und daß die oben erwähnte Erzählung, in welcher ein Vater durch seinen von ihm verstoßenen Sohn gerettet wird, viele Momente enthält, die mit seinem später „die Räuber" betitelten Stücke auffallend übereinstimmen.

Die innere Veranlassung zu unserm Drama lag in des Dichters Lebensverhältnissen, in dem Charakter der Anstalt, durch deren Einrichtung der Herzog Karl den jungen Geistern eine scharf bestimmte Richtung geben wollte, gegen die sich ihr natürlicher Freiheitssinn sträubte*). Schiller selbst fühlte sich in der Akademie wie ein Gefangener, und es war natürlich, daß seine nach Freiheit schmachtende Seele ihrem Unwillen über die ihm angelegten unwürdigen Fesseln in seinem Drama einen leidenschaftlichen Ausdruck gab. Scharffenstein sagt: „die Räuber schrieb er zuverlässig weniger um des literarischen Ruhmes willen, als um ein starkes, freies, gegen die Conventionen ankämpfendes Gefühl zu bekennen"; und er hatte Recht, denn Sch. selbst äußerte gegen ihn: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß." Es mochte

*) Die historische Gerechtigkeit verlangt, daß wir auf die neueren Forschungen (Wagner, Geschichte der hohen Karlsschule) verweisen, nach denen der Herzog mit seiner Akademie in der That höhere Zwecke verfolgte und dem entsprechend derselben auch ein aufrichtiges Interesse widmete. Wenn wir viele der für dieselbe getroffenen Bestimmungen aus dem Geiste eines freieren Jahrhunderts heraus für engherzig nach wie vor erklären müssen, so müssen wir doch auch eingestehen, daß sie dem Sinne des 18. Jahrh. nicht so sehr zuwider waren. Auch persönlich war der Herzog nicht ohne Wohlwollen für Sch. Eine solche Bemerkung scheint uns um so nothwendiger, als die ältere Ansicht durch die Darstellung des wirkungsvollen Stückes von H. Laube „die Karlsschüler" immer wieder aufgefrischt wird. Wenn aber Einer soweit ginge, um Sch. als einen unnützen Querulanten und Empörer darzustellen, so würden wir einem solchen Urtheil nicht beistimmen können. Einerseits hatte der Herzog seine Akademie nicht für Zöglinge wie Sch. berechnen können; andrerseits, man möge wollen oder nicht, wird man in allen Regeln dem Genius Platz für eine Ausnahme lassen müssen.

ihm dabei das Schicksal von Rousseau's Emil vorschweben, den die Sorbonne 1762 von Henkers Hand hatte verbrennen lassen.

Von dem Jahre 1777 an arbeitete Sch. an seinen Räubern täglich einige Stunden, aber mit mancherlei Unterbrechungen und unter steter Angst, entdeckt zu werden. In Zeiten, wo ihm sein Stück besonders am Herzen lag, nahm er deshalb zur List seine Zuflucht, stellte sich krank und arbeitete nun bei der Nachtlampe, umgeben von medicinischen Werken, mit denen er die losen Blätter schnell verdecken konnte, wenn ihn ein unerwarteter Besuch überraschte. Waren dann einige Scenen als Ausbeute solches Opfers gewonnen worden, dann pflegte er sie den wenigen Freunden, die um sein Geheimniß wußten, in pathetischer Weise vorzutragen, wobei er denn gelegentlich von dem strengen Aufseher Rieß ertappt wurde, der freilich nur die Fluchworte vernahm, welche Franz (V, 1) dem Pastor Moser gegenüber ausstößt, ohne zu ahnen, um was es sich eigentlich handelte. Das originelle Wort „ein confiscirter (s. d.) Kerl", dem wir in Sch.'s Jugenddramen einige Male begegnen, war dann der Ausdruck spöttischer Abwehr, der freilich immer erst erscholl, wenn die Thür sich wieder geschlossen hatte. Mit dem Ende des Jahres 1777 scheint Sch. die Arbeit übrigens ganz bei Seite gelegt und sie erst 1780 wieder vorgenommen zu haben, denn aus einem seiner Briefe an Körner geht hervor, daß er „während seines akademischen Lebens plötzlich eine Pause in seiner Poeterei gemacht und zwei Jahre lang sich ausschließlich der Medicin gewidmet habe, worauf sein erstes Product die Räuber" gewesen seien. Als er dieselben im Jahre 1780 nach vielfachen Abänderungen vollendet, verließ er die Akademie und gab ihnen nunmehr die letzte Feile, wobei Petersen, sein „poetischer Gewissensrath", das Stück beurtheilen und dieser und jener Andere seiner Freunde der Vorlesung einzelner Scenen beiwohnen mußte. Der jugendliche Dichter wollte hierdurch erforschen, welchen Eindruck seine Arbeit machte, hörte auch den etwa ausgesprochenen Tadel ruhig mit an, nahm indessen niemals weitere Rücksicht auf denselben.

Natürlich konnte auf diese Weise kein Werk aus einem Gusse entstehen. Einzelne Scenen und Monologe hatte er isolirt gearbeitet, noch ehe der Plan des Ganzen völlig durchdacht war; Vieles wurde geändert, Anderes eingefügt, noch Anderes wieder ausgeschieden, bis unter Furcht und Angst die ganze kolossale Arbeit vollendet war, der man die krampfhafte Anstrengung anmerkt, unter welcher sie der jugendliche dichterische Genius zur Welt geboren; der man es abfühlt, daß Sch., wie Petersen berichtet, „seine Gedanken unter Stampfen, Brausen und Schnauben" zu Papier zu bringen pflegte. Des Dichters nächster Wunsch war nun, sein Werk gedruckt zu sehen, weshalb er sich, da er in Stuttgart keinen Verleger hatte finden können, an seinen Freund Petersen nach Manheim wandte. Vermehrung seiner Subsistenzmittel, das Verlangen das Urtheil des Publicums über seine Arbeit zu vernehmen, und die Absicht, um seiner späteren Stellung willen mit den poetischen Productionen vollständig aufzuräumen — das waren die Gründe, die ihn zur Herausgabe seines Stückes drängten. Aber auch in Manheim war kein Verleger aufzutreiben; es blieb Sch. also weiter nichts übrig, als sein Drama auf eigene Kosten drucken zu lassen. Und da auch der Drucker kein rechtes Vertrauen zu der Sache hatte, sondern erst baares Geld sehen wollte, woran es dem Dichter vollständig gebrach, so mußte er einen Bürgen für 150 Gulden stellen. Nun begann der Druck in einer Auflage von 800 Exemplaren. Sie erschien anonym unter dem Titel. „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig. 1781." Da Sch.'s Auslagen indeß doch größer waren, als er erwartet, so bot er sein Werk noch vor Beendigung des Druckes dem Buchhändler Schwan in Manheim an, dem er als Probe die sieben ersten Aushängebogen schickte. Schwan sandte sie mit einigen Anmerkungen zurück und gab ihm besonders Rathschläge, Dies und Jenes zu mildern.

So wuchsen denn die Ballen von Druckbogen allmälig an, die in des Dichters einfachem Zimmer mit einem hölzernen Tisch

unt zwei Bänken, leeren Tellern und Flaschen, einem Haufen Kartoffeln und der an der Wand hängenden spärlichen Garderobe einen seltsamen Contrast bildeten. Es war im Sommer 1781; anfangs gingen die Exemplare nur langsam ab, aber nach und nach fingen sie an zu wirken, und bald war ganz Stuttgart in Aufregung, besonders die Jugend vollständig Feuer und Flamme. Auch an Wieland hatte Sch. seine Räuber geschickt, von dem er die schmeichelhafte Antwort erhielt, er hätte mit den Räubern nicht anfangen, sondern endigen sollen, eine Bemerkung, die von des Dichters Freunden mit lebhaftem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Die Sorge für das Weitere übernahm jetzt das Theater. Schwan war nämlich mit den empfangenen Druckbogen zu Freiherrn von Dalberg, dem Intendanten des Manheimer Theaters, gegangen, der sich alsbald an Sch. wandte und eine Umarbeitung des Stückes für die Bühne verlangte. Diese Arbeit wurde bis zum October vollendet, und so entstand neben der bereits gedruckten Literaturausgabe ein Bühnenmanuscript, das die Manheimer Theaterverwaltung in Verlag nahm, und nach welchem noch jetzt die Räuber auf allen größeren Theatern Deutschlands gegeben werden. In der Cotta'schen Ausgabe von Sch.'s Werken vom Jahre 1860 sind diese beiden Bearbeitungen, über welche sich Joachim Meyer in einer Vorerinnerung des weiteren ausläßt, hintereinander abgedruckt. Für die Literaturausgabe hatte Sch. eine Vorrede drucken lassen, die er bei der Theaterbearbeitung durch eine gemäßigtere ersetzte. In der ersten, welche Viehoff in seiner Nachlese zu Sch.'s Werken (Bd. 4, S. 861) mittheilt, spricht er von der Bedeutung der Bühne, wie von dem Beifall des Publicums mit einer gewissen Geringschätzung, was für die Theaterausgabe natürlich wenig angemessen erschien; in der zweiten dagegen, welche allein Eingang in die Gesammtausgabe seiner Werke gefunden hat, legt er den Hauptaccent auf die moralische Bedeutung des Stückes, dessen Absichten er den von Schwan und Anderen geäußerten Bedenken gegenüber zu rechtfertigen versucht.

Wir haben somit zwei in mehreren Punkten von einander abweichende Ausgaben zu unterscheiden, die bereits erwähnte, in allen Gesammtausgaben von Sch.'s Werken stehende Literaturausgabe und die 1782 bei Schwan erschienene Theaterbearbeitung, welche das Stück als Trauerspiel bezeichnet, und in der sich Sch. als Verfasser nennt. Was die letztere betrifft, so hatte Dalberg, dem ein eigentliches Verständniß für die Idee des Stückes abging, natürlich nur die Bühne im Auge. Er fragte sich, ob in der Zeit, wo das Stück spielte, die Bildung einer solchen Räuberbande möglich gewesen sei, und da er dies glaubte verneinen zu müssen, so wurde trotz Sch.'s Einspruch das Drama aus der Zeit des siebenjährigen Krieges in das Jahr 1495 verlegt, wo unter Maximilians I. Regierung auf Antrag der Stände zu Worms dem Faustrecht ein Ende gemacht und der ewige Landfriede verkündet ward. Die äußere Veränderung bestand zunächst in einer streng durchgeführten Sceneneintheilung und vielen Kürzungen, so daß der Umfang der Theaterbearbeitung um 37 Druckseiten geringer ist als der der Literaturausgabe; außerdem aber wurde vieles Anstößige und Grelle beseitigt und manches Unwahrscheinliche entfernt. Dafür ist denn freilich auch Manches matter und farbloser geworden, und man fühlt an vielen Stellen heraus, wie die straffen Zügel des Freiherrn von Dalberg das Flügelroß des Dichters in seinem muthigsten Aufschwunge gehemmt haben. Was die inneren Veränderungen betrifft, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß Franz weniger diabolisch reflectirend, sondern mehr handelnd auftritt. Um ferner bei den Katholiken keinen Anstoß zu erregen, ist der im zweiten Akt auftretende Pater durch eine Magistratsperson ersetzt. Hermann spielt eine wichtigere Rolle durch seine Gegenintriguen, welche Franzens Plan untergraben, der auch nicht Daniel, sondern ihm den Auftrag ertheilt, seinen Bruder Karl zu vergiften, was einen völligen Bruch zwischen beiden herbeiführt. Die Scene mit dem Pastor Moser fehlt ganz, und Franz wird lebend ergriffen und in Ketten vor den Hauptmann geführt, dessen Gefährten

ihn verurtheilen, in demselben Thurme, wo sein Vater geschmachtet, zu verhungern. Schließlich entläßt Karl die Räuber mit einer versöhnenden Anrede, worauf er sich selbst ausliefert. Auf anderweitige Aenderungen, welche Dalberg verlangte, ließ sich Sch. nicht ein, wenigstens nicht für den Druck, wogegen er für die Aufführung es z. B. gestattete, daß Amalie sich selbst tödten durfte.

Hatte Schiller bei dem ersten Entwurf seiner Arbeit eher an eine Verbrennung durch den Schinder als an eine Darstellung auf der Bühne gedacht, so fühlte er doch jetzt einen unüberwindlichen Drang, die Frucht seiner zweifachen Arbeit mit eigenen Augen zu sehen. Da ihm durch eine herzogliche Resolution bereits eingeschärft worden war, er möge sich überall seinem Dienst gemäß betragen, und nicht, wie bisher, Anlaß zur Unzufriedenheit geben, so durfte er auf Ertheilung eines Urlaubs zu dem vorliegenden Zwecke in keiner Weise rechnen, er reiste daher ohne denselben mit seinem Freunde Petersen ab. Es war am 13. Januar 1782, wo die Zuschauer von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms und Speier theils zu Roß, theils zu Wagen nach Manheim strömten, um das vielberufene Stück von den ersten Künstlern Deutschlands, von Iffland, Beil, Böck und Anderen darstellen zu sehen. Dalberg, der bei der Außerordentlichkeit des Ereignisses nicht ganz ohne Besorgniß war, hatte den Dichter vermocht, dem Theaterzettel ein durch und durch moralisirendes Begleitwort beizufügen, während dem Stücke selbst eine solche Tendenz vollständig fern lag. Die Wirkung der Darstellung war eine ganz außerordentliche, so daß Sch. in der freudigsten Stimmung und voller Entwürfe für die Zukunft auf seinen Posten zurückkehren konnte.

Fast alle Commentatoren Sch.'s stimmen darin überein, daß seine Räuber als ein Product inneren Dranges anzusehen seien, wie ihn die Karlsschule bei ihm erzeugte. Hier fanden sich Jünglinge von den verschiedensten Charakteren, die, alle unter demselben militairischen Drucke stehend, das eine und

gleiche Streben hatten, sich von einem unerträglichen Joche frei zu machen. Gleichzeitig aber waren es die streitenden Gewalten in des Dichters eigenem Innern, die einen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung des Stückes übten, zunächst sein Kampf gegen das in dem Herzen aufkeimende Böse, dann aber auch der Kampf mit seinen natürlichen Anlagen, indem die Schärfe des reflectirenden Verstandes mit seinem poetischen Gestaltungstriebe in einen heftigen Conflict gerieth. Allen diesen Regungen hat Sch. in seinen Räubern einen Ausdruck gegeben; daher die rohen Kraftausdrücke, die unter den jungen Leuten der Karlsschule gewiß üblich waren, wenn sie ihrer Erbitterung gegen den unleidlichen Zwang Luft machen wollten; daher dieses heftige Verlangen nach einem freien Naturleben, wie die ausschweifende Phantasie der Jünglinge es sich den strengen Clausurverhältnissen gegenüber gestalten mochte; daher die heftigen Affecte und das stürmische Aufbrausen, welches sich aus den beengenden Mauern einer Lehr- und Erziehungsanstalt Bahn brach gegen die bestehenden Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft. Sah doch der junge Dichter die Welt „kaum einen Feiertag, kaum durch ein Fernglas, nur von weitem.“ So mußten die socialen Zustände von ihm in den schwärzesten Farben dargestellt werden, noch schlimmer als die Räuber selbst, die aus denselben hervorgegangen, damit diese, um mit Hoffmeister zu reden, berechtigt waren, „gegen die faule und morsche Culturwelt Sturm zu laufen.“ Wenn der Drang nach Freiheit und Selbständigkeit die Brust strebender Jünglinge erfüllt, so ist dies ein völlig berechtigtes Verlangen; aber diesem gegenüber stehen die socialen Verhältnisse, die sich, wenn auch nicht immer naturgemäß, so doch geschichtlich entwickelt haben. Tritt nun der Einzelne, in dem Irrthum befangen, daß die ihn beengenden Verhältnisse sich künstlich gemacht, der Gesammtheit entgegen und zwar nicht als Reformator, sondern als Revolutionär, so wird er zum Verbrecher und muß an seinem Streben zu Grunde gehen. Das ist Karl Moors Fall und zugleich die Idee des Stückes, welche

auf den Brettern, die die Welt bedeuten, stets eine berechtigte Erscheinung sein wird.

Als Schauplatz für sein Drama wählte Sch. die engen, finstern und felsigen Schluchten des Böhmerwaldes mit ihren reißenden Bergströmen, ein rauhes, wildes und unzugängliches Gebiet, wie es in ganz Deutschland nicht geeigneter zu finden ist*). Hier ließ er die wahrhaft plastischen Gestalten seiner Räuber sich entwickeln, deren Namen und Charaktere zum Theil seinen Umgebungen in der Anstalt entlehnt, also unmittelbar aus dem Leben gegriffen waren, während er das Vorbild zu Franz in Shakespeare's Jago (im Othello) fand, in Karl aber den in seinem eigenen Innern arbeitenden Empfindungen einen beredten Ausdruck gab. Fassen wir nunmehr die einzelnen Personen näher ins Auge.

Wir beginnen mit dem Haupt der gräflichen Familie, dem alten Moor, einem Manne in den Sechzigern, dessen Ahnen ihren Adel (IV, 2) dem Kaiser Friedrich Barbarossa verdanken Er hat seine Gattin frühzeitig verloren, denn nur der alte. Daniel erwähnt derselben, während sich bei beiden Söhnen keine Erinnerung an ihre Mutter findet. So hat der Vater die Erziehung der beiden Knaben allein übernehmen müssen, neben denen Amalia, eine arme Waise aus vornehmer Familie, aufgewachsen ist. Daß der Graf nach dem Tode seiner Gattin auf diese drei Kinder seine ganze Liebe übertragen, ist natürlich; aber als ein guter und schwacher Mann ist er blind in seiner Liebe gewesen und hat den älteren, hoffnungsvolleren Sohn bevorzugt, so daß es der jüngere hat merken müssen. Dafür erlebt er nun das Unglück, beide Kinder mißrathen zu sehen, und fühlt auch, daß er schuld daran ist, daß „die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern". Es erweckt unsere ganze Theilnahme, den guten, bibelgläubigen Mann leiden zu sehen, der bei seinem eigenen Schicksal der Geschichte Jakobs und

*) Vergl. Kutzen, Das deutsche Land. Breslau bei Hirt.

Josephs gedenkt, der mit Hiobs Worten um den Verlust seiner Söhne klagen kann, der in dem Gefühl seines herannahenden Endes mit aufrichtigem Herzen nach dem Abendmahl verlangt. Aber was hilft das Alles; er ist kein Charakter. Ein rechter Menschenkenner würde merken, daß Franz Komödie mit ihm spielt, er würde die Tücke desselben nicht bloß ahnen, sondern durchschauen, er würde nicht in einem Augenblick ihm tausend Flüche nachdonnern und kurz darauf ihn um Verzeihung bitten. So ist der alte Graf ein Sinnbild der kranken, altersschwachen Zeit; ein Mann, der durch die ungerechte Bevorzugung eines seiner Kinder eine schwere Schuld auf sich geladen und nun zur Strafe dafür sich in beiden Söhnen betrogen sieht; dem in seiner Verzweiflung daher nichts weiter übrig bleibt, als sich selbst anzuklagen und sein Schicksal als wohl verdient zu betrachten.

Den ältesten Sohn, den Erben der väterlichen Herrschaft, hat Sch. Karl genannt, welches auch der Name des Helden in der Schubart'schen Erzählung ist; der Name Moor wurde einem Zöglinge der Karlsschule entlehnt. Karl, schon in der Jugend der Liebling des Hauses, nicht nur von dem Vater, sondern auch (IV, 3) von der Dienerschaft verhätschelt, wuchs zu einem begabten Jüngling heran, welcher versprach ein Held zu werden, der seinen Ahnen Ehre machen würde. So ging er zur Vollendung seiner Ausbildung nach Leipzig. Eine stattliche Erscheinung, nicht nur mit hervorragenden Geistesgaben, sondern auch mit reichen Mitteln ausgerüstet, kommt er nach dem damaligen Centrum deutscher Bildung, das Goethe (Faust, Bd. II, S. 88) „ein klein Paris" nennt. Aber ohne Erfahrung, ohne Erziehung, ohne Aufsicht wird er den verlockenden Reizen des Lebens zur Beute. Von dem Gedanken beseelt, daß nur „die Freiheit Kolosse und Extremitäten ausbrüte", stürzt er sich in den Strudel der Vergnügungen, und da ihm nirgend ein Ideal geboten wird, an dem er sich erwärmen und begeistern könnte, so erschöpft er seine Kraft in tollen Studentenstreichen. Bald

aber gewährt ihm dieses Treiben keine Befriedigung mehr. Mit lebhaftem Sinn für die Schönheiten der Natur begabt, möchte er sich selbst in Harmonie mit der Schöpfung fühlen; das aber will ihm nicht gelingen, denn er kann die Räthsel des Lebens nicht lösen. So wird er von der allgemeinen Krankheit der Jugend, vom Weltschmerz ergriffen; statt der Helden des Alterthums, der Ideale seiner Knabenjahre, sieht er sich rings von Menschen umgeben, deren niedrige Gesinnung ihn anekelt, und statt der Gelegenheit zu thatkräftigem Handeln sieht er sich überall gedrückt und beengt. Die Thorheiten, die er in Leipzig begangen, haben nicht nur seine Mittel erschöpft, sondern auch seine sittliche Kraft gelähmt; nunmehr erwacht sein besseres Selbst, er wendet sich reuevoll an seinen Vater, der wird den verlorenen Sohn nicht zu Grunde gehen lassen. Indessen was er gehofft, geschieht nicht; dem Bußfertigen wird keine Verzeihung zu Theil, die väterliche Thür wird ihm verschlossen. Nun erwacht sein Haß, aber nicht bloß gegen den Vater, sondern gegen die Menschheit überhaupt; bisher nur der Repräsentant des auf Irrwegen befindlichen jugendlichen Strebens, betrachtet er sich nunmehr als Repräsentanten des um seine Rechte betrogenen Volkes. Die „Otternbrut", die ihn von sich ausgestoßen, die will er jetzt zermalmen, darum beschließt er Räuber und Mörder zu werden. Aber er wird noch mehr. Seine Gefährten haben eben so wie Franz (IV, 2) bemerkt, daß etwas Großes in seinen Zügen liege, und bald wird ihn Kosinsky (III, 2) mit Scipio, „dem Mann mit dem vernichtenden Blick" vergleichen; sie erwählen ihn daher zu ihrem Hauptmann. Jetzt wird sein Thatendurst Befriedigung finden, denn er ist, wie Sch. in der Selbstrecension seiner Räuber sagt, „ein Geist, den das Verbrechen nur reizt um der Größe willen, die ihm anhängt, um der Kraft willen, die es erheischt, um der Gefahren willen, die es begleiten." Und in der That ist er im Augenblick der Noth ein ganzer Mann, ein Führer, dessen Scharfblick, dessen Organisationstalent wir bewundern müssen. Und wie

Digitized by Google

treibt er sein Handwerk? Wir erfahren es (II, 3) von Razmann. Er nimmt leichtfertigen Schurken das Geld ab, um es auf würdige Weise zu verwenden, um arme Waisen erziehen und unbemittelte, aber hoffnungsvolle Jünglinge studiren zu lassen; er schafft gemeine Beamtenseelen aus der Welt, die ihre Stellung mißbrauchen; denn er will die Menschheit von ihren Peinigern befreien. Das Rauben und Plündern überläßt er den Mitgliedern seiner Bande, unter denen er strenge Zucht und Ordnung hält, denn seine Absicht ist keine andere, als „das Racheschwert des obersten Tribunals zu regieren". Aber bald bemerkt er zu seinem Schmerz, daß nur wenige seiner Genossen im Stande sind, seine eigentlichen Absichten zu begreifen; es werden unter seiner Führung Unmenschlichkeiten und Greuelthaten verübt, die „seine schönsten Werke vergiften". Nun ist er auch des Räuberlebens satt und möchte seiner Bande entfliehen. Obwohl mit sich selbst und mit der Welt zerfallen, ist doch ein Rest aus jenen besseren Tagen ihm geblieben. Er sehnt sich zurück nach der Unschuld seiner Knabenjahre; bei der Erinnerung an seine Amalia hofft er, das Glück der Liebe könne ihm noch lächeln, und so beschließt er, was er früher nur halb gethan, jetzt ganz zu thun, er kehrt in sein Vaterhaus zurück. Aber den Vater selbst findet der verlorene Sohn nicht wieder, nur von einem alten Diener wird er erkannt; und da er sich nicht berechtigt fühlt, an seinem unnatürlichen Bruder Rache zu nehmen, und eben so wenig es wagt, sich seiner Amalia zu erkennen zu geben, so kehrt er zu seinen Räubern zurück. Doch hier wird er aufs neue von Gewissensbissen gefoltert, das Verlangen nach Glückseligkeit kann er in seinem Innern nicht zerstören; so bleibt ihm, dem Unglücklichen, nichts weiter übrig, als sich selbst zu vernichten. Aber jetzt treten die Schauer der Ewigkeit vor seine Seele; darf er es wagen, die dunkele Pforte selbst zu öffnen, die sein Geschick ihm noch verschlossen hält? Nein, sein Stolz verbietet ihm den Selbstmord, er beschließt zu leben und das Schicksal zu tragen, das er sich selbst bereitet. Es ist, als

ahne ihm, daß er noch eine schaurige Mission zu erfüllen hat. Seinen teuflisch gemißhandelten Vater aus dem Gefängniß zu befreien und ihn zu rächen, das ist die That, womit er seine Werke krönt; da er ihm aber weder den Sohn, noch seiner Amalia den Bräutigam wieder schenken kann, und eben so wenig der Bande noch ferner ein Führer zu sein vermag, so kehrt er nunmehr in die Schranken der gesetzlichen Ordnung zurück, der er sich selbst zum Opfer anbietet. Es ist dies ein Ausgang, mit dem Sch. gleichzeitig sein Urtheil über das Stück ausgesprochen hat.

Wenn sowohl Hoffmeister als K. Fischer*) in Karl Moor's hohem Freiheitssinn wie in seinem weichen Gemüth des Dichters eigenes Bild erblicken, so ist dies doch nur ein weit verbreiteter Zug von psychologischer Wahrheit, den Sch. außer sich eben so gut beobachten als in sich entdecken und somit zur Darstellung bringen konnte. Wenigstens gehörte Sch. in der Karlsschule keineswegs zu den widerspenstigen Naturen, die den Drang in sich fühlen, mit allen Verhältnissen zu brechen, um im Leben etwa die Rolle eines Räubers zu spielen; denn es ist bekannt, daß er ungeachtet mancher Ausstellungen, die man an ihm zu machen hatte, doch ein besonderer Liebling des Herzogs war. Wir dürfen es daher wohl zugeben, daß der Dichter dem Charakter seines Karl Moor ein reiches Maß subjectiver Färbung gegeben; aber seinem Stoff gegenüber erscheint er so objectiv, wie es von dem Dramatiker verlangt wird, dessen Aufgabe es ist, das Leben darzustellen.

Der jüngere der beiden Brüder führt in der Schubartschen Erzählung den Namen Wilhelm. Aber Sch. war durch seinen Freund, Wilhelm v. Hoven, auf den Stoff aufmerksam gemacht worden; wie hätte er für den Bösewicht, den er zu zeichnen gedachte, diesen Namen beibehalten können? Er nannte ihn

---

*) Die Selbstbekenntnisse Schiller's. Frankfurt a. M., Chr. Hermann, 1858. S. 26—35.

Digitized by Google

Franz, ein Name, dessen fremdländische Abstammung*) und dessen scharfer, schneidender Klang ihm für seinen Zweck besser zusagte. Franz ist, wie Richard III, von der Natur stiefmütterlich behandelt worden; er ist häßlich von Gestalt und Gesicht und hat in Folge dessen manche Zurücksetzung erfahren. Das hat sein Gemüth verbittert, so daß er mit einer gewissen Berechtigung seinem Vater über die ungleiche Behandlung seiner Kinder Vorwürfe macht. Hat es ihm nun auch von jeher an Liebenswürdigkeit gefehlt, so besitzt er dafür doch Erfindungsgeist; was er auf redlichem Wege nicht gewinnen kann, das will er mit Gewalt ertrotzen, und so wird er zum Verbrecher. Zunächst erscheint er als ein schlau berechnender Heuchler; er sucht das Gegentheil von dem glauben zu machen, was er im Sinne hat, hebt seine eigenen guten Eigenschaften hervor, verläumdet Andere und dichtet ihnen seine Fehler an. Aber er hat bestimmte Zwecke, die er erreichen will, es ist ihm um das Erbe der väterlichen Herrschaft zu thun; deshalb muß der Vater beseitigt, der ältere Sohn von dem Vaterherzen, der Bräutigam von der Braut gerissen werden. Die Mittel dazu sind Lug und Trug, selbst (II, 1) falsche Handschriften und, wo die nicht helfen, der Meuchelmord. Den letzteren will er freilich selbst nicht verüben; solche Verbrechen sollen Andere, Hermann und Daniel, für ihn begehen, denn er will den Leuten nicht als Bösewicht erscheinen. Nichtsdestoweniger schlägt ihm sein Gewissen, mit dem er sich durch eine eigene Art von Philosophie abzufinden sucht. Er macht sich ein Gewissen nach eigener Façon zurecht, indem er mit diabolischer Sophistik Natur und Religion verhöhnt. Das Verhältniß zu seinem Vater wird von ihm in der herzlosesten und empörendsten Weise zergliedert, die heiligsten Empfindungen werden in den Schmutz getreten, um sich jeder bindenden Verpflichtung zu überheben. Die Religion ist ihm nichts Anderes als ein heiliger Nebel, der Gedankenlose und Narren mit Furcht erfüllen und den Pöbel

*) Von Franciscus; vergl. Franke.

Digitized by Google

im Zaum halten soll. Deshalb verdreht er die Worte der Schrift und weiß Bibelstellen (IV, 2) in schändlicher Weise zu mißbrauchen. Wenn man will, so könnte man auch hier behaupten, daß der Dichter aus sich selbst geschöpft; war doch auch er bereits von mancherlei religiösen Zweifeln gepeinigt, welche den kindlichen Glauben an die Wahrheit des christlichen Dogma's erschüttert hatten, und erkennt man in den barocken Sophismen doch deutlich genug den zum Materialismus sich hinneigenden Mediciner. Aber als Dramatiker brauchte er nicht bloß einen reflectirenden, er brauchte einen handelnden Bösewicht, und in dieser Beziehung offenbart sich bei dem Dichter die zu Uebertreibungen geneigte jugendliche Schwäche, denn da, wo Franz wirklich handelnd auftritt, wird er zur Carricatur. Die Heftigkeit, mit der er auf seinen Vater einstürmt, um ihn durch Schreck zu tödten; sein empörendes Benehmen dem Verzweifelnden gegenüber; seine Ausbrüche des Zornes (II, 2) gegen Hermann, durch die er sich doch deutlich in die Karten sehen läßt; die plump angelegte Intrigue, durch welche er Amalie zu gewinnen denkt und an deren Gelingen er selber zweifeln muß; die vollständig ungerechtfertigte, rohe Weise, in welcher er den alten, treuen Daniel verdächtigt — das Alles mußte dem Dichter sagen, daß, wenn auch „die Tugend im Contraste mit dem Laster das lebendigste Colorit erhält" (R. Vorr.), doch ein gewaltsames Streben bei der Anwendung dieses Kunstmittels eher Widerwillen als Bewunderung erzeugt, und mit Recht sagt er daher in der Selbstkritik seiner Räuber, es sei „eine Versündigung gegen die menschliche Natur, ein solches Monstrum in eine Jünglingsseele zu versetzen." Glücklicher dagegen ist dem Dichter die Katastrophe gelungen, in welcher er das Ende seines Bösewichts zur Anschauung bringt. Die Gewissensqualen, welche ihn peinigen; „die unwillkürlichen Schauder, welche seine Glieder in frostige Angst rütteln"; die Ausbrüche des Zorns gegen Daniel und den Pastor Moser, wo es ihm an Gründen fehlt, seine Gegner zu besiegen; die entsetzlichen Träume und die Gespenster, welche

ihn im Augenblick der letzten Noth gleich schlangenhaarigen Furien verfolgen; die wahnsinnigen Reden, mit welchen der verzweifelnde Atheist seinem Leben ein Ende macht — das Alles ist von tief ergreifender Wahrheit und bei der Darstellung auch jederzeit von mächtiger Wirkung.

Zwischen den beiden feindlichen Brüdern steht Amalia, die Nichte des alten Moor, die derselbe als Waise in sein Haus aufgenommen und dort erzogen hat, was sie ihm mit liebreicher Sorgfalt vergilt. Ohne mütterlichen Einfluß, ohne irgend ein anderes weibliches Vorbild ist sie mit den Knaben aufgewachsen, unter denen Karl als die edlere Natur ihre Zuneigung gewonnen hat. Ihre Liebe ist zwar eine schwärmerische, aber es liegt zugleich etwas männliches darin, denn sie liebt an ihrem Karl fast nur das Freie, Kühne und Große. So erscheint sie eigentlich nur als der weibliche Abdruck desselben, eben so heroisch und phantastisch und zugleich eben so exaltirt. Sie ist zwar erbittert, daß der Vater seinen Sohn verstoßen, aber sie thut nicht das Geringste, um das gestörte Verhältniß wiederherzustellen; die Neigung, Frieden zu stiften, dieser schöne Zug des weiblichen Herzens, war dem jugendlichen Dichter noch völlig unbekannt. Statt selbst an Karl zu schreiben, überläßt sie sich in ihrer Einsamkeit der stummen Trauer, oder schwelgt in Wonne und Entzücken, Empfindungen, die sie selbst in das Kloster mit hinüberzunehmen gedenkt. Daß Karl sie geliebt, ist ihr bekannt, und daß die Bewerbungen seines Bruders aller edlen Beweggründe entbehren, durchschaut sie wohl, aber sie thut wiederum nichts, um dessen schändliche Verrätherei an das Licht zu bringen; sie haßt ihn nur und wünscht, von ihm gehaßt zu werden; und wo sie sich seiner Zudringlichkeit erwehren muß, ist es nicht die einem ächt weiblichen Wesen von der Natur verliehene sittliche Würde, mit welcher sie ihn in Schranken hält, sondern es sind Schläge und Drohen mit der ihm entrissenen Waffe. Einen Augenblick scheint ihre Liebe zu Karl wankend zu werden, als der vermeintliche Fremde ihr ein Interesse abgewinnt; aber sie



fühlt wohl, daß sie etwas von ihrem Karl in ihm entdeckt, dem Einzigen, dem sie ihr Herz schenken kann, dem sie treu bleiben muß. So findet sie denn auch den Oheim wie den Bräutigam wieder, aber nur, um beide sogleich zu verlieren und selbst als ein beklagenswerthes Opfer ihres Geschicks zu fallen. — Als Sch. seine Räuber schrieb, war ihm das Gefühl der Liebe noch eine vollständig fremde Empfindung; gänzlich unbekannt mit dem weiblichen Herzen, war er außer Stande, die oft so rührende Naivetät desselben zu schildern. Hoffmeister bezeichnet daher mit Recht Amalia mit ihrer Liebe als die schwächste Figur, ja geradezu als die tödtliche Seite des Stücks, und Sch. selbst äußert in seiner Selbstkritik, „der Dichter habe hier etwas Außerordentliches liefern wollen, und uns um das Natürliche gebracht." Aber er macht uns an einer anderen Stelle auch mit dem Grunde dieser Erscheinung bekannt; er sagt: „Die Thore des Instituts öffneten sich Frauenzimmern nur, ehe sie anfingen interessant zu werden und wenn sie aufgehört hatten, es zu sein." So wurde Amalia ein Gebilde seiner Phantasie, dem es nothwendig an innerer Wahrheit fehlen mußte.

Neben den Mitgliedern der Moor'schen Familie steht **Hermann**, der natürliche Sohn eines Edelmannes, ein muthiger, entschlossener Mensch, der durch sein offenes Auftreten einen wirksamen Gegensatz zu Franzen's heimtückischem Charakter bildet. Der Flecken, welcher an seiner Geburt haftet, hat ihm Beleidigungen von dem alten Moor zugezogen; von Amalia, die er gleichfalls liebt, ist er abgewiesen worden, und in Karl besitzt er einen gefährlichen Nebenbuhler; er hat also hinreichende Ursache, mit seinem Schicksal unzufrieden zu sein. In dieser Stimmung, und zugleich von dem lebhaften Verlangen beseelt, eine Rolle in der Welt zu spielen, schließt er sich an Franz an, der ihm auch die besten Aussichten zur Erreichung seines Zieles eröffnet, ihn aber nur benutzen will, um seine eigenen Pläne durchzusetzen. Hermann traut ihm anfangs und zeigt sich bereit, den Grafen wie auch dessen ältesten Sohn zu vernichten; als er

aber sieht, welches Unheil er angerichtet, schlägt ihm sein Gewissen, er macht wirksame Gegenintriguen, verräth Amalien, daß beide Moor noch am Leben seien und trägt somit dazu bei, Franzens tragischen Ausgang herbeizuführen.

Einen wohlthuenden Gegensatz zu dem bedauernswerthen Familienkreise bildet der greise Diener Daniel, ein Mann von einfacher, schlichter Frömmigkeit, der sich zu keiner Schandthat verstehen mag. Dabei ist er von rührender Ergebenheit, in Augenblicken, wo ihm das Herz aufgeht, von einer kindlich-naiven Geschwätzigkeit und selbst einem (vermeintlichen) Fremden gegenüber von einer Wahrheitsliebe, die alles ausplaudert, was er auf dem Herzen hat. Von Schmerz erfüllt, daß das gräfliche Schloß, das sonst ein Sitz des Segens war, sich in ein Haus des Fluches verwandelt hat, will er dasselbe verlassen und ist selbst noch in diesem Augenblicke bereit, sich seines verabscheuungswürdigen Herren anzunehmen, ihn zu ermahnen und zu warnen; er ist das Bild der Aufrichtigkeit und Treue im Gegensatz zur Falschheit und Bosheit.

Wir wenden uns nun zu den Räubern, einem Corps, das zum Theil aus Leuten hervorgegangen ist, die sich Studirens halber in Leipzig aufgehalten, aber, statt sich dem Dienst der Musen zu widmen, einer übermüthigen Libertinage (s. d.) ergeben haben. Hierdurch sind sie so herunter gekommen, daß ihnen schließlich keine andere Laufbahn als die der Banditen übrig bleibt. Die Hauptrolle unter ihnen spielt Spiegelberg, der am treffendsten durch Schweizer's Worte (I, 2) charakterisirt wird: „Moritz, Du bist ein großer Mann! — oder es hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden!" — Spiegelberg ist eigentlich ein jämmerlicher Renommist, der aus seinen Studentenjahren nichts von seinem besseren Selbst gerettet hat, sondern sich nur mit Vergnügen der begangenen tollen Streiche erinnert. Aber er ist zugleich ein großer Phantast, in dessen Kopfe allerlei unausführbare Gedanken ihren Spuk treiben. Er läßt sich daher auch die Schimpfnamen „Schafskopf, Esel, Bestie", mit

denen seine Gefährten ihn tractiren, ganz ruhig gefallen. Dennoch gelingt es seinem unverkennbaren Rednertalent, sie durch barocke Sophistereien, so wie durch einen tollen Gaunerhumor, der sich selbst die Hölle zu einem ergötzlichen Bilde auszumalen versteht, von der Richtigkeit seiner Ideen zu überzeugen. Da es mit den übermüthigen Studentenstreichen vorbei, und der Weg zur Rückkehr unter die Gesellschaft der ehrlichen Leute ihnen versperrt ist, so gehen sie auf seinen Vorschlag ein, und er wird somit der Stifter der Räuberbande. Hieraus leitet er nun das Recht ab, auch ihr Hauptmann zu werden; aber seine Genossen wissen recht gut, daß er sich dazu nicht eignet, denn er ist eigentlich ein nichtsnutziger Schleicher und ein feiger Charakter. So muß er sich denn wider seinen Willen dem einstimmig erwählten Hauptmann unterordnen, den er am liebsten so schnell wie möglich beseitigen möchte. Dies aber führt seinen Sturz herbei; denn so wie er mit seiner nichtswürdigen Absicht hervortritt, wird er von Schweizer erstochen. In Spiegelberg sehen wir Sch.'s Neigung zur Zusammenstellung wirksamer Contraste in höchst glücklicher Weise in die Erscheinung treten; denn während Karl's rein tragischer Charakter uns zu tief ernstem Nachsinnen Veranlassung giebt, ist Spiegelberg eine grotesk-komische Figur, die wir ungeachtet alles Abscheus vor seiner Nichtswürdigkeit, dennoch mit einem gewissen Behagen über die Scene gehen sehen; er ist, wie Eckardt (S. 126 ꝛc.) bis in's Einzelste gehend nachgewiesen hat, eine vollendete Parodie des Helden unserer Tragödie.

Unter den übrigen Räubern sind nur Roller und Schweizer als einigermaßen hervortretende Gestalten zu bezeichnen. Roller, der sich gern auf möglichst ehrliche Weise hätte durchschlagen mögen, ist wie Spielberg zum Humor aufgelegt, aber gleichwohl eine besonnene Natur. Er bringt die Nachricht, daß man die Libertiner auskundschaftet; er weist darauf hin, daß die Bande einen Hauptmann haben müsse, wozu er Moor in Vorschlag bringt, der auch auf ihn am meisten hält. Sein Ziel geht

eigentlich nicht auf den Galgen los, denn nur die Noth hat ihn zum Banditen gemacht; und gerade er wird eingefangen, gefoltert und zum Galgen verurtheilt. Als Moor in Kapuzinerkutte zu ihm kommt, um ihn durch Wechseln der Kleider zu befreien, schlägt er dies ab, wird aber dennoch vor dem Tode von Henkers Hand gerettet, um kurz darauf einen edleren Tod für seinen Hauptmann zu sterben. — Schweizer ist wie Roller von Natur gut geartet, aber freilich verwildert; er neigt sich anfangs auch auf Spiegelbergs Seite, wird jedoch bald dessen Gegner. Mit einfachen, schlichten Worten ist er bemüht, den Vermittler zwischen Karl und der Bande zu spielen; und treu, wie schon sein Name (vergl. d. Flüsse [Rhein]) dies andeutet, rettet er seinem Hauptmann zweimal das Leben. Dafür wird ihm die Ehre zu Theil, den Vater desselben zu rächen; da es ihm jedoch nicht gelingt, sein gegebenes Wort zu lösen, so giebt er sich selbst den Tod.

Eine eigenthümliche Rolle spielt Kosinsky. Er ist noch ein ehrlicher Mann und zwar ein Mann von Bildung, denn Moor selbst muß ihm das Zeugniß geben, er habe sich wacker in Schulen gehalten; aber er hat auf den Wogen des Lebens Schiffbruch gelitten, seine Braut ist ihm durch eine Hofkabale geraubt, seine Güter sind ihm confiscirt worden. Da ist Moors Ruf als Versucher an ihn herangetreten, und allerdings paßt er seiner ganzen Gemüthsstimmung nach in die Gesellschaft der Räuber, wo er in einem thatenvollen Leben den marternden Erinnerungen an die Vergangenheit wird entfliehen können. Er wird aber eben nur aufgenommen, ohne daß wir ihn an ruchlosen Thaten sich betheiligen sehen. Er ist geeignet, den Räubern einen Spiegel vorzuhalten, ihnen zu zeigen, was sie gewesen; und in den Worten, mit welchen Karl ihn abzumahnen sucht, spricht dieser sein Urtheil über sich selbst, sein Urtheil über die Thaten seiner Bande aus.

Schließlich haben wir noch zweier bedeutungsvoll contrastirenden Gestalten zu erwähnen, des Paters in dem zweiten

und des Pastors Moser im fünften Act, von denen der Dichter mit richtigem Tact den ersten dem Karl Moor, den zweiten dagegen Franz gegenüberstellt. Der Pater sucht der Gesellschaft der Räuber gleich von vornherein dadurch zu imponiren, daß er sich als Diener der Kirche und als Abgesandter der Obrigkeit bezeichnet, und er thut gut daran, „sich den Magen warm zu halten“, denn durch Ueberlegenheit des Geistes würde er doch nicht zu wirken verstehen. Er betrachtet sich als den bei Gott in Gnaden Stehenden, der das Recht hat, Dieben und Mordbrennern gegenüber als ein toller Zelot aufzutreten; der mit einer Fluth von übertreibenden Kraftausdrücken auf die Bande losschimpft, so daß kein gutes Haar an ihr bleibt. Vollständig unfähig, einen Verirrten wieder anf den rechten Weg zu führen, ist er nur handwerksmäßig erbost über die geschehenen Greuel; er kann daher seine Zuhörer nicht ergreifen und bessern, sondern höchstens ihnen einen Spaß bereiten, so daß Moor mit vollem Recht in Sorgen ist, jede Störung seiner Rede könne ihm das Concept verderben. Wir erblicken in diesem ersten komischen Charakter, den Sch. geschaffen, eine glückliche Vorstudie zu dem Kapuziner in Wallensteins Lager, eine Figur, deren niederes Pathos die ganze innere Ohnmacht leeren Pfaffengewäsches zur Schau trägt. Als solches möchte Franz auch die Reden des würdigen Pastors Moser betrachten, der indessen ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit ein Diener Gottes in der edelsten Bedeutung des Wortes ist. Mit psychologischem Scharfblick versteht er es, dem mit ihm disputirenden Bösewicht die geheimsten Tiefen seines Innern aufzuschließen, und mit ernst mahnenden Worten ihn vor den fürchterlichen Richterstuhl seines eigenen Gewissens zu stellen. Es ist bekannt, daß Sch. in diesem Charakter seinem ehemaligen Lehrer, dem Pastor Moser, der ihm in Lorch bei Schwäbisch-Gmünd den ersten Unterricht im Lateinischen ertheilt, und durch dessen Einwirkung bei ihm auch die erste Neigung zum Studium der Theologie erwachte, ein ehrendes Denkmal gesetzt hat, ein Denkmal, das uns um so

bedeutungsvoller erscheinen muß, als es uns mit manchem Schroffen und Widerwärtigen in dem Stücke versöhnt. Lassen wir nunmehr den Gang der Handlung desselben an uns vorübergehen.

Der erste Act hat in der Literaturausgabe drei Scenen, von denen die letzte in der Theaterbearbeitung zur zweiten gemacht ist. Hierdurch gliedert sich der ganze Aufzug in zwei mehr gleichmäßige Abtheilungen, von denen die Scenen der ersteren in, die der letzteren außer dem Moor'schen Schlosse spielen. Wir lernen zunächst Franz, den heuchlerischen Bösewicht, kennen, der durch einen selbstgeschmiedeten Brief seinen älteren Bruder um die Liebe des Vaters und um die ihm rechtmäßig zustehende Herrschaft bringen will. Ungeachtet er seinen Vater durch höhnische Reden auf das tiefste verletzt, gelingt es ihm doch, sich bei dem schwachen Manne einzuschmeicheln, der ihm die Antwort an Karl überträgt. So hat er das Heft der Waffe in Händen, mit welcher er den vernichtenden Streich gegen seinen Bruder zu führen gedenkt. Aber auch von Amalia's Herzen will er ihn losreißen, um dieselbe für sich zu gewinnen; indessen ist er hier in seinen Verdächtigungen und Verläumdungen weniger glücklich, da sie sich gelobt, ihrem Geliebten treu zu bleiben. — In der zweiten Hälfte lernen wir den bereits angekündigten Helden des Stückes mit seinen Genossen kennen, und zwar tritt Karl sogleich im Gegensatz zu Spiegelberg auf. Karl schmält auf die klägliche Zeit des Druckes und der Knechtschaft, die nichts Großes hervorzubringen vermag; Spiegelberg dagegen sucht ihm die böse Laune durch seinen Humor wegzuscherzen, erinnert ihn an die übermüthige Herrschaft, die sie als Studenten geübt, und zeigt ihm, wie sie auf dem Wege des Verderbens noch weiter vorschreiten können. Karl aber weist solches Ansinnen zurück, denn er erwartet Verzeihung von seinem Vater, eine Hoffnung, in der er durch die Ankunft des von seinem Bruder geschriebenen Briefes getäuscht wird. Nachdem er sinnlos fortgestürzt ist, treten seine übrigen Genossen in Berathung

über ihre bedenkliche Lage. Ihres wüsten Treibens wegen jedenfalls von der Universität verwiesen, haben sie sich einem vagabondirenden Leben ergeben, das sie in Schulden und Elend gestürzt, aus dem kein Rettungsweg sich zeigen will. In dieser Noth macht Spiegelberg den Vorschlag zur Stiftung einer Räuberbande, der auch bald mit Begeisterung aufgenommen wird. Auch der Vorschlag, Karl zum Hauptmann zu wählen, findet allgemeinen Beifall; nur Spiegelberg ist erbittert über die erfahrene Täuschung, und seine Worte: „bis ich ihm hinhelfe" klingen bedenklich durch das dem Hauptmann gebrachte Lebehoch hindurch, sie deuten eine zu erwartende Katastrophe an. Karl Moor, wüthend über das Schicksal, das ihn betroffen, hat die Wahl in jugendlicher Ueberstürzung angenommen. Es ist zunächst die Idee, die ihn reizt; wie dieselbe sich verwirklichen werde, das hat er sich noch nicht klar gemacht. Aber er läßt sich Treue schwören, schwört sie eben so seinen Leidensgefährten, und so ist der Bund geschlossen, ein Bund, dem der Glaube an eine göttliche Vorsehung verloren gegangen, der nichts Anderes als ein „unbeugsames Fatum" als über sich waltend anerkennt.

Nachdem wir die einander feindlichen Gewalten mit ihren Absichten kennen gelernt, giebt uns der zweite Act ein Bild von ihren Operationen. Zunächst geht Franz, dem das Leben seines Vaters zu lange dauert, mit sich zu Rathe, durch welche Mittel er dessen Tod herbeiführen könne. Er wendet sich deshalb an den von dem Grafen und seinem ältesten Sohne beleidigten Hermann, verspricht ihm Amalia zur Gattin und fordert ihn auf, dem alten Moor zu verkünden, Karl sei im Kampfe gefallen. So denkt er den Vater durch Schreck zu tödten und selbst zur Herrschaft zu gelangen. Hermann sagt zu; wir hören aber gleich darauf, daß Franz ihm nicht Wort halten will, der in der Theaterausgabe überdies seiner Leichtgläubigkeit spottet, hierauf seine Menschenverachtung gründet und sich somit in seiner Bosheit bestärkt. Der entworfene Plan wird sogleich ausgeführt;

beide begeben sich zu Moor, der sich soeben mit Amalia von Karl unterhält, ein Dialog, der in der Theaterbearbeitung bedeutend gekürzt ist. Hermann entledigt sich seines Auftrages unter Beibringung von Documenten, denen der Vater glaubt, die jedoch bei Amalia gerechte Zweifel erwecken. Franz wirft jetzt die ganze Schuld auf seinen Vater, den er mit höhnenden Worten verläßt, während Amalia zurückbleibt und ihm Jacobs Klage um seinen Sohn Joseph vorlesen muß, eine in der Theaterausgabe getilgte Scene. Die Schreckensnachricht hat in soweit auf den alten Moor gewirkt, daß er in Ohnmacht gesunken ist, ein Umstand, den Franz benutzt, ihn für todt auszugeben, worauf er in einem für die Bühne gleichfalls unterdrückten Monologe ein erschreckendes Bild seiner künftigen Herrscherprincipien entwirft. — Die zweite Hälfte des Actes versetzt uns in die böhmischen Wälder, wo Spiegelberg von den abscheulichen Streichen seines lustigen Räuberlebens erzählt, während Razmann uns über Moors edle Absichten aufklärt, eine Scene, die in der Bühnenausgabe durch die vorgenommene Kürzung bedeutend an Wirkung verliert. Jetzt tritt Schwarz auf und berichtet, daß Roller gehängt worden sei, den wir indessen gleich darauf erscheinen sehen; denn ein tollkühner Streich seines Hauptmanns hat ihn gerettet, eine ganze Stadt ist seinetwegen in Flammen aufgegangen. Inzwischen haben Soldaten eine Kette um den Wald gezogen, in der Absicht die ganze Bande einzufangen. Ehe sie jedoch zum Angriff schreiten, schickt die Obrigkeit einen Pater vor, der in der Theaterbearbeitung als „Commissar" auftritt und dadurch den wesentlichsten Theil seiner Originalität eingebüßt hat. Er hat die Aufgabe, dem Hauptmann seine Nichtswürdigkeiten vorzuwerfen, der dagegen dem geistlichen Hochmuth eine derbe Strafpredigt hält und ihm begreiflich macht, wie er als Räuberhauptmann die Gerechtigkeit zu üben suche, die er in der bürgerlichen Gesellschaft vermißt. Da sich der Pater indeß auf weitere Erörterungen nicht einläßt, und seine Aufforderung an die Bande, sich freiwillig zu ergeben,

oder den Hauptmann auszuliefern, erfolglos bleibt, so geht es zum Kampf, zum offenen Kampf gegen die Beschützer der gesetzlichen Ordnung.

Beim Anfange des dritten Actes, der uns die Katastrophe oder den Wendepunkt zu bringen hat, erfahren wir zunächst, daß das Böse auf beiden Seiten vorläufig den Sieg errungen hat; Franz ist Herr der Besitzungen seines Vaters geworden, Karl dagegen hat sich im Kampfe gegen die gesetzliche Gewalt behauptet. Der Dichter will uns nunmehr die Gemüthsstimmung zur Anschauung bringen, in welcher beide Verbrecher die Früchte ihrer Thaten genießen, derselbe Dichter, welcher später (Br. v. M. 5, 467) sang:

„Ein andres Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein andres zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt sie und kühn dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Busen bewegen:
Aber ist sie geschehn und begangen,
Blickt sie dich an mit erbleichenden Wangen."

Der übermäßigen Anstrengung auf beiden Seiten ist jetzt die Abspannung gefolgt; wir sehen der weiteren psychologischen Entwickelung der Charaktere entgegen. Der Dichter führt uns zunächst nach dem Moor'schen Schlosse, wo Franz zwar residirt, aber keineswegs so herrscht, wie er es sich gedacht hat. Denn als er der um ihren Geliebten trauernden Amalia seine Liebe erklärt, oder vielmehr in der schamlosesten Weise die Erwiederung seiner Zuneigung von ihr erzwingen will, reißt sie ihm den Degen aus der Scheide und nöthigt ihn zur Flucht. Ueberdies theilt Hermann Amalien mit (eine Scene, die in der Theaterausgabe abgekürzt in den vierten Act verlegt ist), daß Karl sowohl als ihr Oheim noch leben, zwei Nachrichten, von denen sie die letztere vollständig überhört. Es sieht also mit Franzens Herrschaft mehr als bedenklich aus. — Wie steht es nun mit Karl Moor? Wir finden die vom Kampfe abgematteten Räuber an der Donau gelagert, sie haben sich also durchgeschlagen. Nach dem glänzend errungenen Siege müßte Karl wähnen, er

sei auf dem Gipfelpunkte seines geträumten Strebens angelangt; statt dessen finden wir ihn körperlich erschöpft und innerlich geknickt. Der beste unter seinen Gefährten, Roller, ist an seiner Seite gefallen, und er selbst fühlt sich bitter getäuscht. Die lachende Natur um ihn her bildet einen schneidenden Contrast mit dem Bilde, das der Spiegel seines Innern ihm vorhält, so daß er den Kosinsky, der sich zum Eintritt in die Bande meldet, in ernstester Weise von seinem bedenklichen Vorhaben abmahnt. Nur die Aehnlichkeit in dem Schicksal beider Unglücklichen vermag ihn zur Aufnahme des neuen Mitgliedes zu bewegen und ihn zu neuen Thaten anzuspornen. — Der dritte Act ist im Verhältniß zu den übrigen von auffallender Kürze und entbehrt ungeachtet des psychologischen Interesses, das er uns abnöthigt, doch des nothwendigen dramatischen Reizes, weshalb Sch. in seiner Selbstkritik auch mit Recht sagt, das ganze Schauspiel erlahme in der Mitte.

Von reicherem Inhalt dagegen ist der vierte Act, dafür aber auch schwerer zu entwirren. Wir wissen bereits, daß Franz Mangel an innerer Befriedigung fühlt, Karl dagegen von bitterer Reue gefoltert wird; es fragt sich: Was werden sie thun? Wir erblicken Karl vor seinem väterlichen Schlosse in wehmüthiger Stimmung, ungewiß, ob er eintreten soll, ob nicht. Nach diesem in der Theaterbearbeitung unterdrückten Monologe erscheint er unter fremdem Namen bei Amalia, die ihn zwar nicht wiedererkennt, der er es jedoch abfühlt, daß sie ihren Karl noch liebt. Von quälenden Vorwürfen gepeinigt, verläßt er sie. Inzwischen hat auch Franz den Besuch des vermeintlichen Fremden annehmen müssen, bei dessen Anblick ihm eine unheilvolle Ahnung durch die Seele gegangen ist, die sich schnell zu fürchterlicher Gewißheit steigert. Der Gedanke, den Fremden aus dem Wege zu räumen, kann einem Menschen wie Franz keine großen Bedenken einflößen, nur selbst mag er es nicht thun; aber einem alten Diener Daniel wagt er es zuzumuthen, der es ihm nach heftigem Sträuben auch zusagt. In der Theaterausgabe

läßt der Dichter dies Ansinnen an Hermann stellen, der sich aber mit höhnischen Worten von seinem Gebieter abwendet und ihm andeutet, daß er im Stande sei, Gräber zu öffnen und Todte zu erwecken. Durch diese Umänderung mußte natürlich die äußerst lebendige, mit der vorigen so wirksam contrastirende Erkennungsscene (3) zwischen Moor und Daniel unterdrückt werden, die wir indessen ungern auf der Bühne entbehren, weil sie Karl darüber aufklärt, daß er den auf ihm lastenden Fluch nicht seinem Vater zu danken hat, sondern daß er von seinem Bruder spitzbübisch betrogen ist. Karl kann jetzt nicht weiter in dem Schlosse bleiben; aber Amalien noch einmal zu sehen, das kann er sich nicht versagen. Er sucht sie daher in dem Garten auf, wohin sie sich zurückgezogen, damit die Anwesenheit des Fremden sie in ihrer Treue nicht wankend mache. Indessen kann sie ihrem Schicksal nicht entgehen; die Erkennungsscene erfolgt, jedoch nur, um die beiden Liebenden auf immer von einander zu trennen, um ihr zu sagen, daß Karl sich und auch sie unglücklich gemacht habe. — Nach dieser tief ergreifenden Scene, deren Wirkung der Dichter in der Bühnenausgabe, wie uns scheint, mit wenig Glück zu steigern versucht hat, werden wir wieder zu den Räubern geführt, aus deren Kehlen uns ein ruchloses Lied entgegen schallt. Sie erwarten ihren Hauptmann, der ihnen den Befehl hinterlassen hat, sich alles Raubens zu enthalten. Hierin findet Spiegelberg eine Veranlassung, seinem längst gehegten Unwillen über die Strenge des Hauptmanns Luft zu machen; der alte Neid bricht heror. Die Aussicht, selbst der Führer der Bande werden zu können, die er ins Leben gerufen, verlockt ihn, mit seinen Gedanken des Meuchelmords hervorzutreten, wodurch er sich aber selbst den Untergang bereitet. Jetzt erscheint Moor, der, seitdem er seine väterlichen Hallen und in denselben seine Amalia wiedergesehen, innerlich ein Anderer geworden, und befiehlt den Räubern, sich zur Ruhe zu begeben. Er mag jetzt am liebsten allein sein; in einem schwermüthigen Liede sucht er die Stimmung des Weltschmerzes wieder

hervorzurufen, die ihn auf die Bahn des Verbrechens getrieben, aber er fühlt es wohl, daß er (vergl. die Vorrede) kein Brutus (s. d.), sondern ein Catilina geworden. Als solcher muß er sich selbst verachten und möchte am liebsten sich selbst vernichten. Das aber verbietet ihm sein Stolz, der die Gewalt des Fatums über sich anerkennt; so überläßt er es denn der Nemesis, die Zeit zu bestimmen, in welcher sie ihr Rächeramt an ihm vollziehen will. Bald erfährt er auch, daß sein Leben noch eine Bedeutung hat; er wird Zeuge, wie sein gefangener Vater zur Nachtzeit von Hermann mit Brot versorgt wird, der ihm vollständigen Aufschluß über das von Franz begangene Verbrechen giebt. Jetzt weckt er seine Räuber, zeigt ihnen seinen schmählich mißhandelten Vater und fordert sie auf, ihn zu rächen. Seine Idee ist nunmehr erfüllt; er fühlt sich berechtigt, diejenigen, die unter ihm dienen, als den Arm höherer Majestäten zu betrachten; Schweizer, der ihm einst das Leben gerettet, soll ihm Franz lebendig bringen. Hat er an diesem das Amt der strafenden Gerechtigkeit geübt, dann darf er die Aufgabe, die er sich gestellt, als vollendet ansehen.

Mit diesem Gedanken harren wir der Eröffnung des fünften Actes, in welchem der Knoten sich lösen muß. In einem kurzen, in der Theaterausgabe unterdrückten Monologe nimmt Daniel Abschied von dem gräflichen Schlosse, wo man ihm die Begehung einer Mordthat zugemuthet hat. Aber ehe er die Räume verläßt, stürzt Franz herein; Lärmen und böse Ahnungen haben ihn aufgejagt. Furcht, Schrecken, wilde Selbstanklage und Verzweiflung, dieselben Mittel, durch die er seinen Vater hat umbringen wollen, sie brechen jetzt über ihn selbst herein. Er kann nicht allein sein, Daniel muß bei ihm bleiben. Mit erschütterndem Ernst erzählt er ihm einen Traum, welcher dem bibelgläubigen Daniel als „das leibhafte Conterfei des jüngsten Tages“ erscheint, und zu welchem dem Dichter Bibelstellen, wie Hesekiel 37, 1—10, Jacobus 1, 23, Offenbar. Joh. 6, 5 u. Cap. 8—10 die ergreifenden Elemente gegeben haben mögen. Das

Dogma von der Sündenvergebung drängt sich jetzt mächtig vor die Seele des Bösewichts, der sich verzweifelnd dagegen wehrt und in tollem Wahnwitz den Pastor rufen läßt, um, einem Belsazar (Daniel 5) gleich, seinen Spott mit dem Höchsten zu treiben. Die in der Bühnenausgabe beseitigte Scene mit dem Pastor Moser, der fern von allem Pfaffengewäsch, in rein menschlich-vernünftiger Weise mit Franz disputirt, ist um so wichtiger, als dieser sich hierin offen zum Atheismus, einer „Philosophie der Verzweiflung", bekennt, in der er sich beim Anrücken seiner Feinde selbst den Tod giebt. — Die zweite Hälfte des Actes führt uns vor den Thurm, aus welchem Moor seinen Vater befreit hat. Der alte Moor erkennt sein Schicksal als ein Gericht Gottes an; er hat einen Sohn gequält, ein Sohn mußte ihn daher wieder quälen. Karl dagegen ist in Zweifel, ob er sich zu erkennen geben darf oder nicht; das Wiedersehen könnte dem Vater ja doch nur Entsetzen bereiten. Er bittet ihn also nur, er möge den Retter in ihm segnen. Der alte Moor thut es und kann dabei den Wunsch nicht unterdrücken, die beiden Brüder möchten wieder einig werden. Da erscheinen die Räuber und melden, daß man Franz erdrosselt gefunden, eine Nachricht, bei der dem Hauptmann ein schwerer Stein vom Herzen fällt, denn er wird dadurch des Richteramtes über seinen Bruder enthoben. In der Theaterausgabe wird Franz lebend eingeliefert, und das Gericht an ihm durch Schweizer und Kosinsky vollzogen. Ob diese Scene wirksamer sei, erscheint uns mehr als fraglich; in der anderen scheint mehr psychologische Wahrheit zu liegen, und der Grundgedanke des Dramas, Karls Demüthigung vor sich selbst wie die vor dem höheren Richter, bleibt dabei bestehen. Auch ist es wohl bedeutungsvoll genug, daß der Dichter bei neuen Auflagen der Literaturausgabe seiner ersten Idee unverbrüchlich treu geblieben ist.

Mit Karls Demüthigung ist der göttlichen Gerechtigkeit aber noch nicht vollkommen Genüge geleistet; er soll vielmehr den Kelch des Leidens bis auf die Hefe leeren. Haben die

Räuber auch Franz nicht am Leben gefunden, so haben sie doch einen „süperben Fang" gethan, sie bringen ihm Amalia, seine Amalia. Das ist der Hohn des Schicksals, daß Karl in demselben Augenblick, wo sie mit liebendem Verlangen in seine Arme eilt, an dieser Wonne des Wiedersehens nicht Theil nehmen kann. Ein Weib jedoch bewahrt nicht nur „einen holden Schatz von Treu und Liebe"*), es kann auch verzeihen; und wirklich winkt Karl einen Augenblick die Hoffnung, als könne er an Amalia sich innerlich wieder aufrichten. Da aber erheben die Räuber ihren Anspruch an den Hauptmann, der ihnen Treue geschworen; ihre Losung lautet: „Amalia oder die Bande!" Jetzt fühlt Karl, daß ein Sünder wie er nicht wieder umkehren, und Amalia begreift, daß ihr das Glück der Liebe nicht mehr lächeln kann. Der Tod von seiner Hand, das ist die einzige Wohlthat, die sie sich von ihm erbittet, und mit der Erfüllung dieses fürchterlichen Wunsches glaubt er auch der Bande gerecht geworden zu sein, die er jetzt verlassen darf. In der Theaterausgabe entläßt er die Räuber mit einer ergreifenden Anrede, fordert sie auf, in einem Staate, den er im Geist schon als einen reformirten schaut, einem Fürsten zu dienen, theilt seine Grafschaft unter Kosinsky und Schweizer aus, und scheidet von ihnen wie in der Literaturausgabe. Er hat sich angemaßt, dem Arm des Rächers vorzugreifen und fühlt, daß er auf diese Weise den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würde. Die beleidigten Gesetze zu versöhnen, das ist die einzige Plicht, welche ihm noch übrig bleibt; deshalb übt er schließlich eine Wohlthat an einem armen Manne, der ihn den Händen der Justiz überliefern muß. Somit ist es nicht das „unbeugsame Fatum", das ihn ereilt, sondern es ist ein Act des freien Willens, durch welchen er sich zum Opfer bringt.

Wie „die Leiden des jungen Werther", durch welche Goethe sieben Jahre zuvor der sentimentalen Periode der deutschen

*) Göthe, Torquato Tasso II, 1.

Literatur ihren Abschluß gab, so machten Sch.'s Räuber, welche G. Schwab treffend als „ein wildes Product unausgegohrener Dichterkraft" bezeichnet, in ganz Deutschland einen unerhörten Eindruck. Aehnliches war noch nicht dagewesen; das Titanenhafte des Werkes ergriff alle Gemüther, und zwar um so mehr, als Jeder fühlte, wie der Dichter ihm voll und warm aus der Seele gesprochen. Rache oder Selbstvernichtung, das war die entsetzliche Alternative, die Tausenden von edleren Naturen damals allein übrig zu bleiben schien, wo ein unerträglicher Druck auf allen Herzen lastete, wo das ganze staatliche Leben morsch und mürbe geworden, wo alle socialen Verhältnisse vollständig unterhöhlt waren. Die düsteren Wolken, welche sich überall an dem Himmel des Völkerlebens aufgethürmt, sie verkündeten, daß ein Gewitter im Anzuge sei, und Sch.'s Räuber waren der erste Blitz, der das Dunkel dieser Nacht durchleuchtete. Wie hätten die Folgen für den jugendlichen Dichter, der den Blitzstrahl geschleudert, anders als bedenkliche sein können? Der Herzog ließ ihn kommen, ertheilte ihm zunächst freundlichen Rath, warnte ihn vor Verstößen gegen den guten Geschmack, ermahnte ihn, sich in seinen Ausdrücken zu mäßigen, und verlangte alle seine schriftstellerischen Erzeugnisse zu sehen, ehe er sie der Oeffentlichkeit übergäbe. Und als Sch. dies verweigerte, donnerte er ihm den Befehl entgegen, er habe fortan nichts Anderes als medicinische Abhandlungen drucken zu lassen. Des Dichters Flucht war die Antwort auf diese Zumuthung, und durch das Gelingen derselben wurde dem deutschen Volke sein größter Dramatiker erhalten.

Was geschah aber in Deutschland selbst? Abgesehen davon, daß im Jahre 1785 eine Anzahl von Jünglingen, von der allgemeinen Aufregung angesteckt, von Leipzig nach dem Böhmerwalde auszog, und daß in Baiern sogar eine Anzahl Knaben mit der ernstlichen Absicht umging, eine Räuberbande zu stiften, war die nächste Folge für die Literatur eine wahre Fluth von Räuberdramen und Banditenromanen, unter denen Zschokkes

„Abällino“ und „Rinaldo Rinaldini“ von Vulpius, dem nachmaligen Schwager Goethe's, in erster Linie zu nennen sind. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn, nach der von Laube dramatisch verwertheten Mittheilung Goethe's, ein Fürst sich gegen diesen äußerte: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriffe, die Welt zu schaffen, und ich hätte in dem Augenblicke vorausgesehen, daß Schillers Räuber würden darin geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen.“ Und in der That hatten die Fürsten Ursache zu zittern, denn die Republik, die Karl Moor aus Deutschland machen wollte, wurde zehn Jahre später in Frankreich von den Jacobinern proclamirt, und was in unserm Drama der Räuberhauptmann den bestechlichen Advocaten, den gewissenlosen Finanzräthen und den pharisäischen Pfaffen that, das ging dort durch eine Entsetzen erregende Volksjustiz gegen ganze Stände in Erfüllung.

Mag in Sch.'s Räubern immerhin viel Unreifes enthalten sein, mögen die Gedankenstriche und Ausrufungszeichen, die Häufung von Phrasen und Exclamationen, die Uebertreibungen und Rohheiten der Sprache, die unser Zartgefühl beleidigen, immerhin verrathen, daß wir es hier mit einem Jugendproduct zu thun haben, dessen Mängel der Dichter ja selbst wohl gefühlt und zu denen er sich in seiner Selbstkritik offen bekannt hat: die Wahl des Stoffes zeigte von einem sicheren und kühnen Griff, der dramatische Bau des Ganzen kündigte ein Talent ersten Ranges an, und die frisch sprudelnde, naturwüchsige Kraft, mit welcher das Einzelne in Charakterzeichnung, wie in Anlage und Gruppirung der Scenen durchgeführt ist, rechtfertigt des Dichters edles Selbstgefühl so wie die stürmische Bewunderung seiner Zeitgenossen.

Raubteien (Wst. L. 8), ein scherzhaft gebildetes, auf Abteien sich reimendes Wort, bezeichnend Orte, an denen geraubt wird.

Raubthier (Picc. I, 2), von Isolan ohne Beziehung auf irgend eine Person, ganz allgemein gebraucht, während Questenberg

gleich darauf zu verstehen giebt, das Wort „Raubthier" könne auch auf den Herzog bezogen werden.

Rauch, Zeichen mit dem, s. Feuersignale.

raunen 1) (R. IV, 5) einen surrenden Ton hören lassen; 2) (R. V, 1) ins Ohr flüstern.

Ravaillac, s. Heinrich IV.

real od. (Br. v. M. Einl. 5, 377) reell, neulat. reālis, von res, die Sache; also eig. sachlich; dann auch: wahr, wirklich, bes. im Gegensatz zu dem Idealen (s. d.), wie (K. d. H.): „Gegeneinanderstellung des Idealen mit dem Realen". Davon: Realist (ebendas.), ein Mensch, der den Außendingen ein von unsern Vorstellungen unabhängiges, wirkliches Wesen zuschreibt; ferner realistisch, im Gegensatz zu dem durch die Empfindung Vermittelten, wie (Wrb. II.): „nicht sentimentalisch, sondern realistisch"; und Realität (Br. v. M. Einl. 5, 378) Wirklichkeit, d. h. wirklich vorhandene Erscheinungen im Gegensatz zu dem Ersonnenen, wie (R. Vorr.): „eine Fülle in einander gedrungener Realitäten."

Rebell, von dem lat. rebéllis, eig. Jemand, der den Krieg erneuert, wie Mcb. I, 2):

„Der wüth'ge Macdonal, werth ein Rebell zu sein" ꝛc.

ferner ein Empörer, der sich gegen den Landesherrn (D. C. II, 2 u. IV, 12. — Wst. L. I, 3. — Tur. III, 5. — F. II, 13) oder gegen dessen Stellvertreter (W. T. III, 3) auflehnt; desgl. ein Aufrührer, der dem Feldherrn (Wst. T. III, 20) den Gehorsam verweigert. Bildl. nennt Julia (F. IV, 12) „die aufgewiegelten Sinne" Rebellen, weil sie sich der Vernunft widersetzen. — Davon: Rebellion (D. C. IV, 3), gewaltsame Widersetzung, u. rebellisch, aufrührerisch, wie (R. II, 3): „rebellisches Feuer" der Hölle.

recensiren, lat. recensēre, beurtheilen, bes. (R. I, 2) beurtheilend anzeigen; davon: Recensent (R. I, 2), ein öffentlicher

Beurtheiler u. Recension (Ged. D. berühmte Frau), öffentliche Berichterstattung über künstlerische Leistungen.

Rechen, 1) (W. T. II, 1), ein Werkzeug zum Zusammenscharren, s. v. w. Harke; daher auch vergleichungsweise (Wst. T. IV, 10) „ein Rechen von Picken"; 2) (Wst. T. IV, 1) ein Fallgatter.

recht od. gerade bedeutet das, was echt, wahr, gesetzlich ist, als Hauptwort bes. 1) das Gesetz; daher (M. St. I, 7): „Das ist bei uns Rechtens"; 2) das gesetzliche Anrecht, wie (M. St. I, 7): „Rechte an die Krone vorgeben;" 3) die richtige od. rechte Seite, wie (M. St. III, 4): „Eure Hand streckt aus, reicht mir die königliche Rechte." Davon: Rechtsform (M. St. IV, 6) s. v. w. richterliches Verfahren, u. Rechtstage (R. II, 3) od. Gerichtstage, Gerichtssitzungen.

recta (R. II, 3), für recta via, gerades Weges.

Reding, Itel (W. T. Pers.-Verz.) aus einem alten, verdienten Geschlechte (Reding von Bibereck), vermuthlich derselbe, auf dessen Rath sich die Waldstätte 1315 bei Morgarten dem Herzog Leopold so erfolgreich entgegenstellten.

Rednerblumen, in der Redekunst Figuren od. Tropen, d. h. Ausdrucksweisen, durch welche der Redende, dem es weniger darauf ankommt, klar und verständlich, als wirksam und eindringlich zu reden, seinem Zuhörer das Mitzutheilende vor Allem zu versinnlichen sucht; daher (Picc. III, 8): „schöne Rednerblumen flechten."

Refectorium (Gstf. 10, 227), von dem lat. reficĕre, wiederherstellen, erquicken; der Eß- oder Speisesaal in Klöstern.

reflectiren von dem lat. reflectĕre, eig. zurückbiegen, bes. Lichtstrahlen zurückwerfen, wie (Gstf. 10, 160) „eine Figur, die sich auf der Wand reflectirt"; dann auch; nachdenken, verständig erwägen; daher: Reflexion (Br. v. M. Einl. 5, 380), die Zurückwendung der Seelenthätigkeit auf sich selbst, wie (Wrb. II):

„aus Natur und ohne Reflexion", d. h. besonderes Nachdenken, genauere Ueberlegung.

Regensburg (R. II, 3 — Picc. II, 2 — Wst. T. I, 7) in Baiern, am Einfluß des Regen in die Donau, war von Kaiser Friedrich I. Zeit bis 1803 freie Reichsstadt.

Regent, von dem lat. regĕre, lenken, führen, beherrschen; eig. der Herrscher selbst; daher (D. C. II, 10) des herrschsüchtigen Domingo Worte:

> Der Infant
> Hegt einen schrecklichen Entwurf — — —
> Den rasenden Entwurf, Regent zu sein."

Dann bes. derjenige, der in Stellvertretung des minderjährigen oder abwesenden Landesherrn die Regierung wirklich leitet; daher (W. T. I, 2) Geßlers Worte:

> „Ich bin Regent an Kaisers Statt"

und (D. C. I, 3), wo Marquis Posa „von der Regentin Mutter", d. h. von Margarethe von Parma, der Oberstatthalterin der Niederlande, Briefe überbringt. — Davon: Regentenkraft (D. C. III, 10), Regentenlauf (D. C. V, 10), Regentenstamm (M. St. II, 3).

Regiment, von dem lat. regĕre, regieren, herrschen; 1) die Herrschaft od. Staatsverwaltung, wie (Mcb. V, 14):

> „Die erste Sorge unsers Regiments"

und (F. V, 16): „Ein guter Fürst eröffnet sein Regiment mit Erbarmen." Desgl. s. v. w. Oberbefehl, wie Picc. II, 6):

> „Es ist nur eine Stimme unter allen:
> Du dürfst das Regiment nicht niederlegen."

2) das Regierungsverfahren, wie (W. T. II, 2):

> „Entrüstet fand ich diese graden Seelen
> Ob dem gewaltsam neuen Regiment"

oder in übertragener Bedeutung s. v. w. Leitung, wie (W. T. I, 2), wo Stauffacher zu seiner Gattin sagt: „und, weil ich fern bin, führe du mit kluger Hand das Regiment des Hauses."

Digitized by Google

3) eine Kriegerschaar oder Truppenabtheilung von 2—3000 Mann, wie (Ged. D. Schlacht — R. II, 2).

Register, mittl. lat. registrum, von regestum, das Eingetragene, das Verzeichnete: 1) Ein Verzeichniß, in welchem über Personen und Sachen nachgesehen werden kann, wie (D. C. V, 10):

„Der Santa Casa heilige Register."

desgl. in der Behördensprache, wie (Par. I, 2): „ein Register halten". 2) Eine Reihenfolge oder Gesammtheit mehrerer Dinge einer Art; daher (R. I, 2) scherzweise: „Dein Register hat ein Loch. Du hast das Gift weggelassen."

Reich; 1) ein Land, in sofern es Jemandes Herrschaft unterworfen ist; bildl. s. v. w. Herrschaft, wie (W. T. V, 1):

„Was will die Königin? Ihr Reich ist aus."

oder gleichnißweise, wie (D. C. V, 4), wo Carlos, auf den Leichnam Posa's hindeutend, zu seinem Vater sagt:

„Da liegen meine Reiche."

Davon Reichsapfel (J. v. O. IV, 6 — Mcb. IV, 4), ein Sinnbild der Herrscherwürde; Reichsgesetze, wie (M. St. I, 7):

„Ihr nennt euch fremd in Englands Reichsgesetzen."

und Reichsreligion (M. St. II, 1), d. h. Landesreligion. — 2) in engerer Bedeutung: das deutsche oder römische Reich. Als Karl d. Gr. als Schutzherr des römischen Bischofs 774 die Longobarden unterworfen, ließ er sich 800 zu Rom die Kaiserkrone aufsetzen. Seitdem gab es römische Kaiser deutscher Nation, und das ihnen untergebene Deutschland wurde (Wst. L. 8) „das römische Reich" oder kurzweg das Reich genannt, wie (W. T. I, 2 u. V, 1):

„Wohl uns, daß wir beim Reiche treu gehalten."

Nach Helbig wird in der Volkssprache Reich noch jetzt zuweilen für Franken und Schwaben gebraucht, wie (Wst. L. 5): „'s ist meiner Schwester Kind aus dem Reich". Davon: Reichsbaron

Digitized by Google

(s. Baron); Reichsbote (W. T. V, 1), ein von dem Kaiser gesandter Bote; Reichsfeind (Picc. I, 3), nämlich die Schweden, die unter Bernhard von Weimar Regensburg genommen hatten; reichsfrei (Wst. T. IV, 3), nur dem Kaiser, aber keinem andern Fürsten unterthan; Reichsfürst (W. T. I, 2), ein Fürst, der Länder vom Kaiser zu Lehen hat; Reichspanier (s. Panier u. bannen); Reichsverweser, ein Fürst, der im Namen des unmündigen, oder zum Regieren unfähigen Herrschers ein Reich verwaltet, wie (J. v. O. II, 1) der Herzog v. Bedford; und Reichsvogt (s. Vogt).

Reichenberg (Picc. III, 4), Stadt an der Görlitzer Neiße im nördlichen Böhmen.

Reichstag zu Krakau (Dem. I). Zum Verständniß dieser Scene ist ein Rückblick auf die frühere Geschichte Polens nothwendig. Ums Jahr 490 sollen sich die Polen an der Weichsel niedergelassen haben; aber erst seit 842 ist in der Geschichte von einem Herzogthum Polen die Rede, dessen Fürstenstamm nach dem ersten derselben Piasten (S. 247) genannt wurde. Im Jahre 1025 nahm Boleslaw den königlichen Titel an, wodurch Polen in Händel mit Deutschland gerieth, dessen Kaiser nach der Anschauung der damaligen Zeit allein berechtigt waren, diesen Titel zu verleihen. Mit dem Könige Casimir dem Großen starb 1370 das Geschlecht der Piasten aus. Er hatte seiner Schwester Sohn, den König Ludwig von Ungarn zum Nachfolger ernannt, nach dessen Tode (1382) Hedwig, die jüngere Tochter desselben, den polnischen Thron bestieg. Diese vermählte sich mit Jagello, dem Herzoge von Litthauen (Dem. I), wodurch dieses mit Polen vereinigt ward, und sie selbst die Stammmutter der Jagellonen wurde. Unter diesen Fürsten, bei denen die Krone erblich war, hatte Polen seine glücklichste Zeit; aber mit dem Ende des 15. Jahrhunderts begann der Verfall des Reiches. Durch den siegreichen Krieg der Polen gegen den deutschen Ritterorden (1453—1466) hatte sich die aristokratisch-

republikanische Form ihres Staates allmälig ausbilden helfen; er war eine Adelsrepublik geworden. Der Adel war in den alleinigen Besitz der politischen Rechte gelangt, die er auf den Reichstagen zu Krakau, der damaligen Residenz der Könige, geltend machte, wo er Steuern zu bewilligen oder zu verweigern hatte, oder auch in anderen Angelegenheiten als Rathgeber des Königs auftrat. Da es aber bei den vielfachen Kriegszügen dem Adel oft lästig war, persönlich auf dem Reichstage zu erscheinen, so wählten die einzelnen Districte oder Woiwodschaften auf ihren Provinzialversammlungen Deputirte oder Landboten, die in ihrer aller Namen zum Reichstage gehen und ihre Rechte daselbst vertreten mußten. Neben dieser Abgeordnetenversammlung bestand ein Senat, gebildet aus sämmtlichen Erzbischöfen, vielen Bischöfen, Woiwoden und den königlichen Ministern. Von den Städten war gar nicht die Rede; der Adel und die Geistlichkeit hatten die ganze Macht in Händen; die des Königs war sehr beschränkt; die Regierung war ohne alle Festigkeit; und so gab es denn auf den Reichstagen oft höchst stürmische Scenen.

Reif, überh. jeder ringförmige Körper; 1) ein Ring, wie (Br. v. M. 5, 410) „der goldne Reif erhebt den Edelstein" u. (M. St. II, 2) „ein Reif, der mich bindet", d. h. ein Trauring; 2) eine Krone, wie (Mcb. I, 9 u. IV, 4): „der goldne Reif der Herrscherwürde"; vergl. Cirkel.

Reigen (D. C. I, 4 — J. v. O. IV, 1) oder Reihen (Ged. D. Lied v. d. Glocke), ein Gesang, Lied; das letztere auch für Reihe, wie (W. T. I, 1), wo es von der Leitkuh heißt:

„Das weiß sie auch, daß sie den Reihen führt."

Reisige von Reise, das ehemals im engern Sinne s. v. w. Feldzug od. Heerfahrt bedeutete; daher Reisige (W. T. I, 4 u. III, 3) s. v. w. Soldaten, bes. Reiter.

Religion, lat. religĭo, Gottesfurcht; in weiterem Sinne: Pietät od. dankbare Liebe, wie (Wst. T. III, 9):

„Religion ist in der Thiere Trieb."

Reliquien (F. II, 14), von dem lat. réliquus, zurückgeblieben; Ueberreste von Heiligen in der katholischen Kirche.

Reminiscenz, von dem lat. reminiscēre, erinnern; die Wiedererinneruug, auch das aus der Erinnerung Geschöpfte. — Das Geheimniß der R. (Ged.) s. Lauralieder.

Remonte (Picc. I, 2), von dem frzs. remonter, wieder beritten machen; die Ergänzung der Pferde für die Reiterei.

René (J. v. O. I, 2) od. Renatus I. von Anjou, geb. 1408, war aufgefordert worden, den Thron von Neapel zu besteigen, mußte ihn aber seinem Gegner Alfons, welchen der Papst damit belehnt hatte, überlassen. In die Provence zurückgekehrt, begnügte er sich damit, gegen jene Belehnung zu protestiren und beschäftigte sich mit Poesie und Malerei. Er starb 1480.

Renegat, von dem lat. renegāre, wiederverleugnen; eig. Jemand, der seinen Glauben verleugnet, bes. (Mlth.) ein zum Muhamedanismus übergetretener Christ; in weiterem Sinne (Dem. II, 1) ein Abtrünniger.

Rentmeister (Menschenf. 5), von Rente (ital. réndita), d. h. Geldeinkünfte od. Zinsen; Jemand, der die Renten einnimmt und erechnet.

Repertorium, von dem lat. reperīre, finden; eig. ein Fundbuch, Nachweisebuch; würtembergisches Repertorium der Literatur (Sp. u. d. L.), der Titel einer Zeitschrift, zu welcher Sch. einige Beiträge lieferte.

Republik (R. I, 2 — F. I, 5 — Wst. L. 11 — Gstf. 10, 131), von dem lat. res pública, das Gemeinwesen, der Staat, bes. der Freistaat, eine Staatsverfassung, bei der die höchste Gewalt und Herrschaft von einem Ausschuß von vornehmen Staatsbürgern oder von dem Volke und den aus seiner Wahl hervorgegangenen Gliedern des Gemeinwesens geübt wird. Republik (Dem. I), s. v. w. Adelsrepublik, vergl. Reichstag zu Krakau. — Davon: Republicaner, eig. ein Mitglied eines Freistaats,

Digitized by Google

od. (F. Pers.-Verz.), ein Anhänger einer freistaatlichen Verfassung; **republicanisch** (F. Titel), freistaatlich; od. bildl. (Verbr. a. v. E.) „die republicanische Freiheit des lesenden Publicums", das seinem Urtheil durch den Schriftsteller nicht vorgegriffen wissen will.

Rescript (R. I, 2), von dem lat. rescribĕre, zurückschreiben od. antworten; ein Bescheid, welchen eine Behörde auf eine Eingabe an einen Einzelnen erläßt; eine Verfügung.

resigniren, von dem lat. resignāre, eig. entsiegeln, ungültig machen, brechen; bes. auf etwas Verzicht leisten, wie (Wrb. II): „eine resignirte Natur", die sich ihrer gerechten Ansprüche begiebt. Davon: **Resignation** (Dem.), Verzichtleistung, Entsagung; u. (Gstſ. 10, 198): „ehrerbietige Resignation", d. h. Ergebung in den göttlichen Willen.

Resignation (Ged.) ein Gedicht aus d. J. 1786, das, wie „der Kampf", zu manchen Bedenken Veranlassung geben kann. Indessen ist hierbei zu erwägen, daß der Dichter nicht nothwendig als Sittenprediger erscheinen muß, sondern daß er nur die Aufgabe hat, die Erscheinungen des Lebens in schöner Form zur Darstellung zu bringen. So spricht Sch. hier unumwunden seine damalige Lebensanschauung aus, wie sie bei seiner bedrängten Lage in einem jugendlich strebsamen und stürmisch ringenden Geiste fast mit Nothwendigkeit sich entwickeln mußte. Hatte er früher geglaubt, auf irdisches Glück vollständig verzichten, oder es wenigstens sich erringen zu können, so spricht er nun seinen Schmerz über die Unvollkommenheit der menschlichen Natur selber aus, die nicht im Stande sei, das ideale Streben mit dem Verlangen nach realem Genusse so zu verbinden, daß dadurch eine wahrhaft glückliche Seelenstimmung hervorgebracht werde. Daß der Mensch bei diesem Ringen und Kämpfen sich entweder auf die eine oder auf die andere Seite neigen müsse, war seine innerste Ueberzeugung; er resignirt also, weil er zu der Erkenntniß gekommen ist, daß er das

vorgesteckte Ziel doch niemals erreichen wird. Derselbe Schmerz spricht sich auch, aber in milderer und mehr verklärter Weise in dem Gedichte „der Pilgrim" (s. d.) aus, das zwei Jahre vor seinem Tode geschrieben wurde. — Str. 1. V. 1. Auch ich war von der Natur mit Anlagen zu irdischem Glück versehen. — Str. 2 enthält eine Ahnung eines frühzeitigen Todes (vergl. Lauralieder 4.). „Der stille Gott" ist der Genius des Todes, nach der Vorstellung der Alten ein geflügelter Jüngling in sinnender Stellung, dessen rechter Arm mit dem Haupte auf eine umgekehrte Fackel gestützt ist. V. 5. Die Erscheinung, d. h. meine leibliche (sichtbare) Hülle. — Str. 4. V. 3. „Auf jenem Stern". Der Dichter, im Geiste vor der Ewigkeit stehend, bezeichnet so die Erde. — Str. 5. V. 3. „Der Herzens Krümmen werdest du entblößen", d. h. seine geheimsten Falten bloßlegen. — Str. 6. V. 5. „meines Lebens r a s c h e n Zügel", d. h. den Zügel meines rasch dahineilenden Lebens. — Str. 7. „Ich zahle dir" 2c. Mit diesen Worten redet das Götterkind, die Wahrheit, den jugendlichen Dichter an; eben so sind Str. 8. V. 1—3 als Worte dieses Götterkindes zu betrachten; „w u c h e r n" d. h. reichliche Zinsen tragen. — Str. 9. Eine Schuldverschreibung, die an die Todten ausgestellt ist, kann von diesen natürlich nicht angenommen werden. Die „Despoten" sind dem Dichter diejenigen, welche die Menge mit falschen Versprechungen (frohe Aussicht auf ein Jenseits) zu beruhigen und ihre sinnlichen Neigungen zu bändigen suchen. — Str. 10. V. 2. d. h. nur das Alter ertheilt diesem Wahne die Weihe und flößt uns Achtung vor demselben ein. V. 4 u. 5. Der Menschen Witz hat für die Menge solche Lehren ersonnen, um die menschliche Gesellschaft zu erhalten, ihr Rettung vor sittlicher Zerstörung zu bringen, während doch die menschliche Natur in der Doppelheit ihres Wesens eigentlich durch und durch krank ist. — Str. 11. V. 4. Wie Hohlspiegel vergrößern, so malt sich der von Gewissensbissen gefolterte Menschengeist die Schrecken der Ewigkeit zu Riesengestalten aus. — Str. 12. Die Ewigkeit, wie sie oft in

grobsinnlicher Weise dargestellt wird, ist eigentlich nur ein Scheinbild („Lügenbild"), einer einbalsamirten Mumie vergleichbar, die wie etwas Lebendes aussieht, aber des Lebens selber entbehrt. Unsere Hoffnung ist der „Balsamgeist", d. h. das Erhaltungsmittel des Wahnes, der uns durch das Leben begleitet. — Str. 13. vergl. Gstſ. Vierter Brief 10, 222—225. — Str. 14. ist an die Ewigkeit gerichtet. — Str. 16. Das Anführungszeichen vor „hört es Menschenkinder" — ist besser vor „zwei Blumen" 2c. zu setzen, so daß die Parenthese: — hört es Menschenkinder — als Ausruf des Dichters, nicht aber als Ausruf des Genius zu denken ist, dem man nach solchen Enthüllungen schwerlich noch Glauben schenken würde. — Str. 17. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", d. h. sie belehrt uns darüber, daß zu allen Zeiten die Hoffnung auf die Zukunft dem Menschen mehr wahre Freuden gewährt hat, als der unmittelbare Genuß der Gegenwart. — Str. 18. spricht die Ergebung (Resignation) in das Unabänderliche aus. — So stellt das ganze Gedicht einen inneren Seelenkampf dar, wie er von Tausenden strebsamer Geister gekämpft wird, ehe die einander widerstrebenden Mächte des eigenen Inneren sich miteinander versöhnen. Der Dichter erscheint uns hier eben als ein werdender, nicht aber als ein reifer Mensch, seine Aussprüche sind daher nicht als Richtschnur für unser Leben zu betrachten, sondern nur als ein Spiegelbild unseres eigenen Innern.

resolviren, von dem lat. resolvĕre, sich entschließen, wie (R. I, 2): „kurz resolvirt", entschlossen; od. (R. II, 3) desgl. ohne Umstände. — Davon resolut, entschlossen, wie (Wst. L. 11):

„Der macht kurze Arbeit, ist resolut"

od. beherzt (Wst. L. 2):

„Das resoluteste Corps im Lager."

Respect, von dem lat. respicĕre, zurückblicken, berücksichtigen; 1) Achtung, wie (W. T. III, 3): „Habt Respect, ihr Buben;" 2) Ehrerbietung u. Gehorsam, wie (Wst. T.

V, 2): „Der Chef, der Respect gefordert;“ 3) Ehrfurcht, wie (K. u. L. I, 2): „mehr Respect“; (Par. II, 3): „der große Respect“; od. ehrfurchtsvolles Vertrauen, wie (Picc. I, 2); 4) Furcht, wie (R. I, 1): „die Narren im Respect halten“; (R. I, 2) und (Wst. L. 6): „Der alte Respect war eben fort;“ 5) Ehrfurchtsvolle Empfehlung, wie (F. IV, 8): „Meinen Respect an den Herzog.“ — Davon: respectiren (Wst. L. 6), in Ehren halten, und respectvoll (F. III, 10 — Gstj. 10, 199), ehrerbietig, hochachtungsvoll.

Rest, von dem lat. restare, zurückbleiben; das Uebrige, der Rückstand; (R. I, 1): „einen Rest setzen“, s. v. w. einen Bodensatz zum Vorschein bringen. — Davon: restiren (Wst. L. 11), rückständig od. schuldig sein.

Restitution (Wrb. I), von dem lat. restitutio, die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand und Besitz.

Reuß (W. T. II, 2; V, 1; V, 2), ein Nebenfluß der Aar; sie entspringt auf dem St. Gotthard, fließt nordwärts durch den Vierwaldstätter See und ergießt sich in der Nähe von Brugg in die Aar.

Reußen (Dem. II), s. v. w. Russen. In den in deutscher Sprache abgefaßten Erlassen bezeichnet sich der russische Kaiser stets als Selbstherrscher aller Reußen.

Reveille (Wst. L. 6), von dem frzs. réveiller, erwecken; das Trommel- od. Hornsignal, mit welchem die Soldaten des Morgens geweckt werden.

Reverenz, von dem lat. reverentia, eig. Scheu, Ehrfurcht; daher auch (W. T. III, 3) Ehrfurchtsbezeigung od. Verbeugung, (G. 97) „Ehrengruß“.

Rhabarber (Mcb. V, 5), die Wurzel einer Pflanze, ein bekanntes Abführungsmittel.

Rhede (F. I, 12), eine Stelle im Meere, die in einiger Entfernung vom Ufer liegt, und deren Tiefe eine mäßige ist,

Digitized by Google

so daß Schiffe daselbst vor Anker bleiben können, ohne von Stürmen etwas zu befürchten zu haben.

Rhegium (Ged. D. Kraniche d. Ibykus), jetzt Reggio, an der Sicilianischen Meerenge, war eine der zahlreichen griechischen Colonien in Unteritalien, welches darum sogar Groß-Griechenland genannt wurde. Es war der Geburtsort des Ibykus.

Rheims (D. E. I, 4 — M. St. I, 3 u. II, 4) Stadt in der Champagne, mit einer prachtvollen Kathedrale, in welcher die Könige von Frankreich von dem Erzbischofe von Rheims (J. v. O. Pers.-Verz.) gesalbt und gekrönt wurden.

Rhein (W. T. II, 2), einer der Hauptströme Deutschlands, an dessen Ufern mehrere Städte liegen, die ehemals freie Reichsstädte waren.

Rheinfeld, s. Pfalz.

Rheingraf (Picc. II, 7). Es ist der (Dr. Kr. S. 176, 375, 378) genannte Otto Ludwig von Salm, der übrigens am Oberrhein zurückgeblieben war. Wrangels Bemerkung (Wst. T. I, 5, V. 110): „Es steht der Rheingraf nur vier Tagemärsche von hier" stimmt nicht mit der Geschichte; es war Bernhard von Weimar, der sich in der Nähe von Eger befand.

Rhinoceros von dem gr. rhis, die Nase und kéras, Horn; das Nashorn, ein Säugethier mit panzerartiger Oberhaut; daher (Mcb. III, 8): „geharnischtes Rhinoceros."

Rhódope (Ged. Semele 2), ein Gebirge in dem Hochlande von Macedonien; jetzt: Despoto-Dag.

Rhodus, früher Rhodos, die größte unter den längs der kleinasiatischen Küste liegenden Sporaden, mit der Hauptstadt Rhodus (Ged. D. Kampf m. d. Drachen). Im Jahre 1309 ließen sich die aus Palästina vertriebenen Johanniterritter (s. d.), nachdem sie sich 18 Jahre auf Cypern aufgehalten, auf Rhodus nieder und behaupteten sich daselbst gegen die Türken (Ged. D. Johanniter) über 200 Jahre lang. Erst 1522 übergab ihr

Großmeister Villiers die Insel dem mächtigen Soliman II., worauf dem Orden von Kaiser Karl V. die Insel Malta als Wohnsitz angewiesen wurde. Gegen diese sandte Soliman i. J. 1565 von Rhodus (D. C. V, 8) eine Flotte. Vergl. Malteser.

Rhythmus (Ged. D. Tanz — Br. v. M. Einl. 5, 381), gr. rhythmós, eine gleichförmig abgemessene Bewegung, s. v. w. Takt.

Rialto (D. C. II, 8), die i. J. 1588 erbaute Brücke, welche über den großen Canal in Venedig führt. Sie besteht aus weißem Marmor und bildet einen einzigen Bogen von 90 Fuß Weite und von solcher Höhe, daß auf jeder Seite 50 Stufen hinaufführen. Sie ist bedeckt und auf ihrem 187 F. langen und 43 F. breiten Uebergange mit zwei Reihen Buden besetzt, welche drei Straßen bilden.

Richard III. (R. V, 1), König v. England (1483—85), ein Mensch von abschreckender Häßlichkeit, der sich den Weg zum Throne durch die scheußlichsten Verbrechen gebahnt, zog sich durch seine Tyrannei den Abscheu des ganzen Volkes zu. Er ist besonders bekannt durch das Bild, welches Shakespeares Meisterhand in seinem Trauerspiel: Richard III. (R. Vorr. — Gstf. 10, 192) von ihm entworfen hat.

Richelieu (Sp. d. Sch. 10, 115), der Premier-Minister Ludwigs XIII. von 1624—1642.

Richmond, s. Rosen, die zwei.

Richtscheit, ein Streichlineal, welches die Werkleute führen; bildl. (Ged. D. Künstler).

Riesen (vgl. Giganten) sind dem Dichter das Sinnbild des Großartigen und Gewaltigen, daher bes. in seinen Jugendarbeiten die mancherlei Zusammensetzungen, wie: „meines Zornes Riesenarm" (D. C. III, 4); „der kühne Riesengeist" (D. C. II, 10); „Riesennatur" (Sp. d. Sch.); „Riesenprojecte" (R. III, 2); „Riesenschatten" (Ged. Resignation);

„Riesenschritt der Liebe" (D. C. II, 9); „des Lasters Riesentrotz" (D. C. II, 6).

Riesenberge (Picc. III, 4), das Riesengebirge zwischen Böhmen und Schlesien.

Riesentödter, s. Zeus und Giganten.

Rigi (W. T. IV, 3), ein einzeln liegender 5600 F. hoher Berg zwischen dem Zuger- und dem Vierwaldstätter See.

Rimini (Gstſ. 10, 211), Stadt am adriatischen Meere, südlich von Ravenna.

Rinaldo (Mlth.), der Held eines berühmten Räuberromans: „Rinaldo Rinaldini" (Lpz. 1799) von Chr. Aug. Vulpius.

Ring 1) der Erdball, wie (Ged. An d. Freude): „Was den großen Ring bewohnt." 2) (Wst. T. III, 18), eine Anspielung auf den Ring des Saturn (s. d.); 3) Sp. d. Sch. s. Cirkel.

Ring, der, des Polykrates (Ged.). Der Stoff zu dieser Ballade, die dem Jahre 1797 angehört, ist aus Herodot geschöpft. Derselbe erzählt (Buch III, c. 39—44), daß um dieselbe Zeit, wo Kambyses gegen Aegypten zog, auch die Lacedämonier einen Feldzug gegen Samos und Polykrates unternahmen. Der Letztere hatte sich zum Herrn aufgeworfen und den Staat in drei Theile getheilt, von denen er den einen für sich behielt, die beiden anderen aber seinen Brüdern Pantagnotus und Syloson gab. Bald darauf aber ermordete er den ersteren und vertrieb den andern, so daß er fortan (540—523 v. Chr.) Alleinherrscher von Samos ward. Um sich in seiner Herrschaft sicher zu stellen, schloß er Freundschaft mit Amasis, dem Könige von Aegypten, der gleichfalls durch Aufwiegelung, jedoch mit Zustimmung des Volkes, zum Throne gelangt war und eben so, wie Polykrates für Samos, eine blühende Zeit für Aegypten heraufführte. Beide Könige tauschten Geschenke aus, und der Ruf von ihrer Macht verbreitete sich durch ganz Griechenland. Als nun Amasis sah, daß dem Polykrates jedes Unternehmen

glückte, so schrieb er einen Brief an ihn, in welchem er ihm seine Bedenken über dies ungetrübte Glück äußerte und ihn darauf aufmerksam machte, daß die Götter mißgünstig seien (vergl. Wst. T. V, 4 „die bösen Götter" zc.) und er selbst jedenfalls traurig enden werde. Er ertheilte ihm deshalb den Rath, das Kostbarste, was er besäße, von sich zu werfen, so daß es nicht wieder in Menschenhände gelangen könnte. Polykrates nahm einen werthvollen Siegelring mit einem kostbaren Smaragd, ließ sich mit einem Funfzigruderer auf die hohe See fahren und warf sein liebstes Kleinod in das Meer. Aber schon nach 5 oder 6 Tagen erschien ein Fischer in seinem Palaste, der ihm einen Fisch von besonderer Größe zum Geschenk machte. Als der Koch den Fisch öffnete, fand er den Ring seines Gebieters in dem Magen und hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als seinem Herrn das Eigenthum zurück zu bringen. Sogleich schrieb Polykrates an Amasis, um ihn von diesem Vorfall ohne Gleichen in Kenntniß zu setzen. Amasis aber erschrak heftig darüber und ließ ihm die Gastfreundschaft aufsagen, um sich den Schmerz über das zuverlässige Unglück eines Freundes zu ersparen. — Sch. ist von der geschichtlichen Darstellung insofern abgewichen, als er die ganze Begebenheit sich vor den Augen des königlichen Freundes entwickeln läßt; außerdem aber veranschaulicht er das Glück des Polykrates durch eine Reihe von Ereignissen (Str. 3—8), die wir als seine eigene Erfindung zu betrachten haben. Goethe hebt besonders lobend den Schluß hervor, und zwar deshalb, weil derselbe „die Erfüllung in Suspenso (Ungewißheit) läßt", und allerdings würde die Mittheilung von dem unglücklichen Ende des Polykrates die Wirkung des Ganzen geschwächt und die Grundidee des Gedichtes verwischt haben, in welchem Amasis mit seinem Grauen vor dem unnatürlichen Glücke des Freundes entschieden als die Hauptperson zu betrachten ist. — Str. 3. Tyrann (s. d.); V. 6. „göttlich Haar", vergl. Ged. D. Triumph d. Liebe, Str. 17 „ambrosisch Haar". — Str. 10, V. 6. Glück ist hier s. v. a. Geschick (vergl. Fortuna); d. h. das Schicksal

mißt jedem Menschen Leid und Freude zu; durch den Tod seines Sohnes hat er ihm also den verlangten Tribut entrichtet. Vergl. Wst. T. V, 4. — Str. 13. Daß der Ring mit dem Smaragd für Polykrates einen so hohen Werth hatte, lag darin, daß die Steinschneidekunst damals eine ganz neue Erfindung war, so daß selbst Plinius in seiner Naturgeschichte (XXXVII, 2) des hier berichteten Vorfalles erwähnt. — Str. 16. Die Ansicht des Amasis:

„Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil"

hier zugleich die Grundidee des ganzen Gedichts, wirkt so mächtig auf ihn ein, daß er lieber der Freundschaft entsagt, als sich der Gefahr aussetzt, der unheildrohenden Göttermacht zum Opfer zu fallen.

Ringgang (Ged. Phantasie an Laura) s. v. w. Kreisbewegung.

Ringkragen (Wst. T. V, 4) od. Harnischkragen, ein silbernes Brustschildchen, welches die Officiere ehemals zu tragen pflegten.

Ripheus (Ged. 2. B. d. Aen. 60 u. 75) ein trojanischer Held.

Ritter (J. v. O. III, 5) nannte man im Mittelalter die höher Gestellten und Vornehmen, deren Thun und Treiben in der eigenthümlichen Bildung der germanischen Völker seinen Grund hatte. Zur Erhaltung des kriegerischen Geistes waren die Turniere (D. C. I, 1 — W. T. II, 1) oder „Ritterspiele" (M. St. II, 1) eingerichtet, die seit dem 11. Jahrh. in Deutschland und später auch in den Nachbarländern abgehalten wurden. Besonders geschah dies bei festlichen Gelegenheiten, wo alle Theilnehmer (Br. v. M. 5, 419) „im Glanz des Ritterstaates" auf dem „Turnierplatz" (M. St. II, 1) erschienen, und eine große Pracht in Kleidung, Waffen und Pferden entfaltet wurde. Der Hauptkampf (Ged. D. vier Weltalter: „turnieren") bestand in Lanzenbrechen, dem Anrennen mit eingelegter Lanze gegen die Rüstung des Gegners, wobei es darauf

Digitized by Google

ankam, denselben aus dem Sattel zu heben; daher stellt die Königin (D. C. I, 4) den Marquis mit den Worten vor:

> „Von Posa, der im Ritterspiel zu Rheims
> Mit meinem Vater eine Lanze brach
> Und meine Farbe dreimal siegen machte."

Da die Ritter verhüllt erschienen, so gaben sie sich durch äußere Zeichen, besonders durch die Farben, zu erkennen, in welche der Schild getheilt war. Der Sitte des Mittelalters gemäß pflegte der Ritter seinen Dienst einer Dame zu weihen, der er Treue gelobte und der er sich auch empfahl, wenn er in den Kampf zog; daher sagt König Karl (J. v. O. III, 5) zu Agnes: „Dein Ritter sagt dir Lebewohl!" Außerdem aber traten die Ritter häufig als Vertheidiger der Frauenehre auf; daher (M. St. III, 4) die Worte der Elisabeth:

> — — — — — „Will kein Abenteurer
> Für euch die traur'ge Ritterschaft mehr wagen?"

Forderte ein Ritter einen andern zum Kampfe heraus, so warf er ihm (J. v. O. IV, 11 — W. T. III, 3) den Handschuh hin, durch dessen Aufnahme derselbe sich bereit erklärte, den Kampf anzunehmen. Mit dem Ritterwesen in naher Beziehung standen die Ordensverbrüderungen (s. Orden), welche sich gleichfalls durch äußere Abzeichen von einander unterschieden, die später zu Ehrenzeichen oder „Ritterkreuzen" (D. C. III, 7) wurden.

Ritter Toggenburg (Ged.). Unter den verschiedenen Sagen, welche als Quellen für diese Ballade aus dem Jahre 1797 angeführt werden, ist eine am Rhein herrschende als die zu betrachten, welche dem Dichter wahrscheinlich vorgeschwebt hat. Ein Ritter Namens Roland, ein Verwandter Karls des Großen, zog einst von Ingelheim den Rhein hinab. Auf seiner Fahrt lernte er in einer Burg die einzige Tochter eines Ritters, Namens Hildegunde, kennen. Beide faßten eine innige Neigung zu einander, und der Vater des Mädchens hatte nichts dagegen

einzuwenden. Da aber Roland sich verpflichtet hatte, einen Zug gegen die Saracenen mitzumachen, so wurde die Vermählung verschoben, bis er zurückgekehrt sein würde. Nach einem Jahre jedoch brachte ein anderer Ritter die Trauerkunde, daß Roland im Kampfe gefallen sei. Von tiefem Schmerz ergriffen, faßte die Jungfrau den Entschluß, den Freuden der Welt zu entsagen und sich in ein Kloster zurückzuziehen. Kaum aber hatte sie ihr Gelübde abgelegt, so kehrte Roland zurück, den man für todt auf dem Kampfplatze zurückgelassen hatte, der indessen nach einer langen Ohnmacht wieder zum Leben erwacht war. Als er vernahm, welchen Schritt die Geliebte seines Herzens gethan, entsagte auch er seinem Stande und führte fortan ein Einsiedlerleben in einer Klause, die er dem Kloster gegenüber anlegte, in welchem die Jungfrau weilte. Dort saß er Tag für Tag und blickte voll Sehnsucht und Schwermuth zu dem Kloster hinüber. Nachdem zwei Jahre so vergangen, bemerkte er an einem trüben Herbstmorgen, daß auf dem Klosterkirchhofe ein Grab gegraben wurde. Eine bange Ahnung ergriff ihn, die leider zur Gewißheit wurde, indem ein abgesandter Bote ihm die Nachricht brachte, daß Hildegunde verschieden sei. Da ergriff ihn ein bitterer Schmerz, der bald die Kräfte seines Lebens verzehrte. Eines Morgens fand man ihn als Leiche vor seiner Klause sitzend, die Augen noch starr auf das Kloster gerichtet. — Ueber das Gedicht, welches weiter keine Schwierigkeiten darbietet, ist nur noch zu bemerken, daß die schwermüthig klagenden Trochäen, so wie der gleichförmige Wechsel des Reimes das eintönige Klausnerleben in treffender Weise darstellen. Eben so tritt uns in der anmuthigen Assonanz (Str. 8), in der steten Wiederkehr der Vocale **i** und **ei** die ganze Lieblichkeit und Freundlichkeit der stillen Wehmuth entgegen, wie sie aus einem zart besaiteten Herzen nicht schöner hervorbrechen kann. Und endlich hat der stille Ausgang des Ganzen einen ruhig idyllischen Charakter, der mit den wahrhaft musikalischen Sprachklängen, die das ganze Gedicht durchziehen, harmonisch zusammenstimmt.

Rizzio, David, eig. Ricci, ein italienischer Sänger, hatte bei dem Grafen Moreta, der von dem Herzoge von Savoyen als Gesandter nach Schottland geschickt wurde, Dienste genommen, wodurch er an den Hof der Maria Stuart kam. Diese stellte ihn bei ihrer Kapelle an, und da sie Wohlgefallen an ihm fand, so überhäufte sie ihn mit reichen Spenden. Hierdurch übermüthig gemacht, verletzte er die Rechte des Grafen Darnley, des Gatten der Königin, der eines Tages in das Zimmer der letzteren drang und Rizzio (M. St. I, 4) ermorden ließ.

Robe, frzſ. ein langes Kleid, bes. (Gstſ. 10, 232) ein Schleppkleid oder (J. v. O. IV, 6) ein Amtskleid, das bei feierlichen Gelegenheiten getragen wird.

Robertson, William, geb. 1721 in Schottland, einer der bedeutendsten englischen Geschichtsschreiber. Seine History of the reign of the emperor Charles V. (F. Vorr.) zeichnet sich besonders durch stilistische Schönheiten aus. Auch ist er der Verfasser einer Geschichte Maria Stuart's, der Sch. die geschichtliche Grundlage seines Trauerspieles entnommen hat. Er starb 1793.

Robin (R. III, 2). Die großen Gerichtshöfe in Frankreich hießen vor der Revolution von 1789 Parlamente, und die Stellen in denselben waren käuflich. So blieben sie häufig in derselben Familie, und es entstand mit der Zeit eine Art von Richter-Aristokratie, die man noblesse de robe nannte, von dem Talar, welchen diese Männer trugen. Daraus machte der Adelsstolz die verächtliche Bezeichnung „robin".

Roche (Ged. D. Taucher), eine Gattung mißgestalteter Fische mit harter, stacheliger Haut, von der mehrere Arten im Mittelmeer vorkommen.

Rocken, 1) (J. v. O. I, 5), der Theil des Spinnrades, an welchem sich der Flachs oder Hanf befindet; 2) (J. v. O. Prol. 3) ſd. die Kornfrucht.

Digitized by Google

Rodney (K. u. L. I, 1), ein berühmter brittischer Seeheld, welcher 1759 Havre de Grace bombardirte, 1780 u. 1782 in Westindien mit glänzendem Erfolge gegen die französische Seemacht kämpfte und dafür von seinem Könige zum Pair und Reichsbaron ernannt wurde.

Rohr des Sehers (Ged. An d. Freude), das Fernrohr des Astronomen.

Rokosz (Dem. I), poln. der Aufstand des Adels.

Rolle, eig. etwas Zusammengerolltes, wie (Gstſ. 10, 221) „Rollen" Gold; ferner ein Stück zusammengerolltes Papier, bes. diejenigen Blätter, auf welchen steht, was die Schauspieler zu sprechen haben; uneig. die Person, welche der Schauspieler auf der Bühne vorstellt; in weiterer Bedeutung: die Stellung, welche Jemandem übertragen wird, wie (Sp. d. Sch.): „sich mit einer untergeordneten Rolle begnügen"; oder auch das Benehmen oder Verhalten eines Menschen in gewissen Fällen, wie (R. IV, 1 — Picc. V, 3 — M. St. I, 7 — N. a. O. III, 2): „eine Rolle spielen."

Rom, die Mutter- und Hauptstadt des römischen Reiches, wegen ihrer Erbauung auf sieben Hügeln (R. IV, 5) „die Siebenhügelstadt" genannt, jetzt (M. St. II, 4; vergl. Italien) die Hauptstadt des Kirchenstaats, als Sitz des Papstes (W. T. V, 2) „Sanct Peters Stadt", seiner Schätze aus dem Alterthum wegen (Ged. An die Freunde) „das ewig einz'ge Rom" genannt, heißt auch (R. I, 2) s. v. w. der römische Staat, od. (D. C. I, 2) s. v. w. die katholische Kirche.

Roman, frzſ. le roman; urspr. alles in romanischer (aus dem Lateinischen zur Zeit des Mittelalters entstandener) Sprache Geschriebene; dann: eine erdichtete Geschichte (Ged. D. Freundschaft — Gr. Handl. a. d. n. Gesch.), deren Hauptzweck Charakterzeichnung ist; ferner: eine abenteuerliche Liebesgeschichte od. ein Liebeshandel (K. u. L. III, 1 — F. II, 4) überhaupt;

Digitized by Google

daher bildl. (F. IV, 13): „einen Roman [mit Jemand] spielen; weshalb der Präsident (K. u. L. I, 7) seinen Sohn einen „Romanenkopf" nennt. — Davon: romantisch (J. v. O. I, 2) im Geist und Geschmack des christlichen Mittelalters, bes. im Gegensatz zu dem Antiken od. Klassischen; daher (J. v. O., Titel): „eine romantische Tragödie" und (D. C. II, 9):

„Die romant'sche Treue,
Die nicht erwiedert werden soll."

ferner: Romanze (D. C. II, 8 — Par. II, 6), eine kurze abenteuerliche Geschichte in Form eines Liedes.

Romanow (Dem. I), ein berühmtes Bojarengeschlecht, das früher Sacharij hieß, vielleicht nach einem Stammältesten, Namens Zacharias. Vom 16. Jahrh. an führte es den Namen Romanow nach einem Bojaren Roman Georg Sachariuitsch, der das Ansehen seines Hauses dadurch gründete, daß er seine Tochter Anastasia Romanowna (1547) mit Iwan dem Schrecklichen vermählte, aus welcher Ehe der nachmalige Czaar Feodor I. entsprang. — Der junge Romanow (Dem. S. 290), vergl. Demetrius.

Römer, ein Bürger Roms; dann auch (Ged. An die Freude) ein weites bauchiges Weinglas, vermuthl. von dem engl. rum, weit, Raum habend.

Römerkrone (W. T. II, 2), die Krone, welche sich die deutschen Kaiser seit Karl d. Gr. (vergl. Reich) von dem Papste aufsetzen ließen, zu welchem Zweck sie die Römerzüge (W. T. II, 2), die nicht selten mit blutigen Kämpfen verbunden waren, unternahmen.

Rosen, Die zwei. Bald nach Eduard's III. siegreicher und glücklicher Regierung brach ein Streit zwischen den Häusern Lancaster und York aus, von denen das erstere eine rothe, das zweite eine weiße Rose im Schilde führte. Mit Beziehung auf diese Symbole wurde der um den Thron von England (1450 bis 1485) geführte blutige Kampf der Krieg der rothen und

Digitized by Google

weißen Rose genannt, ein wilder Streit, welcher 60 Personen der königlichen Familie und mehr als die Hälfte des englischen Adels hinwegraffte. Er endigte damit, daß Heinrich von Richmond aus dem Hause Lancaster, nachmals König Heinrich VII. (s. d.) sich (1486) mit Elisabeth von York (M. St. I, 7) vermählte, wodurch die beiden feindlich getrennten Häuser vereinigt wurden.

Rosenkranz, s. Paternoster.

Roß. 1) (Wst. T. V, 2): „ein krummes Roß", d. h. ein für den kaiserlichen Marstall nicht mehr brauchbares, mit einem Fehler behaftetes, besonders hinkendes (sd. krump) Pferd. 2) eine Grafschaft im nördl. Schottland zwischen dem Kaledonischen Meere und dem Murray-Busen; daher der „Than von Roß" od. Rosse (Mcb. I, 3) und der „Bischof von Roß" (M. St. I, 6 u. II, 4). — Roß des Aberwitzes (J. v. O. III, 6), Anspielung auf das von den Griechen gezimmerte Pferd, mit welchem Troja überlistet wurde.

Roßberg (W. T. I, 1 u. II, 2), eine Burg am Alpnacher See, westlich von Stanz gelegen.

Rota, ital. eig. das Rad, wegen der radförmigen Platten, mit denen der Gerichtssaal gepflastert ist. Die „peinliche Rota" (F. II, 9), das päpstliche Appellationsgericht.

Rotonde (Ged. D. verschleierte Bild z. Sais) od. Rotunde (Wst. T. I, 1), von dem lat. rotundus, rund; ein kreisförmiges Zimmer in einem Tempel oder anderen Gebäude.

Rotte, mittl. lat. ruta od. rotta, ein Haufe; bes. eine zu einem gewissen Zweck verbundene Schaar; daher (Ged. D. Bürgschaft): „die raubende Rotte" und (Verbr. a. v. E.): „die schändliche Rotte". — Davon: rottiren, sich zusammenschaaren, wie (F. II, 4) „sich zu Hauf rottiren".

Rotunde, s. Rotonde.

Rousseau, Jean Jacques, ein bekannter französischer Schriftsteller, geb. 1712, † 1778, hatte durch einige politische Schriften, sowie durch seinen Roman: „Die neue Heloïse“ nicht nur die allgemeine Aufmerksamkeit Frankreichs, sondern selbst Europa's auf sich gezogen. Als jedoch sein Hauptwerk: „Emil oder von der Erziehung“ erschien, zog er sich heftige Verfolgungen zu, so daß seine Schrift durch Henkers Hand verbrannt, und er selbst zur Gefängnißstrafe verurtheilt wurde. Er floh nach London, wo man ihn mit Beifall aufnahm; seine letzten Lebenstage brachte er bei dem Marquis Girardin nahe bei Paris zu, wo auch sein Leichnam auf einer Insel eines Teiches in dem Park von Ermenonville eine Ruhestätte gefunden hat. — Das mit seinem Namen überschriebene Gedicht bestand ursprünglich aus 14 Strophen, in denen Sch. seinem ganzen Ingrimm über die schmachvolle Behandlung des geistvollen Schriftstellers in den heftigsten Ausdrücken Luft gemacht hatte. Später hat er, jedenfalls aus ästhetischen Rücksichten, nur die erste und die siebente Strophe in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen.

Rubin; 1) (K. u. L. IV, 7) ein Edelstein von prächtiger rother Farbe; daher (Br. v. M. 5, 418): „der feurig glühende Rubin“; 2) ein Ring mit solchem Steine, wie (R. II, 3): „einen Rubin vom Finger ziehen“; 3) bildl. für rothe Färbung, wie (Mcb. III, 8): „der natürliche Rubin auf deinen Wangen.“

rücken, von hinnen (Ged. Semele 1), s. v. w. der Erde entheben.

Rücken (W. T. III, 3): „Wir haben einen R. an den Andern“, d. h. die Anderen werden uns im Rücken decken.

Rudenz (W. T. Pers.-Verz.). Bei Giswyl, südl. vom Sarnersee liegen die Trümmer des Stammschlosses der Rudenz, ferner ein Schloß Rudenz in der Nähe von Flüelen, dem

Bannberg gegenüber. — Ulrich von Rudenz ist eine erdichtete Persönlichkeit.

Rudolf der Harras (W. T. Pers.-Verz.), ein Name, der von einem in der Schlacht bei Sempach gefallenenen Ritter hergenommen ist. Harras, aus dem lat. haracium, bedeutet s. v. w. Stallmeister und Waffenaufseher.

Rudolph I. (1273—1291) legte den Grund zur nachmaligen Größe des Hauses Habsburg, welches mit ihm auf den deutschen Kaiserthron kam (vergl. Ged. D. Graf v. Habsburg); daher (Wst. T. IV, 3): „was der Vater glorreich begonnen, will der Sohn vollenden." An ihn denkt Johannes Parricida in dem Ausruf (W. T. V, 2): „O Rudolph! Rudolph! Königlicher Ahn!"

Rudolph II. (1576—1612), ein deutscher Kaiser, der weder die Geschicklichkeit noch die Mäßigung seiner unmittelbaren Vorgänger besaß, mußte den Böhmen durch den Majestätsbrief (s. d.) Religionsfreiheit bewilligen (Picc. IV, 5).

Ruffi, schweizerisch für das niederd. Ruff und verwandt mit dem ital. rovina, Einsturz; der Riß, die Spalte. — „Ein Ruffi ist gegangen" (W. T. IV, 3), d. h. eine über einer sich senkenden Lagerungsspalte ruhende Bergschicht hat sich durch Gebirgswasser in gleitende Bewegung gesetzt.

Ruin, lat. ruina, der Verfall, Untergang, die Zerstörung, wie (Ged. D. Ideal u. d. Leben), wo es von dem Leben der Bewohner des Olymps heißt:

> „Ihrer Götterjugend Rosen blühen
> Wandellos im ewigen Ruin."

Davon: Ruinen, die Trümmer zerstörter Gebäude, wie (R. III, 2) „die Ruinen von Karthago" (s. Karthago); auch bildl. für zerfallene Zustände, wie (W. T. IV, 2):

> „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
> Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

ferner ruiniren (K. u. L. I, 2 — Wst. L. 10), zu Grunde richten, wie (R. II, 3): „ruinirte Krämer."

Rund (Sp. u. d. L.); **R.** der Erde (D. C. II, 8), s. v. w. Erdball, ganze Erde; vergl. Ring.

Runde (Wst. T. II, 3), in der Kriegersprache: eine Besichtigungs- oder Streifwache, s. Patrouille.

Runsen, s. Gletscher.

Ruodi (W. T. Pers.-Verz.), schweizerische Abk. für Rudolf (althd. hruodolf).

Rurik (Dem. II), der Sage nach der Gründer des russischen Reiches; vergl. Waräger.

Rüsthaus, eig. ein Zeughaus, Waffenvorrathshaus; bildl. (M. St. II, 3) der Ort, wo man sich gegen einen Feind rüstet.

Rütli (W. T. I, 4 u. II, 2) od. Grütli, am östlichen Abhange der Landzunge, welche den Urnersee von dem Vierwaldstättersee scheidet, eine Wiese von schroffen Felskolossen umgeben, zwischen denen hier und da ein schneebedecktes Haupt durch die Schluchten blickt. Hier stoßen die Cantone Uri und Unterwalden so zusammen, daß beide von Schwytz nur durch einen schmalen Arm des Sees getrennt sind.

Ruy Gomez, Graf v. Silva, Fürst v. Eboli, Mitglied des Staatsraths Philipps II., war von Don Carlos als einer seiner Todfeinde bezeichnet worden; in St. Reals Novelle erscheint er als Erzieher und Günstling (D. C. II, 8) des Königs, bei Sch. zugleich (IV, 13) als Großsiegelbewahrer. Von seiner Gemahlin berichtet die Geschichte, daß sie eine Zeit lang Philipp's Geliebte war, aber auch mit andern Männern auf vertrautem Fuße lebte.

Digitized by Google

S.

Saalkreis (Wst. L. 6), der von der Saale durchströmte, südliche Theil des ehemaligen obersächsischen Kreises.

Sabbath, von dem hebr. schabath, von der Arbeit ruhen, feiern; zunächst der jüdische Feiertag; ferner nach dem mittelalterlichen Volksglauben (J. v. O. IV, 11) eine unter Vorsitz des Teufels gehaltene wilde Versammlung der Hexen.

Sachwalter, eig. Derjenige, welcher die Sache eines Anderen vor Gericht vertritt; „Sachwalter der Menschheit" (Menschenf. 3), Jemand, der es übernimmt, die natürliche Herzensgüte der Menschen zu vertheidigen.

Sacrament, lat. sacraméntum, von dem lat. sácer, heilig; eig. ein Mittel, wodurch man sich oder einen Andern zu etwas verbindlich macht, insbesondere in der christlichen Kirche ein Gnadenmittel, vor Allem das Abendmahl. 1) Jede heilige Handlung überhaupt, wie (Sp. d. Sch.): „die Würde des Sacraments"; 2) Beichte und (K. u. L. III, 6) Abendmahl, wie (Ged. D. Gang n. d. Eisenhammer): Das Geläut,

„Das alle Sünder hochbegnadet
Zum Sacramente festlich ladet."

desgl. (M. St. I, 2):

„Schon lange Zeit entbehr' ich im Gefängniß
Der Kirche Trost, der Sacramente Wohlthat."

und (D. C. I, 1):

„Wo selber Missethaten unterm Siegel
Des Sacramentes aufgehoben liegen."

3) Abendmahl und letzte Oelung, wie (M. St. III, 6):

„Das letzte Sacrament empfingen wir."

4) die Monstranz (s. d.), wie (Ged. D. Graf v. Habsburg):

„Und beiseit legt jener das Sacrament."

5) mißbräuchlich als **Fluchwort**, wo es gewöhnlich „**Sacerment**" (R. II, 3) oder in dem Volksmunde aus religiöser Scheu verderbt „**Sapperment**" (ebendas.) oder „**Sackerlot**" (Wst. L. 8) lautet; davon **sackermentalisch** (R. II, 3), s. v. w. verdammt.

Sacristan, lat. sacristanus (Ged. D. Gang n. d. Eisenhammer), der Küster od. Meßner in der katholischen Kirche; davon im Schweizer Dialect: **Sigrist** (W. T. II, 2).

Sackerlot }
Sapperment } s. Sacrament.

Säculum (Tur. II, 3) od. falsch **Seculum**, lat. ein Jahrhundert; „tintenklecksendes S." (R. I, 2) s. v. w. schreibseliges Jahrhundert. In der Sprache des Mittelalters daher auch (Dem. II) im Munde der Nonne s. v. w. Zeitlichkeit, Welt, irdisches Leben.

Saducäer (R. I, 2), eine altjüdische Secte, welche die mündliche Ueberlieferung, so wie den Glauben an Engel und die Unsterblichkeit der Seele verwarf, sonst aber sich eines streng sittlichen Lebenswandels befleißigte.

Sagan, s. Glatz.

Saint Denis, s. Denis.

Saintrailles (J. v. O. I, 3), in der Geschichte Poton von Xaintrailles, ein alter Waffengefährte Johanna's. Vergl. H. Straß, Jeanne d'Arc. Berl. Förster 1862, S. 140.

Saitenharmonie, s. Harmonie.

Saitenspiel, zunächst (D. C. IV, 21) ein mit Saiten bezogenes Instrument; bildl. (D. C. III, 10) ein Werkzeug überhaupt; ferner (Menschenf. 4) die harmonische Stimmung, der innere Friede des Herzens; od. (D. C. V, 4) ein Mensch von solcher Gemüthsbeschaffenheit. — (Ged. Semele 2) s. Sphärenharmonie.

Digitized by Google

Salamander od. Molche (Ged. D. Taucher — Gstſ. 10, 172), eine zu den froſchartigen Amphibien gehörige Abtheilung von Thieren, die eine eidechſenartige Geſtalt haben und theils nur auf dem Lande, anderntheils in tiefen Gewäſſern leben. Von dem Erdſalamander, auf welchen ſich die Stelle (Wſt. T. II, 2):

— — — — — — — „Der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander."

bezieht, ging ehemals die Sage, daß er unverbrennlich ſei, was darin ſeinen Grund hat, daß er in Gefahr eine milchige Flüſſigkeit ausſchwitzt, die eine glühende Kohle, auf welche man das Thier legt, auslöſchen kann.

Sálamis (Iph. I, Zw.-H.), frzſ. Salamine, daher (Ph. I, 1) „Salamin", jetzt Koluri, eine griechiſche Inſel, Eleuſis gegenüber, durch eine ſchmale Meerenge von der Landſchaft Attica getrennt.

Salerno (Gſtſ. 10, 182), eine ziemlich bedeutende Stadt am Meerbuſen gl. N. ſüdlich von Neapel.

Salmiak, zuſammengezogen aus dem lat. sal ammoniăcum, Ammoniakſalz, ſalzſaures Ammoniak; davon Salmiakgeiſt (R. I, 2), eine Auflöſung von ſolchem Salz.

Salmóneus (Ged. Semele 2), ein Sohn des Aeŏlus und Bruder des Siſyphus, war ſo hochmüthig, daß er ſich für Jupiter ausgab und verlangte, wie dieſer, angebetet zu werden. Jupiter ſchlug ihn mit dem Donnerkeil zu Boden und vertilgte die von ihm erbaute Stadt Salmóne.

Salomo, der Sohn Davids, König der Juden (1015 bis 975 v. Chr.), wurde ſeiner treffenden richterlichen Urtheile (vergl. Mutter, die unnatürliche), ſo wie ſeiner vorzüglichen Staatseinrichtungen wegen hoch verehrt und als Urbild der Weisheit betrachtet; auch wird ihm das bibliſche „Buch der Weisheit" zugeſchrieben, daher (Gſtſ. 10, 144): „ein zweiter Salomo".

Salsbury (J. v. O. Prol. 3). Thomas, Graf v. S., zeichnete sich im Kriege gegen die Franzosen aus und fiel 1428 bei der Belagerung von Orleans.

Sämann, Der (Ged.), das erste unter den Epigrammen des Jahres 1795. Es bedeutet: In dem heiteren Gewande der Poesie treten uns erhabene Wahrheiten entgegen, die uns entweder zu aufmerksamem Nachdenken anregen, oder, wie hier, zu ernstlichem Handeln ermuntern sollen.

Samarkand (Tur. Pers.-Verz.) od. Samarkanda (Tur. I, 1) am Kohik, einem Nebenflusse des zum Aralsee gehenden Amu, eine ehemals sehr bedeutende Stadt in Turan od. der Freien Tatarei.

Sambor (Dem. I), Kreisstadt am Dnjestr in Galizien, südlich vom Lemberger Kreise, der Wohnsitz des Woiwoden Mnischek.

Sambuca (Ged. Archimedes u. d. Schüler), lat. die Sturmbrücke.

Samen (Ged. 4. B. d. Aen. 112), biblisch s. v. w. Nachkommenschaft.

Samos (Ged. D. Ring d. Polykrates), eine äußerst fruchtbare Insel an der Westküste von Kleinasien.

Samuel. Als König Saul am Ende seiner Tage von den Philistern hart bedrängt wurde, gerieth er in Furcht und suchte den Herrn, den er zuvor verlassen, erhielt aber keine Antwort. Da verlangte er von seinen Knechten, sie sollten ihm ein Weib schaffen, das einen Wahrsagergeist hätte. Als dieses gefunden war, begab sich Saul zu ihr nach Endor und ließ sich den Samuel heraufbeschwören, den letzten der sogenannten Richter der Hebräer, welcher einst der Abgötterei kräftig entgegengearbeitet, welcher Saul zum Könige gesalbt und ihm gegenüber stets unerbittlich gewesen war, wenn er sich Eingriffe in die priesterlichen Rechte erlaubt hatte. Der Schatten Samuels

erschien (I. Sam. 28, 12—19) und sagte ihm, daß der Herr von ihm gewichen sei und das Reich David geben werde. D. C. V, 10 vergleicht der Großinquisitor sich selbst mit Samuel und den König Philipp mit Saul.

Sanct Ludwig, s. Ludwig IX.

Sanctus, lat. eig. das Heilig, (Ged. D. Gang n. d. Eisenhammer), ein Kirchengesang bei dem katholischen Meßgottesdienste.

Sand (Picc. III, 3 — Wst. T. V, 6); Beziehung auf die Sanduhren, deren man sich in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu astronomischen Beobachtungen bediente, weil man sie für genauer hielt als die damals noch sehr unvollkommenen Räderuhren.

Sandalen, von dem gr. sándăla, Schnürsohlen von Holz, deren sich die alten Griechen bedienten; später (Br. v. M. 5, 417) eine Art feiner Frauenschuhe.

Sänfte (M. St. II, 2), ein verschlossener Stuhl, in dem man sich tragen lassen kann.

Sänger, Die, der Vorwelt (Ged), ein epigrammatisches Gedicht aus dem Jahre 1795, welches die Dichter des Alterthums mit denen der neueren Zeit vergleicht. Das Loos der Sänger der alten Zeit erscheint als ein beneidenswerthes, da sie zu dem Volke in einem mehr unmittelbaren Verhältnisse standen, ihre Gesänge vor Hörern erklingen ließen, während die Dichter der Gegenwart der Anregung entbehren, die ein thatenreiches öffentliches Leben zu bieten vermag, und gezwungen sind, für Leser zu schreiben. Die Gesänge der Vorwelt mußten mächtiger wirken, da das Volk die poetischen Productionen als das Ergebniß unmittelbarer Begeisterung auffaßte und durch seine lebendige Theilnahme zugleich eine wohlthuende Rückwirkung auf den Sänger selbst ausübte, während jetzt statt der unbefangenen Hingebung dem Dichter kaum etwas Anderes als eine

vorurtheilsvolle Kritik entgegengebracht wird. Dieser letzteren möge der Dichter daher kein zu großes Gewicht beilegen, denn das Leben und die Poesie stehen nicht mehr in so inniger Gemeinschaft, wie dies im Alterthum der Fall war.

Sängers Abschied (Ged.). Diese Stanzen, welche früher den Titel „Abschied vom Leser“ führten, wurden im Jahre 1795 gedichtet, um den Almanach zu beschließen, der mit der „Macht des Gesanges“ eröffnet wurde. Später änderte Sch. die Ueberschrift in die jetzige klangvollere um, die zugleich wehmüthige Erinnerungen hervorruft, da das Gedicht gegenwärtig die Sammlung schließt. Es charakterisirt das ganze Wesen der Schillerschen Poesie in ungemein treffenden Bildern, die gleichzeitig in höchst anmuthigen Klängen an unserm Ohr vorüberschweben. Das bescheidene Verzichtleisten auf den Nachruhm, das natürlich nicht in vollem Ernste gemeint sein kann, findet eine angemessene Deutung in dem Bilde der letzten Stanze. Der Dichter wünscht, man möge seine Poesieen als einen Keim betrachten, aus dessen Aussaat eine neue Welt schönerer und noch vollkommenerer Schöpfungen erwachsen möge.

Sans Spaß (R. II, 3) als scherzhafte Ausdrucksweise für: ohne (frzſ. sans) Spaß.

Santa Casa, ital. eig. das heilige Haus; (D. C. V, 10) eine Benennung der Inquisition.

Sapiéha, Leo (Dem. I). Mérimée spricht in seiner Épisode de l'Histoire de Russie (Les faux Démétrius) S. 350 von Uneinigkeit zwischen den polnischen Heerführern und nennt Johann Sapieha als den mächtigsten Nebenbuhler Rozynsky's. Sch. giebt dieser geschichtlichen Thatsache einen Ausdruck, indem er auf dem Reichstage zu Krakau Leo Sapieha und Odowalsky einander feindlich gegenüberstellt. Von Sapieha berichtet Mérimée, daß er sich auch mit Sigismund nicht einigen konnte, und eben so, daß er ein entschiedener Gegner des falschen Demetrius war. S. 387 heißt es: Sapiéha, qui n'avait

Digitized by Google

jamais été sa dupe, ne voulait nullement se sacrifier pour sa cause.

Sapperment, s. Sacrament.

Saracén (Ged. D. Kampf m. d. Drachen), der Morgenländer; ursprüngl. die Benennung der Araber in Europa (z. B. in Spanien), demnächst der Muhamedaner, Türken und aller nichtchristlichen Völker, gegen welche die Kreuzzüge unternommen wurden.

Saragossa (D. C. I, 1 u. IV, 23), Stadt am Ebro im Königreich Aragonien.

Sardanapál (Sp. u. d. L.), der letzte König von Assyrien; er besaß einen ungeheuren Reichthum und war zugleich so in sinnlichen Genuß versunken, daß er ein völlig unthätiges Leben führte und in diesem Sinne schon bei den Griechen sprüchwörtlich geworden war. Als sich endlich alle seine Provinzen gegen ihn empörten, verbrannte er sich (888 v. Chr.) mit seinen Weibern und seinen sämmtlichen Schätzen.

Sarkophág (Ged. D. Ideal u. d. Leben), gr. wörtl. ein Fleischverzehrer; bei den Alten ein aus porösem, ätzendem Kalkstein verfertigter Sarg, welcher die verwesenden Leichname schnell verzehrte.

Sarnen (W. T. I, 4 u. II, 2), Dorf am See gl. N., im Canton Unterwalden; auf einem in der Nähe befindlichen Hügel stand Landenberg's Burg, „das Sarner Schloß" (W. T. V, 1).

Sarzana (F. V. 6), ein Platz in Genua.

Sassen (W. T. II, 2), von sitzen; Ansässige od. Einwohner, bes. solche, die nicht die Rechte eines Bürgers haben.

Satan od. Sátanas (K. u. L. V, 5), hebr. eig. ein Widersacher, gefallener, böser Engel; bes. (R. Vorr.) das Haupt der Teufel; bildl. (K. u. L. III, 6 u. V, 8) ein boshafter Mensch;

Digitized by Google

davon: satánisch (K. u. L. III, 1 u. V, 7 — D. C. IV, 12), teuflisch, boshaft.

Satrap (R. IV, 6), ein persischer Statthalter oder Landpfleger, dann übertragen auf einen willkürlich und launenhaft regierenden Diener der höchsten Gewalt.

Saturn, s. Saturnus.

Saturnia, s. Here.

Saturnius, s Zeus.

Saturnus (Picc. III, 4), abgek. Saturn (Wst. T. I, 1), vergl. a. Kronos u. Astrolog; einer der merkwürdigsten Planeten, der stets als ein Stern erster Größe mit weißlichem Lichte erscheint und bei seiner großen Bahn, so wie bei der verhältnißmäßig geringen Geschwindigkeit über 2 Jahr in einem und demselben Sternbilde zu sehen ist. Von den beiden henkelförmigen Ansätzen, durch die er sich von allen übrigen Planeten unterscheidet, weiß man seit dem Jahre 1657, daß sie ein den kugelförmigen Körper frei umschwebender, mehrfach getheilter Ring sind. Außerhalb des letzteren umkreisen ihn noch acht Monde, worauf sich die im Munde Wallensteins theilweise allerdings als ein Anachronismus erscheinenden Worte beziehen, die derselbe (Wst. T. III, 18) vergleichungsweise an Max richtet:

„Und wenn der Stern, auf dem du lebst und wohnst,
Aus seinem Gleise tritt — — — —
Fort reißt er dich in seines Schwunges Kraft
Sammt seinem Ring und allen seinen Monden."

Sátyr (Myth.), ein Feld- oder Waldgott mit Ziegenfüßen, ein Repräsentant der Ausgelassenheit und Ueppigkeit, der oft (Ged. D. Götter Griechenlands) in dem Gefolge des Bacchus erscheint; als Sinnbild des Uebermuths (R. Vorr.): „der gottlose Satyr."

Satýre, richtiger Satire, von dem lat. satĭra; eine Spottschrift, in welcher Thorheiten und Laster lächerlich gemacht

werden. „Die Satyre des Spaniers" (R. Vorr.), s. Don Quixote.

Satzung, eine Willenserklärung, durch welche Pflichten und Rechte festgesetzt werden; bes. a. (M. St. I, 6) eine Glaubensvorschrift.

Saul, der Sohn Kis (Wst. L. 8), welcher seine Eselinnen verloren hatte, die Saul (1. Sam. 9, 3—20) wiederfand, wurde von Samuel gesalbt und ward hierdurch der erste König über Israel (1050 v. Chr.), er erwarb sich Ansehen durch Siege über mehrere Nachbarvölker, erlaubte sich aber verschiedene Eingriffe in die Vorrechte der Priester. Vgl. Samuel.

Säulen (Br. v. M. 5, 422). Der naiven volksthümlichen Vorstellung lag es im Alterthum nahe, den Weltenbau mit dem eines irdischen Göttertempels zu vergleichen, wie wir das noch bildlich thun, indem wir von einem „Himmelsdach" u. s. w. sprechen. Wenn Sch. hier von den „ewigen, alten Säulen" der Erde spricht, so mag dies zunächst erinnern an Hom. Od. 1, 53, wo von den Säulen die Rede ist, welche Atlas stützt, und welche Himmel und Erde auseinanderhalten. Wir erinnern auch an die Säulen des Hercules (s. d.); desgl. an Parabeln u. Räthsel 4.

Säulenordnung nennt man in der Baukunst die Anordnung der einzelnen Theile der Säulen, wodurch dieselben ihr eigenthümliches architectonisches Gepräge erhalten. Gewöhnlich nimmt man fünf solcher Säulenordnungen an: 1. die dorische, 2. die ionische, 3. die korinthische, 4. die römische, 5. die toscanische. — Die ionischen Säulen (Ged. D. Spaziergang) sind erkennbar an dem mit vier doppelseitigen Schnecken gezierten Säulenkopf (Capital), jetzt häufig: Capitäl (v. d. ital. capitello), dessen unterer Kranz bisweilen mit einem gezahnten Zierrath versehen ist. Anmuth und weibliche Zartheit ist als der wesentliche Charakter dieser Säulen anzusehen, die vorzugsweise bei Gebäuden angewendet zu werden pflegen, welche der Kunst

gewidmet sind, wie Schauspielhäuser und Museen. — Die „edle Säulenordnung" (Wst. Prol.) ist das Innere des Theaterraumes; das „säulengetragene herrliche Dach" (Br. v. M. 5, 390) s. v. w. Palast.

Saum, zunächst ein genähter Rand, dann auch etwas Zusammengebundenes, Zusammengethanes, daher s. v. w. Last od. auch Packsattel; davon: „das Saumroß" (W. T. II, 1), d. i. Packpferd u. der Säumer, s. v. w. Lastenbeförderer, wie (W. T. IV, 3):

„Der Säumer mit dem schwerbeladnen Roß."

Sauvage (M. St. III, 8), richtiger John Savage, ein englischer Katholik und früher Officier in der spanischen Armee, war ein Mitglied der Verschwörung, in welcher Babington die Hauptrolle übernommen hatte. Sch. hat den Namen absichtlich in Sauvage umgeändert, weil er den Mordanfall von einem Franzosen wollte geschehen lassen.

Sauvegarde (Wrb. II), von dem frzs. sauver, retten; die Sicherheitswache, Bedeckung.

Savern, jetzt Saverne (Ged. D. Gang n. d. Eisenhammer), deutsch Zabern, ein Städtchen nordwestlich von Straßburg. — (J. v. O. II, 6), ein ansehnlicher Fluß Englands, der sich in die irische See ergießt.

Savoyen (D. C. II, 4 u. IV, 3), das jetzt französische Gebiet der Westalpen bis zum Genfersee, war seit 1416 ein Herzogthum. Die daselbst regierende Familie (la Maison de Savoie) besitzt heut das Königreich Italien. Der Herzog von Savoyen unserer Stelle ist Emanuel Philibert 1553—80, der 1557 mit dem Grafen Egmont die Schlacht bei St.-Quentin über die Franzosen gewann.

Savoyarden (F. II, 15), die Bewohner von Savoyen, von denen die Aermeren als Stiefelputzer, die Kinder mit Murmelthieren u. s. w. besonders nach Paris zu wandern pflegen.

Scenarium, s. Scene.

Scene, von dem lat. scena, die Schaubühne; 1) die Bühne (Ged. An Goethe — W. T. II, 2 u. IV, 3 — H. d. K.); 2) der Schauplatz, der Ort, wo eine Handlung vorgeht, wie (Iph. Pers.-Verz.): „die Scene ist das griechische Lager in Aulis;" desgl. Picc. IV, 1. 3) Der Auftritt, ein Abschnitt eines Aufzuges im Schauspiel (R. I, 1 ꝛc.); 4) Vorgang oder Begebenheit, wie (D. C. II, 7): „Welch eine Scene sah ich an!" od. (F. I, 13): „erhabene Scenen"; desgl. (Sp. u. d. L.): „komische Scenen"; 5) ein Bild in der Natur, wie (gr. Handl. a. d. n. Gesch.): „neue Scenen"; 6) ein Bild im Menschenleben, wie (K. u. L. II, 3): „die schauderndste Scene". — Davon Scenarium, neulat. ein Scenenbuch, welches die Angabe der Verwandlungen, Auftritte ꝛc. im Schauspiel, bes. (Iph. Pers.-Verz.) die Angabe der in den letzteren erscheinenden Personen enthält.

Scepter, von dem gr. skeptein, stützen, oder dem gr. lat. sceptrum, der Herrscherstab, seit dem Mittelalter ein Zeichen der Herrschergewalt der Kaiser und Könige. 1) (Br. v. M. 5, 431) Der wirkliche Stab, wie (Wst. L. 7):

„Und das Scepter in des Königs Hand
Ist ein Stock nur, das ist bekannt."

Desgl. bildl. (Dem. I):

„Daß sich ein frecher Räuber meines Erbs
Anmaße, und den Scepter schände,
Der mir, dem ächten Czaarowitsch gebührt."

2) (Ged. 2. B. d. Aen. 97 u. 4. B. d. Aen. 51) die Herrschermacht, Herrschergewalt, wie (D. C. I, 2):

„So weit das Scepter meines Vaters reicht."

Desgl. (D. C. V, 4):

„Ihr Scepter war das Spielwerk seiner Hände."

ferner (M. St. I, 7):

„Und nicht erlöschen wird der Haß, bis endlich ꝛc.
Ein Scepter waltet durch die ganze Insel."

Digitized by Google

und (W. T. III, 2):

„Oestreichs mächtiges Scepter."

oder bildl. in übertragener Bedeutung, wie (K. u. L. II, 1) u. (Ged. Würde der Frauen):

„Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte."

ferner (F. III, 5): „daß die Sonne den Himmel räumt und das Scepter der Welt mit dem Monde theilt"; und (Ged. D. Künstler):

„Kein Zufall mehr mit ehrnem Scepter ihm gebeut."

Schach. 1) Der Titel der persischen Könige, wie (Tur. II, 1): „der Schach zu Babel". 2) Das Schach- od. Königsspiel, ein uraltes aus Persien stammendes Brettspiel, wie (F. IV, 12): „wie auf dem Schach alle Officiere den wehrlosen König bedecken."

Schächen (W. T. III, 1), ein von der rechten Seite bei Bürglen in die Reuß mündender Bach, der durch ein sechs Stunden langes wildes Thal, das Schächenthal (ebendas.) fließt.

Schäferstunde, frz. l'heure du berger, eine Tändelstunde für Verliebte; (Ged. D. Entzückung an Laura): „Meine Muse fühlt die Schäferstunde", d. h. die Liebe stimmt mich poetisch.

Schaffhausen (W. T. V, 1), Stadt im Canton gl. N. am Rhein, oberhalb des berühmten Wasserfalles.

Schaffner (W. T. II, 1), Haushofmeister, Wirthschaftsverwalter.

Schaffot, frz. échafaud, eig. ein zum Zuschauen eingezäunter Platz; bes. (K. u. L. III, 1 — M. St. I, 8) Blutgerüst, Blutbühne.

Schafgotsch (Picc. V, 1 V. 109), einer von Wallensteins Feldherren, der (Dr. Kr. 389) nach dem Siege bei Steinau in Schlesien zurückgelassen wurde, und auf dessen Zuverlässigkeit er auch noch in seinen letzten Lebenstagen (Dr. Kr. 406) rechnete. Schafg. war Protestant und der einzige, an welchem das wegen

Theilnahme an einer vermeintlichen Verschwörung ausgesprochene Todesurtheil in grausamster Weise vollstreckt wurde.

Schakal (Ged. D. Kampf m. d. Drachen), ein in Afrika und Südasien lebendes, zum Hundegeschlecht gehöriges Raubthier, das, wenn es auf Raub ausgeht, ein widriges Geheul hören läßt.

Schalmei (Iph. IV. Zw.-H), von dem frzs. chalumeau (lat. cálamus, Rohr), die Hirtenflöte, Rohrflöte, vergl. Haberrohr.

Scharlach, eine brennend rothe Farbe; bes. Zeug von dieser Farbe, wie (F. Pers.-Verz.); in der Kleidung das Zeichen des fürstlichen Standes, daher (F. II, 8): „Im Scharlach in den Senat zu kommen!" Bildl. das Erröthen, wie (F. II, 11): „Jetzt sind Sie wieder Scharlach."

scharmant, richtiger charmant, von dem frzs. le charme, der Reiz; 1) schön, reizend, wie (Tur. II, 1): „meine charmante Hoheit; u. (N. a. O. III, 4): „ein scharmantes Land"; 2) allerliebst, entzückend, einnehmend, wie (Par. I, 6 u. III, 4 — Tur. II, 1); auch in ironischem Sinne (F. II, 2).

Schatten, gleichbedeutend mit Manen (s. d.), wurden im Alterthum die Seelen der Verstorbenen genannt, welche die Unterwelt (vergl. Tartarus) bewohnten; daher sagt (Ph. V, 6) der sterbende Hippolyt zu Theramén:

> „Sag' ihm, um meinen Schatten zu versöhnen,
> Mög' er an der Gefangnen gütig handeln."

Desgl. Maria (M. St. I, 4) zu Hanna Kennedy:

> „Es ist der blut'ge Schatten König Darnley's."

Vergleichungsweise braucht Beatrice (Br. v. M. 5, 425) diesen Ausdruck von den Bewohnern des Klosters, die ihr Dasein in stiller Abgeschiedenheit zubringen:

> „Und so erwuchs ich still am stillen Ort
> In Lebensglut den Schatten beigesellt."

Digitized by Google

Desgleichen heißt es von der dramatischen Kunst, insofern sie die Gestalten der Verstorbenen heraufbeschwört (Wst. Prol.):

„Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen."

Schattenbeherrscher
Schattenkönig } s. Aïdes.
Schatten, Fürst der

Schattenland
Schatten, Reich der } s. Tartarus

Schatulle od. Chatulle, von dem mittl. lat. scatŭla, Schachtel; 1) (F. I, 9 — K. u. L. IV, 9 — D. C. II, 12 — Picc. V, 1 — Gstſ. 10, 136) ein Schatz- od. Geldkästchen; 2) (Gstſ. 10, 220) die Privatgelder eines Fürsten.

Schaums, Tochter des, s. Aphrodite.

Schecken (Wst. T. II, 3), ein Pferd mit weißen Flecken auf farbigem Grunde.

Scheeren, die Klippen in der Ost- und Nordsee; „die Scheeren des Belts" (Picc. II, 7), s. v. w. die Ostküste von Jütland, bis wohin Wallenstein im dänischen Kriege vorgedrungen war; der Ausdruck Scheeren ist hier poetisch von den norwegischen Klippen auf die dänischen Buchten übertragen.

scheitelrecht (D. C. I, 2), unter einem rechten Winkel zusammenstoßend.

Schellenkappe (Sp. u. d. L.), s. v. w. Narrenkappe; bildl. (F. II, 4).

scheren, eig. zertheilen, bes. der Wolle berauben; dann auch in der Volkssprache (Wst. L. 11), sich plagen, quälen.

Scherge, eig. Gerichtsdiener, bildl. Vollstrecker des Willens ihrer Herren, wie (Wst. T. IV, 2):

„Wir aber sind nur Schergen des Gesetzes"

und (M. St. I, 8), wo Paulet sein Hüteramt ein „Schergenamt“ nennt.

Scheusal, schlangenhaariges, s. Eris.

Schicksal, das gemeinsame (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. Die Epigramme waren eine Waffe, die Sch. und Goethe zunächst gegen ihre Gegner richteten; hier erinnert er daran, daß auch dieser Thätigkeit ein Ziel gesetzt werden wird.

Schikane, s. Fremdwörter (Chicane).

Schicksalsmächte, s. Fortuna.

Schierlingswurz (Mcb. IV, 3), der Wurzelstock, d. h. der unterirdische Stengeltheil des Wasserschierlings (Cicuta virosa), in dessen fächrigen Höhlungen sich ein gelber, harziger Saft befindet, der ein höchst gefährliches Gift ist.

Schiffe, krumme (Ged. 2. B. d. Aen. 30), wohl soviel wie „geschnäbelte“.

Schild (J. v. O. III, 7). Im Alterthum pflegte man die im Kampfe gefallenen Krieger auf ihren Schild zu legen und mit demselben aus der Schlacht zu tragen, weshalb auch eine spartanische Mutter zu ihrem in den Kampf ziehenden Sohne sagte, indem sie ihm den Schild reichte: „Entweder mit oder auf demselben.“

Schinderseeremonien (R. II, 3), sinnbildliche Gebräuche der Scharfrichter bei den Hinrichtungen.

Schinskoj (Dem.) ist falsch gedruckt für Schuisky, d. i. Fürst Wassily Iwánowitsch, der am 17. Mai 1606 mit Verschworenen den falschen Demetrius stürzte u. dann selbst die Regierung übernahm. Doch wurde er schon 1610 entthront u. in ein Kloster gesteckt.

Schisma (Gstj. 10, 218), gr. die Spaltung, Scheidung in Parteien.

Digitized by Google

Schlacht, Die (Ged.), eine Jugendarbeit, die eines Meisters würdig sein würde; durch und durch voll objectiver Haltung, als ob ein Augenzeuge berichtete, bietet sie eine reiche Fülle rasch sich drängender Erscheinungen dar. Das Versmaß ist absichtlich sehr frei gewählt, daher das Ganze um so wirksamer; an solchen Stellen, wo zartere Empfindungen mit ins Spiel kommen, tritt auch der Reim ein. Man beachte die Steigerung in den Zwischenstrophen, die der Reihe nach 1, 2, 3, 4, nochmals 4 und endlich 6 Verse zählen. In der vorletzten Strophe steht in einigen Ausgaben fälschlich stampft statt strampft; vergl. D. Flüchtling.

Schlachtopfer, im Alterthum das den Göttern zu opfernde Thier; bildl. der Hinzuopfernde, wie (Sp. d. Sch. 10, 122): „das Schlachtopfer seiner Rache."

Schlaglawine, s. Lawine.

Schlamp (R. I, 2), sd. s. v. w. Schleppe.

Schlange. Sch. braucht sie oft vergleichungsweise: 1) als Sinnbild der schleichenden listigen Bewegung, wie (F. I, 9), wo der Mohr sagt: „Braucht mich zu eurer Schlange"; desgl. von Mansfeld (Wst. T. III, 15): „die Schlangenkrümmen seiner Flucht"; 2) wegen ihrer unwiderstehlich fesselnden Umschlingungen, wie (Ged. Phantasie an Laura):

„Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Scham und Reu', das Eumenidenpaar."

3) wegen der Feindschaft, in der sie mit einander leben, wie (Br. v. M. 5, 432): „der Schlangenhaß der Brüder"; 4) wegen ihres tödtlich verletzenden Bisses, wie (D. C. I, 1): „der giftige Schlangenbiß des Argwohns" und (Ged. Resignation) „das Schlangenheer der Spötter."

Schlangenhaare, s. Eris.

Schlangenpaar, s. Laokoon.

Schlaraffe, von dem altd. slûren, oberd. schlauren, d. i. müßiggehen und Affe; daher (F. I, 9): „Schlaraffenleben", ein sorgloses, dem Sinnengenusse gewidmetes Leben.

Schleier (Ged. D. Glocke — Br. v. M. 5, 432), das Sinnbild weiblicher Züchtigkeit; vergl. Gürtel.

Schliche (Wst. T. I, 4), s. v. w. Schleichwege, heimliche Wege.

schlimm, ehem. s. v. w. gering, wenig, auch schlecht; daher (F. II, 13): „Ich bin schlimm mit dir zufrieden."

Schlot, ein Canal, Rauchfang od. (Ged. D. Gang n. d. Eisenhammer) Schornstein.

Schlüssel, Der (Ged.), ein paradoxes Epigramm aus d. J. 1796. In allen Fällen, wo wir über uns selbst im Unklaren sind, werden wir am besten thun, Andere zu beobachten, die wir gewöhnlich sicherer beurtheilen, und mögen dann von ihnen den Schluß auf uns selbst machen. Wo uns aber das Wesen Anderer räthselhaft erscheint, da mögen wir in unsere eigene Brust greifen, um dort den Schlüssel zu finden, der uns das Innere unserer Nebenmenschen eröffnet.

Schlüssel, goldene, s. Kammerherr; vergl. a. Löseschlüssel.

schmarotzen (Sp. u. d. L.), sich ungebeten zu Tische einfinden. Davon: Schmarotzer (Ged. D. berühmte Frau), ein ungebetener Mitesser; vergl. Parasit.

schnadern (R. IV, 5), eilfertig reden, schwatzen.

schnakisch (R. I, 1), s. v. w. spaßhaft, lächerlich, wunderlich.

Schnurre, eig. ein scherzhafter Einfall, Schwank; dann auch Kleinigkeit od. schlechtes Hausgeräth; bildl. „die alte Schnurre" (R. II, 3), eine lästige Person.

Schooß der Kirche (M. St. I, 6 — J. v. O. V, 4), bildl. mit Beziehung auf Lazarus, der in Abrahams Schooß (Luc.

16, 23) der Freuden der Seligkeit genoß, die Anstalten der allein seligmachenden Kirche. — In ähnlicher Weise (W. T. II, 2): „der offne Schooß des Tages.“

Schotten (M. St. I, 6 u. I, 7), die Bewohner von Schottland, welches erst nach Elisabeths Tode mit England vereinigt wurde, indem Jakob VI, Maria Stuarts Sohn, als ein Urenkel von Heinrichs VIII. Schwester Margarethe auf den englischen Thron berufen ward, wo er nunmehr Jakob I. hieß. — „Schottische Völker“ (J. v. O. I, 3) bezieht sich auf die schottische Leibwache, die Karl VII. umgab. Frankreich und Schottland, welches seinen Schutz gegen England in dem ersteren fand, standen das ganze Mittelalter hindurch bis auf Maria Stuart in sehr enger politischer Verbindung.

Schranke, eig. ein aus verschränkten Stäben errichtetes Gitterwerk, wie man es in Gerichtssälen findet; daher bildl. „Schranken errichten“ (M. St. I, 2), s. v. w. ein Gericht einsetzen.

Schranzen (Wst. L. 11, B. 231 — Picc. I, 2), s. v. w. Schmarotzer (s. d.), Speichellecker, verächtliche Höflinge; daher a. Hofschranzen (K. u. L. IV, 9).

Schreckensmond (J. v. O. III, 4), s. v. w. ein Unheil verkündendes Gestirn; vergl. Astrolog.

Schreckensurne, s. Urne.

Schreckhorn (W. T. I, 4), ein 12,600 F. hoher, bis jetzt unerstiegener Gipfel der Berner Alpen.

Schriftverächter (R. Vorr. 2, 5), Leute, welche die heilige Schrift verspotten.

Schröter (K. u. L. I, 5), s. v. w. Käfer.

Schulen (M. St. II, 4), s. Jesuiten.

Schulfuchs (Ged. D. berühmte Frau), in der Studentensprache: ein Ankömmling, einer, der die Universität so eben bezogen; auch ein steifer Gelehrter, Pedant.

Schutzgötter, s. Penaten.

Schwaben (W. T. Pers.-Verz) od. das schwäbische Land (W. T. II, 2), urspr. Allemannien od. Suevien, welche Benennung sich allmälig in Schwaben verwandelte, war das Flußgebiet der oberen Donau von dem Lech bis an die Vogesen und umfaßte zugleich den östlichen Theil der Schweiz. Als Herzogthum war es anfangs ein Theil des Frankenreiches, seit 843 ein Theil des deutschen Reiches. Bei dem Untergange der Hohenstaufen zerfiel es, worauf sich viele Vasallen der früheren Herrscher und ebenso viele Städte zur Reichsunmittelbarkeit erhoben.

Schwadron (Wst. L. 11), eine unter einem Rittmeister stehende Reiterschaar; schwadroniren (R. II, 3), in Schwadronen oder Geschwadern herumstreifen.

Schwager (Dem. I), einer der beiden Prinzen Wisznioweckí (s. Demetrius), ein Schwiegersohn Mnischeks; ferner hatte (nach Heerens Geschichte) Ratomski ein Hülfsheer donischer Kosaken geworben, dem sich mehrere Freischaaren anschlossen. — „Schwager" nennt die Gräfin Terzky (Picc. III, 2) ihren eigenen Mann, insofern er durch sie mit Wallenstein verschwägert ist, in dessen Interesse sie augenblicklich zu handeln glaubt.

Schwäher, s. v. w. Schwiegervater; also (W. T. IV, 1): Walther Fürst.

Schwan (Ged. Menschliches Wissen), ein aus 5 in Form eines Kreuzes gruppirten Sternen bestehendes Sternbild. — Der hochgehalste Schwan, s. Leda.

schwanen, eig. wähnen mit vorgetretenem s; gew. (W. T. I, 4) ahnen.

Schwärmersinn (D. C. V, 10), im Sinne der katholischen Kirche: die Ansichten eines Verirrten.

Schwarze, Der (Wst T. II, 3), der Teufel.

Schwarze Berg (W. T. II, 2); es ist der Brünig (s. d.) gemeint.

Schweden (Dem. I), vergl. Sigismund.

Schwerin (R. II, 2), preußischer General-Feldmarschall, der 1757 in der Schlacht bei Prag, 73 Jahre alt, mit der Fahne in der Hand, fiel.

Schwert; 1) in früheren Zeiten das Sinnbild der richterlichen Gewalt der Herrscher; daher (M. St. I, 4):

„Ihr ließt das königliche Schwert von Schottland
Vor euch hertragen im Triumph."

ferner (W. T. II, 2):

„Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt!"

und (ebendas. S. 61):

„Des Schwertes Ehre werde Schwytz zu Theil."

2) Das Sinnbild der erobernden Gewalt, wie (D. C. II, 5):

— — — — „Dies Schwert
Schrieb fremden Völkern spanische Gesetze."

Schwester (M. St.), s. v. w. geschwisterlich Verwandte. Elisabeth war die Tochter Heinrichs VIII. (s. d.), dessen Schwester Margarethe Maria Stuarts Großmutter war; daher (M. St. II, 3) Talbots Worte:

„Versuch's! Erkläre, daß du Blut verabscheust,
Der Schwester Leben willst gerettet sehn."

desgl. (M. St. I, 2): „meine königliche Schwester" und (ebendas. V, 8):

„Der Königin von England
Bringt meinen schwesterlichen Gruß."

Uebrigens nennen sich die Königinnen hier wohl Schwestern, wie die Könige sich frères zu nennen pflegen. — Auch die Gräfin Terzky nennt sich (Picc. III, 2) im weiteren Sinne Schwester des Herzogs, während sie nur die Schwester seiner Gemahlin war.

Schwieger (Picc. IV, 6), ältere Form für Schwiegermutter; es ist Wallensteins Mutter, eine geborene Freiin Smirricky von Smirric gemeint.

schwierig (F. II, 18), s. v. w. bedenklich, Schwierigkeiten machend; desgl. (Picc. I, 3), wo die Octavausgabe irrthümlich „schwürig" hat, unzufrieden, gereizt.

Schwytz (W. T. I, 2 u. II, 2) od. Schwyz, einer der drei Urcantone der Schweiz, zwischen dem Züricher-See und dem östlichen Ufer des Vierwaldstättersees, seit der denkwürdigen Erhebung der Eidgenossen (s. d.) zugleich der allgemeine Landesname; daher (Wst. L. 11): „Ich bin aus der Schwyz."

Scipio (R. I, 2). Publius Cornelius Scipio, römischer Feldherr im zweiten punischen Kriege (218—201 v. Chr.) war besonders durch seine Siege in Spanien und später gegen Hannibal in Afrika (daher Africanus) berühmt; † 183. — Scipio (F. I, 11) ist der eben hereintretende Scipio Bourgognino (F. I, 8 u. II, 14).

Sclave, s. Sklave.

Scone (Mcb. II, 13), eine Meile von Perth am Tay in Mittel-Schottland, der alte Krönungsplatz (Mcb. V, 14) der schottischen Könige. Nahe dabei liegen die Trümmer der Schlösser Glamis (Mcb. I, 5), wo König Duncan ermordet wurde, und Dunsinan (Mcb. IV, 4), wo Macbeth seinen Tod fand.

Scortationsstrafe (K. u. L. I, 5), die Strafe, welche der Verführer eines Mädchens ehemals an die Kirche zu zahlen hatte.

Scrupel, lat. scrupŭlus, eig. ein spitzes Steinchen; dann auch Zweifel, Bedenklichkeit; daher (Ged. D. Philosophen): „Gewissensscrupel"; scrupulös (K. u. L. III, 1), bedenklich, ängstlich-genau.

Scudo, ital. eig. ein Schild; ferner (F. III, 4), pl. Scudi (F. II, 14), ein italienischer Thaler (etwa 1⅔ Thlr. preuß.)

Sculptur (H. d. K.), von dem lat. sculptūra, die Bildhauerkunst.

Scylla, s. Charybde.

Scythen, rohe und wilde Völkerschaften, welche im Norden des Schwarzen Meeres und des Kaspi-Sees bis tief in das östliche Asien hinein wohnten. Die Stelle (Ged. Würde d. Frauen): „Mit dem Schwert beweist der Scythe — und der Perser wird zum Knecht" können wir nicht anders erklären als durch eine, in diesem Gedicht freilich ziemlich weit hergeholte Anspielung auf die Herrschaft, welche die Scythen 28 Jahre lang über Westasien ausübten und die (um 606) von Cyaxares von Medien gebrochen wurde. Dann würde hier der Scythe die rohen, der Perser die edleren aber schwächeren Seiten des menschlichen Wesens sinnbildlich bezeichnen. Oder bezieht es sich auf eine uns nicht gegenwärtige Anekdote oder Scene des Alterthums? — (Ph. I, 3) wird Hippolyt als Sohn der Amazone Antiope (s. d.) „dieser Scythe" und (Ph. III, 1) seine Mutter eine „Scythin" genannt, weil sie zu dem Geschlechte der Amazonen (s. d.) gehörte, welche eine Zeit lang in Gemeinschaft mit den Scythen lebten. — Ein einzelner Stamm der Scythen waren die Agathyrsen; sie pflegten sich hellblau zu bemalen und zu tättowiren; daher (Ged. 4. B. d. Aen. 27): „der Agathyrsen bunte Schaar."

Secte, lat. secta, eig. Partei (s. d.), bes. (D. C. IV, 3) Religions- od. Glaubenspartei, die oft eine andere heftig verfolgt; daher (Wst. T. I, 6): „der Secten Feindschaft."

Seculum, s. Säculum.

Seeland, eine durch die Mündungsinseln der Schelde gebildete Provinz Hollands, die (J. v. O. Prol. 3) seit 1467 zum Herzothum Burgund gehörte.

Seele, eig. die Lebenskraft, das Lebendige; daher 1) s. v. w. Mensch, wie (F. III, 1): „verlorene Seelen"; 2) das Innere, das Gemüth, wie (ebendas.): „die Nacht meiner Seele". Davon: Seelengaudium (R. I, 2), inneres Vergnügen, hohe Ergötzlichkeit; Seelenjubilo (ebendas.), ausgelassene Freude;

Seelenharmonie (Ged. D. berühmte Frau), Uebereinstimmung der Gemüther.

Seher (Ged. D. Freundschaft); 1) im Alterthum die Bezeichnung der Priester, welche, wie Kalchas (Ged. 2. B. d. Aen. 21), dem Volke den Willen der Götter verkündigten; 2) ein Begeisterter od. Prophet (s. d.), wie (W. T. IV, 2): „in dem Tone eines Sehers"; 3) ein Astronom, wie (Ged. An d. Freude): „des Sehers Rohr" u. (Br. v. M. 5, 475 u. 482) der (S. 436) genannte „sternkundige Arabier" (s. d.)

Sehnsucht (Ged.), ein Gedicht aus dem J. 1801. Es ist als der reine unmittelbare Ausfluß von Schillers ganzer Denkweise zu betrachten. Er lebte vorherrschend in einer idealen Welt; daher seine Trauer über „dieses Thales Gründe", d. h. über die reale Welt, in der gerade das Schönste am schnellsten dahin schwindet. Daher andererseits auch sein fortwährendes Ringen nach einer idealen Sphäre, sein Kampf gegen „des Stromes Toben", d. h. gegen die sinnliche Natur, die den Menschen immer wieder in das reale Gebiet herabzieht. Das Mittel zur Versöhnung der beiden wider einander streitenden Elemente ist „der Nachen ohne Fährmann", d. h. die objective Welt, die uns nicht durch ein Wunder verständlich wird, sondern in der wir zu arbeiten und zu kämpfen haben, um das uns selbst gesteckte Ziel zu erreichen.

Seine (Ged. D. Antiken zu Paris), ein Fluß Frankreichs, der auf der Côte d'or entspringt und sich in den Canal la Manche ergießt.

Séladon (Ged. An einen Moralisten — R. III, 1), eine Person aus dem Roman Astrée von d'Urfé, einer Nachahmung der „Diana" des spanischen Dichters Montemayor, welche zu Anfang des 17. Jahrh. in Frankreich sehr beliebt war; im weiteren Sinne (Ged. An einen Moralisten — R. III, 1) ein verliebter Schäfer, schmachtender Liebhaber.

Digitized by Google

selbander, eig. selbst der andere, zweite, od. (W. T. V, 1) mit noch einem, unser zwei.

selbsteigen (M. St. II, 4): „In meiner Königin selbsteigne Hand" s. v. w. zu höchst eigenen Händen.

Selbstherr (W. T. II, 1), s. v. w. selbständiger Herrscher.

Selene (Myth.), bei den Römern Luna, war die Tochter des Hyperion (s. d.), nach Anderen des Helios (s. d.) und die Führerin des Mondes; daher (Ged. D. Götter Griechenlands):

„Dich Selene find' ich dort nicht mehr."

und (Phön.):

„O Luna, Licht im goldnen Kreise! Tochter
Der Sonne, die im Sternengürtel glänzt!"

Luna unterschied sich von der jungfräulichen Diana (vergl. Artemis) dadurch, daß sie der Liebe geneigt war; besonders wird von ihrem Verhältniß zu Endymion erzählt, dem Jupiter auf ihre Bitten ewige Jugend und Unsterblichkeit verlieh, zugleich aber auch ewigen Schlaf. Sie entführte den Geliebten in eine Höhle des Berges Latmus, bewunderte daselbst seine Schönheit und küßte ihn im Schlummer. Hierauf anspielend sagt Fiesco (F. II, 15) von Lomellino ironisch in Beziehung auf eine gewisse Diana Bononi: „Vielleicht ist er heute Nacht dieser keuschen Luna Endymion." — Endlich ist Luna der Mond selbst, wie (Ged. D. Triumph d. Liebe): „Luna's Nebelschein" und (Ged. D. Ideal u. d. Leben):

„Wenn sich Lunens Silberhörner füllen."

Selisberg (W. T. II, 2) od. Selisberger Kulm, ein 6000 F. hoher, oberhalb des Rütli gelegener Berg, der eine vorzügliche Aussicht über den ganzen Vierwaldstättersee gewährt.

Semele in zwei Scenen (Ged.), eine Jugendarbeit aus d. J. 1780, in welcher Sch. sich zuerst in dem Versmaße der Jamben übte, die ihm aber neun Jahre später so zuwider war, daß er an eine Freundin in Weimar schrieb: „Daß Sie der

Semele erwähnen, hat mich ordentlich erschreckt. Möge es mir Apoll und seine Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe." Gleichwohl verschmähte er es nicht, im Jahre 1802 noch einmal die umformende Hand an die Arbeit zu legen. Der Mythus, welcher ihr zu Grunde liegt, ist folgender: Semele, die Mutter des Bacchus, Tochter des Kadmus und der Harmonia, war Jupiters Geliebte. Juno hatte sie einst in Gestalt einer alten Amme beredet, daß der Fremdling, dem sie ihre Liebe geschenkt, und der sich für Jupiter ausgegeben, ein Betrüger sei. Um hierüber ins Klare zu kommen, möge sie ihn bitten, daß er ihr in seinem Götterglanz erscheine, so wie er Juno selbst umarme. Semele, welche nichts Arges dabei dachte, that die vorgeschriebene Bitte, die Jupiter ihr gewähren mußte, da er beim Styx (s. d.) geschworen hatte, ihr den ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen. Die Folge davon war, daß sie durch den Feuerglanz seiner göttlichen Erscheinung vernichtet ward. Das Knäblein aber, welches sie in ihrem Schooße trug, verbarg Jupiter in seiner Hüfte, aus der es drei Monate später an das Licht trat. — (S. 54): „Deine Riesenrüstung mag dich erdrücken", s. v. w. deine riesige Anstrengung, einen Gott in dein Netz zu ziehen. — (S. 56) „Den Sohn verbrennt die Mutter, seine Braut der Bräutigam", weil bei den Alten die Todten verbrannt wurden. — (S. 67) „meine Sinnen vom wilden Sturm der Weltregierung eingelullt", d. h. vor dem w. St. 2c. verhüllt, nichts davon wissend. — (S. 69) „Kein Sohn des Morgennimmerseins", d. h. der Ewigkeit.

Senat, lat. senātus, von senex, der Greis; eig. der Rath der Alten: 1) Die Räthe einer Stadt (R. II, 3); 2) die einer Republik (F. II, 8 — Gstf. 10, 131); 3) die Gesammtheit der Mitglieder des englischen Parlaments (M. St. I, 7). — Davon: Senatoren (F. I, 11), die Rathsherren, wie (Dem. I) die Bischöfe, Palatine und Castellane; ferner: Senatsaal (Dem. I) u. Senatorenmütze (Gstf. 10, 244).

Sendomir, Fürst von (Dem. I u. II), s. Mnischeck. Sendomir, richtiger Sandomir, ist ein Städtchen an der Weichsel, der Mündung des San gegenüber; zugleich eine der acht Woiwodschaften, in welche Polen gegenwärtig getheilt ist.

Séneca (R. III, 2), ein römischer Philosoph, der Lehrer des Kaisers Nero (um 60 n. Chr.), der stoïschen Secte angehörig, welche die Verachtung des Schmerzes und des Todes lehrte. Daraus erklärt sich Moor's Antwort: „Du wirfst mit stoïschen Redensarten um dich, als hättest du den Seneca auswendig gelernt."

Seneschall, altd. senescalk (von sin, Kraft, Dauer, und scalc, Schalk, Knecht), in England gew. Steward genannt (M. St. II, 1), einer der großen Hofbeamten, der das Innere des königlichen Hauswesens zu besorgen hatte.

Senna (Mcb. V, 5), die als Abführungsmittel dienenden Blätter verschiedener Cassia-Arten, Sträucher, die in Arabien und Aegypten zu Hause sind.

Senne (W. T. I, 1), ein Hirt, welcher das Vieh den Sommer über auf den Alpen weidet. Davon: Senten (W. T. IV, 3), Rindviehheerden, und Sennhütten (W. T. II, 2), die theils zur Aufbewahrung des Heues, theils zum Aufenthalt der Knechte und Mägde dienen, so wie auch zur Käsebereitung benutzt werden. Der dem Sennen zur Hand gehende Knecht wird Zusenn oder Handbub (W. T. I, 1) genannt.

Sense (Ged. Gruppe a. d. Tartarus), s. Kronos.

Senten, s. Senne.

Sentenz, lat. sententïa, überh. Meinung, Gesinnung, Urtheil; dann 1) ein Sinn- od. Denkspruch (R. III, 2); 2) ein richterlicher Ausspruch (M. St. II, 3 — Mcb. I, 7).

sentimentalisch, von sentir, empfinden; empfindsam oder (Wrb. II), aus der Empfindung hervorgehend.

Seppi (W. T. Perf.-Verz.) schw. Abk. für Joseph.

Serail, perf. serāī; überh. ein großes Gebäude; bes. (M. St. I, 7 — Tur. Perf.-Verz. u. III, 7 und vergleichungsweise K. u. L. II, 3) die Wohnung der morgenländischen Fürsten, von welcher das Harem (s. d.) ein abgesonderter Theil ist.

Seraph (Ged. D. Freundschaft — Ged. An d. Freude — F. III, 2 — K. u. L. IV, 7), pl. Seraphim (Ged. Laura am Clavier), von dem hebr. saraph, verbrennen; Feuer- od. Lichtengel, Engel mit sechs Flügeln; überh. Geister höherer Ordnung; daher bildl. „auf der seraphischen Harfe" (R. II, 2), s. v. w. mit einer Engelstimme u. (Br. v. M. 5, 443):

„Doch auf den Seraphsflügeln des Gesanges
Schwang die befreite Seele sich nach oben."

Serenissimus, Superlativ von dem lat. serenus, heiter, klar; als Titelwort für Fürsten (K. u. L. IV, 9), s. v. w. Seine Durchlaucht; vergl. (Wst. L. 11) „Eine Durchlauchtigkeit läßt er sich nennen."

Sestiere von Castello (Gstf. 10, 213), ein Stadttheil Venedigs. Sestiere (ursprünglich wohl mit lat. sex, d. i. sechs zusammenhängend) bezeichnet einen Stadttheil, Bezirk, ein Arrondissement; hier also Schloßbezirk.

Sestos (Ged. Hero u. Leander), eine Stadt an der europäischen Küste der Dardanellen, Abydos (s. d.) gegenüber.

Severisch Nóvogrod, s. Desna.

Sewa (W. T. II, 2) od. Seewen, ein Ort am Lowerzersee, eine Stunde von Schwyz.

Seym Walny (Dem. I), (sejm w. d. i. treffliche Versammlung) poln. Reichstag.

Shakespeare, William (R. Vorr. — Br. v. M. Einl. 5, 381), geb. 1564, † 1616, der größte dramatische Dichter Englands und zugleich das gefeierte Vorbild aller neueren Dra-

mendichter. Vergl. Räuber über Franz Moor und Richard III. Bd. II, S. 256.

Shakespeare's Schatten (Ged.). Eine Reihe von Xenien, die später unter diesem Titel vereinigt wurden. Der Zusatz „Parodie" (s. d.) bezieht sich auf eine Stelle in Homer's Odyssee XI, 601 &c., die hier scherzhaft nachgeahmt ist. Der Dichter steigt im Geiste in den Tartarus hinab, wo ihm „die hohe Kraft des Herakles", d. h. aber nur „sein Schatten" begegnet, mit dem Shakespeare's Uebersetzung von Wieland und Eschenburg (Zürich 1762—82) gemeint ist. „Das Vögelgeschrei" und „das Hundegebell der Dramaturgen" zielt auf die dramaturgisch-ästhetischen Kritiken, die um jene Zeit von Eschenburg, Schink, Böttiger und Fr. Schlegel erschienen waren. Wenn den genannten Männern auch manche Verdienste um die poetische und kritische Literatur nicht abzusprechen sind, so erscheint dem Dichter doch Shakespeares Schatten selbst als ein gigantisches Wesen, dem jene untergeordneten Geister sich mit ihrem Urtheil nicht hätten nahen sollen. Mit dem vierten Xenion beginnt nun ein Gespräch zwischen Shakespeare's Schatten, dessen Worte von Anführungszeichen eingeschlossen sind, und dem Dichter, so daß jedem ein Xenion zukommt. Nachdem Shakespeare's Geist sich über den Entschluß des Dichters gewundert, in der Unterwelt den erhabenen Schwung der tragischen Poesie aufzusuchen, weiset er ihn auf die Natur und die alten Griechen hin. Dagegen theilt ihm der Dichter mit, wie die Poeten der Gegenwart, fern von allem idealen Streben, nichts Anderes verstehen, als höchstens die reale Natur zu erreichen. Der Schatten scheint ihn indeß nicht zu verstehen und meint, man wage es noch wie er, selbst die Geister der Verstorbenen (wie im Hamlet) über die Bühne gehen zu lassen. Aber der Dichter sagt ihm, daß der Sinn für solche Darstellungen verschwunden sei, daß höchstens derbe Späße oder klägliche Rühr- und Thränenspiele den Zuschauern vorgeführt werden. Der Geist denkt wiederum an sein effectvolles Einflechten komischer Scenen in tragische Stücke, doch

Digitized by Google

der Dichter weist im Hinblick auf Schröder's und Kotzebue's dramatische Stücke (Iffland wollte er „nicht gern wehe thun") auf die trivialen Stoffe hin, die nunmehr Gegenstand dramatischer Bearbeitung geworden sind. Statt der Helden des Alterthums werden ihm nun die modernen Figuren genannt, welche die Schröder'schen und Kotzebue'schen Stücke dem Publicum vorführen, damit er einen Blick in die ganze Misere der damaligen Bühnenwelt thun könne, wobei der Dichter in einem Hinweis auf „Kabale und Liebe" sich sogar selbst nicht schont. In der nun folgenden Frage des Geistes: „Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal &c.?" erblicken wir den Fingerzeig auf die Bahn, welche der Dichter fortan gesonnen ist, zu betreten; wir sehen, es ekelt ihm selber vor den Zerrbildern, welche seine noch ungeläuterte Phantasie hervorgebracht, und er kann es kaum begreifen, wie edle und sittliche Naturen an ekelhaften Fratzen Gefallen finden, „wie sich die Tugend zu Tische setzen kann, wo sich das Laster erbricht."

Sherif, von dem engl. shire, Grafschaft, u. reeve, Graf, d. i. Verwalter (M. St. I, 8), Oberbeamter einer Grafschaft, Landrichter.

Shrewsbury, s. Talbot.

Sichäus, s. Dido.

Sicilien (Mlth.), Insel südwestlich von Italien, welche zur Zeit der Belagerung von Malta dem Könige Philipp II. von Spanien gehörte.

Sicyon (Iph. I, Zw.-H.), eine uralte Stadt im Peloponnes, in der Nähe von Korinth.

Sidon
sidonisch } s. Tyrus.

Sieben heilige Zahlen (H. d. K.), eine Anspielung der auftretenden Künste auf die Zahl Sieben, die in der Bibel häufig als eine heilige erscheint. Man denke an die 7 Wochentage; den 7-armigen Leuchter im Tempel; an die 7 Tage, welche

in Israel stets für die Fest- und Trauerzeiten bestimmt waren; an die 7 Bitten des Vaterunsers; die 7 Worte Christi am Kreuze; an das Buch mit 7 Siegeln (Offenb. Joh. 5, 1).

Siebenhügelstadt, s. Rom.

Siegel, eig. ein in eine weiche Masse gedrücktes Zeichen, Versicherungszeichen; Siegelbewahrer (K. u. L. III, 1), der Staatsbeamte, welchem das Siegel des Fürsten anvertraut ist. Bildl. „Siegel des Sacraments" (D. C. I, 1), s. v. w. Verschluß, Verwahrung; davon Siegelführer (ebendas.), der Bewahrer des Geheimnisses. Vergl. Löseschlüssel.

Siegesbogen (M. St. I, 6) oder Triumphbogen, eine Erfindung der späteren Zeit der römischen Kaiser, sind in Rom noch mehrfach erhalten.

Siegesfest, Das (Ged.) Das Gedicht wurde im Jahre 1801 entworfen und 1803 vollendet. Sch. bezeichnet es in seinem Briefwechsel mit Goethe, wie in dem mit Humboldt merkwürdiger Weise als ein Gesellschaftslied. Er wollte durch dasselbe dem geselligen Gesange einen höheren Text unterlegen, um die Singenden aus dem platten prosaischen Tone, wie ihn die Lebensverhältnisse bedingen, und wie er so häufig in den Freimaurerliedern herrscht, in eine bessere Gesellschaft zu versetzen. Indessen steht wohl fest, daß Sch. sich für das Gesellschaftslied wenig eignete, und daß auch das vorliegende Gedicht dem Charakter eines solchen wenig entspricht.

Die Strophenform stimmt mit seinem Liede „An die Freude" überein; die acht Hauptverse jeder Strophe haben einen vorherrschend epischen Charakter, während die vier vom Chor als Refrain zu singenden Schlußverse ein lyrisches Moment hinzufügen, gleich dem Chor der antiken Tragödie. — Die beiden ersten Strophen führen uns die Griechen in ihrer Siegesfreude und die Trojanerinnen in ihrem Schmerze vor. Hierauf werden bedeutungsvolle Personen redend eingeführt. Kalchas, der Opferpriester (3), eröffnet die Reihe; Agamemnon und Ulysses (4 u. 5) sind

mit Gedanken an die Heimkehr beschäftigt; Menelaus und Ajax (6 u. 7) erinnern an das Walten der Götter; Teukros und Neoptolemos (8 u. 9) gedenken der Abgeschiedenen; Diomedes und Nestor (10 u. 11—12) geben zu erkennen, daß man auch für den besiegten Feind ein Herz haben müsse; schließlich lenkt Kassandra, die Seherin (13), den Blick auf die sich ewig gleichbleibenden Götter im Gegensatz zur Vergänglichkeit aller irdischen Größe zurück. — Str. 4. Atreus Sohn ist Agamemnon. — Str. 5 deutet auf das Schicksal Agamemnons hin, der bei seiner Rückkehr auf Anstiften seiner Gattin Klytämnestra von Aegisthos erschlagen wurde (vergl. die Prophezeihung der Klytämnestra; Iph. V, 3); im Gegensatz dazu erinnern V. 9 u. 10 an die rührende Treue der Penelope. — Str. 6. „Das frisch erkämpfte Weib" ist die schöne Helena; „der Atride" ist Menelaus, Agamemnons Bruder. „Das böse Werk" war die That des Paris, welcher das Gastrecht mißbraucht und die Helena entführt hatte; an dem Geschlechte des Priamus ward von Zeus die Rache vollzogen. — Str. 7. Mit der Tonne ist ein Attribut der Fortuna (s. d.), eine Kugel oder ein Rad gemeint, aus welchem sie die Schicksalsloose verstreute (nicht „zerstreut", wie in einigen Ausgaben steht). — Str. 8 sind Worte des Teukros, des Bruders des berühmten Ajax (Telamon's Sohn). — Str. 10. „Des Leidens Stimmen schweigen", d. h. den besiegten Trojanern war die Lust vergangen, ihre Helden, besonders einen Hektor, in Preisgesängen zu feiern.

Siegesgott, s. Ares.

Sigäischer Sund, s. Tenedos.

Sigismund (Dem. I) war als schwedischer Prinz aus dem Hause Wasa bereits 1587 zum König von Polen erwählt worden, dessen Thron er als Sigismund III. bestieg. — Gustav Wasa, dem sein Vaterland die Befreiung vom dänischen Joche und die Einführung der Reformation verdankt, hinterließ nach seinem Tode (1560) den schwedischen Thron seinem ältesten Sohn (erster Ehe) Erich XIV., der jedoch eine finstere Natur war und

Spuren von Wahnsinn verrieth, indem er oft die willkürlichsten Handlungen beging. So hatte er auch seinen Stiefbruder Johann, Sigismunds Vater, gefangen nehmen lassen, weil derselbe dem Könige von Polen Hülfsgelder gesandt; daher (Dem. S. 250) „in einem Kerker kamest du zur Welt." Als das schwedische Volk hierüber unzufrieden war, ließ er ihn wieder frei, worauf Johann seinen Bruder Erich absetzte, ihn in lebenslängliche Gefangenschaft schickte und 1568 selbst den Thron bestieg. Durch seine polnische Gemahlin verleitet, begünstigte er den Katholicismus, und eben so war auch sein Sohn Sigismund, der nach seinem Tode (1592) den schwedischen Thron bestieg, zum eifrigen Katholiken erzogen worden. So hatte Sigismund zwei Kronen, die eines streng katholischen und die eines streng lutherischen Landes zu tragen, während er selbst zwischen diesen beiden Richtungen in stetem Schwanken begriffen war, weßhalb ihm besonders in Schweden „die Volksgesinnung (S. 258) widerstrebte." Zwar hatte er den Beschluß der schwedischen Stände, daß in ihrem Lande keine andere als die evangelische Lehre vorgetragen werden solle, bestätigt; als er aber nach erfolgter Krönung sogleich nach Polen zurückkehrte, wurden die Stände erbittert und ernannten seinen Oheim, den Herzog Karl v. Südermanland, Johann's III. Bruder, zum Reichsvorsteher. In Folge dessen kam Sigismund mit einem polnischen Heer in's Land, wurde jedoch geschlagen und mußte, da er sich weigerte, seinen elfjährigen Sohn nach Schweden zu schicken, um denselben in der evangelischen Lehre erziehen zu lassen, 1604 dem Throne entsagen, welchen nunmehr sein Oheim als Karl IX. bestieg. Daher die Lehren, welche Sigismund (S. 261) dem Demetrius ertheilt. Nach 45jähriger Regierung in Polen starb Sigismund 1632, in demselben Jahre, wo seines Oheims, Karl's IX. Sohn, Gustav Adolph bei Lützen fiel.

Signal (Picc. I, 2 — Sp. d. Sch.), von dem lat. signum, das Zeichen; bes. ein Zeichen, das von gewissen Personen erwartet wird, um sich in Betreff ihres Handelns danach zu

richten; daher (F. III, 5): „Signal des Aufruhrs", (Ph. II, 4): „Signale" zur Abfahrt, (W. T. V, 1): „Signalfeuer", als Zeichen der errungenen Freiheit.

signiren, von dem lat. signāre, bezeichnen; bes. (Ged. An die berühmte Frau) mit einer Aufschrift versehen.

Signor (Gstſ. 10, 259), ital. signore, Herr, Gebieter; Signora (F. II, 2 — Gstſ. 10, 237), Frau, Gebieterin, bes. als Anrede für Frauen.

Signoria, ital. Herrlichkeit, Herrschaft; bes. als Anredewort für Vornehme; dann auch (F. I, 5) der gesammte Adel.

Sigrist, s. Sacristan.

Silhouette (F. I, 4), ein Schattenriß, Schattenbild, nach dem französischen Erfinder Etienne de Silhouette (im 18. Jahrh.) so genannt.

Sillinen (W. T. I, 4) ein früherer, einige Stunden oberhalb Altorf gelegener Edelsitz, von dem noch Ruinen übrig sind; gegenüber steht ein Thurm der Veste Zwing-Uri.

Simois (Iph. III, Zw.-H.), ein das Gebiet von Troas durchfließender Nebenfluß des Skamander.

Simons und Judä (W. T. I, 1), ein nach Heiligen benannter Kalendertag (28. October), an dem die Wassergeister ihre jährlichen Opfer fordern, ein Aberglaube, der sich an die uralten heidnischen Zeiten anknüpfte, wo den Göttern auch wohl Menschenopfer gebracht wurden.

Sinai (R. V, 1), ein 7400 F. hoher Berg auf der zu Arabien gehörenden peträischen Halbinsel, wo dem jüdischen Volke nach II. Mose 19, 16 bis 20, 17 unter Donner und Blitz die Gesetze gegeben wurden.

Sinn 1) ein Werkzeug zum Wahrnehmen der Außenwelt, wie (M. St. I, 6):

„Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz."

Davon: Sinnenpfad (Ged. D. Künstler), der Weg durch die äußere Welt, und Sinnenland (ebendas.) s. v. w. Wirklichkeit im Gegensatz zu dem Idealen. 2) Gemüth, inneres Sinnen und Trachten, wie (W. T. III, 3):

> „Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt euch nicht
> Zu Sinn."

Davon: Sinnentumult (Gsts. 10, 223), s. v. w. sinnliche Aufregung.

Sinnis (Ph. I, 1), richtiger Sinis, in der Sagengeschichte der Griechen ein berühmter Straßenräuber auf dem Isthmus. Man nannte ihn auch den Fichtenbeuger, weil er die von ihm beraubten Wanderer an zwei zusammengebogene Fichten zu binden pflegte, die er dann auseinanderschnellen ließ, so daß die Unglücklichen zerrissen wurden.

Sinon (Ged. 2. B. d. Aen. 13), ein Grieche, der die Trojaner bewog, das hölzerne Roß in ihre Stadt aufzunehmen.

Sipylus (Iph. IV, 3), ein Berg in Lydien.

Sir (M. St. I, 1 — Mcb. I, 11), engl. Herr! gnädiger Herr! als Anredewort.

Sire (D. C. II, 3 — J. v. O. I, 2 — Mcb. I, 8 u. 13), frzs. Allergnädigster Herr! als Anrede an einen König.

Sirene (Myth.), Benennung für Meernymphen, die durch ihren zauberischen Gesang die Seefahrer anlockten, um ihnen den Untergang zu bereiten, daher bildl. (J. v. O. II, 10):

> „Mit süßer Rede schmeichlerischem Ton
> Willst du, Sirene! deine Opfer locken."

Ferner eine reizende Verführerin, wie (Gsts. 10, 217): „eine Sirene, der kein Mensch widerstehen kann". Davon: Sirenenlied (R. IV, 5) und Sirenentriller (F. II, 19), s. Triller.

Sirius, s. Plejaden.

Sisyphus (Iph. II, 4 u. V, 5), Sohn des Aeolus, König von Korinth, wurde einer Sage zufolge (Ovid Metam. XIII, 32) als der eigentliche Vater des Ulysses angesehen.

Situation, von dem lat. situs, die Lage; 1) Stellung im Leben, wie (Wrb. IV): „die Gefahr seiner Situation"; 2) von dem Dichter für seine handelnden Personen geschaffene Schicksalsverhältnisse, wie (F. Vorr.): „von der Intrigue Situationen für die Menschheit entlehnen" u. (K. d. H.): „Reichthum von Situationen".

Sixtus V. (1585—1590), ein Mann von entschiedenem Herrschergeist, der die päpstliche Würde zu neuem Ansehen brachte, Zucht und Ordnung in Rom wiederherstellte, vorzüglich aber auch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten scharf ins Auge faßte. Den Kaiser Rudolf II. suchte er zu nachdrücklichen Verfolgungen der Ketzer zu bewegen; und außer Heinrich von Navarra und Heinrich III. that er auch Elisabeth von England in den Bann; daher (M. St. II, 4):

„Auch eine Bulle, die Papst Sixtus jüngst
Vom Vaticane gegen dich geschleudert"

nicht mich, wie in der Ausgabe von 1847 fälschlich steht.

Skäerthor (Ged. 2. B. d. Aen. 105) od. skäisches Thor (Ged. Nenie), das nach dem Skamander hinführende Thor von Troja.

Skamandros od. **Skamander** (Ged. Semele 2 — 2. B. d. Aen. 47 — D. vier Weltalter), in der Göttersprache Xanthus (Ged. 4. B. des Aen. 27 — R. II, 2 u. IV, 4) genannt, ein von dem Berge Ida in Kleinasien herabkommendes Flüßchen, das sich in das Aegäische Meer ergießt und Mysien durchströmt; zwischen ihm und dem Simois (s. d.) lag Troja.

skeletisiren, gew. skeletiren, eig. das Gerippe eines thierischen Körpers von den umgebenden weichen Theilen befreien und trocknen; bildl. (R. Vorr.): „die Empfindungen skeletisiren",

sie unter das Secirmesser des kalten Verstandes nehmen und in ihre Elemente zersetzen.

skeptisch, von Skeptiker (d. i. Zweifelsüchtiger), einer Philosophenschule des Alterthums; daher (R. V, 1): „skeptische Grübeleien", Verstandesbetrachtungen, die dem Autoritätsglauben widerstreben.

Sklave, von den Slaven, die, von den alten Deutschen zu Gefangenen gemacht, als Knechte verkauft wurden. 1) (Iph. I, 1) die Unfreien, zu denen nur Nichtgriechen genommen werden durften, weshalb sich auch Hippolyt als Scythe (Ph. II, 2) der freien Griechin Aricia gegenüber einen „rohen Sklaven" nennt. Da die Herren unbedingte Gewalt über ihre Sklaven hatten, so war ihnen jede Züchtigung derselben gestattet; daher (D. C. I, 2) vergleichungsweise:

— — — „Die Rache ward
Auf Sklavenart an deinem Karl vollzogen."

2) bildl. für Leute des niedrigsten Standes (Ged. Eine Leichenphantasie — Ph. I, 5); daher auch „Sklavenkleider" (D. C. I, 9). 3) bildl. für dienstbar ergebene Naturen, wie (F. I, 9): „ein Sklave der Republik"; (Wst. T. I, 7): „feile Sklavenseelen"; (Tur. IV, 10): „feile Seelen, die für das Sklavenjoch geboren sind" und (W. T. I, 2), wo Bertha den Rudenz „den Sklaven Oestreichs" nennt; desgl. (R. IV, 5 — F. I, 4 — M. St. IV, 4).

Skorpion, ein in Süd-Europa und Afrika lebendes, zwischen Spinnen und Krebsen stehendes, gepanzertes Insect, dessen gegliederter Schwanz mit einem giftgefüllten Stachel versehen ist, durch welchen es gefährliche Wunden verursachen kann; daher vielfach bildl. (R. I, 1 — F. II, 15 — K. u. L. I, 7; IV, 7; V, 3 — Mcb. III, 5) für Alles, was tiefe und bes. nagende Verletzungen zufügt.

Skrizler (R. II, 3), scherzh. aus dem lat. scribere und dem deutschen Kritzler gebildet; ein Wicht von Schreiber.

Digitized by Google

Skyros (Ged. 2. B. d. Aen. 84), eine Insel des Aegäischen Meeres, nordwestlich von Chios.

Slawata und Martinitz (Picc. I, 2 u. IV, 1), zwei kaiserliche Räthe der Statthalteri zu Prag, welche sich der Ausfertigung des Majestätsbriefes besonders widersetzt und später ein der protestantischen Bevölkerung Böhmens höchst ungünstiges kaiserliches Schreiben geschmiedet hatten, in Folge dessen sie am 23. Mai 1816 von den utraquistischen Ständen zum Fenster hinausgestürzt wurden, indeß mit dem Leben davon kamen. Vergl. Dr. Kr. 76.

Slevoigt, An Demoiselle (Ged.), ein Gelegenheitsgedicht aus d. J. 1797. Es beweist, daß der Dichter ungeachtet des besten Willens, sich auf den Standpunkt der Auftraggeberin zu versetzen, dennoch seine Natur nicht zu verleugnen vermochte.

Smaragd (Br. v. M. 5, 418 — Dem. I.), ein kostbarer grüner Edelstein, der besonders in Aegypten am rothen Meere gefunden wird.

Smolénskow (Dem. II.), gew. Smolénsk, am oberen Dnjepr, westlich von Moskau, die Hauptstadt eines selbständigen Fürstenthums, das frühzeitig unter die Herrschaft Polens kam, aber i. J. 1514 von den Russen wieder erobert wurde.

Societät (Wst. L. 11), von dem lat. societas, die Gesellschaft.

Sodom, s. Loth.

Soffiten (F. V, 8), von dem ital. soffitta; eig. das Darunterbefestigte; die beweglichen Deckstücke der Schaubühne.

Sókrates (Ged. Rousseau), ein griechischer Philosoph, dessen Lehrweise darin bestand, daß er durch geschickte Fragen Ideen aus dem Geiste des Schülers zu entwickeln suchte. Von seinen Gegnern, den Sophisten (s. d.), wurde er in seinem siebzigsten Jahre angeklagt, daß er die Götter leugne und die Jugend

verderbe, weshalb er verurtheilt ward den Giftbecher zu trinken; † 399 v. Chr.

Sold, von dem deutschen sollen, im Sinne von schuldig sein, od. von dem lat. solidus, Münze; 1) (Picc. II, 7) Löhnung, wie (J. v. O. I, 2):

„Den Truppen ist der Sold noch nicht bezahlt"

2) (Gstf. 10, 184) Dienst, wie (D. C. II, 4):

„Die tauben Wände stehn in seinem Solde."

3) Lohn, Belohnung, wie (Ged. D. Graf v. Habsburg):

„Der Sänger singt von der Minne Sold."

Davon: Soldat (Sp. d. Sch.), ein in einem stehenden Heere um Sold dienender Krieger; und Söldner (W. T. Pers.-Verz.), in mehr geringschätzigem Sinne, s. v. w. Kriegsknecht, Landsknecht.

solenn, von dem lat. solemnis, alljährlich, regelmäßig wiederkehrend, wie (Dem. I.): „ein solenner Reichstag"; zugleich aber auch feierlich, wie (Verbr. a. v. E.): „solenne Genugthuung."

Soliman (D. C. III, 7 u. V, 8 — Mlth.), vergl. Malteser.

Söller (Ged. Hero u. Leander), verwandt mit dem lat. solarium, Altan, ein flacher Boden auf dem Hause, wo die Sonne (sol) frei hinscheinen kann; also eig. ein sonniger Raum auf od. an einem Gebäude.

sollicitiren, lat. sollicitāre, eig. in Bewegung setzen, erregen; bes. (Par. I, 7) bei einer Behörde um etwas anhalten, bitten.

Solon (Ged. D. Künstler), einer von den sogenannten sieben Weisen Griechenlands; er lebte 600 v Chr. und ist durch die Gesetze, die er den Athenern gab, berühmt geworden.

Sonanzboden (K. u. L. I, 1), verd. für Resonanzboden, d. i. Schallboden eines musikalischen Instruments.

sondiren, von Sonde (frz. eine Such- od. Senknadel); untersuchen; bildl. (R. II, 3 u. III, 2 — F. I, 9) zu erforschen suchen.

Sonétt, ital. sonetto, von dem lat. sonāre, tönen; wörtl. ein Kling- od. Reimgedicht; (Par. I, 2) eine den Italienern entlehnte Gedichtform, welche aus 14 jambischen Versen oder Reimzeilen besteht, die in 2 vierzeilige und 2 dreizeilige Strophen abgetheilt sind und eine eigenthümlich verschränkte, jedoch nicht streng feststehende Reimstellung haben.

Sonnengott (Ged. Punschlied — Br. v. M. 5, 418 — Ph. I, 3), s. Apollon u. Helios.

Sonnenrosse (Ged. Hero u. Leander), s. Apollon u. Helios.

Sonntagskinder, Die (Ged.), ein Epigramm, dessen zweites Distichon früher den Titel „Geschwindschreiber" führte. Es ist gegen die Brüder Schlegel gerichtet, die in gewissem Sinne auch von der Gräcomanie (vergl. Griechheit) befallen waren.

Sophia (Ged. D. Glück u. d. Weisheit), gr. die Weisheit. Davon Sophisma, pl. Sophismen (Gstf. 10, 204), eig. etwas listig Ersonnenes, dann bes. ein Trugschluß, wie (D. C. I, 2):

„Durch labyrinthische Sophismen kriecht
Mein unglückselger Scharfsinn."

oder Vernünftelei (D. C. II, 8); ferner: Sophist, urspr. ein lebens- und weltkluger Philosoph zur Zeit des Sokrates (s. d.); jetzt (Ged. Rousseau) ein Vernünftler; Jemand, der durch Trugschlüsse zu täuschen sucht.

Sóphokles (Br. v. M. Einl. 382), geb. 495 v. Chr. zu Kolónos, † 407, Griechenlands größter Trauerspieldichter. Von mehr als 100 Dramen, die er verfaßt, sind 7, vollständig erhalten, auf uns gekommen, unter denen Antigone, Elektra und die beiden Oedipus die bekanntesten sind.

Sorel, Agnes, geb. 1409, aus einem adeligen Geschlechte, zeichnete sich sowohl durch körperliche Schönheit als durch Geistesbildung aus. Als sie 1431 als Ehrendame an den französischen Hof kam, faßte der junge König Karl VII. eine heftige Neigung zu ihr, die sie nach längerem Widerstreben erwiederte.

Als Geliebte des Königs wirkte sie zugleich günstig auf ihn ein, indem sie ihn zu energischer Thätigkeit anzufeuern suchte. Sie starb 1450.

Souvenir, frzſ. die Erinnerung, das Andenken, das Erinnerungsgeschenk; auch (D. C. IV, 5) eine Schreibtafel.

souverän, frzſ. souverain, allerhöchst, unumschränkt, wie (F. III, 4): „souveräner Herzog“; (D. C. II, 2): „souveräne Vollmacht“ — Souverain, ein unumschränkter Landesherr, also (F. II, 5) Herrscher oder (M. St. I, 7 — Gsts. 10, 207) Fürst; daher auch bildl. (F. III, 5) „der Souverain der Verschwörung.“

Span, eig. das Abgespaltene; daher (Wst. L. 11):

„Sehen wir nicht aus, wie aus einem Span?“

Dann auch ſd. ſ. v. w. Trennung, Uneinigkeit, wie (Br. v. M. 5, 456):

„Und in der hohen Häupter Spahn und Streit
Sich unberufen, vielgeschäftig drängen.“

Spanien (D. C. I, 1). Die einzelnen katholischen Fürsten konnten in bestimmten Zwischenräumen Geistliche zu Cardinälen vorschlagen. Vergl. Cardinal u. Purpur. — Spanier (Picc. II, 5), die von dem Cardinalinfanten Ferdinand geführten Truppen; vergl. den Artikel Wallenstein.

Sparren, von sperren; ein Schließbalken, (Ged. D. Glocke) ein schrägstehender Dachbalken.

Sparta (Ged. D. Spaziergang — R. I, 2 — Ph. V, 1) od. Lacedämon (Ged. 2. B. d. Aen. 100 — Iph. I, 1 u. III. Zw.-H.). Die südöstliche Halbinsel des Peloponnes (Griechenland) führte den Namen Lakonien und hatte zur Hauptstadt Sparta oder Lacedämon. Die Spartaner waren in der älteren Geschichte Griechenlands bis zu dem Perserkriege das herrschende Volk unter den Hellenen, deren Führerschaft (Hegemonie) sie beanspruchten und ausübten. Sie waren besonders berühmt durch die eiserne Zucht zur Abhärtung und zum Gehorsam, zur

Aufopferung im Interesse des Staates, welche sie seit der Gesetzgebung des Lykurgus (800 v. Chr.) auszeichnete. (s. d. folg. Artikel v. 94.)

Spaziergang, Der (Ged.) Dieses Gedicht aus dem Jahre 1795 ist gleich dem „eleusischen Fest" ein culturhistorisches und unter den poetischen Erzeugnissen unserer Literatur ein Werk ersten Ranges, an dem Schiller selbst große Freude hatte. Den in der Anmerkung angegebenen früheren Titel: „Elegie" hatte der Dichter vermuthlich zunächst wegen des Versmaßes gewählt, da das elegische Metrum der Alten das Distichon war, ein mit dem Hexameter wechselnder Pentameter. Schiller war damals mit seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung beschäftigt, wobei ihm der Gegensatz zwischen Natur und Cultur mit großer Lebendigkeit vor die Seele treten mußte. Diesen Gegensatz bringt er uns in dem vorliegenden Gedichte zur Anschauung, wobei ihm ein Spaziergang von Stuttgart nach Hohenheim vorschwebte, der ihm ein Bild zurückgelassen, das sich nach seinem eigenen Urtheile seiner Seele tief eingeprägt hatte. — Der Grundgedanke des Ganzen stimmt mit dem in dem Eleusischen Feste im Wesentlichen überein; nur versetzt uns jenes Gedicht mehr in die antike Welt, während bei dem „Spaziergang" die Einkleidung ungeachtet einiger mythologischen Anspielungen ein mehr modernes Gepräge zeigt. Dort entwirft uns der Dichter ein Bild von der Art und Weise, wie der rohe Naturmensch durch die Kunst auf den Weg der Civilisation geführt wird; hier zeigt er uns das stets wechselnde, aber innerlich fortschreitende Streben der Menschen im Gegensatz zu der sich unveränderlich gleich bleibenden Natur. Der Gedankengang ist folgender:

In einem reizenden Naturgemälde (V. 1—18), das sich durch seine objectiv gehaltene Darstellung auszeichnet, wird uns eine Reihe lebensvoller Bilder vorgeführt, die den Wanderer ergötzen und erquickenden Frieden in seine Seele gießen. Hierauf (V. 19—36) ersteigt er den in V. 1. angedeuteten Berg, wo ihn

ein frischerer Lufthauch empfängt. Die Waldesstille, welche ihn hier umgiebt, lädt ihn zu Reflexionen ein, bis ihm von einem an der Berglehne entlang führenden Steige eine neue Aussicht sich eröffnet. Er erblickt (V. 37—58) den Anfang der ersten Cultur, eine Stufe, auf welcher der Mensch noch an das „enge Gesetz" der Natur gebunden erscheint, worauf ihm plötzlich (V. 59—68), vermuthlich bei einer Wendung der Berglehne, ein ganz neues Bild entgegentritt, ein Bild der fortgeschrittenen Cultur. Hier hat der Mensch der Natur das Gepräge seines ordnenden Verstandes aufgedrückt, und die strenge Sonderung der Gewächse kündigt ihn als ihren „Herrscher" an. Eine höher entwickelte Stufe dieser Herrschaft zeigt sich (V. 69—100) in dem Leben der Stadt, deren Aufbau zu einem Vergleich mit der Schilderung in dem „eleusischen Feste" einlädt. Gerechtigkeitspflege und kriegerischer Muth bilden hier die festen Stützen friedlicher Thätigkeit, die es indessen nicht versäumt, auch der im Kampfe Gefallenen zu gedenken. V. 97 u. 98 enthalten die Uebersetzung des Epigrammes, welches der Dichter Simónides für die bei Thermopylä unter Leónidas gegen Xerxes gefallenen 300 Spartaner gedichtet hatte. — Unter so gesicherten Verhältnissen (V. 101—128) nehmen Gewerbe und Handel einen erhöhten Aufschwung; gegen die Erzeugnisse des heimischen Fleißes werden die Producte des Auslandes eingetauscht, und wie die letzteren das Leben bequemer gestalten, so trägt die Entstehung der Künste dazu bei, dasselbe zu verschönern. Aber der tiefer sinnende Geist des Menschen (V. 129—140) arbeitet weiter; es entwickeln sich die Wissenschaften, zunächst die Mathematik und die in naher Beziehung zu ihr stehenden Naturwissenschaften, unter denen auf Chemie und Physik, besonders auf Akustik und Optik hingedeutet wird. Das Heer der Erscheinungen wird einem bestimmten Gesetz unterworfen, es bietet sich dem umherschweifenden Blick ein „ruhender Pol" dar, sobald dem Menschen in der Mannigfaltigkeit der Naturkräfte die Einheit derselben zum Bewußtsein gekommen ist. Durch die

gleichzeitig auftretende Erfindung der Schriftzeichen fällt die unsichere Tradition in sich zusammen; der Aberglaube schwindet und mit ihm die Furcht. Aber mit der Befreiung (V. 141 bis 172) von unwürdigen Fesseln überspringt der menschliche Geist nur allzuleicht die Schranken der Vernunft und der Sitte, und die mißverstandene Freiheit wird zur Zügellosigkeit, die Wahrheit zur Lüge. So schwindet der gesetzliche Sinn mitten unter dem Scheine der Gesetzlichkeit, bis das Staatsgebäude untergraben ist und der Mangel alles sittlichen Halts in offene Revolution ausbricht. Der Abgrund, an welchen die Verirrung den Menschen geführt, stellt sich dem Dichter (V. 173—200) symbolisch in der schaurigen Naturscene dar, zu welcher er sich auf seinem Spaziergange verirrt hat. Seine Betrachtungen haben ihn den richtigen Weg verfehlen lassen und ihn in eine Gegend geführt, wo ihn allerdings wieder die Natur empfängt, aber in ganz anderer Weise als bei dem Beginn seiner Wanderung. Die Scene, welche ihn umgiebt, stimmt unheimlich zusammen mit den grausigen Bildern, die seine Seele erfüllten. Hier in der Einsamkeit erwacht er aus seinen Träumen, die ihn aus früher Vergangenheit bis an die Grenze der damaligen Gegenwart geführt haben. Aber er ist in der Natur, die auch da, wo sie in den ersten und rohen Anfängen ihrer Thätigkeit auftritt, doch immer die nämliche ist. An ihrem Busen erfrischt er sich wieder; aus ihrer reinen Quelle allein kann ein neues Leben erwachen, die goldene Zeit einer fernen Vergangenheit dem Menschengeschlechte zurückkehren.

Spaziergang, Der, unter den Linden (Bd. 10), ein philosophisches Gespräch, welches 1782 in dem Würtembergischen Repertorium (s. Großmüthige Handlung) erschien und ein sich ewig wiederholendes Thema in Schillers damals noch wenig entwickelter Schreibweise behandelt. Edwin vertritt die heitere, lebensfrohe Gemüthsstimmung; in Wollmar, dem Repräsentanten der trüben und sentimentalen Lebensanschauung, erblicken wir den vom Weltschmerz heimgesuchten Dichter selbst, umsomehr

als uns der Schluß des Gesprächs an seine „Melancholie an Laura" (s. Lauralieder) erinnert.

Spectakel, lat. spectaculum, die Schau; bes. (R. II, 3 — Picc. II, 7) ein Aufsehen erregender Aufzug od. (F. III, 7 — K. u. L. II, 7) ein zum Anschauen einladendes Ereigniß.

Speculation, von dem lat. speculāri, sich umsehen; eig. die Spähung, das Aussinnen, Nachsinnen (Verbr. a. v. E.); dann auch (F. I, 3) scherzhaft: berechnende Erwägung.

Sphäre, von dem lat. sphaera, die Kugel; 1) s. v. w. Weltkörper (Ged. Phantasie an Laura — D. Freundschaft — An d. Freude — Menschliches Wissen); 2) eine künstliche Himmelskugel (Wst. T. I, 1); 3) die verschiedenen Gebiete des Weltalls; daher nach der Anschauungsweise des Alterthums (Ged. Klage d. Ceres):

„Ihr Auge rc.
Irrt nach entfernten Sphären."

4) die Stellung, der Kreis, in dem sich Jemand bewegt, wie (Verbr. a. v. E.): „bürgerliche Sphäre"; 5) der Wirkungskreis (D. C. III, 10 — Par. I, 2).

Sphärenharmonie. Pythágoras, ein Weiser des griechischen Alterthums, lehrte, daß die Planeten wie jeder andere sich schnell bewegende Körper, Töne hervorbrächten, die theils nach der Geschwindigkeit und Größe, theils nach den Zwischenräumen der Planeten verschieden wären. Diese Töne sollten in ihrer Vereinigung eine Harmonie hervorbringen, die jede irdische Musik überträfe. Daher (Ged. D. Künstler):

„In selbstgefäll'ger jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären seine Harmonie"

desgl. (Ged. Semele 2):

„Gestirne, meine tanzenden Systeme,
Mein ganzes großes Saitenspiel, wie es
Die Weisen nennen."

eben so (Ged. D. Theilung d. Erde):

„Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr."

und (Ged. D. Eleusische Fest):

„Der Mensch ꝛc.
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heilgen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Zu melodischem Gesang."

In gleicher Weise beginnt Goethe den Prolog zu seinem Faust mit den Worten:

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang."

Sphinx, ein räuberisches Ungeheuer, an Kopf und Brust einem Weibe, sonst einem Löwen ähnlich, bisweilen auch mit Flügeln dargestellt, welches auf einem Felsen bei Theben (vergl. Antigone) hausete. Bildlich wird Turandot (Tur. I, 1) ihrer Räthsel wegen eine Sphinx genannt. Die bildende Kunst stellte öfter solche Wesen dar; daher (Ged. Pompeji u. Herculanum):

„Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen.

besonders wurde sie in früherer Zeit als Symbol geheimer Wissenschaft gebraucht, daher (Gstſ. 10, 253): „der Brief war mit einer Sphinx gesiegelt."

Spiel, Das, des Lebens (Ged.), ein Gedicht aus d. J. 1796, das vermuthlich zum Vortrage in einem gesellschaftlichen Kränzchen bestimmt war. Der Dichter entwirft ein Bild des Lebens, das er aber wie ein Guckkastenbild betrachtet wissen will. Der Zuschauer soll nicht zu nahe treten, damit ihm das Bild noch anmuthig erscheine; er soll es nicht mit prüfender Ueberlegung, sondern nur mit hingebender Theilnahme betrachten. Damit dies möglich sei, wird das Ringen und Kämpfen, welches das Leben unnachsichtlich fordert, nur dann als ein Befriedigung gewährendes bezeichnet, wenn dem Manne das Dasein durch die Gunst der Frauen verschönert wird, denen der Dichter durch diese letzte Wendung zugleich eine Huldigung darbringen wollte.

Digitized by Google

Spiel des Schicksals (Bd. 10). Mit dieser Erzählung, welche zuerst i. J. 1789 in Wielands Deutschem Mercur erschien, beginnt Sch.'s Thätigkeit auf dem Gebiete erzählender Darstellung. Der Verlauf derselben ist kurz folgender: Ein begabter junger Mann von rastlosem Fleiß und außerordentlicher Gewandtheit wird durch die Gunst seines Fürsten von Stufe zu Stufe emporgehoben, um bald die rechte Hand seines Herrn zu werden. Dies Glück macht ihn hochmüthig und hart gegen seine Feinde, während er die wichtigsten Beamtenstellen mehr nach Laune als nach Gerechtigkeit vertheilt. Voll stolzen Selbstvertrauens ahnt er nicht, daß unter seinen Neidern gerade der, welcher sich ihm am unterwürfigsten zeigt, sein gefährlichster Feind ist. Indem dieser den Leidenschaften seines Fürsten unwürdige Dienste leistet, gelingt es ihm zugleich, seinen hochgestellten Gönner zu verleumden und dessen mit der brutalsten Behandlung verbundenen Sturz herbeizuführen. In der grausamen Einkerkerung, welche diesem entsetzlichen Acte folgt, erkennt der ehemalige Günstling des Glücks, daß er selbst das Opfer eines Racheplans ist, den er für einen Andern ausgedacht, welcher kurz darauf sein Kerkermeister wird. Durch die Tiefe seines Elends wird das Herz eines ihm völlig Unbekannten, des Garnisonpredigers der Festung, ergriffen, der ihm zunächst Erleichterung seines Schicksals und bald darauf Begnadigung erwirkt, mit welcher aber zugleich die Strafe der Verbannung verbunden ist. Erst nach einer langen Reihe von Jahren darf er zu seinem Fürsten zurückkehren, der ihn endlich in seine früheren Aemter und Würden wieder einsetzt. In seinem hohen Alter wird er Befehlshaber der Festung, in welcher die Staatsgefangenen eingeschlossen sind, die er, durch die Gewalt des Schicksals innerlich erhärtet, ungerecht und launisch behandelt, was ihm schließlich einen unerwarteten Tod bereitet. — Nachmalige Untersuchungen haben in diesem „Bruchstück aus einer wahren Geschichte" die Lebensschicksale des würtembergischen Obersten Rieger erkannt, dem Sch. 1783 eine Todtenklage widmete. Nach

Viehoffs Angabe ist das Ausführlichere über Riegers Schicksal in Spittlers Geschichte des würtembergischen Geheimraths-Collegiums (Th. 3. S. 434) zu finden. Hermann Kurtz (vergl. L. Eckardt, Erläuterung der Räuber) berichtet, daß zur Zeit des Herzogs Karl von Würtemberg eigentlich drei Männer statt seiner herrschten, zunächst Witleder, ein Emporkömmling, der früher Handwerksbursche gewesen und zuletzt als Kirchenraths-director alle Aemter verhandelte, ferner Montmartin, ein feiner Schleicher, der sich der niedrigsten Mittel bediente, um sich in der Gunst des Herzogs zu befestigen, endlich Rieger, ein energischer Charakter, der eine unumschränkte Herrschaft über das Heer übte und Montmartins volksfeindliche Plane mit Gewalt durchzusetzen bemüht war, bis dieser selbst anfing ihn zu fürchten und seinen Sturz herbeiführte. — Hiernach hat Sch.'s Erzählung den Charakter einer Novelle, in welcher er die Momente zur Zeichnung des Günstlings den beiden ersten Personen, Witleder und Montmartin, die zur Zeichnung des Gestürzten Montmartin und Rieger entlehnt hat. Der Zusatz „Ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte" kann sich also nur auf das Ereigniß im Großen und Ganzen beziehen, während mehrere Einzelheiten als dichterische Zuthat zu betrachten sind.

Spielcompagnie, Spielgesellschaft; bes. (R. II, 3) eine Verbindung zum betrüglichen Spiel.

spirituell, frzs. spirituel, geistreich; „in der spirituellen Welt" (Gsts. 10, 218) s. v. w. unter den denkenden Köpfen.

splendid, von dem lat. splendĭdus, glänzend, prächtig, auch (Wst. T. V, 2) zu reichlichem Geben geneigt.

Sporen (D. C. II, 8) wurden Demjenigen, der zum Ritter geschlagen wurde, von einer Edelfrau überreicht.

Sprache (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. Mit dem lebendigen Geist ist hier die Seele in der Gesammtheit ihrer Kräfte gemeint. Sobald dieselbe sich der Sprache bedient, kommt aber nur eine Richtung ihres Wesens, der Verstand, zum Aus-

druck, so daß wir in dem gesprochenen Worte nicht mehr die ganze Seele haben. Vergl. das Epigramm: Tonkunst.

Sprache. Die folgenden Seiten sollen in der Kürze, wie sie der beengte Raum noch gestattet, den Laien mit den Hauptgesichtspunkten bekannt machen, unter welchen die Sprache eines Dichters zu betrachten ist, wenn man sich von derselben, von ihrem Bau, von ihrer Art, von ihrem Werthe eine Vorstellung machen will. Dem einfachen Leser, der an den Werken des Dichters sich zu erholen, zu erfreuen und auch zu erheben wünscht, scheint zuerst nichts natürlicher, als daß die Sprache dem Dichter eben nur so vom Munde fließt, nach dem Worte, daß dieser übergeht von dem, wovon das Herz voll ist. Gern giebt er zu, daß Stoff und Plan zu erfinden und zu entwickeln Arbeit des Geistes kosten könne, aber die Sprache? und nun gar die der Prosa? In der Poesie thue ja auch die Begeisterung das Beste, und sind die Verse gar reimlos, wo sei da die Schwierigkeit? Solche Vorstellungen wird aber vielleicht die Mittheilung erschüttern, daß Bürger seiner Leonore, von der man meinen sollte, sie habe sich etwa in den Schauern einer schlaflos quälerischen Nacht ans Licht gerungen, monatlange Sorgfalt im Ausarbeiten der Einzelnheiten gewidmet hat, wie die Berliner Sage Aehnliches auch von Heine und dem scheinbar in einem schönen Augenblicke hingehauchten: „Du bist wie eine Blume" erzählt. Dabei nährt ferner der Laie, und hier und da auch ein Lehrer, eine ausgesprochene Abneigung, welche auch ihre ästhetische Berechtigung hat gegen das „Zerpflücken" der Schönheit eines dichterischen Ganzen. Doch wird nun einmal auf Erden nichts ohne Mühe und Schmerz geboren, und die Kunst ist weit entfernt, davon frei zu sein, wenn es auch eine Forderung des Kritikers wie des einfachen Betrachters ist, daß man dem Werke diese Spuren der Sterblichkeit nicht ansehen dürfe.

Die Sprache eines Dichters ist die Sprache einer bestimmten Nation zu einer bestimmten Zeit. Wird der Ausdruck des Dichters als mustergültig angesehen, bezeichnet er einen Fortschritt

in der Entwicklung durch Reichthum, Glanz, Kraft, aber auch durch Genauigkeit und Gedrungenheit in der Wiedergabe einer reichen Gedankenwelt, so wird es anziehend sein, zu untersuchen, wie die Sprache dieses Dichters sich zu der seiner Vorgänger verhält; den Fortschritt zu messen und zu beobachten, wie sie vom Alten sich losringt um ihren Höhepunkt zu suchen; andrerseits werden wir uns nach den Nachfolgern und Nachahmern des Genius umsehen und werden aus dem großen Ganzen die besondere Strömung des letzteren herauszuerkennen streben. So ist also die Sprache des Einzelnen ein Glied der allgemeinen Entwicklung und hat auch selbst wieder eine solche, die an einem bedeutenden Individuum in hohem Grade interessiren kann.

Innerhalb seines Volkes gehört der Dichter aber auch einem besonderen Stamme an, der, ganz abgesehen von eigentlichen Dialekten, doch auch eine Menge Eigenthümlichkeiten in einzelnen Wörtern oder in Wendungen besitzt, welche aus der gesprochenen Sprache leicht auch in die des Buches übergehen, besonders im Drama, zumal wenn dasselbe in Prosa ein Bild des wirklichen Lebens der Menschen verschiedener Classen bieten soll. Eine vollkommen in sich abgeschlossene Büchersprache giebt es nicht oder nur bei Behandlung technischer Gegenstände. Jeder besitzt nur einen Theil seiner Sprache, viele nur einen sehr geringen. Man würde anziehende Resultate finden, könnte man z. B. mit Zahlen angeben, wie groß die Anzahl der Wörter ist, die ein Mann aus dem Volke mit vollem Bewußtsein zu handhaben weiß. Dies wird dem Laien klar machen, daß es von Interesse sein kann, eine Uebersicht über den Wortschatz eines Dichters zu haben, und er braucht das vorliegende Buch nur zu durchblättern, um zu sehen, wie viele provinziale und sonst eigenthümliche Ausdrücke sich besonders in den dichterischen Erstlingsarbeiten Schillers finden. Man hat beobachtet, daß Sch. in der Fülle der Wörter hinter Goethe zurücksteht, dem ein reicheres und vielseitigeres Leben auch in dieser Beziehung genützt hat.

Keine Sprache hat ferner so absolut feststehende Formen der Declination und Conjugation, oder Gesetze für den Gebrauch der Präpositionen oder der Rection, daß es nicht von Interesse sein sollte, zu sehen, was in dieser Beziehung der Instinct dem Dichter zugeführt hat. Und dies berührt schon eine höhere Stufe der Betrachtung. Wir bezeichnen als **poetisch** außer einer Reihe von seltneren, klangvolleren oder alterthümlichen Wörtern, gewisse Formen, ja manche Constructionen, z. B. die von Verben mit dem Genitiv oder Dativ, welche sonst den Accusativ bei sich haben. „**Wer ruft mir?**" ist ein auffallendes Beispiel dazu (bei Sch. u. G.) und hier wird es bei Jüngeren entschieden der Erklärung bedürfen; dem Laien wird es nützen, darüber einmal ein gewisses Bewußtsein in sich zu erwecken, der Lehrer wird nicht umhin können, einige Stellen der Art aufzusammeln, um die Einsicht des Schülers durch Vergleichung zu schärfen. So wird sich denn nun Niemand mehr wundern, wenn Jakob Grimm in seiner schon früher von uns angeführten Rede auf Sch. ein wirkliches Wörterbuch der Sprache dieses Dichters für wünschenswerth erklärte, wie die Gelehrten solche von den Alten in großer Anzahl hergestellt haben*). Dieser Wunsch ist erfüllt in der vorzüglichen kritischen Ausgabe der Werke Sch.'s, welche jetzt aus den Händen bedeutender Gelehrter in Cotta's Verlag erscheint, in der jedem Bande ein genaues Verzeichniß aller Wörter und Wendungen angehängt ist.

Was die prosaische Sprache Sch.'s betrifft, so zeichnet sich dieselbe durch ungemeine Klarheit und Gediegenheit aus. Man athmet auf, wenn man von dem Jargon so vieler heutiger Tagesblätter, von der romantisch-realistischen Buntschedigkeit des Styles unserer Zeit zur Durchsichtigkeit eines Sch. u. G., oder Lessing und Kant zurückkehrt, oder den gesunden Waldesduft

*) Als ein Zeichen der Zeit möge erwähnt werden, daß in einer anziehenden Dissertation von R. Hirzel de bonis in fine Philebi enumeratis sich die Thesis findet: Quae in veterum poetarum carminibus edendis usu didicerunt, in Goethii et Schilleri operibus philologi nunc expromant.

der reinen und reichen Sprache unseres Berthold Auerbach eingeathmet. Daß auf Sch.'s Klarheit auch eine ausgebreitete französische Lectüre gewirkt hat, beweisen ziemlich zahlreiche, nicht bloß in den Uebersetzungen vorkommende Gallicismen und leider auch eine bedeutende Reihe unnützer Fremdwörter, die zunächst aus dem Französischen aufgenommen worden sind. Wie sehr wir auch noch in neuester Zeit in Gefahr sind, unsere Sprache zu verderben, wird man gern aus einem Aufsatz des Prof. Brandstäter in dem sehr leicht zugänglichen Archiv für Neuere Sprachen (XLIII, 129) erfahren.

Umfaßt man so den Wortvorrath eines Schriftstellers und was er etwa an abweichenden Formen und Constructionen bietet, so bleibt noch übrig, sich von dem ihm eigenthümlichen Style eine Vorstellung zu machen. Dem Charakter des Menschen, seiner größeren oder geringeren Lebendigkeit, seiner Erregbarkeit oder seiner Nüchternheit, entspricht auch sein sprachlicher Ausdruck. Wenn er denselben auch schreibt und viel schreibt, so nimmt er mit der Zeit auch eine ganze Reihe von Lieblingsformen an, die man Manier zu nennen pflegt. Dieser Styl des Menschen durchkreuzt sich wieder mit dem Styl, welcher den verschiedenen Dichtungsgattungen an und für sich angemessen ist, so daß man z. B. besonders von einem Style des Epos wird reden können, der in den Liedern der verschiedensten Nationen oft die größte Uebereinstimmung zeigt. Schwieriger möchte es sein, die Stylformen des Drama's nachzuweisen. Wenn es vor allen Dingen auf realistische Lebenswahrheit ankommt, müßte man eigentlich vom Dichter verlangen, daß er jeder seiner Personen den ihr natürlich zugehörigen Styl gebe, so daß er dann eigentlich mit einem persönlichen Style gar nicht hervortreten dürfte. Ueber die lyrische Poesie haben wir uns ausführlicher ausgesprochen.

Die dichterische Sprache im Allgemeinen hat aber auch eine ganze Reihe von Hülfsmitteln, zu denen zuerst die schon oben erwähnten als poetisch bezeichneten Wörter und Wendungen

gehören. Dazu kommt aber das ganze ungeheure Gebiet der sogenannten übertragenen Ausdrücke oder Metaphern, auf deren Reichthum, Neuheit, Kühnheit bei der Beurtheilung der Sprache eines Dichters vielleicht der Hauptaccent zu legen ist. Ferner die Umschreibung und endlich die eigentlichen sogenannten Redefiguren, welche der einfache, erregte Mensch erfand und anwendet ohne es zu wissen, während der Redner und der Dichter sie mit einem gewissen Bewußtsein verwenden*). Endlich gehören dahin die Bilder, welche zwar mehr vom Epiker und Lyriker, doch aber auch vom Dramatiker benutzt werden. Der unermüdliche Fleiß der Freunde des Alterthums hat dieselben aus dem Homer und andern Dichtern sorgfältig gesammelt, bei Sch. ist es noch nicht für nöthig gehalten worden (s. Homer).

Vielleicht dürfen wir uns einer Eintheilung bedienen, die wir der Kunst der Malerei entlehnen und als die beiden Hauptstyle des Drama's, den idealistischen und den realistischen bezeichnen. Die Wirklichkeit in ihrer vollen Energie darzustellen, in ihrer Schönheit und ihrem reichsten Leben, aber auch mit ihren Schrecken, ihrer Bitterkeit, ihren scharfen Gegensätzen und wunderbaren Combinationen, in denen so oft dämonisch Gedanke und Absicht aufzuleuchten scheinen — das ist die Sache des Realismus. Seine Jünger, welche größtentheils die höchste Ausbildung der Technik zeigen und hierin bleibende Verdienste haben, richten sich eben nicht ausschließlich auf die Darstellung des Schönen und scheuen das Häßliche nicht, sondern suchen vor Allem die Lebenswahrheit und das Wirkungsvolle. Der Idealismus erstrebt die Verklärung des Wirklichen durch das Schöne, welches in seinen reinsten Formen darzustellen seine Aufgabe ist. Eine Welt hoher Gefühle, besonders die höchsten, religiös-idealen, in irdische Formen zu kleiden, das bloß äußerliche

*) Ich verweise, was die Redefiguren anbetrifft, auf das weitverbreitete und anerkannte Buch des Hauptverfassers dieses Werkes: Deutsche Stylübungen Abth. 4 S. 49—76.

Wirkliche, von der Idee nicht durchleuchtete, auszulöschen ist sein Ziel. In der Malerei wäre Raphaël sein Meister. Wollten wir diese Eintheilung auf unsern Dichter anwenden, so müßten wir freilich dem Realisten noch den Reichthum seiner Farbengebung entziehen und Sch. zusprechen. Aber davon abgesehen ist er Idealist. Nur daß man von dem dramatischen Dichter nicht, wie vom Maler, sagen kann, er gehe ausschließlich auf die Darstellung des rein Schönen aus. Bei ihm handelt es sich um Thaten, die auf einer ganzen tief verschlungenen Welt von Gedanken und Ideen beruhen — er stellt die wirkende und nach Verwirklichung ringende Idee dar, aber in Gestalten, die von ihr so ganz durchdrungen sind, daß sie häufig selbst Ideale werden. Die Darstellung des rein Schönen im Drama findet ihre Rechnung in der Sprache. In ihr zeigt sich, daß Sch. Idealist war; sie will vor allem und wesentlich schön sein und bleibt es, in welchem Munde sie auf des Dichters Bühne auch erscheine. Allen Schmuck, den die Sprache verträgt, hat sie bei Sch. Man hat es ihm zum schweren Vorwurf gemacht, daß er der Versuchung nicht widerstand, einen schönen Gedanken auf den glänzenden Wellen seiner Beredsamkeit dahinströmen zu lassen, wenn auch mitunter die Handlung zu schnellerem Fortgange trieb. Man hat ihn angeklagt, er lasse alle seine Personen, Könige uud Bauern, dieselbe reich geschmückte Sprache reden, die stets weniger aus Herz und Mund der Bühnengestalten als aus denen des Dichters käme. Vieles davon ist richtig; dennoch sind diese Vorwürfe einseitig und blind übertrieben. Weil das Publicum es liebt, sogenannten „schönen Stellen" im Dichter nachzujagen und weil Sch. — Gott sei Dank — viele derselben bietet, hat die Kritik nicht selten so gethan, als besitze unser Dichter nichts Anderes. Wir sind nicht dieser Ansicht. Erstens muß die Individualität des Dichters genommen werden, wie sie ist. Die allseitige Vollkommenheit ist noch nicht gefunden worden; sie wird dasein, wenn einmal ein Mensch, der keiner individuell ausgebildeten Nation mehr

angehört, in der zukünftigen Sprache der reinen Menschheit sprechen wird.

Ferner haben wir schon früher darauf hingewiesen, daß Sch. durchaus diese oberflächlichen Vorwürfe eines gleichförmigen, über Alles erstickend ausgegossenen Idealismus zurückweisen darf. Wenn wir von den Räubern ganz absehen wollen, so wird der Mohr im Fiesco und der alte Musikus in K. u. L. — und besonders dieser letztere — allen Ansprüchen der Realisten genügen. Alles Spätere hat Sch. in Versen geschrieben, die an und für sich schon, auch vom Realisten einen Schmuck verlangen, der ihren Inhalt über die Grenzlinien des Wirklichen stets hinausführt; aber auch seine übersetzten Lustspiele würden darauf hinweisen, daß ihm der Sinn für die heitere und selbst lustige Wirklichkeit nicht fehlte. Das „Lager" aber sollte, nach unserer Ansicht, jeden Zweifel zum Schweigen bringen über Sch.'s Befähigung zu realistischer Darstellung im besten Sinne des Wortes. Im Wallenstein selbst begegnen wir noch Buttler, dem schwedischen Hauptmann, dem alten Kellermeister, welche wir Shakespeare's Gestalten zu vergleichen nicht anstehen. Sch., ebensosehr fast Philosoph, jedenfalls Denker als Dichter, strebte allerdings überwiegend nach der Darstellung der Idee und des Idealen, aber er ist reicher gewesen auch an Formen des Ausdruckes und der Bildnerkunst als eine selbst arme Kritik ihn lassen möchte.

Zu dem, was nach unsern obigen Ausführungen die Sprache eines Dichters charakterisirt und in das Verständniß derselben einführt, ist auch sein Studium anderer Dichter zu rechnen. Man hat in neuerer Zeit nachgewiesen, daß Sch.'s Sprache im Anfange seiner literarischen Laufbahn Anklänge z. B. selbst an Leisewitz zeigt, an Klopstock (in Verbindung damit an die Bibel), an Shakespeare; in späterer Zeit durchdrang er sich mehr und mehr mit dem Studium des Sophokles und Aeschylus und wir meinen, daß sein dichterischer Ausdruck in der Br. v. M. mit diesem Letzteren wohl die größte Verwandtschaft darbieten möchte.

Digitized by Google

Selbstverständlich ließe sich ein Buch über Sch.'s Sprache schreiben; ist der Laie oder die gebildete Leserin begierig danach, so werden sie nicht lange darauf zu warten brauchen, wir hoffen denselben gezeigt zu haben, wie viel nöthig ist, um sich ein Verständniß des inneren Baues und sozusagen ihres Gewebes zu verschaffen. Dennoch mag der Laie sich damit trösten, daß er in letzter Instanz der Richter bleibt. Bei unserer Betrachtung dramatischer Kunstwerke vergessen wir zu oft, daß dieselben wesentlich für die Bühne geschaffen sind. Es ist gar nicht nöthig, an die besonderen „Parterre's von Kennern" zu erinnern, die sich in Madrid — wo ein Schuhmacher den Taktstock führte — und in Paris gebildet hatten, auch mag Molière seine alte Magd nicht über Alles, was er schrieb, um ihre Meinung gefragt haben — das Publicum, verschieden zusammengesetzt wie es ist, läßt den Augenblick der Bühnendarstellung auf sich wirken und beurtheilt danach Sprache und Inhalt. Erfüllt die Sprache diesen Augenblick mit verzehnfachtem inneren Leben, mit ächter Erhebung des Geistes und Herzens, so kümmern alle eigentlich gelehrten Fragen den Zuhörer nicht mehr. Diese Probe besteht aber Sch.'s Sprache vielleicht besser als die Goethe's, und nach unserer Ansicht könnte nur das Mark und die Reinheit der Sprache Lessing's in Emilia Galotti mit ihr um den Preis im Drama streiten.

Wir werden nun im Folgenden noch auf eine Reihe von Einzelnheiten hinweisen, die den Laien doch vielleicht anregen, seinen Blick auch einmal auf dieser Seite der Dichterwerke des Lieblings der Nation ruhen zu lassen.

Wir wollen daher, hauptsächlich mit Hülfe der Beispiele, welche die Br. v. M. bietet, auf einige Eigenthümlichkeiten der poetischen Sprache Sch.'s aufmerksam machen, welche vielleicht anregen werden, an andern Stücken Aehnliches zu beobachten. Dem Laien werden die Fingerzeige genügen, um seine Aufmerksamkeit zu schärfen, Lehrer werden sich der Anforderung nicht entziehen können, eigene Zusammenstellungen zu machen. Diese

letzteren wissen hinlänglich, daß das tiefere und feinere Verständniß des Schönen erlernt werden muß, wie jedes Verständniß, und daß es mit dem bloßen instinctmäßigen Sprachgefühle nicht gethan ist.

Ein wichtiger Bestandtheil aller poetischen Sprache ist das Beiwort, griechisch „Epitheton", mit einem lateinischen Zusatze auch Epitheton órnans d. i. schmückendes Beiwort genannt. Schon früher ist von uns auf die Wichtigkeit der Kenntniß wenigstens des deutschen Homer (s. das. u. Voß) für das Verständniß der Dichtersprache Sch.'s hingewiesen worden. Und wer läse nicht auch Hermann und Dorothea mit doppeltem Genusse, nachdem er im Homer das Grundgewebe der Sprache des bezaubernden Gedichtes kennen gelernt hat? Jedem Leser des alten blinden Sängers (daß er blind sein mußte, erklärt uns hochpoetisch das wenig gekannte Gedicht Stolberg's „An das Meer" in Viehoff's Handbuch der deutschen Nationalliteratur, S. 118) fallen auf den ersten Blick die zahllosen, farbenreichen und stets so treffenden Beiwörter auf, in denen der des Augenlichtes Beraubte die Wirklichkeit sich widerspiegeln läßt. Unser Artikel über Homer zeigt, daß Sch. nicht nur viele Beiwörter dem Homer entnommen hat, sondern auch daß seine eigenen im Geiste desselben geschaffen sind. Allerdings paßt das Beiwort mehr für die behagliche Breite des Epos; Sch. aber in seinen Dramen — die wie Wallenstein oft zugleich gewaltige Epen sind — läßt sich diesen Schmuck der Rede nicht entgehen. Für den jüngeren, lernenden Leser könnte es eine hübsche Aufgabe werden, dieselben einmal zusammenzustellen. Die Br. v. M. bietet schlangenhaarigtes Scheusal (Sch. schreibt mit Vorliebe diese Endung -icht und -igt, die uns nicht immer wohllautend erscheint, so in der Br. v. M. auch: röthlicht — sonnigt — graulicht) — unverletzliche Schwelle — himmelumwandelnde Sonne — unzerbrechliche Kraft (Tell: „seine ew'gen Rechte" — unzerbrechlich, wie die Sterne selbst) — den bittern Pfeil des raschen Wortes (des Todes bittre Pfeile Ged.) — des Feuers

rothe Säule — die blaue Göttin (der bläulichte Gott Ged.) — das grüne, krystallene Feld — der allsehende Aether — des Atlas himmeltragende Säulen — schwarze Verbrechen (wie bei den französischen Tragikern noir und bei Virgil ater) — die völkerwimmelnde Stadt — hundertstimmig — die hochwohnenden Götter — der ehr'ne Himmel (die eherne Welt — das eiserne Geschick — schwere eherne Hände Ged.) — die eherne Umarmung — die rollende Zeit — die felsigte Brust — die heilige Natur (die heilige Erde — die fromme Natur Ged.) — der allgerechte Lenker unserer Tage. Auch bildet der Dichter Adjektiva von ungewöhnlicher Form: entwohnt — unfeindlich — unzugangbar — unregiersam — unbeglückend — unmitleidig. Sehr eigenthümlich und zugleich häufig ist die Verwendung gewisser Participien: wundernd („und wundernd fühlt er sein verwandelt Herz") — mitfreuend — beneidend — wissend — krönend — vertilgend — lastend — ergreifend — grauend.

Wir machen ferner darauf aufmerksam, wie häufig Sch. in den ersten Stücken und auch noch im D. C. das übertreibende und dem jugendlich gewaltsamen Pathos entsprechende Wort furchtbar gebraucht, wie wir denn auch auf die häufigen Zusammensetzungen mit Riesen und Welt hingewiesen haben.

Vielleicht verschmäht der Leser nicht zu beachten, wie außerordentlich oft Sch. das Beiwort golden verwendet. In der Br. v. M. hat er es bei: Binde — Reif — der Liebe Frucht — Stunden — Traum — Scepter (als neutrum s. Scepter) — Victoria — Sporen. Die Gedichte bieten zahlreiche Beispiele: Kinder — Blicke — goldgewebte Träume — Ruhe — der Schönheit goldner Gürtel; s. in der Cotta'schen Oktavausgabe I, p. 25, 42, 45, 48, 50, 59, 60, 84, 85, 183, 185, 187, 188, 189, 195, 201, 204, 205, 216, 217, 218, 219, 222, 225, 237, 246, 255 u. a. m.

Sch. stellt gern zu einem Substantivum geistiger Bedeutung im Genitiv ein entsprechendes Wort als Bild oder Symbol im

Nominativ, wie z. B. des Streites Scheusal — der Worte Köcher — der Pfeil des Wortes (der Stachel meines Wortes im Tell — des Todes bittre Pfeile — der sanfte Bogen der Nothwendigkeit s. Homer) — auf erhabenem Fußgestell des Ruhmes — der Schleier der Zucht (der Grazie Geb.) — der Gürtel der Anmuth (des Reizes, der Schönheit Geb.) — der heilige Anker der Hoffnung — die Seraphsflügel des Gesanges — der Liebe heiliger Götterstrahl — des Zwistes, der Eifersucht Flammen — Tell: der Freiheit Edelstein — der Liebe Seile — die Stricke des Verrathes (in der Br. v. M. die Netze des Spähers) — die echte Perle deines Werthes. In den Gedichten: der Unschuld Schwanenkleid (der Unschuld Lilien) — des Nachruhms Sonnentempel — des Lebens Faden — das ewige Feuer schöner Gefühle. An den Ausdruck in den Geb. (Oktavausg. I, p. 13, 59, 296) „zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel“ (und „der Hügel“) könnte sich die Frage knüpfen, ob Sch. Dante gekannt hat, wenn man sich des Anfangs des ersten Gesanges der Hölle erinnert. Einen literarischen Ursprung scheint dieser Ausdruck zu haben, wie auch des Nachruhms Sonnentempel an die in Frankreich im 18ten Jahrh. so beliebten Temples aller Art z. B. du Goût u. a. m. erinnert (s. Tempel). Energischer finden sich die beiden Wörter nebeneinandergestellt in: „der lohe Aetherstrahl Genie — kühne Seglerin, Phantasie“ — oder der Dichter hat die sich ergänzenden Begriffe in einer Zusammensetzung verbunden, in der Br. v. M.: „Freudensittige — Schlangenhaß — Zornesflammen“.

Ein ungemein reiches (für Homer und die Griechen jetzt sehr gründlich erforschtes) Gebiet eröffnet die Personification bei Sch. Eine solche entsteht eigentlich schon, wenn irgend einem in der Wirklichkeit leblosen Wesen oder einem Abstractum eine Thätigkeit lebendiger Wesen, besonders eine menschliche, zugeschrieben wird („das Auge weint“, „das Mitleid weint“, „das lachende Grün der Wiesen“, „die Welle plaudert“, „der Wind flüstert“) und liegt schon vielen der oben angeführten Ausdrücke

zu Grunde z. B. „die Thräne des Mitleids", obgleich sich das allerdings auch rein attributiv verstehen läßt, oder „der Zahn der Zeit", „Wände haben Ohren". Solche Personificationen führt der Dichter aber oft sehr weit aus, so daß sie an Allegorie streifen. Zu bequemer Uebersicht wollen wir einige Abtheilungen bilden.

Eine Personification entsteht z. B. dadurch, daß dem Abstractum Attribute des Lebenden z. B. Gewänder — Glieder — Wohnung verliehen werden: den blut'gen Mantel der Schuld — von des Brudermords Händen entseelt — mit scheelen Augen giftiger Mißgunst im W. T. — von dem Ohr des Argwohns aufgefangen — das Auge des Gesetzes — mit weiten Schritten das Schreckengespenst der That — mich faßt die Welt in ihren Riesenarm — mit dunkler kalter Schreckenshand — die Stimme der Verführung in W. T. — der Tod in seinem unvergänglichen Palaste — des Todes traurige Thore — das Haus des Todes — oder durch die Bezeichnung, daß z. B. „Thaten" Kinder des Argwohns und der Rache sind, wie die mir räthselhafte Bastardtochter der Gerechtigkeit Oktavausg. von 1860 I, p. 26.

Auch das metaphorische Verbum personificirt, wenn auch nicht so stark: mich umschlingt ein kaltes Grausen — übergießt mich ein Grausen — mich naget die Reue — von des Argwohns Pein genagt — der Neid vergiftete mein Leben — Verrath und Argwohn lauscht in allen Ecken. Etwas matt klingt es, wenn das Verbum nicht metaphorisch ist oder die Metapher zu sehr abgeschwächt oder dieselbe wie im Hauptworte ist: „entzweite auch der jammervolle Zwist", Sch. müßte denn hier die Alliteration gesucht haben.

An plastische allegorische Darstellungen erinnern schon in der Br. v. M.: „geflügelt ist das Glück — des Glückes Kugel (ebendaselbst die Welle)". In demselben Stücke finden sich viele sehr ausführliche allegorische Personificationen z. B. des Friedens („Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe —

liegt er gelagert am ruhigen Bach"), des Hasses, des Mitleids, des Krieges („der Krieg, auf Augenblicke nur gebändigt — und knirschend in das eherne Gebiß"), des Unglücks, der geschehenen That, des Mordes, des Glückes und viele andere.

Zu eigentlichen Bildern bilden kurze Vergleiche den Uebergang, so: „und werd' ihn hassen wie der Hölle Pforten — lichtweiß gleichwie des Sonnengottes Pferde — ein Kind wie Liebesgötter schön — wie des Feuers verschlossener Gott". Der ausgeführten Bilder finden sich etwa acht in der Br. v. M. Auch sie gehören eigentlich mehr dem Epos an.

Ueber poetische Umschreibungen, besonders bei Zeitbestimmungen, s. Umschreibung. Man beachte, wie der Dichter durch solche Zusätze der Scene und dem Gedanken gern die Färbung und die Stimmung giebt: „mit der nächsten Morgensonne Strahl — schon neigt die Sonne sich — eh dieses Tages Sonne sinkt — kein Tag entstieg dem Meer". Nachdem der Dichter gesagt hat: „nicht zweimal hat der Mond die Lichtgestalt erneut", gebraucht er dann auch mit leicht erklärter Vorliebe das mehr malerische Wort „Monden" statt des einfach technischen „Monat": „fünf Monde sind's — seit wenig Monden — schon seit den letzten Monden — drei Monde aber deckt" u. s. w. Auch in den Gedichten finden wir: „bis dreimal sich der Mond erneut", „und so flohen dreißig Sonnen". Poetischer endlich als die einfache Zahl erschien es dem Dichter zu sagen: „auf dreimal dreißig Stufen".

Auch zu grammatischen, phraseologischen, kurz sprachlichen Bemerkungen aller Art würde die hier zum Beispiel gewählte Br. v. M. wie jedes andere Stück reichliche Veranlassung geben. Wie wenig Schriften sind aber vorhanden, in denen man derartiges zusammengestellt fände, und doch wie wichtig sind alle diese Dinge für die Einführung der Jugend in eine tiefere Kenntniß und einen reineren und freieren Gebrauch der Mutter-

sprache, die doch ein Hauptziel alles Unterrichtes bleiben muß — wie unser Werk sich besonders auch an diejenigen wendet, welchen das hohe Amt dieses Unterrichtes anvertraut ist. Dennoch brechen wir hier ab; unsere Aufgabe ist überwiegend die Erklärung des Sachlichen. Das Sprachliche würde ein eigenes Werk verlangen und verdienen, am besten auch in lexikalischer Form.

Springbock, eig. eine Antilopenart, die in Mittelafrika zu Hause ist. Mit dem Spr. (Br. v. M. 5, 421) ist wohl der Steinbock oder Gemsbock gemeint.

Sprüche des Confucius (Ged.), zwei kleine didaktische Gedichte, deren Inhalt sich an die beiden uns so geläufigen Grundvorstellungen von Zeit und Raum anschließt. Das erste aus dem Jahre 1795 ist eine poetische Bearbeitung eines Denkspruches des bekannten chinesischen Weltweisen Kon-fu-tse (551 bis 478 v. Chr.), das andere ist wohl vollständig Original und im Jahre 1799 als Gegenstück zu dem ersten gedichtet worden. — Das erste Gedicht charakterisirt die Natur der verschiedenen Formen, unter denen wir die Zeit aufzufassen pflegen, und ertheilt uns Rathschläge, wie wir uns ihnen gegenüber zu verhalten haben. Die langsam herankommende Zukunft sollen wir nicht ungeduldig herbeisehnen, wohl aber in unserm Handeln Rücksicht auf sie nehmen, uns von ihr rathen lassen. Der schnell enteilenden Gegenwart sollen wir nicht mit Bangigkeit und Besorgniß ins Auge blicken, statt zu handeln, oder vielleicht auch zu genießen; andererseits sollen wir aber auch nicht mit unserm ganzen Herzen an ihr hangen. Auf die ewig unveränderliche Vergangenheit sollen wir nicht mit nutzloser Reue hinblicken, oder sie vielleicht gar zurückwünschen, damit sie nicht feindlich in unser gegenwärtiges, zum Handeln bestimmtes Leben eingreife. — Wie die Zeit unter drei verschiedenen Formen aufgefaßt wird, so haben wir an dem Raum drei Dimensionen zu beachten, die uns zum Symbol für unser Streben, unser Wirken, unser Forschen dienen sollen, damit unsere Thätigkeit in harmonischem Einklang mit der Natur stehe.

spuken, gew. von Geistererscheinungen; bisw. a. (R. II, 3) nicht geheuer sein.

Spürer (Tur. I, 1), s. v. w. Spion, Kundschafter.

Squire [spr. skweir] od. **Esquire**, aus dem frzs. écuyer, eig. Schildknappe, in England (M. St. V, 14) der Titel für Adelige geringeren Ranges.

Staat, der beste (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1795. Sobald vom Staate die Rede ist, giebt es in der Regel etwas zu tadeln; fühlt sich Jeder in demselben behaglich, so hat man etwas Besseres zu thun, als sich von Staatsangelegenheiten zu unterhalten.

Staatsaction (F. Vorr.), eine Handlung der Regierung, welche wesentliche Umänderungen im Staatswesen zur Folge hat.

Staatsinquisition (Gstf. 10, 133), eine Behörde, welche es mit der Erforschung und peinlichen Untersuchung verübter Verbrechen zu thun hat. — Davon: Staatsinquisitor (Gstf. 134), der oberste Richter dieser Behörde.

Staatskunst, die Kunst, den Zweck eines Staates so vollkommen, als möglich, zu erreichen; auch (D. C. II, 10 — Picc. V, 3) s. v. w. Politik (vergl. d.) in dem Sinne von Staatsklugheit.

Staatsmaxime (D. C. IV, 9), der Grundsatz oder die Triebfeder, wonach in besonderen Fällen in Staatsangelegenheiten verfahren wird.

Staatssystem (F. II, 8), die Art und Weise, wie die Regierung eines Staates zusammengesetzt ist und gehandhabt wird.

Staatsverfassung, die beste (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. „Gut zu denken" heißt hier s. v. w. in einer ehrenwerthen Gesinnung zugleich seine Anhänglichkeit darthun. Ist der Staat, wie er sein soll, dann hat er nicht nöthig, diese Anhänglichkeit durch künstliche Mittel hervorzurufen.

Stab, der dürre, s. Moses.

Digitized by Google

Stab der Verdammung (Gstſ. 10, 197), bildl. in Beziehung auf die bei Hinrichtungen ehemals übliche Gewohnheit, über dem Haupte des Verbrechers einen Stab zu zerbrechen.

Stachel (Iph. I, Zw.-Handl.). In alten Zeiten wurden die Pferde mit einem Stachelſtock (stimulus) angetrieben; daher auch bildl. (W. T. II, 2):

„Die Herzen alle dieſes biedren Volks
Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte."

Stadt aus der Heidenzeit (W. T. V, 1), nämlich Vindoniſſa, die unter Kaiſer Auguſtus ein wichtiger Waffenplatz der Römer war, aber zur Zeit der Völkerwanderung zerſtört wurde.

Stadtpatrouillant, ſ. Patrouille.

Staffel, eig. die Leiterſproſſe, Stufe, die man betritt; dann auch bildl. (Wſt. T. IV, 8) Weg.

Stände (Dem. I, 1), ſ. v. w. Reichsglieder, Mitglieder des Reichstages.

Stanz (W. T. II, 2), Flecken in Nidwalden (vergl. Kernwald) am Fuße des Stanzerhorns.

Stanze, ital. stanza, eig. der Haltpunkt od. Abſchnitt in einem Gedichte, daher ſ. v. w. Strophe, wie (Gſtſ. 10, 247): „Stanzen aus dem Taſſo". — Die achtzeilige Stanze (Metr. Ueberſ. Vorer.), eine Strophenform, mit welcher uns Goethe zuerſt bekannt gemacht hat. Er bediente ſich derſelben in ſeinem „Zueignung" betitelten Gedichte, mit dem er im J. 1786 die erſte Ausgabe ſeiner bis dahin vollendeten Arbeiten eröffnete, und das jetzt der Geſammtausgabe ſeiner Werke vorangeſtellt iſt. Die Form der Ottave Rime oder der achtzeiligen Stanze ſtammt aus Sicilien, von wo ſie in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts nach Italien verpflanzt wurde und durch Bocaccio ihre jetzige Geſtaltung erhielt, die ſeit jener Zeit die ſtehende Form für das epiſche Gedicht der Italiener geblieben iſt. Sie beſteht aus den ſo bequem zu ſprechenden fünffüßigen

Jamben und enthält dreimal getrennte und zuletzt zwei ungetrennte Reime, und zwar bei uns Deutschen so, daß in den sechs ersten Versen männliche und weibliche Reime mit einander wechseln, der Schluß dagegen durch zwei ungetrennte weibliche Reime gebildet wird. Die achtzeilige Stanze (Ged. „Kleinigkeiten“) zeichnet sich durch einen ungemeinen Wohllaut aus und ist besonders da anwendbar, wo es sich um die Darstellung sanfter und weicher Empfindungen handelt. Was das innere Wesen dieser Strophenform betrifft, so verlangt sie in den drei ersten Zeilenpaaren eine Steigerung des Gedankens, eine mit erhöheter Lebendigkeit wiederkehrende Empfindung, die in den beiden letzten Zeilen zur Ruhe gelangen und den Gedanken zum Abschluß bringen muß. In der Uebersetzung des zweiten und vierten Buchs der Aeneide hat sich Sch. eben so wie Wieland in seinem Oberon mit diesem Metrum mancherlei Willkür erlaubt, wodurch der eigenthümliche Charakter desselben allerdings beeinträchtigt wird; in seiner Reinheit dagegen hat er es in dem Gedichte „die Begegnung“ (s. d.) zur Anwendung gebracht.

Stapel, eig. ein Pfahl, eine Stütze; dann auch (Ged. D. Spaziergang — J. v. O. III, 3) ein Ort, wo man Dinge in Haufen niederlegt.

Station (Picc. III, 3), von dem lat. stare, stehen, ein Ort auf einer Landstraße, wo behufs des Pferdewechsels Halt gemacht wird.

Statt, s. v. w. Stätte. „Deine Bitte hat Statt gefunden“ (D. C. V, 4), d. h. ist angenommen worden.

Stätte, heilige (W. T. V, 2), d. h. eine Kirche, wo in katholischen Ländern oft Dinge aufbewahrt werden, denen einzelne Mitglieder der Gemeine ein dauerndes Andenken sichern wollen.

Staubbäche (W. T. III, 2), Bäche, deren Wasser von senkrechten Felsen herabstürzt und sich dabei in Staub auflöst.

Stauffacher, Werner (W. T. Pers.-Verz.), Altlandamman, war noch 1341 am Leben. An der Stelle seines Hauses in

Steinen, seinem Geburtsorte, steht seit 1400 eine Kapelle mit bezüglichen Wandgemälden.

steckenreiten (F. III, 8), s. v. w. eine Liebhaberei haben.

Stegreif, eig. ein Reif od. Ring zum Steigen; bildl. aus dem St. (F. I, 9) s. v. w. unvorbereitet.

Stein zu Baden, s. Baden.

Steinen (W. T. I, 2; I, 4; IV, 1), Werner Stauffachers Geburtsort, ein Dorf im Canton Schwyz. Vergl. Lowerz.

St. Stephan od. Papst Stephanus I., bekannt durch seine Ansichten über die Ketzertaufe, die er für unnütz hielt, wurde deswegen verfolgt und starb 237 im Gefängniß. Später wurde er heilig gesprochen und ihm zu Ehren in Toscana (Gstf. 10, 166) der St. Stephans-Orden gestiftet.

Sterlyn (M. St. I, 1), gew. Stirling od. Stirlin, Hauptstadt der Grafschaft gl. N. im südlichen Schottland mit dem Schlosse Stirling-Castle, einem Lieblingsaufenthalte der Stuarts, wo manches frohe Fest gefeiert, aber auch manche schreckliche Blutthat begangen wurde.

Stern, böser (Tur. I, 1), s. Astrolog.

Stern des Pols, s. Pol.

Sternenbühne (Ged. D. Künstler), s. v. w. der gestirnte Himmel.

Sternenrichter (Ged. An d. Freude), das höchste Wesen, Gott.

Sternkunst (Wst. T. II, 3), s. Astrolog.

Sthenelus, s. Kapaneus.

Stichblatt, ein Kartenblatt, mit dem andere gestochen oder überboten werden; bildl. „das wehrlose Stichblatt“ (F. IV, 12), d. h. die weibliche Tugend; desgl. F. V, 13.

Stier von Uri (W. T. Pers.-Verz.) wird bei den bewaffneten Urnern der vorderste Hornbläser genannt, dessen Instrument

Digitized by Google

ein großes Auerochsenhorn ist, wie denn auch Uri von Ur herkommt und den Stier im Wappen führt.

Stiergefecht (D. C. I, 3), ein bekanntes Lieblingsvergnügen der Spanier.

Stift (Picc. II, 3), pl. Stifter (Wst. L. 8); eine zu kirchlichen und religiösen Zwecken bestimmte Anstalt, die mit milden Vermächtnissen und geistlichen Rechten ausgestattet und einer geistlichen Körperschaft anvertraut ist. Solchen Anstalten werden häufig junge Mädchen zur Erziehung übergeben, in welchem Falle eine Oberin oder Stiftsdame (Menschenf.) die unmittelbare Aufsicht zu führen hat.

Stifter meiner Tage (Br. v. M.), eine Ausdrucksweise, welche an das französische „les auteurs de mes jours, die Urheber meines Lebens" erinnert.

Stoff, der erhabene (Ged.), ein Xenion, das sich nach Viehoff auf Lavater's „Jesus Messias; oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen" bezieht. Vergl. Der moralische Dichter.

Stola (Ged. D. Gang n. d. Eisenhammer), pl. Stolen (Dem. I), ein Theil der Amtskleidung der katholischen Priester; nämlich ein Streifen seidenes, gewöhnlich mit Gold durchwirktes Zeug, das über die Schultern gehängt wird, so daß die beiden Enden vorn herabhängen.

Strahl des Donners (M. St. IV, 11), s. v. w. Blitzstrahl.

Strálsund (Wst. L. 5 u. 8 — Wst. T. I, 5), Stadt und Festung in dem ehemaligen Schwedisch- od. Neu-Vorpommern am Gellen, der Meerenge, welche Rügen vom Festlande trennt; es wurde 1628 von Wallenstein vergeblich belagert. Vergl. Dr. Kr. 147.

Straßburg (N. a. O. I, 4), die Hauptstadt des Elsaß, am Einfluß der Ill in den Rhein.

Streitaxt, s. Hellebarde.

Strophe (Iph. I, Zw.=H.) heißt bei den alten Griechen eigentlich die Wendung des singenden und tanzenden Chores (vergl. Ged. D. Kraniche d. Ibykus, Str. 13—15), so wie der während einer solchen Tanzbewegung gesungene Abschnitt des Chorgesanges; Antistrophe (Iph. I, Zw.=H.) ist daher die Gegenwendung des Chors, ein Gegengesang. Jetzt versteht man unter Strophe (Ged. Würde d. Frauen) einen Absatz od. Abschnitt eines Gedichts.

Structur, lat. structura, eig. das Gefüge, der Bau; dann auch (Verbr. a. v. E.) Einrichtung, Zusammenhang.

Struth von Winkelried (W. T. II, 2), ein Heldengeschlecht aus Stanz.

Stuart. Das Haus der Stuart stammte von einem Zweige der englisch=normannischen Familie Fitz Alan, der sich in Schottland niederließ, wo ihm die erbliche Würde eines Steward (Reichshofmeister) ertheilt wurde. Mit Robert II. gelangte dies Haus i. J. 1370 auf den schottischen und (M. St. I, 7) mit Jacob VI. (I.) 1603 auch auf den englischen Thron.

Studentenkragen (Wst. L. 7), ein kleiner Mantel, wie ihn die Studenten ehemals zu tragen pflegten.

Studiertrieb, falscher (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. Es ist gegen die unfähigen Köpfe gerichtet, die sich damals in Massen zu den philosophischen Studien drängten. Besonders sind die Kantianer gemeint, unter denen Viele, die nichts Anderes konnten als „auf des Meisters Worte schwören", der Erforschung der Wahrheit mehr hinderlich als förderlich waren.

Studium, pl. Studien (D. C. I, 4), von dem lat. studēre, sich bemühen; die Beschäftigung mit den Wissenschaften; bildl. (R. I, 1) das Sinnen und Trachten.

Stundenglas (Br. v. M. 5, 411), eine gläserne Sanduhr.

stygisch, s. Styx.

Styl od. Stil, von dem lat. stilus, der Griffel, mit dem die Alten schrieben; 1) die Schreibart, bes. (Par. IV, 7 — Gstf.

10, 202) die Darstellungs- oder Ausdrucksweise; 2) (H. d. K.) die Darstellungsform in der Kunst.

Styx (Ph. II, 1), od. der stygische Fluß (Ged. Hektors Abschied), od. der stygische Strom (Ged. Semele 1). Am Nordrande der Halbinsel Morea zieht sich der Achaische Gebirgszug entlang, eine öde, wild zerrissene, mit schwarzen Tannen oder Eichwald bedeckte Felsenkette. Etwa in der Mitte desselben nimmt der Styx seinen Ursprung. Der steile, schrecklich wüste Pfad, so wie die schaurig wilde Umgebung, welche zu dem herabstürzenden Wasser hinführen, sind noch jetzt ein Gegenstand des Schreckens für die dortigen Bewohner, deren Phantasie diese Gegenden mit Gespenstern bevölkert, und Unsterblichkeit als Folge des Genusses des Styxwassers bezeichnet. — Im Alterthum war Styx ursprünglich eine Nymphe, eine Tochter des Oceanus und der Thetis; sie sollte in der Gegend des Tartarus (s. d.) in einem abgesonderten Felsenpalaste wohnen, und hier zugleich das kalte Wasser hervorsprudeln, das weit unter der Erde ungesehen dahinfloß. Dieser Quell wurde als der zehnte Arm des Oceans betrachtet, während die 9 anderen Erde und Meer umflossen; daher (Ged. Hero u. Leander):

„Selbst der Styx, der neunfach fließet."

und (Ged. D. Ideal u. d. Leben):

„Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht."

Der zehnte Quell senkte sich in die Unterwelt hinab und bildete die eigentliche Stygische Fluth, bei deren Namen die Götter ihre unverbrüchlichen Eide ablegten; daher heißt es (Ged. Semele 1) von Zeus:

„Er schwört's beim Styx. — Der Styx hat ihn gebannt!"

und (Ph. IV, 3) sagt Theseus:

„Denn bei dem Fluß, den selbst die Götter scheuen,
Gab mir Neptun sein Wort und hält's."

Daher auch (Br. v. M. 5, 390):

„Denn des gastlichen Hauses
Unverletzliche Schwelle
Hütet der Eid, der Erinnyen Sohn,
Der furchtbarste unter den Göttern der Hölle."

Weil der Styx zur Unterwelt führte, so wird sein Name nicht selten für diese gebraucht, wie (Ph. II, 5):

„Der karge Styx giebt seinen Staub nicht her."

In gleicher Weise wird Pluto als Beherrscher der Unterwelt (Ged. Nenie) „der stygische Zeus" genannt und (Ged. Kassandra) heißt es in Beziehung auf den dem Tode bereits verfallenen Choröbus:

„Doch es tritt ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn."

In symbolischer Bedeutung ist Sch. der Styx: 1) ein Bild des Todes, wie (Br. v. M. 5, 481):

„In sein stygisches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben!"

2) ein Bild der unter der Erdoberfläche wirksamen Kräfte, wie (Ged. Klage der Ceres), wo es in Beziehung auf die Pflanzen heißt:

„Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht."

3) ein Bild verhängnißvoller Entscheidung, wie (J. v. O. I, 5):

— — „diese Scheide deines Reichs,
Das styg'sche Wasser der Loire."

indem von dem Uebergange auf die eine oder andere Seite dieses Flusses für Frankreich Leben oder Tod, d. h. Rettung oder Untergang abhängt.

Subject, von dem lat. subjicĕre, unterwerfen; 1) (Verbr. a. v. E.) eine Person; 2) (Sp. d. Sch.) ein Mensch rücksichtlich seiner Fähigkeit oder Tüchtigkeit zu einem Geschäfte; 3) (F. Vorr. — Gstſ. 10, 189), eine Persönlichkeit, die einem bestimmten Zwecke dienen soll.

Digitized by Google

sublim, lat. sublimis, erhaben, hoch; scherzhaft (N. a. D. I, 4) etwa: prächtig, wundervoll.

Subordination, lat. eig. Unterordnung; dann (F. III, 5) Unterwerfung und Gehorsam gegen die gegebenen Befehle.

Substitut, lat. eig. ein Stellvertreter; dann (N. I, 2) ein Beigeordneter im Amte, Schreibgehülfe.

Succession, lat. successio, die Folge, bes. Thronfolge; daher (Gstf. 10, 132) „eigene Succession", s. v. w. Leibeserben und „Successionsleiter" (N. I, 2), Folgereihe der Regenten.

Süden (Wst. L. 11), die gegen Mittag gelegenen Gegenden; bildl. (D. C. II, 15): „mit nachgeahmtem Süd", d. h. mit künstlicher Wärme. Davon Südpol, der dem Nordpol entgegengesetzte Punkt der Himmelskugel; daher (Ged. D. Antritt d. n. Jahrhunderts): „des Südpols nie erblickte Sterne", die dem Bewohner nordischer Gegenden nie aufgehen. — Südpol (F. II, 5), s. Magnet.

Südermanland (Wst. T. I, 5), eine in Schweden, südlich vom Mälarsee gelegene Landschaft.

Sueno (Mcb. I, 2). Im 11. Jahrh. wurden die britannischen Inseln durch fortwährende Raubzüge der Skandinavier oder Normannen, in Engl. speciell Dänen genannt, heimgesucht. „Nach der Dänischen Vesper 13. Nov. 1002 unternahm der dänische König Suen alljährlich fürchterliche Rachezüge. Durch Verrätherei angelsächsischer Großen begünstigt, gelang es ihm im Jahre 1013, ganz England zu erobern". Suen stirbt 1014, Macbeth ermordet den König Duncan 1040, ein Anachronismus, der wohl nicht viel zu bedeuten hat, um so mehr als Suen's Sohn Knud wieder König von England wurde.

Suite (Sp. d. Sch. — Gstf. 10, 131 u. 209), frzs. das Gefolge, die Begleitung eines Fürsten.

Sully, Marschall von Frankreich und erster Minister Heinrichs IV. (1589—1610); einer der größten Staatsmänner, die je gelebt haben; Sully's (N. I, 2), s. v. w. Staatsmänner.

Sultan, der Beherrscher der Türken; bildl. ein völlig unumschränkter Machthaber, Despot; daher wird (Wst. T. I, 7) der deutsche Kaiser so genannt, und ebenso ist (M. St. I, 7) von den Sultanslaunen Heinrichs VIII. und (M. St. II, 8) von denen der Elisabeth die Rede.

superklug (R. II, 3), spöttisch: überklug.

Surennen (W. T. II, 2) od. Surennenalp, ein Gebirgszug zwischen Engelberg und Altorf, mit einem 7000 F. hoch aufwärts führenden, oft wenige Fuß breiten Felsengrat voll der großartigsten Aussichten und Blicke auf die Gletscher.

Suys, Oberst (Picc. II, 7), einer von Wallensteins Feldherren, der (Dr. Kr. 404) nach Octavios Abfall nach Prag vorrückte, um die böhmische Hauptstadt in kaiserliche Pflicht zu nehmen und gegen die Rebellen zu vertheidigen.

Sykophant, wörtl. ein Feigen-Angeber, d. h. einer, der in Athen anzeigte, wenn Jemand gegen das Verbot Feigen unverzollt ausführte; im weiteren Sinne (Ged. D. Spaziergang) jeder Angeber oder Verräther.

Sylphide, von dem gr. silphē; 1) ein fliegendes Insect, bes. eine Libelle, Wasserjungfer, wie (Ged. D. Blumen): „gaukelnde Sylphiden"; 2) Elfen oder weibliche Luftgeister (Gstf. 10, 172).

Symbol (Br. v. M. Einl. 5, 378), von dem gr. sýmbolon, Sinnbild, sinnliches Zeichen für einen Begriff; daher wird jedes Erzeugniß der Kunst (Ged. D. Künstler) „ein Symbol des Schönen und des Großen" genannt. — Davon symbolisch, sinnbildlich, wie (Gstf. 10, 146): „symbolische Figuren".

Symmetrie, von dem gr. symmetría; 1) (R. V, 1) Gleich- od. Ebenmaß; 2) (Ged. D. Künstler) Zusammenstimmung der Theile eines Ganzen.

Sympathie, gr. sympátheia; 1) die Gefühlsübereinstimmung, wie (Ged. An d. Freude) in dem Verhältniß der

Freundschaft, weshalb selbst das Echo (Ged. D. Freundschaft) eine „süße Sympathie" genannt wird; desgl. (Ged. Phantasie an Laura):

„Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?"

2) Mitgefühl od. Mitleiden, wie (Ged. D. Ideal u. d. Leben): „heilige Sympathie" und (R. I, 1): „weinende Sympathie". — Davon: sympathetisch; 1) (Ged. Semele 1), mitfühlend; 2) geheimkräftig, wie (F. II, 2): ein „sympathetisches Mittel"; ferner: sympathisiren (R. I, 2), übereinstimmen, gleiche Meinung od. Neigung haben.

Symphonie, gr. symphonía, eig. Zusammenklang; bes. auch (Ged. Semele 1 — F. IV, 4) Instrumentalmusik.

Symptom, gr. sýmptōma, eig. Zufall; dann auch (Gstſ. 10, 192) krankhafte Erscheinung.

Synedrium, gr. synédrion (R. I, 2), die Rathsversammlung.

Syrakus, jetzt Siragosa (Ged. D. Bürgschaft — Ged. Archimedes u. d. Schüler), ehemals eine blühende Stadt an der Ostküste Siciliens.

Syrinx (Myth.), eine Najade, die ihrer Schönheit wegen von Pan verfolgt, ihren Vater, den Flußgott Ladon, um Rettung bat und in ein Schilfrohr verwandelt wurde, dem der Wind fortan (Ged. D. Götter Griechenlands) süß klagende Töne entlockte. Pan, hierdurch gerührt, schnitt sich aus dem Rohr (vgl. Haberrohr) eine Pfeife, der er den Namen Syrinx gab; nach Anderen wird Hermes als der Erfinder der Syrinx genannt.

Syrische Wüste (Ged. D. Johanniter), das öde und unfruchtbare Gebiet, welches von dem Euphrat und dem persischen Meerbusen westwärts bis an das mittelländische Meer reicht und südwärts von Arabien begrenzt wird.

Syrte (Ged. 4. B. d. Aen. 8), die kleine Syrte od. der Meerbusen von Cabes an der Nordküste Afrika's; sie hat so flaches Wasser, daß die Schiffe dort nicht vor Anker gehen können.

System, gr. systēma, eig. das Zusammengestellte, Zusammengesetzte; 1) das Welt- oder Sonnengebäude; daher vergleichungsweise (Ged. D. Freundschaft):

„Geister in umarmenden Systemen"

d. h. wie bei den Planetenbahnen eine die andere umschlingt; ferner: „tanzende Systeme", s. Sphärenharmonie. 2) ein Lehrgebäude, wie (R. V, 1 — Sp. u. d. L. 10, 61 — Gstf. 10, 172) die der Philosophen.

T.

Tabor (Wst. T. III, 10), böhmisches Städtchen an der zur Moldau gehenden Luschnitz; es hieß ehemals Austi und erhielt seinen Namen 1420 von den Hussiten.

Taboriten, s. Prokop.

Tachau (Wst. T. IV, 4), böhmisches Städtchen südöstlich von Eger.

Tacitus (D. C. IV, 12), einer der berühmtesten römischen Geschichtsschreiber im ersten Jahrh. n. Chr. Er schildert die römischen Kaisertyrannen in den dunkelsten Farben; seine Lectüre durch Don Carlos deutet auf Opposition gegen den Vater, den König Philipp II.

Tact, von dem lat. tactus, das Berühren, bes. das der Saiten; daher in der Musik (Ged. D. Schlacht — D. Tanz — R. I, 2) wie in dem, was ihr ähnlich ist (Ged. D. Gang n. d. Eisenhammer) s. v. w. gleichmäßige Bewegung.

Tafelrunde (J. v. O. I, 2), Anspielung auf den sagenhaften Brittenkönig Artus (od. Arthur), der auf den Rath des Zauberers Merlin zu Carleol (jetzt Carlisle) seine auserlesensten Ritter zu festlichen Mahlen versammelte, die an einer runden Tafel abgehalten wurden, um jede Erinnerung an Rangstufen auszuschließen. Die Thaten dieser Ritter waren im Mittelalter vielfach Gegenstand der nordfranzösischen Poesie.

tagen, in der älteren Sprache so viel als sich zu einer Berathung versammeln, oder (W. T. II. 2): eine solche Berathung vornehmen. — Davon: Tagesordnung (ebendas.), die Reihenfolge der zur Berathung vorliegenden Gegenstände.

Taktik (R. I, 2), aus dem Gr., d. i. Kunst des Anordnens; die Kunst, ein Heer in Schlachtordnung zu stellen und seine Bewegungen zu leiten.

Talar, aus dem lat. talāris, so viel als bis auf die Knöchel reichend; (Ged. D. Graf v. Habsburg) ein langes Obergewand.

Talaus (Phön.), der Vater des Adrastus (s. d.)

Talbot, John (J. v. O. I, 3), ein Feldherr der Engländer, der englische Achill genannt, belagerte Orleans, wurde aber am 18. Juni 1429 in dem Treffen bei Patay (nordwestl. von Orleans) gefangen genommen. Erst 1453 fiel er in dem Treffen bei Castillon.

Talbot, Georg, Graf v. Shrewsbury (M. St. I, 7; I, 8 u. IV, 11), ein Nachkomme des vorigen, hatte eine Zeit lang die Aufsicht über die gefangene Maria Stuart, war später Lord-Oberrichter, † 1590.

Talent, aus dem Griech., eig. Wage, Gewicht; dann bildl. das Zugewogene, Zugetheilte, also Naturgabe, bes. (Ged. D. Spaziergang — Wst. Prol. — Par. I, 3) Kunstgeschick; auch (Gstf. 10, 254) Fähigkeiten od. (K. u. L. I, 2) Vorzüge.

Talisman, arab., ein Zaubermittel od. Zauberbild, das bei einem bestimmten Zusammentreffen gewisser Planeten unter Beobachtung von allerlei abergläubischen Förmlichkeiten angefertigt wurde. Es sollte die Kraft haben, diejenigen, welche es bei sich trugen, gegen Unglück und Gefahren zu schützen. Daher sagt Wallenstein (Wst. T. V, 4) von der goldenen Kette, die der Kaiser ihm umgehangen:

— — — — „Die sollte
Ein Talisman mir sein, so lang' ich sie
An meinem Halse gläubig würde tragen."

Digitized by Google

Desgl. heißt es (Picc. III, 4):

„Die Fabel ist der Liebe Heimathwelt,
Gern wohnt sie unter Feen, Talismanen."

Bildl. spricht Lady Milford (K. u. L. II, 1) in Beziehung auf den Fürsten von dem „Talisman seiner Größe"; und eben so werden (Ged. Einer jungen Freundin ins Stammbuch) „Unschuld und Tugend" und (Ged. D. Künstler) „die wunderwirkenden Gesetze", wodurch Gebilde der Kunst uns entzücken, als Talismane bezeichnet.

Talthybius (Iph. I, 1), der Herold des Agamemnon; er wurde später zu Sparta göttlich verehrt, und nur aus seinen Nachkommen wurden die spartanischen Herolde gewählt.

Tänärus (Ph. I, 1), gew. Tänaros od. Tänaron, das jetzige Cap Matapan, auf dem auch die Stadt Tänaros lag.

Tántalus (Myth.), ein sehr reicher Fürst von Lydien oder Phrygien, ein Günstling, oder selbst Abkömmling der Götter, war der Vater des Atreus und Ahnherr des Agamemnon; daher (Iph. II, 4): „Tantalus Geschlecht". Der Sage nach soll er verschiedene Verbrechen verübt haben, wofür er in den Tartarus verstoßen ward. Hier stand er (Od. 11, 382) bis an den Hals im Wasser, und dicht über ihm hingen die herrlichsten Früchte; aber diese, wie jenes wichen zurück, wenn er seinen Hunger stillen, oder seinen Durst löschen wollte. — Tantal's Tochter, s. Niobe. — Tantalus, der Gemahl der Klytämnestra (s. d.).

Tanz, Der (Ged.), eine Elegie aus d. J. 1795, zugleich aber ein epigrammatisches Gedicht wegen des Schlusses. Der erste Theil zeichnet sich aus durch höchst malerische Kraft der Sprache, die in der anmuthigsten Weise die mannigfach wechselnden Bewegungen nachahmt und die äußeren Sinne zu fesseln weiß; während der Schluß den inneren Sinn zu erhabenen Regionen emporträgt und dem flüchtigen Genuß einen tieferen Gehalt verleiht. In Sch.'s Natur lag es, jede Erscheinung mit sinnendem Ernste zu erfassen und sie durch den Zauber seines gestaltenden Wortes zu veredeln und zu verklären.

Tapete, die, von dem gr. tapēs, Teppich (Wst. T. V, 3), eine zierliche Decke; auch (F. IV, 11) eine Wandbekleidung; landschaftlich auch das Tapet, eine Fußdecke od. gewirkte Tischdecke; daher (R. I, 2): „etwas auf's Tapet bringen“, s. v. w. auftragen od. zum Gegenstande des Gesprächs machen. Davon tapeziren, eig. mit Teppichen bekleiden od. bildl. (K. u. L. II, 1) s. v. w. ausstaffiren.

Taphen (Iph. I, Zw.-H.), die Bewohner der zu den Jonischen Inseln gehörenden Taphischen Inseln, welche zwischen Leukadia und der akarnanischen Küste liegen.

Tarock, ital. tarócco, ein wahrscheinlich aus Aegypten stammendes Kartenspiel mit 78 Blättern, unter denen sich 22 Tarocks od. Trümpfe befinden. Bildl. „Euer Kopf ist Tarock“ (F. III, 4) d. i. er steht auf dem Spiel.

Tartarei od. freie Tatarei, das nördlich von Persien, zwischen dem Kaspischen Meere und den westlichen Abhängen des großen asiatischen Hochlandes gelegene Tiefland, welches den Aralsee umschließt; während das östlich davon, auf dem Hochlande selbst gelegene Gebiet die hohe Tatarei genannt wird; Beides sind Steppenländer; daher (Tur. II, 4): „die öden, wüsten Steppen der Tartarei“. — Davon: tartarisch (Tur. Pers.-Verz.) und Tartarlippen (Mcb. IV, 3).

Tartarfürst (Dem I). In der Krim (Südrußland) hatten die Tartaren oder besser Tataren ein seit 1441 von den Mongolen, welchen Rußland tributpflichtig geworden war, unabhängiges Reich gegründet. Seit 1475 huldigte jedoch der Fürst oder Chan desselben dem Türkischen Sultan, daher die Verbindung beider an unserer Stelle.

Tártarus (Ged. Gruppe a. d. T. — Semele 1 — Shakesp. Schatten), bei den Griechen auch Hades (Iph. II, 4) oder Erĕbus (Ged. 4. B. d. Aen. 93 — Iph. II, 4) genannt, nach einem Sohne des Chaos und der Finsterniß, welcher den Titanen Hülfe leistete und dafür in den Tartarus gestürzt wurde, hieß bei den Römern

Orcus (Ged. Hektors Abschied — Ged. D. Triumph d. Liebe — Ged. 2. B. d. Aen. 15 — Ged. Klage d. Ceres — Ged. D. Götter Griechenlands — Iph. V, 4) und war nach den Vorstellungen der griechischen Mythologie das Reich des Pluto und der Proserpina, zu welchem die Schatten (s. d.) herunterstiegen; daher heißt er auch (Ph. III, 5) das „Reich der Schatten" od. (Ged. D. Glocke) „das Schattenland", ja selbst (Ged. Klage d. Ceres — Ged. D. Triumph d. Liebe) „die Hölle", welche (R. II, 3) auch die „Feueresse des Pluto" genannt wird. Der Tartarus war von einer ehernen Mauer umschlossen und von dem Styx, dem Acheron und dem Kocytus (s. d.) theils um-, theils durchströmt. Seine Entfernung von der Oberfläche der Erde sollte eben so groß sein, wie die des Himmels von der Erde. — Klage d. Ceres braucht Sch. Kocyt (s. d.) und R. IV, 4 selbst Xanthus (s. d.) für Tartarus.

Tasso (Gstſ. 10, 241 u. 247). Torquato Tasso, geb. 1544 zu Sorrento, † 1595; einer der bedeutendsten italienischen Dichter, der sich besonders durch sein Epos „das befreite Jerusalem" berühmt gemacht hat.

Taube, weiße (J. v. O. Prol. 3), s. Maria.

Taucher, Der (Ged.). Schiller hat sich über die Quelle, welche ihm zu dieser Ballade aus dem Jahre 1797 zu Gebote gestanden haben mag, nicht ausgesprochen. Die Sage von einem Taucher, dessen kühne Wagestücke die allgemeinste Verwunderung erregten, findet sich bei mehreren Schriftstellern. Zunächst erzählt ein Neapolitaner Alexander ab Alexandro von einem Taucher Namens Colán (Nikolaus), der sich am liebsten im Meere aufhielt, so daß er von seinen Zeitgenossen allgemein „der Fisch" genannt wurde. Er übernahm es häufig, Botschaften schwimmend über das Meer zu bringen und setzte oft mitten auf demselben die Schiffer durch seinen Zuruf in Erstaunen. Bei einem Volksfeste in Messina warf der König eine goldene Schale in das Meer, die dem Colan als Preis angeboten wurde, wenn er

Digitized by Google

sie aus dem Strudel herauf hole. Er stürzte hinunter, ward aber nie wieder gesehen. — Einem anderen Schriftsteller, Thomas Fazelli, zufolge soll er die Schale zweimal heraufgeholt haben, beim dritten Male aber verschwunden sein. — Ein Spanier Feyjoo († 1765), dessen Erzählung unserer Ballade noch näher kommt, bezeichnet den König mit dem Namen Friedrich, der über Neapel und Sicilien herrschte. Eben so thut dies der gelehrte Jesuit Athanasius Kircher († 1680 zu Rom), welcher seiner Angabe nach die Geschichte von einem Archivar aus den königlichen Akten erhalten hat. So groß die Uebereinstimmung seiner Erzählung mit dem vorliegenden Gedichte auch ist, so hat Schiller (einem Briefe an Goethe zufolge) diese Quelle doch nicht gekannt. Vielleicht aber hat ihm das bereits unter dem Artikel: „Kampf mit dem Drachen“ erwähnte Werk „E. G. Happelii Relationes curiosae“ zu Gebote gestanden, in welchem Vol. I, S. 83 bei Gelegenheit der Beschreibung der „gefährlichen Scylla und Charybdis“ eine Geschichte unter dem Titel „Der Verwunderungswürdige Teucher“ mitgetheilt wird. In diesem Bericht hat besonders die Beschreibung des unterirdischen Strudels mit der Schiller'schen Darstellung eine überraschende Aehnlichkeit. — „Der Taucher ist eine Ballade von hoher poetischer Schönheit. Schon das Versmaß, der mit munteren Anapästen (◡ ◡ –́) gemischte Daktylus (–́ ◡ ◡), bringt eine äußerst lebendige Wirkung hervor. Zugleich offenbart sich in den vorherrschenden männlichen Reimen, mit denen die vier ersten Verse jeder Strophe schließen, eine dem Ganzen recht treffend angepaßte Kraft, während die beiden weiblichen Schlußreime dieselbe in wohlthuender Weise mildern und außerdem die Strophengliederung dem Hörer in recht gefälliger Weise bemerklich machen. Obgleich der Stoff an sich schon poetisch genug ist, zumal er uns in eine geheimnißvolle, unzugängliche Region versetzt, welche der Volksgeist so gern mit phantastischen Gebilden belebt, so hat doch die Sage unter der Hand des Dichters außerordentlich gewonnen. Zunächst ist der Grundgedanke der Verwegenheit des Menschen,

der sich anmaßt, die von der Natur gesetzten Schranken zu durchbrechen, sehr schön in den Worten ausgedrückt: „und der Mensch versuche die Götter nicht"; außerdem aber treten statt der in der ursprünglichen Sage allein antreibenden Habsucht hier zunächst die Ehre und dann die Liebe als Triebfedern zu dem großen Wagestück auf. In Betreff der Ausführung ist aber vor allen Dingen die objective Haltung hervorzuheben, welche das Gedicht auch denen zugänglich macht, die nicht im Stande sind, den übersinnlichen Ideen zu folgen, die so häufig den Inhalt der Schiller'schen Dichtungen bilden. Endlich erscheint die Ballade in Betreff ihrer Diction als ein Meisterwerk ersten Ranges, indem die sinnlichen Vorstellungen, mit denen sie es zu thun hat, so unmittelbar in die sprachliche Hülle überfließen, daß man sich schwerlich einen höheren Grad von Vollkommenheit in der Darstellung denken kann.

Taxis (D. C. III, 15) oder Thurn und Taxis, ein aus Mailand stammendes fürstliches Geschlecht, ist für die spanischen Niederlande und später für Deutschland durch die Einrichtung eines geordneten Postwesens berühmt geworden. Der Gründer desselben, Roger I., begab sich in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrh. nach Deutschland, wo er die ersten Einrichtungen in Tirol traf; später errichtete sein Sohn eine Postverbindung zwischen Brüssel und Wien, wofür er von Kaiser Maximilian I. den Titel eines Generalpostmeisters erhielt. Carl V. ließ als Regent der Burgundischen Niederlande das Institut erweitern, so daß die Posten in Deutschland vorläufig noch spanisch-niederländische, aber keine Reichsposten waren; zu solchen wurden sie erst 1595 umgestaltet.

Taxus, auch Eibenbaum [Taxus baccata], ein zur Familie der Nadelhölzer gehöriger, langsam wachsender Baum oder Strauch mit dunkelgrünen, schmalen Blättern, der seiner dichten Verästelung wegen häufig zu Heckenanlagen benutzt wird; daher (Ged. D. Erwartung): „dunkele Taxuswand".

Te Deum (D. C. IV, 24), der von dem heiligen Ambrosius, Bischof zu Mailand, im 4. Jahrh. gedichtete Lobgesang, welcher mit den Worten Te Deum laudāmus (Herr Gott! dich loben wir ꝛc.) beginnt und, von Luther übersetzt, auch unter unsere Kirchenlieder aufgenommen ist. Er wird gewöhnlich bei besonders feierlichen Gelegenheiten gesungen.

Tefflis (Tur. I, 1), jetzt gew. Tiflis, eine südlich vom Kaukasus, an dem zum Kaspischen Meere gehenden Kur gelegene Stadt.

Tegerfeld, vergl. Eschenbach.

Telamone, vergl. Ajax.

Tellus, f. (Ged. Semele 1 u. 2 — Ged. 2. B. d. Aen. 125), lat. die Erde.

Témeswar (Wst. L. 5), Stadt in dem zur Woiwodschaft Serbien gehörigem temeser Banat.

Tempel der Gerechtigkeit (M. St. I, 4) wird der Parlamentsaal genannt, weil in demselben die Landesgesetze berathen werden, nach denen die Richter ihr Urtheil zu sprechen haben.

Tempel des Ruhmes (D. C. II, 2), Anspielung auf den Tempel des Mars zu Rom, in welchem der Senat den Feldherren, die um die Ehre des Triumphs baten, Audienz ertheilte. Die in der vorangehenden Rede des D. C. sich findende Stelle: „dreiundzwanzig Jahre — und nichts für die Unsterblichkeit gethan" ist einem Worte des Julius Caesar nachgebildet (s. Suetonius, J. Caesar c. VII).

Temperament, lat. temperaméntum, eig. ein Mäßigungs- od. Milderungsmittel; gew. (Gstſ. 10, 128) die natürliche Gemüthsstimmung; bisw. (F. II, 2) Hang zur Sinnlichkeit.

Tempo, ital. von dem lat. tempus, die Zeit; gew. das Zeitmaß, auch (Wst. L. 6) taktvolles Benehmen, od. (K. u. L. III, 1) vorsichtiges Auftreten; in dem letzteren Sinne auch: temporisiren, frzſ. temporiser, eig. sich in die Zeit schicken; dann auch (Picc. II, 6) zögern, etwas hinhalten.

Ténedos (Ged. 2. B. d. Aen. 4 u. 34), eine Insel an der trojanischen Küste, dem Vorgebirge Sigeion gegenüber, von welchem sie durch den sigäischen Sund (Ged. 2. B. d. Aen. 55) getrennt ist.

Teppich, s. Tapete.

Tete a Tete, frzs. tête à tête, d. i. Kopf gegen Kopf (Gsts. 10, 256), eine geheime Unterredung.

Téthys (Myth.), eine Tochter des Uranus und der Gäa, d. h. des Himmels und der Erde, wurde (Ged. Semele 1) mit ihrem Bruder Hyperion (s. d.) vermählt und ist demnach (Ged. Hero u. Leander; Str. 10) die älteste Meeresgöttin. Nicht sie (Ged. D. Abend), sondern ihre Tochter Klymene war die Geliebte des Phöbus.

Teufelsmünster, s. Buggisgrat.

Teukrer (Ged. 2. B. d. Aen. 2) od. Teukrier (ebendas. 5) wurden die Trojaner nach ihrem Könige Teucer oder Teukros genannt.

Text, von dem lat. textus, eig. das Gewebe; ferner: das zusammenhängende Wortgefüge einer Rede, bes. eine Bibelstelle, welche einer Predigt zu Grunde liegt; bildl. der Gegenstand, von dem in einem Buche (F. I, 3) oder einem Liede (D. C. II, 8) die Rede ist.

Thalia, s. Muse (Ged. An d. Freude); der Titel einer Zeitschrift, welche Sch. 1784—1793 herausgab und in welcher er auf die Verbesserung der Bühne zu wirken suchte. An ihre Stelle traten von 1793 an die Horen (s. d.).

Thalvogt, der graue (Wst. T. I, 1), vgl. Föhn. C. Otto (Wilhelm Tell, mit englischen erklärenden Noten versehen. Stuttgart, Cotta, 1866) macht bei diesem Ausdruck folgende interessante sprachliche Bemerkung: „Foreigners generally mistake this word „Thalvogt" for governor of the valley. Nothing is more ridiculous. Thalvogt is here a name of a foggy wind (dale-fog, fog of the valley); the syllabe „Vogt" is the same root

as the English fog, Nebel. The „Thalvogt" is well known as the precursor of a storm."

Than (Mcb. I, 2), bei Schotten ein Titel für königliche Haus- und Waffengenossen.

Theater, eig. der Zuschauerplatz, die Schaubühne; Theaterstück (R. Vorr.) ein Schauspiel; theatralisch (ebendas.), bühnenmäßig, schauspielmäßig.

Theben (Geb. Semele 1 — Geb. 4. B. d. Aen. 86 — Phön.), die Hauptstadt von Böotien. Den Grund dazu legte 1500 v. Chr. Kadmus (s. d.) durch die Erbauung der Burg, um welche herum Amphion (s. d.) nachmals die Stadt anlegte, die er mit Mauern umgab. — Davon: Thebaner (Phön.), die Bewohner von Theben. — „Das thebanische Paar" (Br. v. M. 5, 402) sind des Oedipus Söhne Eteokles und Polynices (vergl. Phön.), die im Zweikampfe fielen.

Theesatz, vergl. Kaffeesatz.

Theilnehmung (R. I, 1 — Gstf. 10, 207), ungewöhnlich für Theilnahme.

Theilung, Die, der Erde (Geb.), ein Gedicht aus dem Jahre 1795. Sch. nennt es in einem Briefe an Goethe eine Schnurre, welche dieser, falls es ihm Spaß mache, dem Herzog vorlesen möge. Goethe bezeichnet in seiner Antwort „das Theil des Dichters als ganz allerliebst, wahr, treffend und tröstlich." Die Bezeichnung „Schnurre" war wohl nur ein augenblicklicher Einfall, der höchstens in Rücksicht auf die frühere, allerdings mangelhafte Form paßte. Durch die jetzige Gestaltung hat der durchaus ernste und würdige Inhalt einen correcten Ausdruck erhalten.

Thekla, eine Geisterstimme (Geb.). Dieses Gedicht aus d. J. 1802 steht in Beziehung zu „des Mädchens Klage" (s. d.) und zu dem Wallenstein überhaupt. Sch. hat in dem Drama (Wst. T. IV, 12) Theklas Ausgang zwar angedeutet, den Zuschauer

jedoch in Ungewißheit gelassen, ob das dort geäußerste Vorhaben denn auch wirklich zur Ausführung gekommen sei. Durch dieses Gedicht nun rechtfertigt er gewissermaßen die scheinbare Lücke in dem Drama, und zugleich läßt er Thekla selbst ihren verzweifelten Schritt vertheidigen. So wie sie in „des Mädchens Klage“, von der in den Piccolomini nur die beiden ersten Strophen gesungen werden, mit den Worten schließt: „Ich habe gelebt und geliebet“, so stellt sie der dort geäußerten Todesahnung hier die Gewißheit gegenüber mit den Worten:

„Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht gelebet und geliebt?“

Was ist ihr „das Leben ohne Liebesglanz?“ Mit dem Gegenstande ihrer Liebe mußte auch ihr Leben sich enden, um in höheren Sphären eine Vereinigung zu vollziehen, wo alles Geistige von den irdischen Schlacken gereinigt erscheint, und die Anschauung eines verklärten Daseins, wenngleich auf Erden nicht viel mehr als ein kindisches Spiel unserer Phantasie, vielleicht in nicht geahnter Weise zur Gewißheit wird.

Themis (Myth.), eine Tochter des Uranus und der Gäa, die Geliebte des Zeus und Mutter der Horen (s. d.), war ursprünglich die Rechtsprechende und Entscheidende in den Orakeln, daher vor Apollo die erste Gottheit, welche als die Beschützerin des Orakels zu Delphi galt. Ihr Bildniß wurde in den Gerichtshallen aufgestellt; Schwert und Wage sind ihre Attribute; sie selbst ist das Sinnbild der Gerechtigkeit, wie (Ged. D. Eleusische Fest):

„Themis selber führt den Reigen.“

womit die Hülfe, welche die Götter den Menschen bringen, als ein Act ihrer Gerechtigkeit bezeichnet wird; ferner (Menschenf. 6): „Lasset die Wage des Richters aus euren schuldigen Händen fallen“; und (M. St. I, 7):

„das gerechte Schwert der Themis,“

wo sie als Sinnbild der strafenden Gerechtigkeit erscheint. — Bisweilen bedeutet sie geradezu s. v. w. Gerechtigkeit, wie (Ged. D. Glück):

„Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage,
Und es messe der Lohn streng nach der Mühe sich ab."

und (Br. v. M. 5, 467):

„Drunten aber im Tiefen sitzen
Lichtlos, ohne Gesang *) und Sprache,
Der Themis Töchter, die nie vergessen,
Die Untrüglichen, die mit Gerechtigkeit messen,
Fangen es auf in schwarzen Gefäßen,
Rühren und mengen die schreckliche Rache."

wo Sch. sogar die Erinnyen als Töchter der Gerechtigkeit bezeichnet. — Die Stelle (Wst. L. 11):

„Das Schwert ist nicht bei der Wage mehr"

bedeutet: Der Krieg kann nicht immer nach strengem Rechte verfahren.

Themse (Ged. An d. Freunde), ein im westlichen England entspringender, unterhalb Londons in die Nordsee mündender Fluß.

Theophanie, d. i. Gotteserscheinung; ein Epigramm (Ged.) aus d. J. 1795. Der Glückliche (vergl. Die zwei Tugendwege) ist nach Sch.'s Ansicht „der, welcher, um zu genießen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren"; er ist also frei von Versuchung, seine Tugend bedarf keines göttlichen Schutzes. Der Leidende oder Unglückliche dagegen, d. h. derjenige, dessen Neigungen der Tugend widerstreben, ist des göttlichen Beistandes bedürftig.

Theoretiker (K. d. H.), aus dem gr.; ein Kenner einer Wissenschaft, der sich aber nicht mit ihrer Ausübung beschäftigt; **theoretisch** (Ged. D. Philosophen), beschauend, wissenschaftlich, bes. im Gegensatz zu praktisch (s. d.).

Thersites (Ged. D. Siegesfest), einer der häßlichsten und bösartigsten Griechen in dem Belagerungsheere vor Troja. Homer schildert ihn (Il. 2, 212—271) als lahm, buckelig, schielend

*) Der Eumenidenchor dagegen hat (Ged. D. Künstler, Str. 17) Gesang.

und kahlköpfig, und besonders von Haß gegen die vornehmsten Helden eingenommen. Er rieth, die Belagerung aufzuheben und nach Griechenland zurückzukehren.

Theseus (Ph. I, 1), ein Sohn des Aegeus, einer der größten Helden aus der griechischen Sagenzeit, zeichnete sich in seiner Jugend durch mancherlei Heldenthaten und später als König von Attika durch weise Staatseinrichtungen aus. Besonders war er der Begründer der demokratischen Verfassung Athens, daher (Ged. D. Kraniche d. Ibykus) „Theseus Stadt", was Sch. später in „Cekrops (s. d.) Stadt" umgewandelt hat. — Theseus Sohn (Iph. I, Zw.-H.) wird selbst von Firnhaber, dem ausführlichen philologischen Erklärer der Iphigenie nicht namhaft gemacht. Euripides weicht nämlich hier von der homerischen Darstellung in der Aufzählung der Bekämpfer Troja's ab und hat statt Menestheus den Sohn des berühmten Heroen Theseus aus allerlei naheliegenden Motiven gewählt. Er mag dabei selbst an keinen besonderen Namen gedacht haben.

Thespis, welcher zur Zeit des Solon (600 v. Chr.) in Athen lebte, wurde für den Erfinder des Trauerspiels gehalten. Als Bühne diente ihm ein Wagen, wodurch der Ausdruck „der Karren des Thespis" oder (Ged. D. Künstler — An Goethe) „Thespis Wagen" sprüchwörtlich geworden ist.

Thessalien, der kesselartig gestaltete Theil des nördlichen Griechenlands, der zwischen dem Pindus und dem Archipelagus lag und nördlich von den Kambunischen Bergen (jetzt Voluzza-Geb.), südlich von der Othryskette begrenzt war. Davon thessalisch (Ged. 2. B. d. Aen. 33), vergl. Achilles und Thessalierinnen (Iph. IV, Zw.-H.), vergl. Musen.

Thessandrus (Ged. 2. B. d. Aen. 45), einer von den griechischen Helden, die sich in dem trojanischen Rosse befanden.

Thestius (Iph. I, 1), ein König von Aetolien, der Vater der Leda.

Thetis (Myth.), eine Flußnymphe, die berühmteste Tochter des Nereus (s. d. u. Nymphen [Nereiden]) und der Doris, die Gattin des Peleus (Iph. III, 4) und Mutter des Achilles (s. d.). — Irrthümlich steht (Ged. Semele 1 — Ged. D. Abend — Ged. Hero u. Leander) in einigen Ausgaben Thetis für Tethys (s. d.).

Thierkreis od. Zodiakus, abgek. Zodiak (Wst. T. I, 7), ein etwa 20° breiter, aus 12 Sternbildern bestehender Gürtel des Himmelsgewölbes, innerhalb dessen die Sonne ihren scheinbaren Jahreslauf vollendet. Da die Sternbilder von ungleicher Breite sind, so hat man seit den ältesten Zeiten den Thierkreis in 12 gleiche Theile getheilt und diesen die Namen der Sternbilder gegeben, so daß die „Zeichen des Thierkreises" (Picc. II, 2) nur im Großen und Ganzen mit den betreffenden Sternbildern übereinstimmen.

Thoas (Ged. 2. B. d. Aen. 45), König von Aetolien, ein tapferer Held vor Troja.

Thor, Das (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1797. Es erinnert an einzelne Scenen aus dem „Eleusischen Fest" und stellt in sinniger Weise Vergangenheit und Gegenwart zusammen.

Thracien (Ged. Semele 2), der Theil der heutigen Türkei, welcher nördlich von dem Hämus, im W. von dem Despoto Dagh, im S. von dem Archipelagus und im O. von dem Schwarzen Meere begrenzt wird. Es ist wahrscheinlich der Ursitz der ältesten pelasgischen Cultur, wie die Sagen von dem Thracier od. Thraker Orpheus (s. d.), Linus (s. d.) und anderen beweisen.

Thule (Ged. D. Spaziergang), ein fabelhaftes Inselland, das gewöhnlich nach dem äußersten Norden Europa's verlegt wird. Bald verstand man darunter das nördliche Schottland, bald Island, bisweilen auch die norwegische Küste.

Thurgau (W. T. IV, 2), am südlichen Ufer des Bodensees, einer der neueren Cantone der Schweiz, der erst 1803 hinzugekommen ist.

Thurn, Graf (Picc. II, 5 u. IV, 5 — Wst. T. I, 2), der erste Anführer der Evangelischen in Böhmen, durch deren Aufstand (Dr. Kr. 40) der dreißigjährige Krieg veranlaßt wurde. Im Jahre 1633 commandirte er (Picc. II, 7) kleinere Abtheilungen der Schweden in Schlesien, wo er nach Arnheim's Abzug besiegt und gefangen, aber von Wallenstein zum größten Verdruß der Jesuiten (vergl. Dr. Kr. 388) entlassen ward, da er ihm als Unterhändler mit Gustav Adolph gedient hatte

Thymbrier, s. Apollon.

Thymöt (Ged. 2. B. d. Aen. 6), einer der Aeltesten in Troja. Ein Seher hatte geweissagt, an einem gewissen Tage werde ein Knabe geboren werden, durch welchen Troja seinen Untergang finden könne. Als dem Thymöt an diesem Tage ein Sohn geboren wurde, ließ Priamus denselben tödten, weshalb der von Rachegefühl erfüllte Vater den Rath gab, das hölzerne Roß in die Stadt zu ziehen.

Thyrsus, s. Bacchus.

Tibersohn (R. IV, 5), s. v. w. Römer, weil Rom an der Tiber lag.

Tibullus (Albius), abgek. Tibúll (Sp. u. d. L.), einer der vorzüglichsten römischen Elegiendichter, † 20 v. Chr.

Tieffenbach (Picc. Pers.-Verz.), der Dr. Kr. 217, 276 u. 283 genannte kaiserliche General, der mit seinen Regimentern längere Zeit ruhig in der schlesischen Garnison gelegen. Daher die verständige, bürgerfreundliche Gesinnung des Arkebusiers (Wst. L. 10), die der Jäger philisterhaft findet, und weshalb er diese Truppen als „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" bezeichnet und von ihnen (Wst. L. 11) sagt: „Aber das denkt

wie ein Seifensieder", zwei Aussprüche, die zu geflügelten Worten geworden sind.

Tien (Tur. II, 2), einer der Götter, welche der Sage zufolge mehrere Millionen Jahre hindurch China regierten.

Tilly (Joh. Tzerklas, Graf von), geb. 1559, trat erst in spanische Kriegsdienste, wo sich bei ihm unter Alba's Oberleitung der Eifer für die Vertilgung der Ketzer ausbildete, später (Dr. Kr. 123) in bairische Dienste, wo Herzog Maximilian ihn bald zum Feldmarschall ernannte. Hierauf leistete er dem ligistischen Heere als Oberfeldherr die bedeutendsten Dienste. Eine interessante Charakteristik seiner Persönlichkeit findet sich Dr. Kr. 185. Vor der Schlacht bei Leipzig rühmte er sich, nie betrunken gewesen zu sein, nie ein Weib berührt und nie eine Schlacht verloren zu haben; daher (Wst. L. 6):

„Dem eigenen Körper war er strenge,
Dem Soldaten ließ er vieles passiren."

Aber Gustav Adolph setzte seinem Ruhme ein Ziel, indem er ihn zuerst (7. Sept. 1631) bei Leipzig und Breitenfeld und bald darauf am Lech (Picc. I, 2 — Wst. T. III, 13) schlug, wo ihm der Schenkel zerschmettert wurde, was seinen Tod (30. April 1632) zur Folge hatte; daher (Wst. L. 6): „Der Tilly überlebte seinen Ruhm."

Tiresias (Ged. Shakespeare's Schatten), der Sage nach der Sohn einer Nymphe, war von den Göttern geblendet, dafür aber mit der Kunst wahrzusagen begabt worden. Er starb in hohem Alter, als er bei dem Kriege der Epigonen gegen Theben in die Gefangenschaft geführt werden sollte.

Tirrel (Wrb. Fragm. Sc. 2), richtiger: James Tyrrel, der Mörder der Söhne Eduards IV.

Tirschenreuth (Wst. T. IV, 4 u. IV, 10), baiersches Städtchen an der Waldnaab, nahe der böhmischen Grenze, südlich von Eger.

Tischburn (M. St. I, 6) in Robertson's History of Scotland (II, 264): Chidioc Tichbourne, einer der Männer, welche in der gegen Elisabeth gerichteten Verschwörung Savage's (s. d.) und Babington's (1586) die Ermordung der Königin übernahm.

Titan, s. Helios.

Titanen (Ged. D. Künstler) oder Uraniden, Söhne des Uranos und der Gäa, welche den Jupiter bekriegten, der sie dafür in den Tartarus hinabschleuderte; bildl. (R. II, 3) s. v. w. Riesen.

Tithōnus, abgek. Tithōn (Ged. 4. B. d. Aen. 106), Laomedon's Sohn und Bruder des Priamus, war von Aurora geliebt, die ihn jeden Abend besuchte und sich jeden Morgen von seinem Lager erhob, um den Sterblichen die Ankunft des Tages zu verkünden.

Titus (Ged. Pompeji u. Herculanum — Sp. u. d. L.), römischer Kaiser, Sohn und Nachfolger Vespasians, regierte von 79—81 n. Chr. und zwar so milde und vortrefflich, daß er die Liebe und Wonne des Menschengeschlechts genannt wurde.

Tityos (Ged. D. Triumph d. Liebe) hatte sich nach Homer's Odyssee XI, 576 schwer gegen des Zeus Geliebte, Latona, vergangen, weshalb er in den Tartarus geschleudert wurde, wo zwei Geier fortdauernd an seiner stets sich erneuernden Leber nagten.

Tobias (R. I, 1), der Held eines der apokryphischen Bücher, welches die poetisch ausgeschmückte Geschichte eines Juden in der assyrischen Gefangenschaft erzählt.

Tochter des Schaums, s. Aphrodite.

Tod (K. u. L. V, 1), vergl. Genius mit der umgekehrten Fackel.

Todesgötter (J. v. O. III, 4), s. Manen.

Todesnetz (M. St. I, 4). Es ist bei Schiller's Studium des altgriechischen Dichters Aeschylus (s. Br. v. M.) nicht unwahrscheinlich, daß hierin eine Anspielung auf die Art liegt, wie Agamemnon im Bade mit Hülfe eines ihm verrätherisch übergeworfenen Netzes getödtet wurde, nachdem er durch seiner Gemahlin Klytämnestra erheuchelte Liebe und Ehrfurcht sicher gemacht war.

Todtenrichter, s. Minos.

Todtenschiffer, s. Charon.

Toilette, frzs. der Putztisch der Frauen; bes. auch das Putzgeräth, der Putzkram; daher (Ged. D. berühmte Frau): „die Toilette wartet schon"; ferner der Anputz oder das Anordnen eines Theils desselben, wie (Gstf. 10, 235): „die Toilette ist gemacht". Da der Putz besonders Gefallen erregen soll, so nennt Leonore (F. II, 2) sogar das Erröthen einen Toilettenpfiff, d. h. ein Kunststück der Coquetterie.

Tokaierwein (Picc. IV, 6), der edelste Wein Ungarns, welcher bei Tokay an der oberen Theiß auf einer langen Hügelreihe, Hegyallya genannt, wächst.

Toledo (D. C. I, 1), die alte Hauptstadt Spaniens, am Tajo, südwestlich von Madrid gelegen. D. C. II, 10 u. III, 4 wird Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog v. Alba, kurz Toledo genannt.

tolerant (K. d. H.), von dem lat. toleräre, ertragen, duldsam. Davon Toleranz, Duldsamkeit od. (K. u. L. IV, 3 — Gstf. 10, 214) Nachsicht.

Tolltrotz (R. IV, 2 — F. III, 5) s. v. w. sinnloser Uebermuth.

tölpeln (F. II, 8), mit Dummheit und Schwerfälligkeit auftreten.

Tonkunst (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1800. Die bildenden Künste: Malerei, Bildhauerkunst und Musik haben in

ihren Werken Stimmungen des Gemüths auszudrücken, und andererseits rufen sie dergleichen Stimmungen durch dieselben hervor. Sie stehen also allein im Dienste der Phantasie, während die Dichtkunst auch den denkenden Geist zu befriedigen hat. Unter den bildenden Künsten hat es die Tonkunst (Polyhymnia [s. Musen]) mit der von aller Reflexion befreiten Empfindung zu thun, die sie allein unmittelbar ausspricht, und die der Dichter hier mit Seele bezeichnet. Vergl. das Epigramm: Sprache.

Tonne Goldes (Picc. IV, 4), eine Einheit, nach der früher häufig gerechnet wurde; ihr Werth betrug je nach der landesüblichen Münze 100,000 Reichsthaler oder Gulden.

Topf und **Töpfer** (Ged. Semele 2 — Sp. u. d. L.), ein Bild, welches an Jer. 18, 2—6; Jes. 45, 9 u. Röm. 9, 20—21 erinnert.

topographisch (Ged. D. berühmte Frau), von dem gr. tópos, Ort u. gráphein, schreiben; eine Oertlichkeit beschreibend od. zeichnend.

topp (K. u. L. V, 7), s. v. w. es sei! eingeschlagen! „topp machen" (ebendas. I, 1), s. v. w. im Einverständnisse sein.

Tortur (R. II, 3 — F. II, 9), vom lat. torquēre, drehen, krümmen; die Folter oder gerichtliche Peinigung mit besonderen Marterinstrumenten, ein Verfahren, das bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts angewendet wurde, um die Angeschuldigten zum Geständnisse zu zwingen.

Torus, lat. ein Ruhelager, bes. (Ged. Semele 1) das Ehebett.

Toul (J. v. O. I, 10), lothringische Stadt an der Mosel.

Toulon (M. St. III, 8 — N. a. O. I, 4), einer der bedeutendsten französischen Kriegshäfen, am Mittelmeer gelegen.

Tower [spr. Tauer], eine alte Burg in dem östlichen Theile von London, bis auf Elisabeths Zeit die Wohnung (M. St. II, 3)

der englischen Könige; zugleich auch (M. St. IV, 5 u. IV, 6 — Wrb. II) das berühmteste englische Staatsgefängniß.

Trabanten, ital. trabánte, von dem deutschen traben oder laufen; eig. ein Läufer; dann auch (F. IV, 7 — M. St. IV, 4) Begleiter oder Leibwächter eines Fürsten.

Träber (K. u. L. IV, 3), deren Luc. 15, 16 erwähnt wird, sind die Früchte des Johannisbrotbaums (Ceratonia siliqua), die in Palästina nur den ärmsten Leuten und dem Vieh zur Speise dienten.

tractiren, von dem lat. tractāre, eig. ziehen, dann behandeln, auch (R. I, 2) bewirthen. Davon Tractament (R. II, 2), die Bewirthung.

Tragödie, gr. tragōdia, d. i. wörtl. Bocksgesang, weil die Volksdichtungen, aus denen nachmals die Trauerspiele hervorgingen, an Bacchusfesten, vermuthlich bei einem Bocksopfer, oder von bocksähnlich verkleideten Festtänzern dargestellt wurden; gew. ein ernstes Drama, bes. (Br. v. M. Einl. 5, 378) ein Trauerspiel, wie (J. v. O., Titel): „eine romantische Tragödie". — Davon: tragisch, trauerspielartig od. (F. II, 2) kläglich, bemitleidenswerth; Tragöde (Ged. Shakespeare's Schatten) od. Tragödienschreiber (R. I, 2), ein Trauerspieldichter; tragikomisch (Tur., Titel) od. komisch-tragisch (Ged. Elegie a. d. Tod e. Jünglings), halb traurig, halb lustig; Tragi-Komödie (R. II, 1), ein Schauspiel, in welchem ein ernster, tragischer Stoff komisch behandelt ist.

La Trappe (D. C. I, 3), eine im Jahre 1140 gestiftete Cistercienser-Abtei, welche nordwestlich von Paris in einer öden Gegend der Normandie liegt. Ein schwieriger Eingang, nach welchem die Stelle la trappe (d. i. die Fallthür) benannt worden ist, führt zu einem von Wald und Felsen eingeschlossenen Thale, dessen tiefes Schweigen mit den strengen Forderungen der Entsagung in vollstem Einklange steht.

Digitized by Google

Traubensohn, heißer (R. IV, 5), s. v. w. Branntwein, bes. Franzbranntwein, der durch Destillation von Weinhefen und Weintrebern gewonnen wird.

Treib (W. T. I, 4), ein einzeln stehendes Haus auf einer Landspitze am Fuße des Selisberges, zwischen dem Urner- und Vierwaldstätter-See, Brunnen gegenüber.

Treue, Deutsche (Ged.), eine epigrammatische Ballade, oder ein historisches Epigramm aus dem Jahre 1795. Aus Sch.'s damaliger Beschäftigung mit Epigrammendichtung, so wie aus seiner Vorliebe für Contraste erklärt sich die Wahl des elegischen Versmaßes, dessen er sich bei seinen späteren Balladen nicht mehr bediente. — Nach Kaiser Heinrichs VII. Tode brach eine heftige Zwietracht in Deutschland aus. Herzog Friedrich der Schöne von Oestreich, von einer mächtigen Partei unterstützt, strebte nach der Kaiserkrone. Ihm gegenüber aber hatte die luxemburgische Partei den Herzog Ludwig von Baiern beredet, obwohl er Friedrich verwandt und demselben sein Wort gegeben, daß er auf die Krone verzichte, dennoch Ansprüche auf dieselbe zu erheben. So entspann sich ein hartnäckiger Kampf, in welchem ganz Deutschland zwischen den beiden Prätendenten getheilt war. Endlich nach achtjähriger blutiger Fehde fand die Entscheidungsschlacht bei Mühldorf (1322) statt, in welcher Ludwig siegte. Friedrich selbst wurde gefangen genommen und auf das feste Schloß Trausnitz gebracht. Drei Jahre später begab sich Ludwig hierher und bot, wie die frühere Historie berichtet, seinem Gegner die Freiheit an, jedoch unter der Bedingung, daß er auf die Krone verzichte und sich mit ihm gegen den Papst und die übrigen Gegner verbinde. Da es ihm nicht gelang, sein Wort zu lösen, so stellte sich Friedrich freiwillig wieder als Gefangener, worüber Ludwig so gerührt ward, daß er fortan die Herrschaft mit ihm theilte. Der Papst (Pontifex) wußte sich vor Verwunderung über diese That gar nicht zu fassen. — Nach Menzel's Geschichte der Deutschen hat Friedrich sich nicht als Gefangener,

sondern frei nach München begeben, und Ludwig soll durch seine bedrängte Lage zu dem Vertrage genöthigt worden sein.

Tribunál, lat. tribūnal (Ged. D. Kraniche d. Ibykus), der Richterstuhl, bei den Römern der erhöhete Ort, auf welchem der Prätor saß, wenn er Gericht hielt; „das obere Tribunal" (R. II, 3), s. v. w. das göttliche Gericht; „das innere Tribunal" (R. V, 1), s. v. w. das Gewissen.

Tribüne (D. C. I, 1), frzs. ein erhöheter Platz; auch (Ged. D. Spaziergang) s. v. w. Richterstuhl.

Tribut, lat. tribūtum, eig. Abgabe, Steuer; bildl. (Gstf. 10, 205) Pflicht, Schuldigkeit.

Tridént, s. Poseidon.

Trieb (R. II, 3), s. v. w. zusammengetriebene Menge.

Triebfedern, Die (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. Wer nur aus Furcht vor der Strafe das Rechte thut, verräth eine sklavische Gesinnung; nur bei innerer Freude an dem Rechten und Guten hat unser Thun und Handeln einen wahrhaft sittlichen Werth.

Trient (Gstf. 10, 220 u. 228), Stadt an der Etsch, im italienischen Theile von Tirol.

Triller, ital. trillo, in der Musik eine zur Verzierung dienende Figur, die aus der schnellen, gleichförmigen Abwechselung zweier nebeneinander liegenden Stufentöne besteht; bildl. (R. V, 1) s. v. w. schrillende Töne; Sirenentriller (F. II, 19), s. v. w. verlockende Klänge.

Tripoli (Mlth.) od. Tripolis, um die Küste des Golfs der großen Syrte gelegen, einer der Raubstaaten des nördlichen Afrika's, die, seit sie das Seeräuberwesen aufgegeben, zu türkischen Vasallenstaaten geworden sind.

Tritónia } s. Athene.
Tritonide }

Triumph, lat. triumphus; ursprünglich ein Festzug des Bacchus; bei den alten Römern der feierliche Siegeszug eines Feldherrn; daher 1) Siegsgepränge (Ged. D. Kraniche d. Ibykus — F. V, 8 — Picc. III, 8 — M. St. I, 4 — J. v. O. I, 5); 2) Siegesfreude (Ged. D. Schlacht — R. II, 1 — F. I, 11 — D. C. II, 10 — Mcb. IV, 2 — Wst. T. III, 9). — Davon: triumphiren (Tur. II, 4 — K. d. H.), s. v. w. frohlocken; sich eines Sieges freuen.

Triumph, Der, der Liebe (Ged.). Dieser Lob- od. Preisgesang, der zur Zeit der Lauragedichte verfaßt wurde, behandelt die große Bedeutung der Liebe für das Weltall überhaupt. Vergl. den Artikel Freundschaft. — Str. 2, V. 2. „Stimmen Dichter ein" ist als Parenthese aufzufassen: (worin alle Dichter übereinstimmen). V. 3. Die Welt s. v. als Menschen. — Str. 3, V. 3. Die Flammenkerzen des Himmels sind höhere Gefühle, edlere Empfindungen. — Str. 8. Die Himmelstochter ist die Liebesgöttin Aphrodite (s. d.). — Str. 10. „Blühn unter ihren Füßen"; ihren ist auf die Himmelstochter in Str. 8 zu beziehen. — Str. 12, V. 3 u. 4 ist dadurch unklar geworden, daß Sch. 4 Verse gestrichen hat. Früher hieß es:

„Gott Amor Ueberwinder!
Glückseliger Deukalion,
Wie hüpfen deine Felsen schon,
Und äugeln schon gelinder!
Glückseliger Deukalion,
Umarme deine Kinder!"

Str. 15 erinnert an eine prächtige Stelle der Ilias (Il. I, 527):

„Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos."

V. 10. Der Riesentödter ist Zeus (s. d.). — Str. 17, V. 1. Die Gattin des Kroniden ist Here (s. d.), die Götterfürstin. — Str. 19, V. 4. „Und" s. v. als: und dennoch, und bei dem Allen. Juno nämlich, die Götterkönigin, muß ungeachtet ihrer

hohen Stellung, vor welcher die Liebe ehrfurchtsvoll zurückweicht, sich doch bittend an Venus („die Herzensfeßlerin") wenden, um von ihr den Gürtel der Anmuth zu erhalten. Nach Ilias XIV, 152 wollte nämlich Juno den Zeus einschläfern, damit Poseidon inzwischen den Achaiern ungestört zu Hülfe kommen könne. Zu diesem Zwecke schmückte sie sich prächtig und bat die Liebesgöttin um den Gürtel (s. d.) der Anmuth, der ihr auch bereitwillig gewährt wurde. — Str. 21, V. 4. Der schwarze König ist Pluto (s. Aïdes); durch das Beiwort schwarz soll nichts Anderes als sein unerbittlich strenger Ernst ausgedrückt sein. V. 5. Die Tochter der Ceres ist Proserpina, die Pluto einst entführt und zur Königin der Unterwelt gemacht hatte. Vergl. Ged. „Die Klage des Ceres." — Str. 22, V. 2. Der wilde Hüter ist Cerberus (s. d.). V. 3. Mit dem Thracier ist Orpheus (s. d.) gemeint, um so mehr, als Thracien (vergl. d.) als Mutterland des Gesanges betrachtet wurde. V. 8 erinnert an Virgil's Aen. VI, 569.

„Stracks die Schuldigen dann, mit rächender Geißel gerüstet,
Schlägt Tisiphone (s. Erinnyen) höhnend &c."

V. 14 giebt den Grund der vorher bezeichneten Erscheinungen an: **weil** du von Liebe sangst. — In den Schlußstrophen achte man auf die Alliterationen: „Liebe lächelt; Liebe lehrt; Liebe lispelt; Liebe leitet." — In der vorletzten Strophe schildert uns der Dichter die Liebe als Vorläuferin des Glaubens an die Unsterblichkeit, wie in den Künstlern (s. d.) die Kunst als Vorgängerin der Wahrheit.

Triumphbogen, Der (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1797. Es enthält ein sinniges Wortspiel, indem sich „**unendlich**" auf den Raum, „**Unendlichkeit**" auf die Zeit bezieht.

Troglodyt (Ged. D. Eleusische Fest), gr. ein Höhlenbewohner; im Alterthum der Name eines in Erdhöhlen wohnenden barbarischen, etwa in Afrika zu suchenden Volksstammes.

Troja (Ged. 2. B. d. Aen. 1 — Iph. I, 2), der spätere Name für die alte Burg Pergamus und das dabei liegende,

nach Ilus, einem Sohne des Troas genannte **Ilion** (Ged. Kassandra — Iph. I, 1) od. **Ilium** (2. B. d. Aen. 9 — 4. B. d. Aen. 79), welches durch die Griechen (vergl. Helena) 1184 v. Chr. von Grund aus zerstört wurde. Es lag an der Küste von Kleinasien in der Landschaft Troas, die sich längs des Hellesponts erstreckt. — Davon **Trojaner** (Ged. 2. B. d. Aen. 8) od. **Trojer** (Iph. I, Zw.-Handl.), ein Bewohner von Troja.

Trompete, s. Fama.

Trophäe (Ged. 2. B. d. Aen. 88), von dem lat. tropaeum, Siegeszeichen, bes. erbeutete Waffen.

Troubadour (J. v. O. I, 1), d. h. eig. Erfinder, die Benennung der Minnesänger in der Provence, welche im Mittelalter am meisten von Stürmen verschont blieb, so daß sich hier aus der Volkspoesie der Kunstgesang friedlich entwickeln konnte.

Trözène (Ph. I, 1), eins der sechs kleinen Königreiche, in welche Argolis, die östlichste Landschaft des Peloponnes, seit den ältesten Zeiten eingetheilt war. Die Stadt Trözene (jetzt der Flecken Damala) lag der Insel Kalauria (jetzt Paros) gegenüber.

Trutz (Ged. D. Glocke — W. T. I, 4), früher landschaftl., jetzt meist poetisch für Trotz.

Tschernigow od. **Tschernikow**, s. Desna.

Tschudow (Dem. II), ein Kloster (tschudnoi-monastir, von tschúdnow, Wunder) in Moskau. Nach Heeren's Geschichte war des falschen Demetrius Großvater seit Jahren Mönch dieses Klosters und hatte seinen Enkel in seiner Zelle unter Aufsicht gehalten.

Tudor, Das Haus der (M. St. I, 6), wurde von Heinrich VII. (s. d.), dem Sohne Edmunds, Grafen von Richmond und Enkel Owen Tudors und der Wittwe Heinrichs V.

gegründet. Ihm folgte Heinrich VIII. (s. d.), diesem sein Sohn Eduard VI., seine Tochter Marie die Blutige und hierauf endlich Elisabeth, ebenfalls seine Tochter (s. d.), welche unvermählt blieb und mit der also das Haus Tudor erlosch. — Die Verwandtschaft der Maria Stuart mit dem Hause Tudor schrieb sich von Heinrichs VIII. Schwester Margarethe her, welche mit Jakob IV. von Schottland vermählt war. Aus dieser Ehe stammte Jakob V., Maria Stuarts Vater.

Tugend des Weibes (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. Dem Manne, welcher den bedenklichen Kampf mit dem Leben aufzunehmen hat, wird es schwerer, seine ursprüngliche kindliche Unschuld zu bewahren; bei ihm hat sich ein Charakter zu entwickeln, der sich in einer Reihe von Tugenden offenbart. Das Weib dagegen, das ein stilles, mehr in sich abgeschlossenes Leben führt, kann sich leichter den inneren Frieden bewahren, der dann auch ihrer äußeren Erscheinung das Gepräge der Anmuth verleiht. Vergl. „Würde der Frauen" und „Macht des Weibes."

Tugendwege, Die zwei (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1795. Der Dichter stellt den Glücklichen und den Leidenden auf ihrem Wege zur Tugend einander gegenüber. Mancher hat das Glück, von Jugend auf richtig angeleitet und ohne erhebliche innere Kämpfe auf dem Pfade der Tugend erhalten zu werden, während Andere, die schon von Natur mehr zu Fehltritten geneigt sind, erst durch die Schule des Unglücks auf den rechten Weg geführt werden. Selten oder nie geht ein Mensch einen dieser Wege allein, und es ist ihm zu wünschen, daß seine Tugend einerseits Gelegenheit finde, sich im Kampfe zu erproben, und daß ihr andererseits ein gütiges Geschick auch zu Hülfe komme.

Tula (Dem.), südlich von Moskau, eine ansehnliche Stadt an der zur Oka gehenden Upa.

Digitized by Google

Tumult, lat. tumúltus; 1) die unruhige und heftige Bewegung einer Menge (Wst. T. III, 23), bes. (F. II, 10) Lärm; 2) fröhliches Getümmel (F. I, 1 — Picc. IV, 5 — Gstf. 10, 207). — Davon: tumultuarisch (W. T. I, 3 — Gstf. 10, 209), unruhig, lärmend.

Túnica (Br. v. M. 5, 418), das bei den alten Römern unter der Toga getragene Unterkleid, das bei den Frauen länger war als bei den Männern.

Tunis (F. I, 7), einer der drei Raubstaaten des nördlichen Afrika's, längs der kleinen Syrte oder dem Meerbusen von Cabes gelegen.

Túrandot, Prinzessin von China. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts war Sch. im Bunde mit Goethe bemüht, der Bühne von Weimar eine vollkommnere Gestaltung zu geben. Hatte er früher das Theater vorwiegend als ein moralisches Institut aufgefaßt, so wollte er es nun als eine ästhetische Bildungsanstalt im weiteren Sinne des Wortes betrachtet wissen. Beide Dichter sahen sich daher nach mannigfacheren Stoffen um, wodurch sie einerseits den Schauspielern ein weiteres Feld der Uebung, andererseits dem Publicum eine umfangreichere Sphäre des Kunstgenusses darbieten könnten. Die einheimische Literatur schien ihnen zur Erreichung ihres Zweckes nicht ausgiebig genug; sie wandten daher ihr Interesse den dramatischen Schätzen anderer Völker zu, um dieselben dem deutschen Theater dienstbar zu machen (vergl. Macbeth u. Phädra). Da es besonders an guten Lustspielen fehlte, so ging Sch. einige Zeit mit dem Gedanken um, sich selbst auf diesem Felde zu versuchen, wozu er auch von Körner ermuntert wurde. Indessen ließ er den Plan bald wieder fallen. „Zwar glaube ich", heißt es in einem seiner Briefe aus jener Zeit, „derjenigen Komödie, wo es mehr auf komische Zusammenfügung der Begebenheiten als auf komische Charaktere und Humor ankommt, gewachsen

zu sein; aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen."

Da fiel sein Blick auf Carlo Gozzi (s. d.), einen der originellsten italienischen Dichter *), dessen dramatisirte Zaubermährchen in jener Zeit, wo Deutschland und Frankreich unter der Herrschaft des kalten Verstandes und einer flachen Moralphilosophie standen, in dem seinerseits herabgesunkenen und erschlafften Venedig sich eines wunderbaren Erfolges zu erfreuen hatten. Gozzi's scharfer Verstand, seine feine Beobachtungsgabe, seine richtige Beurtheilung aller Lebensverhältnisse mußten Sch. eben so sehr anziehen, als seine lebendige Phantasie, sein Sinn für das Wunderbare und sein Hang zur Ironie und Satyre den dermaligen Absichten unseres Dichters entsprach. Dennoch aber bildet Gozzi einen auffallenden Gegensatz zu Sch., insofern er die Menschennatur an sich gering schätzt und sie unter Vormundschaft gehalten wissen will, von dem Grundsatze ausgehend, daß man über Unwissende und Gedankenlose leichter regieren könne, als über denkende und gebildete Menschen. Gozzi beschränkt sich daher in seinen Dramen auf das enge Gebiet der in Venedig damals volksthümlichen Schauspielkunst und will in seinen Stücken nichts bieten, wodurch seine Zuschauer zum Nachdenken über Politik, Religion oder irgend welche ernstere Fragen angeregt werden könnten. Ihm kommt es nur darauf an, die Phantasie lebhaft und angenehm zu beschäftigen, die Gemüther friedlich und sorglos zu stimmen und die Menschen in möglichst kindlicher Unbefangenheit zu erhalten. Als Kunstwerke im edleren Sinne des Wortes sind seine Stücke daher in keiner Weise anzusehen. Hieraus erklärt es sich auch, daß man in Italien, wo Sch. unter allen deutschen Dichtern am meisten verehrt wird, es bis auf den heutigen Tag nicht begreifen kann, wie er die Turandot hat übersetzen können. Man betrachtet dieses Unternehmen

---

*) C. J. F. Schnakenburg. Ueber Carlo Gozzi und sein Theater. Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen. Bd. 26, S. 367.

dort als eine Jugendverirrung, die sich nur durch die bedeutende Vergeistigung des Stoffes, so wie durch die Veredelung der Form rechtfertigen lasse.

Um die Turandot richtig zu würdigen, muß man zunächst erwägen, daß das Stück ein Mährchen ist, welches wie alle Mährchen seine Heimath überall und nirgend hat. Es darf uns daher nicht wundern, wenn selbst unsere besten geographischen Hülfsmittel uns bei Namen wie Berlas und Karazanen (I, 1) in Verlegenheit lassen. Außerdem aber muß man wissen, daß Gozzi mit seinen Zaubermährchen jene originelle italienische Familie in Verbindung brachte, welche seit Jahrhunderten das Privilegium hatte, nicht nur Italien, sondern auch einen großen Theil von Europa zu belustigen. Dem größeren Theile des deutschen Publicums sind aus dieser Familie nur der alberne Arlekin, der gutmüthige Pantalon und die soubrettenhafte Colombine von den fast in Vergessenheit gerathenen Puppenspielen her bekannt. Aber daß auch Brighella, Truffaldin und Tartaglia stehende Figuren der italienischen Komödie sind, die, da sie allen Theilen Italiens entstammen, ein vollständig nationales Interesse haben, das wissen nur Wenige. Dem Italiener sind die angeführten Namen ein für allemal bekannte Persönlichkeiten, eigentlich nichts Anderes als Symbole für bestimmt ausgeprägte Charaktere; er kennt seinen Brighella als einen listigen Intriganten, Truffaldin als einen zwar dienstbereiten aber auch habgierigen Menschen, und den stotternden Tartaglia als ein Exemplar von Trägheit und Gefräßigkeit, das einen durchaus stereotypen Charakter hat. Durch diese Figuren werden die charakteristischen Fehler einzelner Völkerschaften seines Landes eben so symbolisirt, wie die Mythologie der alten Völker Tugenden und Laster, Seelenkräfte und Naturerscheinungen in ihren Gottheiten zu individualisiren pflegte. Mit diesem der italienischen Komödie unentbehrlichen Requisit das deutsche Publicum durch unmittelbare Anschauung bekannt zu machen, und demselben gleichzeitig einen

interessanten Blick in eine ihm völlig fremde Literatur zu eröffnen, das war Schillers Absicht.

Zu Ende des Jahres 1801 begann er die Turandot mit Hülfe von Werthes' Uebersetzung metrisch zu bearbeiten. Eine genauere Vergleichung mit dem Original*) zeigt, daß wir es hier mit keiner bloßen Uebersetzung, sondern mit einer freien Uebertragung zu thun haben. Nicht nur, daß er den „großen Berginguzino" und den „Confucius" (I, 4) des Originals in Fohi (I, 5) und Tien (II, 2) umwandelte; sondern er bemühte sich auch, den handelnden Personen hier und da edlere Beweggründe unterzuschieben. Stellen aus den Reden der Turandot wie (II, 4):

„Ich sehe durch ganz Asien das Weib
Erniedrigt und zum Sclavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
An diesem stolzen Männervolke, dem
Kein andrer Vorzug vor dem zärtern Weibe
Als rohe Stärke ward." rc.

und (V, 2):

„Wir haben viele Thränen fließen machen,
Und müssen eilen, Freude zu bereiten."

sind bei Gozzi nicht zu finden. Halten wir das italienische Stück mit der Bearbeitung unsers Dichters zusammen, so finden wir, daß er sich in dem ersten Act fast vollständig an das Original gehalten, nur manches Breite mehr zusammengedrängt, dafür aber auch gehaltvoller dargestellt, andere Stellen dagegen gekürzt oder beschnitten hat. Bedeutendere Abweichungen zeigt der zweite Act. Gleich in der ersten Scene finden wir bei Gozzi

*) Wem Gozzi's 1799 in 9 Bänden erschienene Werke nicht zugänglich sein sollten, der findet die Turandot in dem unter den Freunden der italienischen Literatur weit verbreiteten Teatro classico italiano antico e moderno, ovvero: Il Parnasso teatrale; Lipsia, presso Ernesto Fleischer, 1829, p. 630 abgedruckt. Werthes' Uebersetzung der theatralischen Werke Gozzi's erschien in 5 Bänden zu Bern, 1795.

die Reden der komischen Figuren Truffaldin und Brighella nur dem Inhalte nach angegeben, indem der Verfasser die Ausführung derselben dem improvisatorischen Talent der vortrefflichen Truppe Sacchi in Venedig überlassen konnte. Hier hatte Sch. also keine andere Verpflichtung, als den Absichten seines Autors gerecht zu werden. Die Gelegenheit, sich freier zu bewegen, benutzte er daher sogleich, um einige Reminiscenzen aus den bekannten Mährchen „Tausend und eine Nacht" (s. Wasser, das tanzende) einzuflechten. In der zweiten Scene spricht bei Gozzi nur Altoum in Versen, während Pantalon und Tartaglia sich der Prosa ihres venetianischen Dialects bedienen; Sch. dagegen hat sämmtliche Dialoge in metrischer Form durchgeführt. Was ferner die Räthsel in der vierten Scene betrifft, so sind die Lösungen derselben im Original: 1) die Sonne, 2) das Jahr, 3) der adriatische Löwe. Von diesem hat Sch. nur das zweite (und zwar als erstes) aufgenommen; die übrigen (vergl. Parabeln und Räthsel) sind seine Erfindung. Der dritte Act bietet keine wesentlichen Abweichungen dar; im vierten dagegen sind zunächst nur die beiden ersten Scenen übereinstimmend, während die dritte, das Gespräch Turandots mit Adelma, Skirina und Zelima von Sch. eingelegt ist. Die vierte Scene ist in zwei Auftritte (5 u. 6) zerlegt; die achte, Andeutungen zu einem Monolog Truffaldins bei dem schlummernden Kalaf enthaltend, ist unausgeführt geblieben. Der fünfte Act zeigt nur am Schlusse eine wesentliche Abweichung. Während in dem Original Kalaf den Göttern voll Entzücken dankt und sich bereit erklärt, noch größeres Unglück als das erlittene zu tragen; Turandot aber nach völlig nichts sagendem Geschwätz dem Publicum ihre Reue zu erkennen giebt und um den Beifall desselben bittet: läßt Sch. die grausame Schöne beschämt und bescheiden zurücktreten, und den Kalaf mit wenigen Worten sein Glück preisen

Die erste Vorstellung der Turandot fand zu Weimar am 30. Jan. 1802 statt; indessen soll das Publicum sehr getäuscht gewesen sein und Langeweile empfunden haben. Eine zweite

Aufführung fiel nach Goethe's Versicherung zwar besser aus, indessen gelang es nicht, alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Eine Aufführung, der wir vor einer Reihe von Jahren in Berlin beigewohnt, und der es weder an Pracht der Ausstattung noch an Sorgfalt der Darstellung fehlte, wurde mit Rücksicht auf unsern Dichter allerdings dankbar entgegengenommen, ist jedoch bald wieder von dem Repertoir verschwunden. Eine so barocke Vermischung des Grausigen mit dem Komisch-Phantastischen scheint dem deutschen Geiste wenig zuzusagen; allenfalls möchte sich das Stück für unsere kleineren Bühnen eignen.

Türken, urspr. eine der tatarischen Völkerschaften aus der Umgegend des Kaspi-Sees (F. II, 15), s. v. w. Seeräuber, s. Corsar.

Turnier
turnieren } s. Ritter.

Tweede [spr. Tuih'd] (M. St. I, 7), der zur Nordsee gehende Grenzfluß zwischen England und Schottland.

Twing (W. T. I, 3 u. II, 2) od. Twinghof (W. T. I, 4), s. v. w. Zwingburg, eine kleine Feste, welche die Unterthanen in Respect erhalten sollte.

Tyburn (M. St. III, 6), der Name eines ehemaligen Richtplatzes in London.

Tydeus (Phön.), der Sohn des Königs Oeneus, war (Ged. D. Siegesfest) der Vater des Diomedes (s. d.), weshalb dieser (2. B. d. Aen. 33) der Tydide, d. i. der Sohn des Tydeus genannt wird. Tydeus wurde bei dem Kampfe der Sieben gegen Theben als Gesandter vorangeschickt, um Unterhandlungen einzuleiten, die aber fruchtlos blieben. Später fiel er in diesem Kampfe.

Tyndarus (Iph. I, 1), abgek. Tyndar, der Gatte der berühmten Leda (s. d.), war König von Sparta und (Ged. 2. B. d. Aen. 99) Vater der Phöbe, der Klytämnestra und der schönen

Helena (s. d.), welche indessen der Mythologie zufolge meist als **eine** Tochter Jupiters angesehen wird. Als sich viele Freier für die letztere herzudrängten, hatte er dieselben (Iph. II, 2) schwören lassen, daß sie dem erwählten Gemahl seiner Tochter im Falle der Befehdung beistehen wollten.

Typheus (Ged. Semele 1), ein Name, der an ein Zwischenspiel zwischen den Titanen- und den Gigantenkämpfen erinnert. Der Riese Typhöeus (Typheus, was man des Verses wegen nicht Typhé-us lesen kann, ist wohl eine willkürliche Form des Dichters) war die letzte Geburt der Erde und des Tartarus. Zwischen ihm und Zeus findet ein Riesenkampf um die Weltherrschaft statt, bis er durch einen Blitzstrahl erlegt wird. Die Sage berichtet von ihm, er habe hundert Drachenköpfe gehabt. Die Benennung „hundertarmig" (vergl. „der hunderthändige Talbot" in dem Artikel Homer) ist daher allgemein poetisch zu verstehen. Die eigentlich sogenannten „Hunderthändigen" (Hekatoncheiren) standen in dem Titanenkampfe lange dem Zeus zur Seite. In diesen Kämpfen gegen die Götter sollen die Erdriesen den Ossa und auch den Pelion (s. d.) aufgethürmt haben, um den Olymp zu erstürmen. Sch. scheint den Ossa und den Olymp zu Geschossen in der Hand des Riesen zu machen.

Typhon (Wst. T. V, 4), ein ägyptischer Gott, der als das böse Wesen angesehen wurde, dem man die Zerstörung alles Lebens in der Natur zuschrieb.

Tyrann, gr. týrannos, überh. ein Herrscher, Gebieter; 1) im Alterthum jeder Alleinherrscher in einem früher freien Staate, wie Dionys (Ged. D. Bürgschaft), Polykrates (Ged. D. Ring d. P.) und (Wst. L. 11):

„Alle großen Tyrannen und Kaiser
Hieltens so und waren viel weiser."

2) ein eigenmächtiger, grausamer Herrscher oder Zwingherr, wie (W. T. II, 2) die Vögte des Kaisers; bes. auch Unterdrücker der Freiheit, wie (F. I, 1 u. II, 8); in diesem Sinne

wird auch (Ged. Melancholie an Laura) der Tod ein Tyrann genannt. — Hiervon: **Tyrannei**; 1) angemaßte Herrschaft, wie (J. v. O. IV, 10) „das Joch der fremden Tyrannei" und (W. T. II, 2) „Haß der Tyrannei"; 2) Grausamkeit od. willkürliche Härte, wie (D. C. II, 15) Philipps, desgl. (M. St. I, 6) Elisabeths gewaltsames Verfahren und (Wst. T. I, 5) „des Glaubens Tyrannei". — Ferner: tyrannisiren (K. d. H.), hart und willkürlich behandeln; daher auch (R. I, 3) „tyrannischer Vater"; bildl. Tyrannin (R. I, 1) von der Feder des Schreibenden; endlich Zusammensetzungen wie: Tyrannenfurcht (Ph. II, 1), Tyrannenjoch (W. T. I, 4), Tyrannenwehre (Ged. D. unüberwindliche Flotte), Tyrannenweise (Picc. V, 1).

Tyrus, die alte Hauptstadt von Phönizien, glänzte von 1000—600 v. Chr. als Haupt aller phönizischen Städte und hatte sich zu noch höherem Ruhme erhoben als das nördlich davon gelegene Sidon (Ged. Semele 1), die älteste Stadt Phöniziens. Da Karthago (s. d.) eine Pflanzstadt der Phönizier war, so wird dasselbe (Ged. 4. B. d. Aen. 14) auch Sidon od. (Ged .4. B. d. Aen. 7) Tyrus genannt. — Davon: Tyrer (Ged. 4. B. d. Aen. 18 — Phön.) od. Tyrier (Ged. Karthago — Ged. 4. B. d. Aen. 60) od. sidonische Männer (Ged. D. Kaufmann), d. i. Bewohner von Karthago, u. tyrisch (Phön.), s. v. w. phönizisch.

U.

U. Ehemals wurden U und V durch dasselbe Zeichen (V) bezeichnet; daher (Wst. L. 8):

„Hinter dem U kommt gleich das W."

Um den Doppelsinn deutlicher hervorzuheben, hatte Sch. in der ersten Ausgabe statt W Weh geschrieben. Die Stelle in Abraham a Sta Clara's Predigt, welche zu diesem Witzwort Veranlassung gegeben, lautet: „Wer hat den Türken gezogen in

Hungarn? Niemand anderer als die Sünd: nach dem S im ABC folgt das T, nach der Sünd folgt der Türk."

Uebereinstimmung, Die (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796, das jedenfalls an Goethe gerichtet ist und die verschiedenen Geistesrichtungen beider Dichter treffend charakterisirt. Goethe schloß sich vorwiegend an das Leben an, um in ruhiger Betrachtung das Wesen der ihn umgebenden Erscheinungen zu erforschen; Schiller dagegen schöpfte vorherrschend aus seinem reichen und vollen Innern, dessen sittliche Kraft ihm ein zuverlässiger Führer war. Goethe mit seinem „gesunden Auge", mit seinem klaren, sicheren Blick ist der objective, Schiller mit seinem „gesunden Herzen", seiner edlen und wahren Empfindung der subjective Dichter. Das Ziel Beider, die Erforschung der Wahrheit, suchte zwar jeder auf seine Weise zu erreichen; aber in dem ernsten Streben danach mußten sie einander nothwendig begegnen.

Uebernächtiges Geschöpf (Wst. T. I, 7), ein plötzlich, über Nacht aufgetauchtes Wesen.

Ueberschlag (Gsts. 10, 257), ein statt eines Mantels dienender, kragenartiger Ueberwurf. Vergl. Studentenkragen.

Uebersetzungen. Wenn die Aesthetik mit Recht die Poesie an die Spitze aller Künste stellt, so hat sie doch, nach dem wunderbaren Gesetz der Compensation oder der Ausgleichung und des Ersatzes — über dessen Walten im Menschenleben der Franzose Azaïs ein so geist- und trostvolles Buch geschrieben hat — einen tief eingreifenden Mangel und zwar, nach einem andern Gesetze, gerade am Kerne ihrer eigentlichen Macht. Denn während alle andern Künste eine ohne Weiteres von der Menschheit verstandene Sprache sprechen, wird die der Poesie nur von einem Volke verstanden. Dadurch daß sie den innersten schöpferischen Kräften der Menschen entstammt, daß sie den Gehalt des Herzens und Geistes am tiefsten wiedergiebt, erscheint sie auch, und zwar in wachsendem Verhältniß nach, außen hin schwerer verständlich.

Das geistig Allgemeine freilich, da es ja nach der wunderbaren Veranstaltung des Schöpfers doch einmal nur im Individuellen zum Leben kommt, leidet darunter keinen Schaden, aber je volksthümlicher ein Gedicht ist, je mehr es in Sprache und Gedanken den Geist der Nation wiedergiebt und dieselbe dadurch entzückt, desto weniger wird es andere Völker ergreifen. Daher kann man fragen: in wie weit ist überhaupt eine Uebersetzung möglich und in wie weit ist sie werthvoll? Nach dem italienischen Sprüchworte „traduttori — traditori“ („Uebersetzer — Verräther“) müßte man am Uebersetzen verzweifeln, wenigstens wird damit auf die außerordentliche Schwierigkeit der Sache hingewiesen. Diese Schwierigkeiten scheinen besonders darin zu liegen, daß Widersprechendes vom Uebersetzer verlangt wird. Er soll das Allgemeine, welches mit dem Individuellen der Sprache so eng verknüpft ist, wenigstens was die Innigkeit, Stärke und überhaupt die Art des Eindruckes angeht, vollständig erhalten, aber in einer ganz andern individuellen Form, die wo möglich auch noch an das Original erinnern soll. Wir freuen uns, hier einmal wieder auf eine 1858 Leipzig, bei Gumprecht erschienene höchst geistvolle Schrift Tycho Mommsen's aufmerksam machen zu können: „Die Kunst des deutschen Uebersetzens aus neueren Sprachen“, die diese Fragen in außerordentlich anregender Weise behandelt.

Füglich könnten wir in dieser Sache Sch. selbst zu Rathe ziehen, da er ja auch als Uebers. aus dem Griechischen, Lateinischen, Französischen, Italienischen aufgetreten ist und die Frage stellen, ob er wünschen würde übersetzt zu werden, wie er Andere übersetzt hat? Aus unseren Bemerkungen zu den einschlagenden Stücken wird der Leser sich erinnern, daß Sch. seine Originale stets sehr frei behandelt hat. Das Griechische und Lateinische hat er in das Gewand moderner Verse gekleidet, den französischen Alexandriner in deutsche Jamben umgesetzt, Poesie prosaisch wiedergegeben und hier und da auch Umdichtungen vorgenommen. Als höchst lehrreiches Gegenstück dazu kann die Art dienen, wie der Franzose Lebrun Sch.'s Maria Stuart auf dem

Prokrustesbett der französischen klassischen Tragödie verstümmelt hat (s. im Théâtre Schütz). Daß Sch. früh auch im Auslande und vor Allem in Frankreich bekannt wurde, beweist das Diplom, welches ihn zum Ehrenbürger der französischen Republik machte, mit der leichtsinnigen Orthographie seines Namens als „Gille“. Unter den Franzosen, die sich um Sch. verdient gemacht haben, ist besonders Frau von Staël mit ihrem Buche de l'Allemagne zu nennen, dann der bedeutende Geschichtschreiber Barante, der auch ein Leben Sch.'s verfaßt hat, endlich Regnier (s. Schillerlex. II, 37 Anm.). In Italien hat Sch. an Maffei einen ausgezeichneten Uebersetzer gefunden, in England an Bulwer, der, ein Freund und Kenner des „Volkes von Denkern“, dem er seinen Maltravers gewidmet, Sch.'s Gedichte übersetzte, während Carlyle sein Leben beschrieb. Ueber Sch.'s Beziehungen zur französischen und englischen Literatur giebt der ausgezeichnete Aufsatz von C. Sachs in Herrig's Archiv XVI, p. 83 ausführliche Mittheilungen. Besonders ist Sch.'s Glocke wiederholt Gegenstand der Uebersetzung und Nachbildung gewesen, eine solche von Deschamps ist leicht erreichbar in Herrig's France littéraire.

Merkwürdig ist, daß auch die Kunst der modernen Latinisten sich an Sch. versucht hat. Seine sämmtlichen lyrischen Gedichte hat Feuerlein Stuttg. 1831 übersetzt, die Glocke existirt nach unserer Kenntniß vier Mal lateinisch, wahrscheinlich aber öfter; auch Philologen wie Moritz Haupt haben dergleichen Versuche nicht verschmäht. Ob Sch. auch in das Griechische übersetzt ist, wissen wir nicht, möchte der Br. v. M. einmal eine so meisterhafte Uebertragung zu Theil werden, wie die der Iphigenie Goethe's durch Th. Kock.

Uechtland (W. T. IV, 2), s. v. w. Nebel- od. Sumpfland, das Gebiet zwischen dem Jura und den Berneralpen, welches den Neufchateller-, Bieler- und Murten- od. Uechtsee umschließt.

Uglitsch (Dem. I), ein kleiner Ort an der Wolga im Gouvernement Twer, nördlich von Moskau.

Ukalegon (Ged. 2. B. d. Aen. 55), ein Bewohner von Troja, der im Rathe der Aeltesten hoch geehrt war.

Uly (W. T. II, 1), schweizerisch für Ulrich.

Ulysses od. Ulyß, s. Odysseus.

umgehen, d. i. als Gespenst erscheinen, spuken; wie (R. I, 1): „bei lebendigem Leibe umgehen" und (M. St. I, 1), wo Paulet sagt:

— — — — — — — „ich gehe
Nachts um, wie ein gequälter Geist."

Umschreibung. Der Ausdruck „bläulichte Göttin", zu der sich die in der Br. v. M. vorkommende „blaue Göttin" gesellt, gehört dem Gebiete der sogenannten poetischen Umschreibungen an. So wie es poetische Wörter giebt („Roß", „Renner", „Rachen"), welche die einfache Wirklichkeit gewissermaßen gleich im Feierkleide auftreten lassen, so strebte besonders die Poesie des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrh., wohl mit Nachahmung des Lateinischen, durch geistreiche und künstliche Umschreibungen den wirklichen Gegenständen ein höheres Lüstre zu geben. An und für sich entspricht die Umschreibung dem idealisirenden Zuge des dichterischen Geistes, der die Wirklichkeit verklären möchte oder den einzelnen Gegenstand umschreibend in seine Elemente zerlegt und diese in ihrer ursprünglichen Energie hervortreten läßt. So nannte schon der einfache Homer, der ein Künstler war in dem Sinne wie umgekehrt die Sonne mit tizianischem Farbenreichthume die Welt ausschmückt, das „Meer": „die Feuchte" oder „die feuchten Pfade". Was aber bei ihm Natur war, wurde in dürftigeren Zeiten ein künstliches Spiel des Witzes, so daß man dahin gelangte, aus der Umschreibung eine Art anmuthigen und spannenden Räthsels zu machen. Sie bildet einen Charakterzug der lateinischen Poesie und ist aus dieser auch in die neuere Kunstpoesie übergegangen. Besonders blühte sie auch in der französischen Dichtung des 17. Jahrh. Kritiker zürnten dem Racine, daß er das Wort „pavé" (Pflaster

[s. d.], Steinfußboden) gebraucht hatte. Ein falscher Idealismus glaubte zu verschönern, wenn er die Dinge nicht bei ihrem Namen nannte. Die „Trompete" wurde ein „airain menaçant", aber konnte das nicht auch eine Kanone sein? So verfällt die Umschreibung in's Unbestimmte und leicht selbst in's Lächerliche. Auch in Deutschland herrschte sie in der ersten Hälfte des 18ten Jahrh. Man lese nur in Viehoff's Handbuche einige Seiten aus Albrecht von Hallers „Alpen" oder sehe Schlegel's Arion durch. In diesem letzteren treffen wir nächst dem „krystallenen Hause" „den glatten Spiegeln" auch das „bläuliche Revier", welches unserer „bläulichten Göttin" gehört. In der Br. v. M. spricht Sch. von dem „grünen, krystallenen Felde" und auch Platen singt: „Die ehernen Hengste, die durch salz'ge Schäume dahergeschleppt auf jener Kirche ragen". Eine andere Art von Umschreibungen sind z. B. poetische Zeitbestimmungen, an denen Sch. wie alle Dichter, reich ist: „Nicht zweimal hat der Mond die Lichtgestalt erneut". „So oft die Sonne sinkt zum Himmelsrande". „Denn mit der nächsten Morgensonne Strahl". „Kein Tag entstieg dem Meer". „Eh dieses Tages Sonne sinkt" (s. auch Wesenlenker und Sprache).

Umtrunk (Picc. IV, 5), ein Kreistrunk, bei welchem Alle aus demselben Becher trinken.

umzirken (Br. v. M. 5, 418), s. v. w. umschließen.

Unbelehrter (D. C. IV, 9), d. h. Einer, der mit den Verhältnissen nicht vertraut, über dieselben nicht belehrt worden ist.

undramatisch, s. Drama.

Ungarn (W. T. V, 1) gehörte zu Kaiser Albrechts I. Zeit noch zu Polen; erst unter Albrecht II. kam es an Oestreich.

Unglimpf (Wst. T. III, 2 — W. T. I, 4), schonungslose Behandlung.

Unhold, ein feindseliger, abscheulicher Mensch, Störenfried; daher (Tur. III, 6): die „männerscheue Unholdin" und bildl. (F. I, 12): „ein Unhold von Missethat."

Universum (Sp. u. d. L.), von dem lat. universus, ganz, allgemein; das Weltall. — Davon: universell (Gstſ. 10, 203), allen gemeinsam, ausnahmslos; ferner: Universalgenie (R. I, 2) od. Universalkopf (R. I, 1), ein Mensch der Alles leicht faßt, für Alles Sinn hat.

Unmittelbarer und **Freier** (Wst. L. 11), d. h. von altem hohen Adel, der auf dem Reichstage stimmfähig war; „des Reiches Fürst" war Wallenstein erst geworden, als der Kaiser ihn mit Mecklenburg belehnte.

unnahbare Hände (Ged. Hektors Abschied), Nachahmung eines homerischen Ausdruckes, nämlich: Hände, denen ihrer Tapferkeit wegen Niemand zu nahen wagt (s. Homer).

Unsterblichkeit (D. C. II, 2), s. v. w. weltgeschichtlicher Ruhm. — In dem Epigramm: Unsterblichkeit (Ged.) giebt der Dichter als Philosoph den Rath, das Verlangen nach persönlicher Fortdauer in der Theilnahme an dem Ganzen aufgehen zu lassen. In der Glocke dagegen, wo er mehr als Mensch empfindet, sagt er:

„Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos."

Vergl. auch das Gedicht „die Hoffnung", Str. 3.

Unterschied der Stände (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. Nicht die einzelnen Handlungen des Menschen, sondern sein ganzes inneres Wesen macht seinen sittlichen Werth aus. Einem gediegenen Charakter sind edle Handlungen nicht Pflicht, sondern eine Nothwendigkeit.

Unterwalden (W. T. I, 1), oder kurz. der Wald, wie (W. T. I, 4):

„Bis Nachricht uns herüber kommt vom Walde."

einer der drei Urcantone der Schweiz, südlich von dem Vierwaldstättersee; seit 1150 ist er durch den Kernwald (W. T. II, 2)

in zwei Bezirke getheilt, in den südlichen: Obwalden und den nördlichen: Nidwalden; daher (W. T. I, 4): „nid dem Wald."

Unwandelbare, Das (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1795. Durch redliche Anwendung der Zeit knüpfen wir die Vergangenheit an die Gegenwart an und säen zugleich Keime für die Zukunft aus.

Ur (Ged. D. Kampf m. d. Drachen), s. v. w. Auerochs, sd. auch Urochs. — Ur als Vorwort, bedeutet eig. „aus etwas her", also das Ursprüngliche, daher auch Alte, wie: Urahne (R. I, 2), Urbild (Tur. I, 1), Urkunde (R. V, 1), urkundlich (Wst. L. 6); ferner: Urphede (W. T. V, 1), richtiger Urfehde; der Schwur, sich weder rächen, noch wiederkommen zu wollen. Urstand, s. v. w. Urzustand; (W. T. II, 2) Zustand ursprünglicher Gleichheit.

Uránia, s. Aphrodite u. Musen.

Uränos, gr. der Himmel, in der Mythologie der älteste Gott, der Gemahl der Gäa (d. i. der Erde), von dem die übrigen Götter abstammten; daher sagt Zeus (Ged. Semele 2) von sich:

„Was ist Uranos' Blut ꝛc."

Davon Uranide, d. i. Sohn des Uranus, eig. ein Beiname des Saturn, bei Sch. zugleich der griechischen Götter überhaupt, wie (Ged. D. Ideal u. d. Leben): „der hohe Uranide" und (Ged. D. Triumph d. Liebe):

„Vor der Gattin des Kroniden
Beugen sich die Uraniden."

Uri (W. T. I, 2 u. II, 2) od. Urner Land, einer der drei Urcantone der Schweiz, südöstlich vom Vierwaldstättersee. — Davon Urner (W. T. II, 2), die Bewohner von Uri.

Urne, lat. urna; 1) ein krugartiges Wassergefäß; daher (Ged. D. Ideale):

„Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt.“

Sie wird von der bildenden Kunst besonders den Najaden als Attribut beigegeben, wie (Ged. D. Götter Griechenlands):

„Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.“

außerdem auch wohl dem Neptun, von dem es (Ged. Hero und Leander) heißt:

— — — — — — „er gießt
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.“

2) das Gefäß, in welchem man im Alterthum die Asche der verbrannten Leichname aufzubewahren pflegte; daher (Sp. u. d. L.): „die Urne von Tibulls Asche“, wodurch sie dem Dichter zugleich zum Symbol des Todes wird, wie (Ged. D. Künstler):

„Und trafet das entflohne Leben
Jenseits der Urne wieder an.“

und (Br. v. M. 5, 498):

„Ein mächtiger Vermittler ist der Tod.
Da löschen alle Zornesflammen aus,
Der Haß versöhnt sich, und das schöne Mitleid
Neigt sich, ein weinend Schwesterbild, mit sanft
Anschmiegender Umarmung auf die Urne.“

3) ein Gefäß, welches zur Aufbewahrung von Loosen dient; daher (Wst. T. I, 4) bildl.:

„Nicht ohne Schauder greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnißvolle Urne.“

Somit erscheint sie zugleich als Attribut des Minos (s. d.), von dem Phädra (Ph. IV, 6) sagt:

— — — — „Flieh' ich in die Nacht
Des Todtenreichs hinunter. Wehe mir!
Dort hält mein Vater des Geschickes Urne.“

die ebendas. auch Schreckensurne genannt wird.

Urner, s. Uri.

Urphede } s. Ur.
Urstand }

Urthel (Wst. T. IV, 6 u. V, 11) oder **Urthelspruch** (M. St. I, 8), das richterliche Erkenntniß; urtheln (M. St. I, 2), richterlich entscheiden; Gottesurthel (Wst. T. I, 7), s. v. w. göttliche Fügung.

usurpiren, von dem lat. usurpāre, eig. etwas gebrauchen; bes. (R. IV, 5) sich etwas widerrechtlich aneignen, anmaßen. — Davon: Usurpation (Verbr. a. v. E.), die unerlaubte Ausübung eines uns nicht zuständigen Rechtes, Anmaßung.

Utraquisten, neulat. (Picc. IV, 5), die gemäßigtere Partei unter den Hussiten (s. d.), die den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt (sub utrāque specie) verlangte. Vergl. Dr. Kr. 37.

Utrecht (J. v. O. Prol. 3), die kleinste Provinz der Niederlande, südlich von der Zuidersee gelegen.

V.

Vagabund (Verb. a. v. E.), von dem lat. vagāri, herumschweifen, umherstreichen; ein Landstreicher, Strauchdieb.

La Valetta, s. Malta.

Valois (D. C. I, 4 u. II, 10 — J. v. O. I, 4 u. III, 4), die zweite Linie des Mannsstammes der mit Karl IV. ausgestorbenen Capetinger; sie begann 1328 mit Philipp VI. und erlosch 1498 mit Karl VIII.

Vanda (Dem. I), gew. Wanda, war der Sage nach die Tochter eines polnischen oder böhmischen Krak, des angeblichen Gründers von Krakau. Sie soll sich durch Schönheit, wie durch Tapferkeit ausgezeichnet und das Gelübde gethan haben, unvermählt zu bleiben Als das Volk sie dennoch zur Ehe mit einem

deutschen Fürsten zwingen wollte, stürzte sie sich in die Weichsel. In der Nähe von Krakau wird noch heut ein großer Hügel als ihre Grabstätte bezeichnet.

Vandalen, ein germanischer Volksstamm, welcher seit dem dritten Jahrhundert mit den Römern im Kampfe begriffen war, sich später in Pannonien, dem heutigen Ungarn, niederließ, hierauf Gallien und Spanien durchzog, im J. 429 nach Afrika ging, dort ein großes Reich gründete und 455 Rom plünderte, wobei eine Menge der werthvollsten Kunstschätze muthwillig zerstört wurden. Im weiteren Sinne heißen daher (Ged. D. Antiken zu Paris) alle zerstörungslustigen Barbaren Vandalen.

Variation, aus dem lat. variátio, die Veränderung, Abweichung; bes. (W. T. I, 1 — Gsts. 10, 215) in der Musik eine durch weitere Entwickelung und Ausführung der Melodie mannigfach veränderte Wiederholung eines einfachen Tonstückes.

Vasall, mittellat. vasállus; 1) ein Lehnsträger (M. St. II, 3 — J. v. O. I, 6 — Mcb. I, 14 — Dem. I); 2) in übertragener Bedeutung für die Granden von Spanien (D. C. I, 6 u. II, 15); 3) s. v. w. Unterthan (F. I, 5 u. III, 2 — Menschenf. 5); 4) bildl. nennt Leonore (F. IV, 14) in Beziehung auf Fiesco's Herrschbegierde ihr liebendes Herz einen störrigen Vasallen.

Vater (W. T. III, 1), es ist Hedwig's Vater gemeint, vergl. Ehni. — Väter des Landes (W. T. IV, 2), die Aeltesten, die des Volkes Wohl berathen.

Vater, Der (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. Es ist Sch. jedenfalls von seinem Vatergefühl eingegeben worden und vermuthlich gegen Goethe gerichtet, der damals noch unverheirathet war. Rastloses Arbeiten und Wirken, so werthvoll es an sich ist, kann doch nie volle Befriedigung gewähren; die menschliche Natur will auch durch ein äußeres Band an die Welt geknüpft sein.

Digitized by Google

Vaticán, der auf dem vaticanischen Berge (mons Vaticánus) in Rom gelegene päpstliche Palast, der übrigens seiner ungesunden Luft wegen jetzt nicht mehr von den Päpsten bewohnt, sondern nur bei großen kirchlichen Feierlichkeiten und zu Versammlungen der Cardinäle unter Vorsitz des Papstes (M. St. II, 4) benutzt wird. Der äußerst geräumige, bekanntlich 11,000 Zimmer umfassende Palast ist reich an Schätzen und enthält viele Kunstwerke alter (F. II, 17) und neuer Zeit.

Vaucouleurs (J. v. O. Prol. 3), lothringisches Städtchen an der Maas; dabei das Dorf Dom Remy (J. v. O. I, 10 u. IV, 9).

Vauxhall, ein prachtvoller Lustgarten in der Nähe von London, der in heiteren Sommernächten als Vergnügungsort dient, (K. u. L. IV, 9) eine Nachahmung dieses Aufenthaltsortes.

St. Veitstanz (R. I, 2), eine Krankheit, welche sich vorzugsweise durch bedenkliche Erscheinungen in den Gliedermuskeln äußert, so daß der natürlich sich nicht selbst bewußte Kranke allerlei wunderliche Bewegungen, etwa wie ein Tanzender und Springender, macht. In alten Zeiten pflegten diejenigen, welche von diesem Uebel befallen waren, eine Wallfahrt nach der St. Veitskapelle bei Ulm zu machen, woher die Krankheit ihren Namen hat.

Venedig. Als mehrere nordische Völkerschaften, wie die Westgothen, Hunnen und Longobarden auf das römische Reich, und zwar zunächst auf Venetien eindrangen, flüchteten die ärmeren Bewohner dieses Gebiets auf die Lagunen des adriatischen Meeres. Hier gaben sie sich anfänglich eine demokratische Verfassung unter dem Vorstande von Tribunen, bis sie i. J. 697 ihren ersten Dux od. Doge wählten, dem sie die vollziehende Gewalt übertrugen, während das Volk die gesetzgebende für sich behielt. So entstand die Republik Venedig (Wst. L. 11), an welche (Dr. Kr. 141) Bethlen Gabor den Grafen Mansfeld

Digitized by Google

wies, um Geld aufzubringen. Der Sitz der Regierung war Rialto (s. d.), aus welchem bald eine volkreiche Stadt, das jetzige **Venedig** (Tur. II, 2 — Gstſ. 10, 127), erwuchs. Nördlich davon liegt die kleine Lagunenstadt **Murano** (Gstſ. 10, 240, 246), die ehemals als eine Vorstadt Venedigs betrachtet wurde.

venetianisch (Gstſ. 10, 241), zu Venetien, der nordöstlichsten Provinz Italiens, gehörig.

Venus (Myth.), s. Aphrodite. Nach ihr ist der zweite Planet (Wst. T. I, 1) benannt worden, der die Sonne umkreist, und der zugleich als Morgen- und Abendstern allgemein bekannt ist. Picc. III, 4 wird sie „das Gestirn der Freude" genannt. Da Wallenstein sie und den Jupiter als seine Glücks- und Segenssterne (Wst. T. I, 1) betrachtete, von deren Stellung er sein Handeln abhängig zu machen pflegte, so sagt Illo (Picc. II, 6) zu ihm: „Entschlossenheit sei deine Venus."

Verbindung, Die schwere (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796, das auch Goethe als sein Eigenthum in seine Werke aufgenommen hat. — Dem Genie kommt es nur auf die Offenbarung seiner ursprünglichen Kraft an, während der Geschmack bei seinen Productionen mit Vorsicht zu Werke geht; denn mit Geschmack arbeitet nur derjenige, welcher sich, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, innerhalb der Grenzen bewegt, die, wo es sich um Schönheit handelt, als allgemein gültige anerkannt werden.

Verbindungsmittel, Das (Ged.), ein Epigramm, das eine allgemeine Wahrheit enthält, aber zunächst auf Lavater zu beziehen ist. Der große Beifall, den man seiner Persönlichkeit zollte, machte ihn so eitel, daß er nicht nur sein Portrait mit poetischen Unterschriften an alle seine Freunde und Verehrer sandte, sondern auch ein „geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" (Zürich 1771) herausgab, in welchem selbst die unbedeutendsten Vorfälle in seinem Leben mitgetheilt wurden.

Digitized by Google

Verbrecher, Der, aus verlorener Ehre (Bd. 10). Den Stoff zu dieser Erzählung verdankte Sch. nächst der Jugenderinnerung an eine weitverbreitete schwäbische Volkssage vermuthlich seinem Lehrer Abel, dessen Vater der Richter des Helden der „wahren Geschichte" gewesen sein soll, eines zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Würtemberg allgemein gefürchteten Räuberhauptmanns. Abel war im November 1783 in Manheim als Durchreisender mit Sch. zusammen gekommen, wo er dem jungen Dichter die Thatsachen mittheilte, die er nachmals selbst in seiner Sammlung kleiner psychologischer Schriften als eine auf Actenstücke gegründete Darstellung erscheinen ließ. Sch. hat seine Erzählung, wie die vorausgeschickte Einleitung vermuthen läßt, wahrscheinlich erst in Leipzig oder Dresden aus der Erinnerung niedergeschrieben. Sie erschien 1786 in dem zweiten Hefte der Rheinischen Thalia unter dem Titel: „Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte" — und paßte recht eigentlich in diese Zeitschrift, die ihrer Ankündigung zufolge „jedem Gegenstande offen stehen sollte, der dem Menschen im Allgemeinen interessant ist und unmittelbar mit seiner Glückseligkeit zusammenhängt. Alles, was fähig ist, den sittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiete des Schönen liegt, Alles, was Herz und Geschmack veredeln, Leidenschaften reinigen und allgemeine Volksbildung bewirken kann", sollte in ihren Spalten Aufnahme finden.

In der Einleitung geht Sch. von den beiden Grundgedanken aus, daß große Verbrechen von großer Kraft zeugen, und daß die in jedem Menschen schlummernden Begierden in den mannigfachsten Formen zur Erscheinung kommen. Da es nun aber nicht möglich ist, die Menschen nach ihren Trieben und Neigungen zu classificiren, so sollte die Geschichte mehr Rücksicht auf die Triebfedern der Handlungen ihrer Helden nehmen, so daß der Leser aus den Gesinnungen und Entschlüssen derselben die Thaten und ihre Folgen sich entwickeln sähe. Auf diese Weise würde die im Leben unangefochtene Tugend mit weniger

Stolz auf die gefallene herabblicken; man würde dem Verbrechen eine schonendere Beurtheilung angedeihen lassen.

Von diesem Standpuncte aus ist ihm die psychologische Entwickelung des inneren Lebens seines Helden die Hauptsache; die mitgetheilten Thatsachen treten gewissermaßen als nothwendige Lebensäußerungen innerer Vorgänge auf, wie auch dem ehemaligen Regimentsmedicus die Krankheitserscheinungen seiner Patienten als Ausdrucksformen bestimmter innerer Störungen erscheinen mußten. Der Gang der Darstellung ist kurz folgender: Wolf, ein junger Mensch, in seiner Erziehung vernachlässigt, von der Natur stiefmütterlich behandelt, sucht zu ertrotzen, was ihm ein neidisches Geschick versagt. Um ein Mädchen durch Geschenke für sich zu gewinnen, wird er Wilddieb, findet aber bald in dem Jägerburschen Robert nicht nur seinen Nebenbuhler, sondern auch den der strafenden Gerechtigkeit unentbehrlichen Ankläger. Seine Strafe besteht in dem Verlust seines kleinen Vermögens, worauf ihn Mangel, Eifersucht und Rachgefühl abermals auf die Bahn des Verbrechens treiben. Wiederum entdeckt und eingezogen, ist jetzt das Zuchthaus sein Loos. Nach abgebüßter Strafe sieht er sich von dem Gegenstande seiner Neigung verschmäht, von den ehrlichen Leuten zurückgestoßen. Ohne Mittel zum Lebensunterhalt und ohne Arbeit wird er zum dritten Mal Wilddieb. Jetzt trifft ihn eine dreijährige Festungsstrafe, die ihn in die Gesellschaft von Dieben und Mördern bringt. Einerseits innerlich verdorben, andererseits mit der unbändigsten Sehnsucht nach Freiheit und Rache im Herzen, kehrt er als ein Feind des Menschengeschlechts in seine Vaterstadt zurück, wo er von Allen verachtet und gemieden wird. Auch das Mädchen, dessen Besitz ihm einst so wünschenswerth erschien, ist gesunken und gehört bereits dem Auswurf ihres Geschlechts an. Jetzt ergreift ihn Verzweiflung. Einmal der Schande unwiderruflich verfallen, sinnt er nunmehr auf Böses, um sein Schicksal wirklich zu verdienen; sündigte er früher aus Leichtsinn, so jetzt aus Bosheit und zum Vergnügen. Er wird wiederum Wilddieb, aber nicht

Digitized by Google

nur, um seinen Lebensunterhalt zu fristen, sondern um seinem Landesherrn zu schaden. Da treibt ihm der Zufall seinen Nebenbuhler Robert in die Schußlinie, und nach kurzem Schwanken machen ihn Erbitterung und Rachgefühl zum Mörder. Von Gewissensbissen schwer gefoltert, flieht er den Schauplatz seines Verbrechens und trifft mit einem Banditen zusammen, der ihn in ein Räubernest führt. Hier wird er mit Jubel aufgenommen, zum Haupt der Bande erwählt und bald der Schrecken der ganzen Umgegend. Aber binnen Kurzem sieht er sich getäuscht; statt des versprochenen lustigen Lebens ist Noth und Mangel sein Loos; nicht lange, so wird auch ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und Furcht vor Verrath beängstigt seine Seele. Gleichzeitig von wüthender Selbstverachtung gepeinigt, faßt er den kühnen Entschluß, sich zu bessern. Er schreibt an seinen Landesherrn, möchte wieder gut machen, was er verbrochen, und ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden, erhält aber keine Antwort. Jetzt möchte er wenigstens einen ehrenvollen Tod sterben. Der siebenjährige Krieg ist ausgebrochen; wie, wenn er sich für den Dienst des Königs von Preußen anwerben ließe? Er entwischt also seiner Bande und begiebt sich nach dem nächsten Städtchen; aber in demselben Momente, wo sein Plan nahe daran ist zu gelingen, verräth ihn sein böses Gewissen, er wird verhört und giebt sich als den allgemein gefürchteten Sonnenwirth zu erkennen.

Wir erblicken in dieser Anlage einen Nachhall aus dem Schicksal des Räubers Moor; wie dieser wird Wolf das Opfer einer mangelhaften Einrichtung in der menschlichen Gesellschaft, die einem unglücklichen Verirrten ihre Theilnahme entzieht, ihn aus ihrer Mitte verstößt und ihn dadurch zu ihrem Feinde macht. In der Ausführung aber erkennen wir die geschickte Hand des Tragikers, der auch in seiner höchst spannenden Erzählung uns mit Mitleid und Furcht erfüllt, und mit dem objectiven Gehalt seiner Darstellung den Leser unwillkürlich nöthigt, in seine eigene Brust zu greifen, wo die Keime

zum Guten wie zum Bösen einen gleich ergiebigen Boden finden.

Verbündniß (Picc. IV, 1), st. s. v. w. Bündniß, Gelübde.

verclausulirt, s. Clausel.

Verdammniß, eig. s. v. w. Strafwürdigkeit, Bestrafung; daher bildl. (M. St. I, 4) für Hölle und (Sp. d. Sch.) für Gefängniß.

verdolmetschen, s. Dolmetscher.

Verdrieß (W. T. III, 3), gew. Verdruß, s. v. w. Aerger.

verdrungen (D. C. II, 9), ungew. für verdrängt.

verdüften (Wst. L. 11), dichterisch für verdampfen, entweichen.

Verfassung (D. C. V, 4), s. v. w. Gemüthszustand.

vergnügen (Tur. III, 2), s. v. w. Genüge leisten.

Verklärung (M. St. I, 6), Raphael's letztes, unvollendet zurückgelassenes Werk, welches die Matth. 17, 1—9; Marc. 9, 1—9; Luc. 9, 28—36 erzählte Begebenheit aus der Geschichte Jesu darstellt. Es ist von Giulio Romano ausgeführt und ziert unter dem Titel: „die Transfiguration“ die Gemäldegalerie des Vatican. Der Gegenstand, wie die Ausführung sind den Malern oft Veranlassung gewesen, es nachzubilden; daher (D. C. IV, 21): „Verklärung in Escurial“.

verlesen (Tur. II, 1), s. v. w. verloren.

vermaledeien, von dem lat. maledicĕre, eig. übel reden; (R. I, 2) verwünschen, verfluchen.

Vermanton (J. v. O. I, 9), Bergflecken im Departement Yonne, südöstlich von Auxerre.

vermummen (M. St. II, 3), s. v. w. einhüllen; auch einmummen (D. C. I, 9), s. v. w. sich verkleiden, vergl. Maske.

Vernünftelei, s. Sophisma.

Veronese, Paul (Gstf. 10, 227), eig. Paolo Cagliari, geb. 1532, † 1588, ein bekannter Maler der venetianischen Schule, der besonders viele Gastmähler dargestellt hat, die sich in den Refectorien der Klöster zu Venedig befinden. Das berühmteste ist seine Hochzeit von Cana mit 120 Figuren.

verpfänden (W. T. II, 1). Die Kaiser verpfändeten nicht selten Reichsstädte und Aemter, bis sie die ihnen auferlegten Kriegesabgaben bezahlten, wodurch manche Stadt dem Reich verloren ging.

verrufen (Wst. T. II, 2), s. v. w. in üblen Ruf bringen.

verschwätzen (Sp. u. d. L.), durch oberflächliches Geschwätz zu etwas stempeln.

Verschnittene, s. Castraten.

vertragen (J. v. O. I, 3) für capituliren, aus Noth Bedingnisse eingehen, wegen Uebergabe einer Stadt einen Vertrag schließen.

verträtschen (R. II, 3), s. v. w. ausschwatzen.

Vertumnus (Myth.), bei den Römern der Gott der Jahreszeiten (Ged. Klage d. Ceres). Er hatte mit Ceres einen Altar und wurde als Gatte der Pomóna, der Göttin des Obstes angesehen.

Verwandlung, Wunder der (M. St. V, 7). Nach der katholischen Transsubstantiationslehre werden beim Abendmahl Brot und Wein in den Händen des Priesters wirklich in den Leib und das Blut Christi verwandelt. Vergl. Monstranz und Sacrament.

verwogen (Ged. Berglied — W. T. IV, 2), Particip von dem ungebräuchlichen verwagen, d. i. die Verwegenheit haben.

Verzahnung (Mcb. I, 12), zahnartige Vorsprünge an einer Mauer, um künftig daran fortzubauen.

Vesper, lat. eig. der Abend od. der spätere Nachmittag; bes. a. (Verbr. a. v. E.) der Nachmittags- od. Abendgottesdienst, die Abendmesse; desgl. (D. Gang n. d. Eisenhammer — D. Glocke) die Ruhe- od. Erholungsstunde oder bildl. (Picc. I, 4) s. v. w. Waffenruhe.

Vesta (Myth.), bei den Griechen Hestia, eine Tochter des Saturn und der Rhea, die Göttin des Feuers und des häuslichen Heerdes, (Ged. 2. B. d. Aen. 52) das Sinnbild der häuslichen Glückseligkeit, Sittsamkeit und Keuschheit.

Veste (W. T. I, 3 u. IV, 2), eine Burg oder kleine Festung. Mit der „Mordschlacht auf der alten Veste" (Wst. T. III, 15) ist Gustav Adolphs vergeblicher Angriff auf die Höhen vor Nürnberg (s. d.) gemeint, wo sich Wallenstein im Juli 1632 verschanzt hatte. Am 4. September wurde diesem bei dem Anstürmen der Schweden ein Pferd unter dem Leibe erschossen.

veto (Dem. I), lat. ich verbiete, verwerfe. Mit diesem Worte konnte (wie ehemals die Volkstribunen in der römischen Rupublik) jedes Mitglied des polnischen Reichstages die Beschlüsse desselben ungültig machen.

Vettel (R. II, 3), ein altes, bes. liederlich angezogenes Weib.

Vezier, eig. Wesir; arab. Stütze, Lastträger; bei den orientalischen Fürsten (Tur. IV, 10) der Titel der Minister; bildl. (Sp. d. Sch.) ein hochgestellter und mächtiger Günstling eines Fürsten.

Victoria, lat. der Sieg; daher auch (Ged. D. Schlacht — R. I, 2) der Siegesruf, der wohl auch im gewöhnlichen Leben (K. u. L. V, 5) bei erfreulichen Veranlassungen erschallt; (Myth.) die Siegesgöttin. Sie wird gewöhnlich (H. d. K.) als ein liebliches geflügeltes Mädchen dargestellt, das in der Linken einen Palmenzweig, in der Rechten einen Lorbeerkranz hält; auch die Statuen mehrerer Götter (Ged. Pompeji u.

Digitized by Google

Herculanum), bes. des Zeus (Br. v. M. 5, 431), trugen nicht selten ein kleines Bild der Victoria in leicht schwebender Stellung auf der Hand. — Davon: victorisiren (Wst. L. 6), neulat. siegen, den Sieg davon tragen.

Vierfürst, s. Herodes.

Vierwaldstättersee (W. T. I, 1), einer der malerischsten Seen der Schweiz, zwischen den sogenannten Waldstätten (W. T. II, 1 u. III, 2), den vier Cantonen Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, 1345 Fuß über der Meeresfläche gelegen; er hat die Gestalt eines verschobenen Kreuzes, ist 8 Stunden lang, durchschnittlich eine Stunde breit und nimmt von Süden her die Reuß bei Flüelen, von Norden die Muotta bei Brunnen auf.

Virgilius, abgek. Virgil (Metr. Uebers. Vorer.), der vorzüglichste Dichter der Römer, wurde i. J. 70 v. Chr. zu Andes bei Mantua geboren und erhielt seine Bildung durch den Philosophen Syron und den Dichter Parthenius, die beide Griechen waren. Obwohl im Besitze eines hübschen Landgutes, hielt er sich doch vorzugsweise in Rom auf, wo er in beständigem Verkehr mit den vielen ausgezeichneten Talenten seiner Zeit lebte. Neben einer größeren Anzahl von Idyllen und Lehrgedichten ist die Aeneis od. Aeneide (s. d.) sein berühmtestes und zugleich sein letztes Werk, zu welchem die Vorarbeiten in Rom gemacht wurden, während er es in Griechenland vollendete. Auf der Rückreise von dort starb er i. J. 19 v. Chr. Virgil hatte bestimmt, man solle die Aeneis verbrennen, da er sie als ein mangelhaftes und unvollendetes Werk betrachtete; seine Freunde jedoch, die Dichter Varius und Tucca, machten sie auf Befehl des Augustus bekannt.

Virginius (F. I, 10), s. Appius Claudius.

Virtuose, aus dem ital. virtuóso, ein Meister in seiner Kunst, bes. (Gstſ. 10, 138 u. 215) in der Musik.

Visier (J. v. O. III, 9), von dem lat. vidēre, sehen; das Helmgitter; der durchbrochene Schieber des Helms, welcher das Gesicht bedeckt.

Vision, aus dem Lat., eig. das Sehen, der Anblick; dann (Gstſ. 10, 176) eine Erscheinung, ein Gesicht. — Visionär (ebendas. 261), ein Seher, Geisterseher, Schwärmer.

Vließ, eig. ein mit Wolle versehenes Fell; dann Fell überhaupt, wie (Ged. D. Kampf m. d. Drachen): „des Bauches weiches Vließ“. — „Das goldne Vließ erobern“ (Sp. u. d. L.) ist eine Anspielung auf den 1250 v. Chr. von Jason (vergl. Medea) unternommenen Argonautenzug, um aus Colchis das Fell des goldenen Widders (vergl. Helle) zu holen. — „Das goldne Vließ“ (Wst. T. V, 11) od. der Orden des goldenen Vließes (Wst. T. III, 19 kurz „das Widderfell“ genannt) wurde von Herzog Philipp III. od. dem Guten von Burgund am 10. Januar 1430 zu Brügge gestiftet, als er sich mit Isabella, der Tochter König Johanns I. von Portugal, vermählte. Durch die i. J. 1477 vollzogene Verbindung des nachmaligen Kaisers Maximilians I. mit Maria von Burgund, der Tochter Karls des Kühnen, ging die Verleihung des Ordens, dessen ursprünglicher Zweck die Beschützung der Kirche war, auf die Habsburger über. — Die Ordensdecoration besteht in einer aus Feuersteinen und Feuereisen abwechselnd zusammengesetzten Kette, an welcher das goldene Vließ hängt. Seit Kaiser Karl V. wurde die Kette nur bei größeren Feierlichkeiten, für gewöhnlich dagegen das goldene Vließ an einem rothseidenen Bande getragen. Wallenstein war dieser Orden von Philipp IV. von Spanien umgehängt worden; er pflegte ihn stets zu tragen, wurde dadurch aber eben so wenig geschützt wie einst Egmont. Als Graf Gallas den Orden in Eger fand (Wst. T. V, 11), schickte er ihn dem Kaiser zurück.

Vliessingen (D. C. V, 8), Stadt in der holländischen Provinz Seeland.

Vobiscum Dominus (Ged. D. Gang n. d. Eisenhammer), d. i. der Herr sei mit euch, ein Theil der Segensformel, mit welcher die Gemeinde entlassen wird.

Vogel, der redende, s. Wasser, das tanzende.

Vogelschauer (Br. v. M. 5, 483), ein Mensch, der nach Art der römischen Augurn aus dem Fluge und dem Geschrei der Vögel die Zukunft und den Willen der Götter verkündigt; daher (ebendas. 484):

„Ob rechts die Vögel fliegen oder links."

Vogt, aus dem lat. advocatus (d. i. der zu Hülfe Gerufene) gebildet; gew. ein Vorsteher od. Vorgesetzter; bes. auch (W. T. II, 2) ein Verwalter oder Statthalter, der im Namen des Kaisers regiert, daher auch (W. T. Pers.-Verz.) Reichsvogt. Ebendaher: Voigtland (Wst. L. 6), der südwestliche Theil des Königreichs Sachsen, der nach Heinrich III., dem Stammvater der Fürsten von Reuß, weil er kaiserlicher Vogt von Weida und Plauen war, so benannt worden ist.

Völker (Wst. L. 1 — Wst. T. III, 4), in volksthümlicher Ausdrucksweise s. v. w. Truppen, die im dreißigjährigen Kriege aus den verschiedensten Völkerschaften bestanden.

Völkerhaß (M. St. I, 7), die uralte Feindschaft zwischen den Britten und den Schotten, welche letzteren Englands Oberherrlichkeit erst nach langen Kämpfen anerkannten.

Völkerhirt (M. St. I, 7), ein Ausdruck, der sich bei Homer unzählige Male als Beiwort der Könige findet und hier von Sch. wohl mit dem bibl. „guten Hirten" zu einem Begriff verschmolzen ist, um den Erzbischof von Canterbury zu bezeichnen.

Völkerrechte (M. St. I, 7), diejenigen Grundsätze des Rechts welche gesittete Völker auch dann befolgen, wenn sie in Streit mit einander sind.

Digitized by Google

Völkerschaften (M. St. I, 7), von englischer Seite die eingewanderten Angeln und Sachsen, von schottischer die Picten und Scoten.

Volksdienst (M. St. IV, 10), s. v. w. Abhängigkeit vom Volke. Vergl. Parlament.

Vollmacht (Picc. III, 2), ein schriftlicher Auftrag, zufolge dessen Jemand berechtigt ist, gewisse Geschäfte in eines Anderen Namen zu vollziehen, bes. im Namen eines Monarchen; daher (D. C. II, 2) „souveräne Vollmacht". Bildl. s. v. w. ein gegebenes Versprechen, auf das man sich verlassen und berufen kann, wie (Ged. Resignation) „Vollmachtsbrief zum Glücke".

Voltaire (Ged. An Goethe), geb. 1694, † 1778, einer der fruchtbarsten und geistreichsten Schriftsteller der Franzosen, von welchem Goethe sagt: „Wie die Franzosen in Ludwig XIV. einen französischen König im höchsten Sinne gehabt, so haben sie in ihm den höchsten unter den Franzosen denkbaren, den nationalsten Schriftsteller erhalten."

Vorbedeutung (M. St. II, 1), eine Verdeutschung des lateinischen Omen, das sowohl ein glückliches, wie ein unglückliches Vorzeichen bedeutete.

Vorhof (Sp. u. d. L.), bildl. als Vergleichung mit dem Vorhof des jüdischen Tempels.

Vorhut (W. T. I, 1), eine Sicherheitswache.

Vortritt (D. C. II, 1), s. v. w. Vorrang in der Audienz.

Vorwurf (F. Vorr.), eine von Lessing erfundene Verdeutschung des frzs. sujet, Gegenstand der Bearbeitung.

Voß, Joh. Heinr. (Metr. Uebers. Vorer.), geb. 1751, † 1826, Verfasser von Oden und Elegien, ein Nachahmer Klopstocks, hat sich durch seine Uebersetzung des Homer wohlverdienten Ruhm erworben.

Digitized by Google

votiren } s. Votum.
Votivtafeln }

Votum, von dem lat. vovēre, geloben; eig. ein Gelübde, dann auch (F. II, 5) eine Wahlstimme, Stimmabgabe; davon votiren, neulat. (ebendas.), stimmen, seine Stimme abgeben; und scherzhaft: „hinausvotiren" (R. II, 3), s. v. w. beseitigen. — Votivtafeln, Tabulae votivae, nannte man bei den Römern Tafeln, welche diejenigen, die einer Gefahr entronnen waren, ihrem Gelübde gemäß in dem Tempel der betreffenden Gottheit aufzuhängen pflegten. Ein auf der Tafel verzeichneter Spruch benannte die überstandene Gefahr. Der Ausdruck Votivtafeln (Ged.) ist die gemeinsame Ueberschrift für eine Reihe von Epigrammen (vergl. Xenien), deren jedes noch mit einer besonderen Ueberschrift versehen ist, unter welcher der Leser die Erläuterung aufsuchen wolle. Diese Epigramme enthalten fast sämmtlich Ergebnisse der Beobachtung und des Nachdenkens, oder wichtige Grundsätze, welche dem Dichter als Richtschnur für sein Leben oder für sein künstlerisches Wirken und Schaffen dienten.

Vulcan, s. Hephästos.

W.

Wachparade, s. Parade.

Wage. 1) das Sinnbild der Gerechtigkeit (vergl. Themis), wie (Meuschenf. 6): „die Wage des Richters" und (Wst. L. 11): „das Schwert ist nicht bei der Wage mehr"; 2) das Sinnbild des Schicksals, wie (Wst. T. V, 4): „ewig wanket des Geschickes Wage"; 3) ein Sternbild des Thierkreises, das zur Zeit der Herbstnachtgleiche mit der Sonne zusammentrifft; daher (Ged. Hero u. Leander):

„Und es gleichet schon die Wage
An dem Himmel Nächt' und Tage."

Digitized by Google

Wagen od. Himmelswagen (J. v. O. II, 7), das Sternbild des großen Bären in der Nähe des Nordpols, welcher vermittelst desselben leicht aufzusuchen ist, da es fast immer in derselben Gegend des Himmels steht; daher (Ged. D. Spaziergang): „des Wagens beharrliche Sterne", die A. von Humboldt die „leitenden Sterne" des großen Bären nennt.

Wagethat (W. T. V, 1), ein verwegener Streich.

Wahl (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796, bei dem es zweifelhaft ist, ob es von Sch. oder von Goethe herrührt. Ein Kunstwerk zu schaffen, das über allen Tadel erhaben ist und darum Jedem genügt, ist nur Meistern ersten Ranges beschieden, und in unserer kritisirenden Zeit kaum diesen. Bleibt dem Künstler nun die Wahl, entweder dem Geschmack des großen Haufens zu huldigen, oder den wenigen edleren Naturen zu genügen, so soll er nur die letzteren im Auge haben:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten." (Wst. Prol. V. 48).

Wahlfreiheit (W. T. V, 1), das Recht, das in jedem Wahlreiche gilt, in welchem nämlich die Oberherrschaft dem Regenten nur für seine Person, nicht aber zugleich für seine Abkömmlinge von den Wählern übertragen wird.

Wahlplatz
Wahlstatt } s. Wal.

Wahlwoche (F. I, 11), die Woche, in welcher die Wähler ihre Stimmen abzugeben haben.

Währung, eig. Gewährleistung, Sicherung, bes. beim Münzfuße; auch bildl. (W. T. I, 4) Zuverlässigkeit.

Waibel (W. T. II, 2) od. Webel, im Oberdeutschen ein Gerichtsdiener, in der Schweiz eine obrigkeitliche Person, die unter dem Amman steht, etwa wie der Feldwebel unter dem Hauptmann.

Waid-, richtiger Weide oder Jagd; davon Waidgesell (W. T. I, 1) oder Waidmann (W. T. IV, 3), ein Jägersmann, und Waidwerk (Ged. D. Graf v. Habsburg — Br. v. M. 5, 412 — W. T. IV, 3), die Jägerei, die Jagd.

Wal, ein altes Wort, welches sowohl ein Gefecht als einen todten Körper bezeichnete; daher Walplatz (Verbr. a. v. E.) u. Walstatt (R. II, 1 — Wst. T. I, 5) oder auch Wahlstatt, der Ort, wo ein Treffen, eine Schlacht vorgefallen ist. Ebendaher: Walhalla (Ged. Eine Leichenphantasie — Ged. Amalia u. R. III, 1), d. h. die Halle der Erschlagenen, das Paradies der alten nordischen Völker, wohin nur die im Kampfe Gefallenen gelangen konnten. — Dies, der Weltenbrand (s. d.) und die Elfen (s. d.) sind bei Sch. die einzigen Anklänge aus der nordischen Mythologie, deren düsterer Charakter seiner heiteren Anschauungsweise nicht zusagen konnte.

Waldstätte, s. Vierwaldstättersee.

Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht. Die erste Anregung zu diesem durch und durch deutschen und in seiner Art einzigen Erzeugniß unserer poetischen Literatur reicht bis in das Jahr 1786 hinauf, wo Sch. sich in Dresden mit dem Studium der Quellen zu seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges beschäftigte. Es waren Khevenhiller's*) Annalen der Regierung Kaiser Ferdinand's II. und das Theatrum europaeum**). Die nächste Frucht dieses Studiums war eine unausgeführt gebliebene Idee. Er wollte Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts wählen, in welchem die ganze Geschichte der Menschheit sich wiederspiegeln sollte. Bald aber

*) Graf v. Khevenhiller; vergl. Dr. Kr. 97 u. 347.

**) Theatrum Europaeum oder Historischer Chroniken Beschreibung auß überschickten glaubwürdigen Schrifften und Documenten mit großem Fleiß und sonderbahrer Treu gantz unpartheyisch und ohne Affection zusammengetragen und beschrieben durch Henricum Oraeum Assenkaimiatem Historiophilum. Herausgegeben von Mathäus Merian. Frankfurt a. M. 1670.

wuchs sein Interesse an dem Gegenstande dergestalt, daß er zugleich Stoff für eine dramatische Arbeit darin zu finden glaubte. Indessen schob er diesen Gedanken vorläufig noch hinaus, da er sich der Mängel seiner Jugenddramen wohl bewußt und höchstens mit seinem Don Carlos zufrieden war.

Um dem Mittelpunkte des poetischen Lebens näher zu sein, siedelte Sch. i. J. 1787 nach Weimar über, wo er sich jedoch vorzugsweise mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte, besonders mit dem Studium der alten Klassiker, Homer, Virgil, Sophokles, Euripides, wozu ihm der Weg, den seine Jugendbildung genommen, keine Gelegenheit gegeben hatte. Außer diesen Studien wurde er seit dem Jahre 1785 auch durch sein neugewonnenes Amt von poetischen Arbeiten abgezogen, es war die Professur der Philosophie an der Universität Jena, die ihn zugleich nöthigte, seinen Wohnsitz abermals zu wechseln. Bald aber bekam er wieder Zuversicht zu der Gunst der Musen und Muth, irgend einen poetischen Plan auszuführen. Er zog deshalb seine Freunde zu Rathe, zunächst Dalberg, der indessen ausweichend antwortete und ihm rieth, sich selber zu fragen, wie er der Menschheit am nützlichsten werden könne, gleichwohl aber ihn auf das Drama verwies. Auch Wieland *) stimmte dieser Meinung bei, und Joh. Müller äußerte um dieselbe Zeit, wenn irgend einer, so sei Sch. berufen, Deutschlands Shakespeare zu werden. Da sollte eine lebensgefährliche Brustkrankheit Veranlassung geben, ihn mit dem Schauplatz seiner nächsten poetischen Arbeit bekannt zu machen. Eine Reise nach Karlsbad, die er i. J. 1791 unternahm, gewährte ihm einen Blick in das böhmische Land; zu Eger sah er Wallensteins Bildniß und das Haus, in welchem derselbe ermordet worden war; und in Karlsbad selbst trat er in näheren Verkehr mit mehreren bedeutenden östreichischen Officieren. Er ließ also nichts außer Acht, was

*) Vergl. dessen Vorrede zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges in dem Damenkalender für 1792.

die Arbeit fördern konnte, die er damals unter den Händen hatte. Diese aber war keine andere als die Geschichte des dreißigjährigen Krieges in Göschen's historischem Kalender für Damen, welche ihn von der zweiten Hälfte des Jahres 1790 bis zum September 1792 fast ausschließlich in Anspruch nahm.

War Sch. durch seinen Don Carlos angeregt worden, seine i. J. 1788 erschienene Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande zu schreiben; so brachte jetzt umgekehrt die Bearbeitung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges seinen längst gefaßten Plan zur Reife, Wallenstein zum Helden eines Trauerspiels zu machen. Wie lebhaft ihn dieser Gedanke beschäftigte, leuchtet aus der historischen Arbeit selbst heraus, die besonders in dem vierten Buche*) (S. 354—415) weit mehr mit dem Griffel des Dramatikers als mit dem des Historikers geschrieben ist. Was Sch. an seinem neuen Stoffe besonders zusagte, war die Aussicht, daß er hier keine subjective Idee hineinzutragen brauchte; der objective Gehalt des Unternehmens seines Helden hatte an sich schon etwas Tragisches. Die furchtbare Freiheit, die in seine Hand gelegt war, die Kühnheit, mit welcher er sie mißbrauchte, die ehrwürdigen Institutionen, die der Verwirklichung seiner ehrgeizigen Plane entgegenstanden, und endlich der erschütternde Ausgang seines verbrecherischen Unternehmens — das alles waren Momente, die einen Geist wie Schiller's zur Darstellung mächtig reizen mußten.

G. Schwab, welcher Sch.'s Briefwechsel aus dieser Zeit sehr ausführlich mittheilt, so daß man eine klare Anschauung von dem Verfahren erhält, mit dem unser Dichter bei seinem künstlerischen Schaffen zu Werke zu gehen pflegte, berichtet, daß die erste Anlage zum Wallenstein bereits 1793 von ihm mit nach Schwaben genommen, und ein Anfang der Tragödie im Frühjahr 1794 mit nach Jena zurückgebracht wurde. Aber

*) Einem genaueren Studium des Drama's sollte man jederzeit die Lectüre dieses Buches vorangehen lassen.

einerseits war es seine lebhafte Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie, andererseits verschiedene wissenschaftliche und ästhetische Arbeiten, die seine ganze Kraft in Anspruch nahmen. Und wenn der Stoff seit jener Zeit auch nie ganz in seiner Seele ruhte, so rückte bei der großen Mühe, mit welcher das Detail für sein Trauerspiel zusammenzubringen war, die Gestaltung des Planes doch nur langsam vorwärts. Außerdem aber hatte sich sein Interesse bereits einem neuen Gegenstande, den Maltesern (s. d.), zugewendet, so daß er i. J. 1795 noch vollständig zweifelhaft war, ob er diese oder den Wallenstein vornehmen sollte.

Erst das Jahr 1796, seit welchem Sch. zu Goethe in ein innigeres Verhältniß trat, sollte die Entscheidung bringen. Am 18. März schreibt er ihm: „Ich habe an meinen Wallenstein gedacht, sonst aber nichts gearbeitet. Die Zurüstungen zu einem so verwickelten Ganzen, wie ein Drama, setzen das Gemüth doch in eine gar sonderbare Bewegung. Schon die allererste Operation, eine gewisse Methode für das Geschäft zu suchen, um nicht zwecklos herumzutappen, ist keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erst an dem Knochengebäude, und ich finde, daß von diesem, wie in der menschlichen Structur, auch in der dramatischen Alles abhängt. Ich möchte wissen, wie Sie in solchen Fällen zu Werke gegangen sind. Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee."

Noch einmal zwangen ihn wiederholte körperliche Leiden, so wie die Herausgabe der Horen (s. d.) und des Musenalmanachs (vergl. Xenien) für das nächste Jahr, den entworfenen Plan zurückzulegen; als die lästigen Redactionsgeschäfte aber beendet waren, kam ihm eine neue Ermunterung durch Goethe. „Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien, so schrieb ihm dieser, müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Sch., den jetzt

nach neuer Thätigkeit dürstete, machte sich nun mit vollem Ernste seine dramatischen Pflichten klar, studirte einige Stücke von Sophokles und Shakespeare und schloß sich immer inniger an Goethe an. Als er aber im November daran ging, das bereits gesammelte Material durch das Studium neuer Quellen zu ergänzen und zu berichtigen, fand er den Stoff durchaus widerspenstig und klagte seinem Freunde Körner, daß sein Stück formlos und endlos vor ihm daliege. „Je mehr ich meine Ideen über die Form des Werks rectificire, so schreibt er, desto ungeheurer erscheint mir die Masse, die zu beherrschen ist, und wahrlich, ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können." Außerdem klagt er darüber, daß es ihm schwer werde, einen so fremden Gegenstand, als ihm die lebendige und besonders die politische Welt sei, zu ergreifen. Dennoch konnte er schon am 18. November schreiben: „Es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten und nur den Gegenstand zu geben. Beinahe möchte ich sagen, das Sujet interessirt mich gar nicht, und ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt." So konnte er denn, umsomehr als die Zeit der wissenschaftlichen Selbstverständigung *) für ihn vorüber war, mit dem December die Arbeit an der großen Tragödie beginnen, indem er einzelne Scenen der Exposition (d. h. der Piccolomini) ausführte, nach Humboldt's Rath und „eigener reifer Ueberlegung" jedoch in Prosa, die ihm vorläufig dem Stoff am meisten zuzusagen schien.

Das Jahr 1797 war in seinen ersten Monaten dem Fortgange der Arbeit wenig günstig; wiederholte Krankheitsfälle und sein lebendiges Interesse für die Balladendichtung nahmen ihn vorwiegend in Anspruch. Indessen verlor er seinen Wallenstein darüber keineswegs aus den Augen; denn bereits am 4. April hat er ein „detaillirtes Scenarium" entworfen, um sich die Ueber-

*) Vergl. Bd. I, S. 316; Gedichte d. zweiten Periode.

sicht der verschiedenen Momente und des Zusammenhangs gleichsam mechanisch vor Augen zu stellen. Außerdem machte er verschiedene kabbalistische und astrologische Studien, bei denen, wie Palleske berichtet, Körner helfen mußte, der ihm Auszüge aus einigen Scharteken der Dresdener Bibliothek besorgte. Und wenn er aus solchen Quellen auch kein ernstliches Interesse für die „astrologische Fratze" gewinnen konnte, so war er dennoch nicht ohne Hoffnung, auch diesem Stoffe eine gewisse dichterische Würde zu geben. Auf Goethe's Veranlassung studirte er nun auch zum ersten Male die Poetik des Aristoteles, den er als „einen wahren Höllenrichter für Alle bezeichnet, die entweder an der äußeren Form sklavisch hängen, oder die über alle Form sich hinwegsetzen." — Mit dem Monat Mai bezog Sch. sein Gartenhaus bei Jena, wo er die erste Bearbeitung des Lagers vornahm, das dem Stücke als Prolog vorausgeschickt werden sollte. Doch bald wurde seine Thätigkeit durch die Sorge für die Horen und den Musenalmanach des nächsten Jahres unterbrochen. Erst am 2. October war er hiermit fertig und konnte sich nun seinem Drama wieder zuwenden, das er jedoch unvollendet in die Stadt nehmen mußte. Da das Lager in Versen abgefaßt war, so durfte natürlich das Stück selbst der metrischen Form nicht entbehren; deshalb arbeitete er im November die fertigen Scenen in Jamben um, was ihm rasch von der Hand ging. Aber freilich dehnte sich die Arbeit dadurch so in die Breite, daß der erste Act allein den Umfang von drei Acten der Goethe'schen Iphigenie bekam. Jetzt wurde es ihm klar, daß es unmöglich sei, die ganze Masse des gewaltigen Stoffes in den engen Rahmen einer einzigen Tragödie einzuschließen, und auch Goethe rieth ihm am 2. December, lieber einen Cyclus von Stücken aufzustellen.

So konnte Sch. das Jahr 1798 mit den besten Hoffnungen beginnen, denn nicht nur sein Gesundheitszustand hatte sich bedeutend gebessert, sondern es gingen auch schon Anfragen nach dem neuen Stück von verschiedenen Theatern ein, so daß er mit

Digitized by Google

Berlin, Hamburg und Frankfurt in Unterhandlung treten konnte. Ja Iffland, der Director der Berliner Bühne, war sogar zu jedem beliebigen Honorar bereit, wenn Sch. ihm das Manuscript vor dem Beginn des Druckes überlassen wollte. Inzwischen waren die freundlichen Frühlingstage herbeigekommen, in denen der Dichter wiederum seinen Garten aufsuchte. Für diesen hatte er sich die Liebesscenen zwischen Max und Thekla zurückgelegt; die heitere, lyrische Stimmung der freundlichen Natur sollte seiner Dichtung zu Gute kommen. In solcher Stimmung konnte er über seine Arbeit an Körner schreiben: „Du wirst von dem Feuer und der Innigkeit meiner besten Jahre nichts darin vermissen und keine Rohheit aus jener Epoche mehr darin finden." Bereits im August konnte er Goethe die zwei letzten Acte der Piccolomini vorlesen, und in dem folgenden Monat rückte die Arbeit bis zu Ende des zweiten Actes des Todes vor. Nunmehr entschloß er sich zu der schon vor einem Jahre in Aussicht genommenen Theilung seiner Arbeit. Die Piccolomini, welche damals noch zwei Acte von Wallensteins Tod enthielten, sollten jetzt bloß den Knoten knüpfen, und enden, wo derselbe geschürzt ist, das dritte Stück sollte die tragischen Folgen geben, und das Lager als Lustspiel voraufgehen.

Inzwischen war der Architect Thouret, nachmals Professor an der Kunstschule zu Stuttgart, nach Weimar berufen worden, um bei der Förderung des dortigen Schloßbaues thätig zu sein und gleichzeitig für eine bessere Einrichtung des alten Theaters zu sorgen. Bei dieser Gelegenheit kam auch Sch. auf acht Tage nach Weimar herüber und wurde hier von Goethe und Meyer vereint aufgefordert, sein neues Trauerspiel für die Wiedereröffnung der restaurirten Bühne zurechtzumachen. Das wär nun freilich in so kurzer Zeit nicht möglich; aber er erklärte sich bereit, das Lager, welches eigentlich als Vorspiel für das Ganze hatte dienen sollen, zu vollenden. Damit es aber als ein selbständiges Ganzes dem Publicum vorgeführt werden könne, so war eine Umarbeitung und eine beträchtliche Erweiterung nöthig.

An diese machte sich Sch. alsbald und brachte bei dieser Veranlassung auch die höchst ergötzliche Scene mit dem Kapuziner hinein. Da man der ewigen Wiederholung der Iffland'schen Stücke bereits ziemlich überdrüssig war, so hoffte er, sein Lager würde als etwas Neues nicht nur Effect machen, sondern „als ein lebhaftes Gemälde eines historischen Moments und einer gewissen soldatischen Existenz auch ganz gut auf sich selber stehen können.“ Am 4. October ging es an Goethe ab, der sich nicht nur außerordentlich daran erfreute, sondern für die erste Aufführung auch ein einleitendes Soldatenlied einlegte, das von Sch. um einige Verse vermehrt wurde. Eben so wurde der bei der Wiedereröffnung des Theaters gesprochene Prolog um diese Zeit von unserm Dichter verfaßt. Am 11. October kam Sch. nach Weimar herüber, um der Generalprobe beizuwohnen, für deren Vorbereitung sich Goethe außerordentlich thätig gezeigt hatte. Das neue Local, die lebendige Verkörperung der von ihm geschaffenen Gestalten, die neue Bahn, die er mit seinem Stück betrat, das Alles versetzte ihn in eine gehobene Stimmung, so daß er in seinem Prolog der dramatischen Kunst dreist eine neue Aera versprechen konnte. Am 18. October fand die Aufführung des Lagers unter großem Beifall statt; und für die Fortsetzung seiner Arbeit in hohem Grade ermuthigt, kehrte Sch. nach Jena zurück, wo die Vollendung der Piccolomini für die Bühne sein nächster Gedanke war.

Die ersten Novembertage widmete er der Vollendung der Liebesscenen, obwohl er nicht ganz ohne Sorge war, daß das rein menschliche Interesse, das dieselben hervorrufen sollten, an der bereits feststehenden Handlung etwas verrücken möchte. Besonders aber machte ihm das astrologische Motiv viel zu schaffen, und er hätte es beinahe wieder verworfen, wenn nicht Goethe's Zustimmung rettend dazwischen getreten wäre. Hocherfreut schrieb er ihm daher am 11. December: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit aufs neue erfahren. Ihre Bemerkungen sind

vollkommen richtig und Ihre Gründe überzeugend. Ich weiß nicht, welcher böse Genius über mir gewaltet, daß ich das astrologische Motiv im Wallenstein nie recht anfassen wollte, da doch eigentlich meine Natur die Sachen lieber von der ernsthaften als leichten Seite nimmt." So gingen denn die Piccolomini in den schlimmsten Wintertagen ihrer Vollendung entgegen, wo Sch. noch dazu leidend war und gewöhnlich nur eine um die andere Nacht schlafen konnte; aber seine mächtige Willenskraft erhielt ihn aufrecht. Ursprünglich wollte er das Stück nicht eher aus Händen geben, als bis auch Wallensteins Tod vollendet wäre; indessen drängten sich die Nachfragen von mehreren Bühnen Deutschlands, und besonders ließ Iffland nicht nach, der seinen Verlust auf 4000 Thaler anschlug, wenn er das Stück, auf welches er mit Zuversicht gerechnet, nicht zu dem versprochenen Termine erhielte. Nun war Eile nöthig; und in der That gelang es Sch. mit Hülfe mehrerer Copisten, die Arbeit am 24. December zu beendigen und sogleich an Iffland abzuschicken. „So ist aber auch schwerlich", schrieb er sogleich an Goethe, „ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst nicht fertig zu werden." Daß nun auch der vertraute Freund als Director der Weimarer Bühne nicht hinter Iffland zurückstehen wollte, war natürlich, und so bekam denn auch er am letzten December die Piccolomini nach Weimar gesendet, aber zu Gunsten der Aufführung „ganz erschrecklich gestrichen"; Sch. hatte wohl an 400 Verse herausgeworfen.

Mit dem Anfange des Jahres 1799 sollte unser Dichter nun die Freude haben, sein neues Stück über die Bretter gehen zu sehen. Es wurde der 30. Januar, der Geburtstag der Herzogin von Weimar, gewählt. Goethe hatte alle nöthige Sorgfalt auf die Auswahl der Costüme verwendet, Meyer *) mit echt künstlerischem Sinn für die Anfertigung passender Decorationen

*) Vergl. Genius, der griechische 2c.

gesorgt. Nun kam auch Sch. nach Weimar herüber, um in Gemeinschaft mit Goethe die letzten Proben zu leiten; aber es kostete ihnen viel Mühe, die Schauspieler an das Sprechen der Verse zu gewöhnen, was seit längerer Zeit von dem Theater vollständig verbannt war. Endlich war der festliche Tag erschienen, und eine wohlgelungene Vorstellung, die Frucht einer siebenjährigen Thätigkeit, belohnte den Dichter für seine ernste und mühevolle Arbeit. Vierzehn Tage später, um dieselbe Zeit, wo die Piccolomini zum ersten Mal in Berlin in Scene gingen, kehrte Sch. nach Jena zurück, um nun auch das dritte Stück zu vollenden. Zum Glück befand er sich jetzt wieder wohler, so daß die Arbeit rasch vorwärts schritt. Bereits am 7. März konnte er Goethe schreiben: „Das dritte Stück wird durchbrechen, wie ich hoffe. Ich habe es glücklicher Weise arrangiren können, daß es auch fünf Acte hat, und den Anstalten zu Wallensteins Ermordung ist eine größere Breite sowohl als theatralische Bedeutung gegeben." Am 17. März war die ganze gewaltige Arbeit vollendet und ging mit den Begleitworten an Goethe ab: „Wenn Sie davon urtheilen, daß es nun wirklich eine Tragödie ist, daß die Hauptforderungen der Empfindung erfüllt, die Hauptfragen des Verstandes und der Neugierde befriedigt, die Schicksale aufgelöst und die Einheit der Hauptempfindung erhalten sei, so will ich höchlich zufrieden sein." Die Antwort hierauf theilte ihm Goethe mündlich mit, als er ihn einige Tage später besuchte, um ihn für mehrere Wochen mit nach Weimar zu nehmen. Das bereits über die vier ersten Acte gefällte Urtheil: „Wenn man die Piccolomini beschaut und Antheil nimmt, so wird man hier unwiderstehlich fortgerissen" — konnte natürlich auch auf das ganze Stück ausgedehnt werden. Die erste Aufführung desselben fand in Weimar am 10. April, in Berlin am 17. Mai statt. Sch. konnte seinem Freunde Körner schreiben: „Der Wallenstein hat eine außerordentliche Wirkung gemacht und auch die Unempfindlichsten mit fortgerissen. Es war darüber nur eine Stimme, und in den nächsten acht Tagen ward von nichts Anderem

gesprochen." Und in der That verbreitete sich von diesem Stücke in kurzer Zeit ein höherer Geist über ganz Deutschland. Die lebendige Anschauung des kriegerischen Lebens riß die Jugend unwillkürlich fort, und die Liebe zum Vaterlande erwachte in einer vorher nicht geahnten Weise. Im Jahre 1800 erschien der ganze Wallenstein bei Cotta gedruckt; 3500 Exemplare waren in zwei Monaten vergriffen, und i. J. 1801 wurde eine zweite, 1802 eine dritte Auflage nöthig.

Wie Sch. die Bearbeitung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges der Abfassung seines Drama's hat voraufgehen lassen, so ist auch für ein klares Verständniß dieses Kunstwerks die Bekanntschaft mit der historischen Grundlage desselben unentbehrlich. Wir lassen daher, gestützt auf G. Helbig *) und Fr. Förster **), eine kurze Skizze von Wallensteins Leben nachstehend folgen.

Der Held unseres Drama's stammt aus einer alten böhmischen Familie, die ihren Namen von dem Bergschlosse Waldstein in der Herrschaft Großskall im böhmischen Kreise Bunzlau entlehnte. Aus diesem Namen entstand bei den Böhmen Walsteina, bei den Deutschen Wallenstein. Albrecht Wenzel Eusebius Wallenstein, der dritte Sohn Wilhelms von Waldstein und seiner Gemahlin Margarethe von Smirricky, wurde am 15. September 1583 zu Hermanic [spr. nitz] an der oberen Elbe geboren. Da er seine Eltern, die Protestanten und wenig bemittelt waren, frühzeitig verlor, so ließ ihn Johann von Ricam, ein katholischer Oheim, von Jesuiten zu Olmütz erziehen, wo ihn sein Lehrer Puchta mit dem 16. Jahre in den Schooß der allein selig machenden Kirche aufnahm. Später studirte er in Padua und Bologna. Was seinen Aufenthalt bei dem Markgrafen von

*) K. G. Helbig. Schillers Wallenstein für Schule und Haus. Stuttgart und Augsburg bei Cotta. 1856.

**) Fr. Förster. Wallenstein, Herzog von Friedland. Eine Biographie. Potsdam 1834.

Burgau (L. 7)*), so wie sein Studentenleben in Altdorf**) betrifft, so haben sich die auf diese Orte bezüglichen Erzählungen als mythisch ausgeschmückte Berichte erwiesen. Sein Sturz aus dem Fenster des Schlosses Amras bei Insbruck, von dem noch jetzt jedem Besucher desselben erzählt wird, ist eine reine Sage; und das Stückchen, das er als Student zu Altdorf gespielt haben soll, ist von einem anderen Waldstein auf ihn übertragen worden. Dagegen ist es sicher, daß er sich durch Reisen in Frankreich, den Niederlanden, England und Deutschland weiter auszubilden suchte, und als Lieblingsbeschäftigung die damals in hohem Ansehen stehende Astrologie (s. d.) trieb. Unter Kaiser Rudolf II. trat er in den Soldatenstand, kämpfte i. J. 1606 mit Auszeichnung gegen die Türken und wurde zum Hauptmann der Infanterie ernannt. Bald darauf vermählte er sich mit Lucretia Rickeß von Landeck, einer Wittwe, die ihm an Jahren weit voraus war, aber ein bedeutendes Vermögen besaß. Da dieselbe indessen schon i. J. 1614 starb, ihm außerdem aber noch vierzehn Güter eines Oheims in Böhmen durch Erbschaft zufielen, so erlangte er hierdurch die Mittel, sich Kaiser Ferdinands II. Gunst zu erwerben. Derselbe hatte bereits (1617) zwei Jahre vor seiner Thronbesteigung als Erzherzog von Steiermark einen Feldzug gegen die Venetianer zu führen. Hierbei leistete ihm Wallenstein (Dr. Kr. 136) nicht nur durch seinen Reichthum, sondern auch als Oberster bedeutende Dienste; außerdem aber ergriff er, als die Böhmen unter dem Grafen Thurn einen Aufstand erhoben, die

---

*) Der Kürze wegen werden wir in diesem Artikel die drei Abtheilungen des Dramas, das Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod, einfach mit den Buchstaben L, P und T bezeichnen. Eine Vergleichung mit den eingeklammerten Scenen wird dem Leser zeigen, wie der Dichter die historischen Thatsachen in seinem Drama verwerthet hat.

**) Nach Leopold von Ranke's Geschichte Wallensteins hat dieser allerdings die Universität Altdorf besucht und sich daselbst durch unbezähmbare Heftigkeit ausgezeichnet, so daß ihm nur mit Rücksicht auf seine hohen Verwandten die förmliche Relegatien erspart worden ist.

kaiserliche Partei, brachte die Kassen von Olmütz nach Wien und schlug 1620 den siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor in Schlesien. Ehrgeizig, wie er war, gelang es ihm 1622 den Grafentitel zu erwerben, worauf er die Herrschaft Friedland durch Ankauf von 60 confiscirten Herrschaften und Gütern bis zu 60 Quadratmeilen erweiterte. In Folge dessen wurde er 1623 zum Fürsten von Friedland und somit zur Würde eines Reichsfürsten erhoben. Hierauf vermählte er sich zum zweiten Male, und zwar mit Isabella Katharina, der liebenswürdigen und bescheidenen Tochter eines Grafen von Harrach, der bei dem Kaiser in hohem Ansehen stand. Für die bedeutenden Dienste, die er dem letzteren in Böhmen und Mähren geleistet, ward ihm 1627 der Herzogstitel zu Theil, und alsbald machte er auch von seinem Rechte Gebrauch, Münzen mit seinem Bildniß (L. 11) prägen zu lassen.

Inzwischen hatte der seit 1618 ausgebrochene Krieg eine erweiterte Ausdehnung gewonnen, indem sich Christian IV. von Dänemark in denselben mischte. Der evangelischen Union stand zwar die von dem Kurfürsten Maximilian von Baiern gebildete katholische Liga gegenüber; aber es war dem Kaiser ein drückendes Gefühl, von dieser Unterstützung abhängig zu sein. Er nahm daher Wallensteins Anerbieten, ihm ein Heer von 40,000 Mann zu stellen, mit großer Bereitwilligkeit an, ernannte ihn zum Generalissimus und Feldmarschall und hatte bald die Freude, zu sehen, wie Mansfeld (s. d. u. L. 5) aus Deutschland vertrieben, die Dänen verjagt und die Streitkräfte der Protestanten vernichtet wurden. Die von Wallenstein geleisteten Vorschüsse waren dem Kaiser natürlich sehr willkommen, und wenn das neu gebildete Heer auch bald auf 100,000 Mann anwuchs, so war es doch gut organisirt, wurde in trefflicher Ordnung erhalten und kostete dem Kaiser (P. II, 7) keinen Heller, da es auf Kosten der Länder lebte, die es eben besetzt hielt. So war Wallenstein in einem Zeitraum von drei Jahren der allmächtige Gebieter des evangelischen Norddeutschlands geworden.

Im Jahre 1627 zog er nach Schlesien, kaufte von dem Kaiser das Herzogthum Sagan für 125,000 Gulden und ging hierauf nach Mecklenburg, dessen Herzöge Adolph Friedrich und Johann Albrecht als vermeintliche Bundesgenossen des Königs von Dänemark ihres Landes für verlustig erklärt worden waren. Da der Kaiser ihm wegen nicht gezahlter Kriegskosten auch Mecklenburg als Unterpfand überließ, so nannte er sich jetzt Herzog von Mecklenburg, Friedland und Sagan und begab sich nun nach Pommern, wo sich ihm Alles unterwarf, mit Ausnahme der Stadt Stralsund, die keine kaiserliche Besatzung einnehmen wollte. Obwohl er die Stadt (L. 8) fast ein ganzes Vierteljahr, vom Mai bis zum August 1628, belagerte, so mußte er doch unverrichteter Sache wieder abziehen.

War hierdurch der Glaube an die Unbezwinglichkeit des mächtigen Gewalthabers bei dem Volke erschüttert, so athmeten nunmehr auch die Fürsten auf, bei denen der Glanz, welchen Wallenstein in seiner Umgebung zur Schau trug, längst Neid erregt hatte. Die gewaltsamen Erpressungen (L. 6, V. 134—136), welche er sich in katholischen wie in protestantischen Ländern erlaubt, waren die Veranlassung, daß i. J. 1630 auf dem Reichstage zu Regensburg (P. II, 7, V. 155 — Dr. Kr. 156) von allen Reichsfürsten Beschwerden gegen ihn erhoben wurden, welche ihn bewogen, seine Entlassung zu nehmen. Der Kaiser, der sich auf einen Kampf mit den katholischen Fürsten, besonders mit Maximilian von Baiern, nicht gern einlassen mochte, sah sich genöthigt, einzuwilligen; und Wallenstein, obwohl mächtig genug, um selbst dem Kaiser sammt den Reichsfürsten Trotz (P. II, V. 165 u. 66) zu bieten, war doch viel zu vorsichtig, als daß er von seiner Gewalt einen übereilten Gebrauch gemacht hätte. Ruhig der Zukunft vertrauend, zog er sich nach Gitschin (s. d.) zurück, wo er mit fürstlicher Pracht (P. III, 4, V. 141—157), gleichzeitig aber in nützlicher Thätigkeit lebte, die besonders auf die bessere Verwaltung seiner Güter gerichtet war. Von Zeit zu Zeit pflegte er auch nach Prag zu gehen, wo er einen prächtigen Palast besaß.

Digitized by Google

Lange jedoch sollte ihm diese friedliche Beschäftigung nicht vergönnt sein. Zu Anfang des Juli 1630 war Gustav Adolph in Pommern gelandet, theils durch politische Rücksichten getrieben, theils aber auch, um seinen Glaubensgenossen Hülfe zu bringen. Als umsichtiger Feldherr drang er rasch nach Sachsen vor und verstand es, die unter Tillys Oberbefehl stehenden Heere des Kaisers und der Liga bis zu Ende des Jahres zu beschäftigen. Nachdem er hierauf den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg zu einem Bündniß gezwungen, und durch Wiedereinsetzung der Herzöge von Mecklenburg für die Beleidigung Rache genommen, welche ihm Wallenstein durch die Belagerung Stralsunds zugefügt hatte, wandte er sich gegen Tilly (s. d.), schlug denselben bei Leipzig und Breitenfeld und drang durch das fränkische Gebiet bis an den Rhein vor, wo er die Winterquartiere bezog. Im nächsten Frühjahr trieb er Tilly über die Donau zurück, und als dieser zu Ingolstadt seinen Wunden erlegen war, drang er über den Lech in Baiern ein, so daß der Kaiser nunmehr in seinen Erblanden bedroht wurde. Inzwischen waren auch die mit dem Schwedenkönig verbundenen Sachsen in Böhmen eingedrungen und bis nach Prag vorgerückt. Bei dieser Gelegenheit hatte Wallenstein eine zweideutige Rolle gespielt. Schon im Sommer 1631 hatte er durch den Grafen von Thurn und einen Czechen Sesyma [spr. Széßima] Raschin (bei Sch. P. V, 2 Sesin) Unterhandlungen mit Gustav Adolph gepflogen und den Sachsen das Vordringen in Böhmen erleichtert; aber da man auf beiden Seiten kein rechtes Vertrauen (vergl. T. I, 5, V. 34) hatte, so war kein weiteres Resultat erreicht worden. Wallenstein konnte daher auf die neuen Bitten des Kaisers, ihm abermals ein Heer zu werben, ohne weiteres eingehen. Freilich gab er sich anfangs den Schein, als sei ihm an einer Wiederherstellung des früheren Verhältnisses nicht viel gelegen. Und obwohl man Max von Waldstein *), einen Vetter des Herzogs, der unter

*) Vielleicht war diese Persönlichkeit für den Dichter eine Veranlassung, dem jungen Piccolomini den Vornamen Max zu geben.

seinen Verwandten besonders viel bei ihm galt, zum Ueberbringer der ersten Anträge gewählt hatte, so erklärte er sich doch nur bereit, nach Znaïm zu gehen, und dort die näheren Vorschläge des Kaisers zu erwarten. Hier (vergl. P. I, 2) war es, wo er mit dem Fürsten von **Eggenberg** (P. II, 2), den er unter den Räthen des Kaisers besonders achtete, die Unterhandlungen begann und endlich den dringenden Bitten des Wiener Hofes nachgab. In drei Monaten brachte er hierauf ein Heer von 30,000 Mann zusammen*) und übernahm nun den Oberbefehl unter Bedingungen (vergl. Dr. Kr. 304 u. L. 11, V. 185), bei welchen das Verhältniß zwischen dem Herrscher und dem Unterthanen sich vollständig umkehrte, so daß ein anderer als ein gewaltsamer Ausgang kaum zu denken war. Dennoch erhob sich am Hofe keine Stimme, welche diese Bedingungen übertrieben gefunden hätte.

In kurzer Zeit hatte Wallenstein sein Heer bis auf 40,000 Mann vermehrt. Jetzt (April 1632) brach er von Znaïm nach Prag auf, nahm die Stadt mit Gewalt und verdrängte die Sachsen aus Böhmen (vergl. P. II, 7), so daß Gustav Adolph sich veranlaßt sah, aus Baiern zurückzugehen und einen großen Theil seiner Heeresabtheilungen, besonders die von Bernhard von Weimar (s. d.) und Banner**) befehligten Truppen, bei Nürnberg zusammenzuziehen. Ganz in der Nähe, auf der sogenannten **Alten Veste** (T. III, 15, V. 91) nahm auch Wallenstein eine gesicherte Stellung ein, aus der ihn Gustav Adolph vergebens (vergl. Nürnberg) zu vertreiben suchte. Als es ihm nach diesem

*) Riccius, ein damaliger Schriftsteller, sagt: „Wallenstein hat nur nöthig, mit dem Fuße auf die Erde zu stampfen, um Heere von Bewaffneten hervorzuzaubern", ein Ausspruch, der an Karls VII. Worte (J. v. O. I, 3) erinnert, ursprünglich aber dem Römer Pompejus angehört.

) eig. Joh. Banér od. **Bannier, wie Meteeren (Meteranus) in seinen niederländischen Historien vom Jahre 1640 ihn nennt, und wie er auch in Merian's Theatrum Europaeum genannt wird: daher (T. II, 3): „**Banniers** verfolgende Dragoner"

verzweifelten Versuch eben so wenig gelang, ihn nach der Donau zu locken, Wallenstein vielmehr nach Sachsen ging, um daselbst Winterquartiere zu nehmen, so griff er ihn am 6. November bei Lützen an, sollte aber hier zugleich seine Heldenlaufbahn beschließen. Obwohl Bernhard von Weimar die Schlacht zu Gunsten der Schweden entschieden hatte, so schrieben sich die Kaiserlichen (vergl. P. II, 7, B. 56) dennoch den Sieg zu. Aber freilich fiel es Wallenstein nicht ein, denselben zu verfolgen; er ging vielmehr nach Böhmen in die Winterquartiere, um sein Heer daselbst zu ergänzen. Im Frühjahr 1633 begab er sich nach Schlesien, das theils von Sachsen, theils von Brandenburgern und Schweden besetzt war. Aber auch diese trieb er nicht heraus, was mit leichter Mühe hätte geschehen können. Er ließ sich im Gegentheil auf geheime Unterhandlungen ein und erregte dadurch Mißtrauen nicht nur am kaiserlichen Hofe, sondern auch bei den Sachsen und den Schweden, die er vermuthlich miteinander hatte entzweien wollen. Ein kaiserlicher Gesandter, welcher bei ihm erschien, um auf eine energischere Kriegführung zu dringen, wurde rücksichtslos behandelt und schließlich abgewiesen, so daß nun nichts weiter übrig blieb, als gegen den trotzigen und übermächtigen Feldherrn im Geheimen vorzugehen; auch gelang es bald, Gallas, Piccolomini und andere höhere Officiere für die Sache des Kaisers zu gewinnen.

So ging der ganze Sommer vorüber, ohne daß Wallenstein etwas Entscheidendes unternommen hätte; erst im October wandte er sich gegen Sachsen, kehrte aber plötzlich um und schlug die unter dem Grafen Thurn vereinigten Brandenburger und Schweden (Dr. Kr. 388) bei Steinau „am Oderstrom“ (P. II, 7, B. 80 u. 104), vielleicht nur, um die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zu widerlegen. Unterdessen hatten die Schweden unter Bernhard von Weimar in Franken, am Rhein und an der Donau so bedeutende Fortschritte gemacht, daß selbst Regensburg in ihre Hände fiel. Jetzt drang der Kaiser darauf, daß Wallenstein dem Kurfürsten von Baiern Hülfe bringen solle. Allerdings

schickte er nun einige Recognoscirungsmannschaften (vergl. Dr. Kr. 377) nach Baiern hinein, die bis an die schwedischen Vorposten vordrangen, das war aber auch alles. Er selbst ging mit dem Gros seiner Armee nach Pilsen und schrieb an den Kaiser, es sei jetzt weiter nichts zu machen, und die Winterquartiere müßten in Böhmen genommen werden. Diese abermalige Belastung seiner Erblande machte den Kaiser im höchsten Grade mißgestimmt; er schickte deshalb im December den Hofkriegsrath Questenberg nach Pilsen, um mit Wallenstein wegen Verlegung der Truppen zu unterhandeln. Dieser aber versammelte seine Generale und Regiments-Commandeure und ließ von denselben eine Erklärung aufsetzen, daß man die Truppen im Winter unmöglich gegen den Feind führen könne, wenn man nicht eine Meuterei unter den Soldaten (vergl. L. 11, V. 367 u. T. I, 3, V. 73) herbeiführen wolle. Außerdem befahl er dem Obersten de Suy (Picc. II, 7, V. 186), der zufolge einer kaiserlichen Ordre bis Passau vorgerückt war, bei Todesstrafe, sogleich wieder umzukehren. Jetzt (Dr. Kr. 391) forderte der Kurfürst Maximilian von Baiern den Kaiser auf, Wallenstein seines Commando's zu entsetzen, wobei ihn auch die spanische Regierung unterstützte, die den Herzog geradezu als einen Verräther (T. III, 15, V. 36) bezeichnete.

Ungeachtet dieser Forderungen machte der Kaiser im Januar 1634 noch einen Versuch. Er schickte den Grafen von Trautmannsdorf und den Pater Quiroga (Picc. IV, 5, V. 92) zu Wallenstein, um ihn zu anderen Entschließungen zu bewegen. Man wollte dem Heere den König von Ungarn (vergl. Kind) beigeben, und außerdem sollte er 8000 Reiter zu dem Cardinal-Infanten Ferdinand von Spanien stoßen lassen, der eben im Begriff war, sich als Statthalter der Niederlande (L. 11, V. 29) auf seinen Posten zu begeben. Zumuthungen dieser Art liefen dem Contracte, welchen Wallenstein mit dem Kaiser geschlossen, direct entgegen; er wies sie daher mit Entschiedenheit zurück und erklärte, unter solchen Umständen das Commando lieber

niederlegen zu wollen. Mit dieser letzten Erklärung war es ihm freilich keinesweges Ernst; im Gegentheil rüstete er sich (Dr. Kr. 392) zu einer verrätherischen Gegenwehr, während der Kaiser im Geheimen die nöthigen Anstalten traf, um das Heer zum Gehorsam gegen seine eigene Person zurückzuführen. Wallenstein's nächster Schritt bestand darin, daß er seine bedeutendsten Generale und Obersten nach Pilsen berief, und ihnen durch seine Vertrauten, den Feldmarschall Illo (Dr. Kr. 397) und den Grafen Terzky eröffnen ließ, er sei gesonnen, das Commando niederzulegen, da der Hof seiner überdrüssig sei. Als die Officiere sich hierüber in hohem Grade unzufrieden zeigten, erklärten sich Illo und Terzky bereit, noch einmal mit dem Herzog zu reden, indessen möchten die Obersten eine schriftliche Erklärung aufsetzen, daß sie an ihm festhalten wollten. Dies geschah, wie ältere Quellen erzählen, mit Hinzufügung der Klausel, daß nichts gegen den Kaiser und gegen die katholische Religion unternommen werde. In dem zu Warmbrunn befindlichen Originale des „Pilsener Schlusses", wie man diese Ergebenheitsadresse nannte, ist die Klausel nicht vorhanden; auch steht fest, daß mehrere Officiere, die wegen der Unterschrift der Adresse zur Rechenschaft gezogen wurden, sich keinesweges darauf beriefen, daß man sie mit einer unvollständigen Abschrift getäuscht habe. Als Wallenstein hörte, wozu seine Obersten bereit seien, erklärte er, er wolle bleiben. Hierauf gaben Illo und Terzky ein Gastmahl, bei dem es ziemlich toll herging, und wo die Schrift, in der des Kaisers in keiner Weise erwähnt war, unterzeichnet wurde.

Inzwischen hatten italienische und spanische Officiere über die bedenklichen Vorgänge nach Hofe berichtet, und besonders hatte Piccolomini, in welchen der Herzog ein unbedingtes Vertrauen setzte, dem Kaiser genauere Mittheilungen über den Pilsener Schluß, wie über die durch den Grafen Kinsky mit Frankreich gepflogenen geheimen Unterhandlungen gemacht. Jetzt war der Kaiser genöthigt, einen entscheidenden Schritt zu thun.

Dem bereits gewonnenen Grafen Gallas wurde ein vom 24. Januar unterzeichnetes Patent eingehändigt, in welchem Wallenstein als Rebell bezeichnet und für vogelfrei erklärt, das Heer aber an Gallas gewiesen ward. Von diesem Patent sollte erst im Nothfall Gebrauch gemacht werden, vor allem aber sollte es Wallenstein verborgen bleiben, mit dem der Kaiser noch drei Wochen lang in gewohnter Weise correspondirte, wobei er ihn sogar mit dem Titel „Herzog von Mecklenburg" bezeichnete. Außer dem genannten Patent erhielten Gallas und Piccolomini noch den geheimen Auftrag, sich Wallensteins lebend oder todt zu bemächtigen. Am 20. Februar beschied Wallenstein, nachdem er seine Unterhandlungen mit Schweden und Frankreich dem Abschlusse näher gebracht, seine Generale und Obersten nochmals nach Pilsen, stellte ihnen einen Revers aus, daß es ihm nie in den Sinn gekommen, das Geringste gegen den Kaiser oder gegen die katholische Religion zu unternehmen, und sandte erst den Oberst Mohrwald, und einen Tag später den Oberst Brenner nach Wien, durch welche er sich bereit erklärte, das Commando niederzulegen und, falls man es verlangte, sich selber zu stellen. Diese Boten aber wurden von Piccolomini und Diodati aufgehalten, und Gallas beeilte sich, von seiner Vollmacht Gebrauch zu machen. Er verließ (Dr. Kr. 403) Pilsen, um, wie er vorgab, Aldringer, den Befehlshaber der baierschen Abtheilung von Wallenstein's Heer, herbeizuholen. Im südlichen Böhmen kamen beide zusammen; statt aber zurückzukehren, verabredeten sie mit einander, was zu thun sei, um dem Kaiser seine dortigen Garnisonen zu erhalten. Auf einen nach Wien gesandten Bericht traf man von dort aus die nöthigen Anstalten, um Wallenstein in Pilsen zu isoliren, und durch ein vom 18. Februar ausgestelltes Patent wurden die Soldaten an das neue Commando verwiesen und für den Kaiser in Pflicht genommen.

Wallenstein, fest auf sein Heer und die Gestirne bauend, zugleich aber voll Hoffnung auf eine nahe Verbindung mit den Sachsen, hatte keine Ahnung von dem, was in Wien gegen ihn

geschmiedet war. Als er aber hörte, daß sich Piccolomini heimlich aus Pilsen entfernt hätte, fürchtete er Verrath von Seiten der Generale und wollte deshalb alle ihm zur Disposition stehenden Truppen in Prag vereinigen. Ueber diese Absicht sollte Bernhard von Weimar durch den sächsischen Feldmarschall Franz Albert von Lauenburg aufgeklärt werden, der auf Wallenstein's Plan eingegangen war. Da kam die Nachricht, daß Prag verloren und die abgefallenen Generale Piccolomini, Gallas und Maradas gegen ihn im Anzuge seien. Jetzt verließ der Herzog Pilsen und traf am 24. Februar mit fünf Schwadronen Terzkyscher Reiter und 200 Dragonern, die unter Buttler's Befehl standen, in Eger ein, gefolgt von Terzky, Kinsky, Illo, seiner Gemahlin, der Gräfin Terzka und dem Astrologen Seni, der sein steter Begleiter war. Erst jetzt, als Wallenstein sein Leben bedroht sah, entschloß er sich, dem Herzog Bernhard von Weimar die Hand zu bieten. Aber sein böser Genius folgte ihm auf den Fersen. Buttler, der um des Kaisers Absichten wußte, auf Wallenstein aber wegen früher erfahrener Zurücksetzung erbittert war, beschloß seine Plane zu vereiteln.

Gordon, der Commandant von Eger, hatte Wallenstein's Ordre erhalten und fügte sich derselben, weil er der Meinung war, der Herzog rücke mit großer Macht heran; als ihm Buttler jedoch die kaiserliche Achtserklärung mitgetheilt hatte, wurde ihm bange, und er ging um so leichter auf dessen Vorschlag ein, als Illo und Terzky in seiner und des Oberstwachtmeisters Leslie (Dr. Kr. 407) Gegenwart ohne Rückhalt von der baldigen Ankunft der Schweden gesprochen hatten. Am Abend des 25. Februar gab Gordon den Generalen ein Festmahl auf dem Schloß der Citadelle, das jetzt verfallen ist, übrigens von dem Hause, wo Wallenstein seine Wohnung genommen, nicht (T. V, 4) gesehen werden konnte. Gegen acht Uhr, als eben der Nachtisch aufgetragen werden sollte, drangen der Oberstwachtmeister Geraldin und der Hauptmann Devereux mit sechs Dragonern in den Saal, stürzten die Tische um und riefen: „Holla! wer

ist gut kaiserlich?" Die Verschworenen sprangen auf, zogen sich an die Saalwand zurück und wurden nach verzweifelter Gegenwehr niedergemetzelt; es waren Kinsky, Illo, Terzky und der Rittmeister Neumann. Terzky (nicht Illo, vergl. T. V, 6) tödtete und verwundete mehrere Dragoner, ehe er zusammensank. Während Gordon auf der Citadelle blieb (vergl. T. V, 4), ging Leßlie mit zwei Compagnien Buttlerischer Dragoner nach der Stadt, um die Zugänge zu dem Marktplatz zu besetzen. Bald darauf erschien auch Buttler mit Geraldin und Deveroux; sie begaben sich in das Haus des Bürgermeisters Pachhälbel am Markte, wo Wallenstein sich zeitig zur Ruhe begeben hatte. Während Buttler und Geraldin die Thüren besetzt hielten, drang Deveroux mit sechs Dragonern in des Herzogs Schlafgemach, der, von dem Lärm geweckt, aufgesprungen war, um die Wache zu rufen. Mit den Worten: „Bist Du der Schelm, der Seiner Kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!" stieß ihm Deveroux die Partisane in die Brust, und lautlos stürzte der Mann zusammen, dessen gewaltige Erscheinung von fast ganz Europa angestaunt worden war. Er hatte ein Alter von 51 Jahren erreicht.

Buttler und Gordon, welche eigenmächtig gehandelt hatten, suchten sich in einem Bericht an den Kaiser zu rechtfertigen und hatten sich einer gnädigen Aufnahme ihrer Handlungsweise zu erfreuen. Inzwischen war Pilsen von den Kaiserlichen besetzt worden, und Piccolomini und Gallas kamen nach Eger. Ferdinand zog alle Güter des Herzogs, als eines Geächteten, ein und verschenkte sie an die bei der Ermordung Wallensteins und seiner Generale betheiligten Personen; nur Neuschloß verblieb der Wittwe des Herzogs und seiner Tochter Elisabeth, der nachmaligen Gräfin Kaunitz. Piccolomini erhielt die Herrschaft Nachod, auch wurde ihm später eine Standeserhöhung zu Theil. Des Herzogs sterbliche Ueberreste wurden in einer von ihm zu Walditz bei Gitschin erbauten Karthause beigesetzt, doch ward ihm auch hier nicht einmal Ruhe gegönnt. Im Jahre 1639,

wo Banner in diese Gegend kam, ließ er Wallenstein's Gruft öffnen und war barbarisch genug, das Haupt und den rechten Arm zu rauben und nach Schweden zu schicken. Erst nach mehr als hundert Jahren wurden die verstümmelten Ueberreste von einem Verwandten nach Münchengrätz übergeführt und in der dortigen Sanct Annen-Capelle beigesetzt.

Ob Wallenstein schuldig oder unschuldig gewesen, ob seine Unterhandlungen mit den Sachsen und den Schweden nur zum Schein geführt wurden, oder ob sie wirklich ein verrätherisches Bündniß gegen seinen Herren zum Zweck gehabt, darüber sind die Ansichten zwei Jahrhunderte lang (vergl. Prol. V. 102 u. 103) getheilt gewesen. Erst der neueren Geschichtsforschung war es aufbehalten, mit voller Gewissenhaftigkeit zu verfahren und dem frevelhaft Gemordeten gegenüber die Stimme der Gerechtigkeit erschallen zu lassen. Einen eifrigen Vertheidiger hat Wallenstein an Friedrich Förster *) gefunden, der seine Unschuld behauptet und zu beweisen versucht hat. Eben so sagt Richter **): „In ihrer ganzen Ausdehnung hat er seine Vollmachten gebraucht, aber mißbraucht hat er sie nie. Was er gethan, und was ihm seine Feinde zur Anklage machten, dazu hatte ihm sein Kaiser das Recht gegeben." Auf Grund dieser Rechtfertigungen hat Graf Christian von Waldstein-Wartenberg, Wallenstein's rechtmäßiger Erbe, wegen der eingezogenen Güter Klage gegen den kaiserlichen Fiscus erhoben, aber, wie sich erwarten ließ, ohne Erfolg. In Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges erscheint Wallenstein zufolge der unzulänglichen Quellen, welche unserm Dichter zu Gebote standen, gleich von Anfang an als ein widerspenstiger Unterthan (vergl. Dr. Kr. 293) seines Kaisers, als ein Charakter, der nicht nur von Ehrsucht erfüllt, sondern seit dem Regensburger Fürstentage auch von Rachegedanken

*) Vergl. Fr. Förster. Wallenstein's Briefe. Berlin 1828, und Wallenstein's Prozeß vor den Schranken des Weltgerichts. Leipzig bei G. Teubner, 1844.

**) Otto Victor Richter. Wallenstein und sein letzter Tag in Eger. Wunsiedel bei Baumann, 1858.

beseelt war, die ihn erst zu heimlichem, dann aber zu offenem Verrath an seinem Herrn fortrissen. Die spätere geschichtliche Forschung hat dargethan, daß Wallenstein von dieser Schuld freizusprechen ist, denn selbst seine Unterhandlungen mit den Sachsen und den Schweden wurden mit Zustimmung des Kaisers geführt; dagegen lassen die durch seinen ränkevollen Schwager Graf Kinsky mit dem französischen Gesandten Feuquières (vergl. Dr. Kr. 385) gepflogenen Unterhandlungen allerdings vermuthen, daß er in den letzten Monaten seines Lebens auf einen Abfall vom Kaiser hingearbeitet habe. Sei dem nun, wie ihm wolle, so hat Sch. in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges doch weder den Charakter noch die Unternehmungen des Herzogs in ein entschieden falsches Licht gestellt, und der Gedanke, daß er einen wirklichen Verräther vor sich habe, mußte ihm wenigstens für die Tragödie durchaus willkommen sein.

Als Sch. im Herbst des Jahres 1796 mit der dramatischen Gestaltung seines Stoffes den Anfang gemacht, schrieb er an Körner: „Die Basis, worauf Wallenstein sein Unternehmen gründet, ist die Armee: für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vor's Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann; ich kann also das Object, worauf er ruht, nicht zeigen, und eben so wenig das, wodurch er fällt: das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser.“ Und allerdings bot die Weitläuftigkeit des Schauplatzes mit seinen zahlreichen Parteien, seinen höchst verwickelten Verhältnissen und den weitverzweigten Fäden, aus denen der Knoten des Stückes zu schürzen war, dem Anschein nach unüberwindliche Schwierigkeiten dar. Dennoch konnte Sch. schon nach einem Jahre (5. Januar 1798) an Goethe schreiben: „Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich hinausgegangen bin, welches die Frucht unseres Umgangs ist ... Ich werde es mir gesagt sein lassen, keine andere als historische Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe sein. Es ist eine ganz andere Operation, das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren. Es

steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffes meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widersteht." Diese Worte des Dichters sagen uns deutlich, in welchem Verhältniß sein Drama zur Geschichte steht. Wenngleich der historische Boden ihm alle nothwendigen Elemente lieferte, aus denen er eine lebensvolle Handlung hervorgehen lassen konnte, so war er als Dichter doch weder im Stande noch gewillt, die geschichtliche Treue nach allen Richtungen hin zu wahren. Es kann daher nicht auffallen, wenn er sein Material mit großer Freiheit behandelt, Dies und Jenes bringt, was der Historiker anders darstellt, manches Thatsächliche von einer Person auf die andere überträgt; dagegen finden wir, daß der ganze Geist jener Zeit mit Ernst und Treue festgehalten ist, und bedeutsame Momente der Geschichte, über welche wir Aeußerungen aus dem Munde der handelnden Personen vernehmen, mit einem hohen Grade von Anschaulichkeit uns vor die Seele treten. Die Haupthandlung aber läßt der Dichter sich aus dem Innern seines Helden entwickeln, den ihm die Geschichte als einen stolzen, ehrgeizigen, von Gedanken der Rache erfüllten Mann gezeigt, entschlossen, sich gegen seinen Kaiser wie gegen die bestehende Ordnung aufzulehnen. Die Beziehungen seines Helden zu der Welt, die derselbe in's Dasein rief, gestaltete und mit seinem Sturz zu Grunde richtete, sie bilden den geschichtlichen Inhalt des Stückes.

Man hat Sch.'s Wallenstein seiner Dreitheilung wegen bisweilen als Trilogie bezeichnet; doch ist auch von verschiedenen Seiten her darauf hingewiesen worden, daß wir es hier mit einer Trilogie im antiken Sinne keinesweges zu thun haben. Wenn Aeschylos, der Schöpfer der tragischen Kunst, in seiner „Orestias" drei Stücke, den „Agamemnon", die „Coëphoren" und die „Eumeniden" mit einander verbindet, so giebt er uns drei selbständige Stücke, die sich auf einander beziehen, von denen aber

jedes seine besondere Katastrophe und einen befriedigenden Abschluß hat. Eine Reihe von Stücken zu schaffen, welche dieser Forderung entsprächen, lag aber nicht in Schiller's Absicht; er wurde nur durch die Masse des Stoffes zu einer Zerlegung in drei Stücke gezwungen. Auf diese Weise ist denn ein „dramatisches Gedicht" von ungewöhnlicher Ausdehnung entstanden, welches, indem es aus einer wichtigen Epoche der Geschichte ein Hauptmoment herausgreift, uns gleichzeitig ein ganzes Zeitalter in charakteristischen Zügen zur Anschauung bringt, ohne jedoch der inneren Einheit zu entbehren, die man von einem dramatischen Kunstwerk verlangt. Was sich in der Geschichte von Ende November 1633 bis Ende Februar 1634 zugetragen, das hat der Dichter hier auf einen Zeitraum von vier Tagen zusammengedrängt. Jos. Bayer nimmt als die Zeit, in welcher „das Lager" spielt, einen Tag vor dem Gastmahle in Pilsen an, also den 12. Januar 1634; die „Piccolomini" spielen am Tage dieses Gastmahls selbst bis zum nächsten Morgen nach demselben; und „Wallenstein's Tod" von da an bis zu seiner Ermordung in Eger, am 25. Februar 1634. Ungeachtet die drei Stücke in enger Verbindung mit einander stehen, so hat doch jedes seinen eigenthümlichen Charakter. In dem Lager, welches uns in die niedere Gesellschaft der gemeinen Soldaten versetzt, herrscht ein derber und kräftiger Humor, so daß es, wenn auch nicht seinem Wesen, so doch seiner Form nach auf den Titel eines Lustspiels Anspruch machen kann. Die Piccolomini führen uns in eine edlere Gesellschaft, deren ernstes und besonnenes Handeln auf die Erreichung höherer, selbst idealer Zwecke gerichtet ist. Wallenstein's Tod endlich ist das wahrhaft tragische Stück, dessen Aufgabe es ist, unsere Seele mit Furcht und Mitleid zu erfüllen. Hoffmeister charakterisirt sie kurz und treffend so: „Das erste Stück hüpft leicht geschürzt dahin; das zweite dehnt sich ruhig und langsam in eine breite Fläche aus; das dritte hat einen reißenden, jähen Sturz in engem Bette." Ob dessen ungeachtet die ganze Dichtung einen einheitlichen Charakter

hat, das hat Sch. selbst Sorge gemacht. Die Fragen (s. o. S. 439), welche er deshalb am 17. März 1799 an Goethe richtete, hat Tomaschek*) auf zwei Hauptpunkte zurückgeführt: „1) Ist die Dichtung wirklich eine Tragödie? 2) Kann in ihr eine durchgängige Einheit nachgewiesen werden?" Unserer Ansicht nach ist es ihm gelungen, diese Fragen bejahend zu lösen. Gehen wir nun zu einer näheren Betrachtung der einzelnen Stücke über, und beginnen wir unter Benutzung von Helbig's Anmerkungen mit dem

Prolog.

Der Plan zu demselben wurde vermuthlich von Schiller und Goethe gemeinschaftlich entworfen, die Dichtung selbst jedoch, wie aus dem Briefwechsel beider erhellt, von Schiller allein, und zwar zu Goethe's besonderer Zufriedenheit verfaßt. Durch die fünffüßigen ungereimten Jamben wollte er das Publicum jedenfalls unbemerkt in die Sprache einführen, auf die es fortan von der Bühne her vorzugsweise zu rechnen habe. — Von der festlichen Stimmung ausgehend, welche die Räume des neu eröffneten Theaters (Str. 1) in der Seele der Zuschauer hervorrufen mußten, betrachtet er die Bühne (2) zunächst als eine Bildungsstätte für die Schauspieler und erinnert dieselben an Iffland, „den edlen Meister", der im April und Mai des Jahres 1798 einige Gastrollen in Weimar gegeben, bei denen Sch. selbst freilich nicht hatte anwesend sein können, über deren Erfolg jedoch ihm durch Goethe nähere Mittheilung gemacht worden war. Die „lang gehegte Hoffnung" bezieht sich auf Schröder, den man als Gast aus Hamburg erwartete, um in der Rolle des Wallenstein aufzutreten, eine Hoffnung, die aber leider nicht in Erfüllung ging. Doch nicht die großen Vorbilder allein sind ihm für die Schauspieler von Bedeutung, sondern auch die Zuschauer sind ihm werth, da sie durch ihr Urtheil außerordentlich viel zur

*) C. Tomaschek. Schiller's Wallenstein. Ein Vortrag, gehalten im großen ständischen Saale in Wien. Wien bei C. Gerold's Sohn, 1858.

Hebung der Kunst beitragen können. Die Schauspielkunst (3) bedarf der Ermunterung mehr als alle anderen Künste, deshalb rechtfertigt der Dichter das Ringen nach Beifall und sucht den vergänglichen Ruhm zu einem dauernden zu erheben, indem er dem zu einem geflügelten Worte gewordenen Ausspruch: „dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" die Sentenz gegenüberstellt:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten."

Aber nicht nur für die Schauspieler, auch für die Zuschauer (4) soll die Bühne eine Bildungsstätte sein; deshalb fühlt sich der Dichter berufen, sein Publicum in eine höhere Sphäre zu versetzen, ihm statt der Dramen aus dem „Bürgerleben", wie Ifflands und Kotzebues Stücke sie ihm vielfach darboten, jetzt ein Heldendrama entgegenzubringen. Dies erscheint um so wichtiger (5), als auch die Lebensbühne der damaligen Zeit ein Schauplatz war, auf dem um große Güter gerungen wurde, indem der gewaltige Kampf gegen die französische Uebermacht in den Gemüthern sich vorbereitete.

Nunmehr zu dem Gegenstande seiner Darstellung übergehend, weist er (6) auf den westphälischen Frieden hin, der dem deutschen Reiche Ruhe und den übrigen Ländern Europas feste Schranken gab, die aber in jenen Tagen wieder zerfielen. Denn der Friede von Campo Formio (1797), in welchem Oestreich die Niederlande und die italienischen Provinzen abtrat, um dafür Venedig mit Istrien und Dalmatien einzutauschen, bereitete die Auflösung des deutschen Reiches vor; und auf dem Rastatter Congreß (1798) wurden bereits Unterhandlungen wegen Abtretung des linken Rheinufers eingeleitet. Aber deshalb will er nicht an der Gegenwart verzagen, sondern deutet prophetisch auf eine hoffnungsreiche Zukunft hin. Vorläufig aber (7) will er seine Zuschauer mitten in die Zeit des dreißigjährigen Krieges versetzen, wo die furchtbarsten Greuel geschahen und eine allgemeine Verwilderung Platz gegriffen hatte. Besonders weist er (8)

auf den Helden seines Stückes hin, dessen Charakter sich zu Sch.'s Zeit mannigfacher Parteistandpunkte halber noch nicht in scharfen Zügen zeichnen ließ, und den er absichtlich idealisirt und in verklärtem Lichte vorführen will, weil die Kunst es mit dem Menschen als solchem zu thun habe. Zunächst bleibt der Held (9) freilich noch im Hintergrunde; nur die Macht, auf welche er sich stützt, soll dem Zuschauer vorgeführt werden, das erste Stück (10) in der Reihe von Gemälden, in welche der Dichter seinen Gegenstand zu zerlegen genöthigt war, ein Verfahren, für welches er die Nachsicht des Publicums in Anspruch nimmt. Schließlich (11) entschuldigt er sich auch bei den an die Prosa gewöhnten Zuhörern wegen der Reimverse, wie sie in den alten deutschen Dramen eines Hans Sachs und Jakob Ayrer im 16. Jahrhundert üblich waren. Durch die Wahl dieser Form setzte Sch. den sogenannten Knittelvers, dieses echt nationale Metrum (vier Hebungen mit willkürlich eingelegten Senkungen) nicht nur in seine alten Ehren wieder ein, sondern er rückte die Dichtung als Zeitbild auch in die Ferne und machte hierdurch eine ruhigere Betheiligung an derselben möglich. Nach diesen Vorerinnerungen konnte der Vorhang aufgehen und

Wallensteins Lager

den erwartungsvollen Blicken der Zuschauer sich zeigen. Wie das ganze Stück, so ruht auch das Lager auf geschichtlicher Grundlage, so daß man sich durch alle Scenen desselben (vergl. Dr. Kr. 319) von echt historischem Geiste angeweht fühlt; es ist Wallensteins Soldatenreich, zusammengehalten durch den gewaltigen Zauber seiner Persönlichkeit, das hier dem heiligen römisch-deutschen Reiche gegenübersteht. Es ist nicht zu verkennen, daß Sch.'s Aufenthalt in der Karlsschule gewiß wesentlich zu den kräftigen Zügen und zu der frischen Keckheit beigetragen hat, mit der das Ganze hingeworfen ist, das Wallensteins Macht zu unmittelbarer Anschauung bringen und die Zuversicht zu seinem kühnen Unternehmen erklärlich machen sollte.

Als Beweis für die frische Keckheit ist zunächst auf die vortreffliche Nachahmung der Volkssprache hinzuweisen. Nicht nur ältere Ausdrücke, wie „der Schick" (für Benehmen), „baß" (für tüchtig), sondern auch die Abwandelung der weiblichen Hauptwörter in der Einheit, wie: „in der Sonnen, auf der Erden, vor der engen Stuben, auf der Leipziger Messen, aus seiner Kassen, von der wahren Lehren" versetzen uns sogleich um ein paar Jahrhunderte rückwärts. Eben so sind niedere Ausdrücke, wie „juchzen (s. jauchzen), just (s. gerade), flott (s. munter), dick (s. zahlreich), flecken (s. vorwärtsgehen), muffig" (s. versteckt od. tückisch), desgleichen mundartliche Ausdrücke, wie „schier (sd. s. fast), kraus (niederd. s. unordentlich, bunt), Sabel (s. Säbel), thät (s. that), Fratzen (s. Albernheiten), stät (s. beständig) nix" (s. nichts) und verschiedene niedere Redensarten, wie: „es ist nicht geheuer, ist er bei Troste, es ist nicht ganz ohne, laß er das unterwegen, sie sind ihm am Hofe so nicht grün, werden uns viel um den Kaiser scheren, bleiben wir von (st. fern von) dem Soldatenhaufen, das (das sächliche Fürwort auf eine Person bezogen) denkt wie ein Seifensieder" — in hohem Grade geeignet, uns mit voller Lebendigkeit in die ungenirte Gesellschaft zu versetzen, die sich vor unsern Augen bewegt. Fügen wir nun noch einige Beispiele des für den Sinn im Allgemeinen überflüssigen Dativus ethicus hinzu, der nur die Theilnahme des Angeredeten in Anspruch nehmen will, wie: „sind euch gar trotzige Kameraden", „sind dir gar lockere, leichte Gesellen", wobei zugleich die Auslassung des Subjects charakteristisch ist; erinnern wir ferner an die bei einem Genitiv des Besitzes völlig überflüssigen Possessivpronomina, wie: „auf der Fortuna ihrem Schiff", „des Teufels sein Angesicht", und schließlich an manche fremde Ausdrücke, wie „Permiß, Schenie, Schef", deren einige man in späteren Ausgaben mit Unrecht in correcter Orthographie aufgeführt hat: so hat der Dichter gewiß nichts unterlassen, was auf scharfe Beobachtung der Volkssprache schließen läßt.

Wenn schon in der Unbefangenheit der Volkssprache für jeden Beobachter, den Gebildeten, wie den Ungebildeten, etwas echt Komisches liegt, so muß sich dies natürlich auch in dem Volksgeiste zeigen, der ja eben in der Sprache nur zum Ausdruck gelangt. Kuno Fischer*), welcher diese Seite des Talents unseres Dichters zu einem Gegenstande besonderer Untersuchungen gemacht, hat nachgewiesen, wie bei Sch. die komische Wirkung überall aus dem naiven Pathos hervorgeht, und versteht hierunter die natürliche Steigerung des Selbstgefühls, die sich in dem Soldatenstande auf ungesuchte Weise so leicht bemerklich macht, vor allem im Kriege. Wenn Sch. so bescheiden ist, von seinem Lager zu behaupten, das ganze Verdienst dieser Dichtung könne bloß Lebhaftigkeit sein, so liegt darin zugleich eine tiefe Wahrheit. Es ist eben die lebhafte Erfassung seines Gegenstandes, bei dem er, unter Fernhaltung jeder besonderen Tendenz, nur die Sache im Auge hat und seinen Humor in ungezwungener Weise walten läßt. Hierdurch ist das Ganze so vortrefflich, so echt poetisch gerathen, daß es jedem unbefangenen Beurtheiler als ein entschieden genialer Wurf erscheinen muß.

Sehen wir nun zu, wie der Dichter den einzelnen Figuren ihren bestimmten Umriß und die lebendige Farbe gegeben hat, wobei es ihm, wie Hoffmeister trefflich nachgewiesen, besonders darauf ankam, sie nicht nur als Repräsentanten ihrer Nationen, sondern auch als vorläufige Abbilder ihrer später zu erwartenden Heerführer hinzustellen. Der einfältige Kroat, der sich von dem Scharfschützen prellen läßt und für seinen Kapuziner entschlossen in die Schranken tritt, ist der Stellvertreter des gemeinen Haufens, der weiter nicht denkt, sondern sich „eben nur schlachten" läßt, gleichzeitig aber auch das treue Abbild seines Generals, des rohen und leichtfertigen Isolani. Der erste Jäger, der lange Peter aus Itzehoe, der wer weiß wie oft

*) K. Fischer. Schiller als Komiker. Frankf. a. M. Verlag für Kunst und Wissenschaft. 1861.

den Dienst gewechselt, repräsentirt die Abenteurer und Glücksritter, die sich in großer Masse besonders in dem Holkschen Corps fanden. Obwohl dem Schreibepulte entlaufen, legt er doch einen gewissen Werth auf Lesen und Schreiben: sonst aber ist ihm das zügellose Leben sein eigentlicher Lebensgenuß, und die lockende Aussicht auf Beute hinreichende Veranlassung, mit Geringschätzung auf den Bürger herabzublicken. Ihm zur Seite steht der Dragoner aus dem Buttlerschen Regiment, ein unzuverlässiger Charakter, der eben auch nur des Glückes Stern folgt. Ein ganz anderes Gepräge dagegen zeigt der ehrliche Deutsche, der Arkebusier von dem Regiment Tiefenbach, der die Pflicht um seines Eides willen thut, dem der Sinn für Familienleben nicht abhanden gekommen ist, der in dem betrügerischen Bauern immer noch den Menschen sieht und ihn als solchen geschont wissen will, eine Gesinnung, die der großen Masse des Heeres freilich als philiströs, als eines Seifensieders würdig erscheint. Diese Gesinnung vertritt neben Anderen auch der Trompeter, ein Freund des Schmucken und Stattlichen, der sich vielleicht auf seinen rothen Haarbusch etwas zu Gute thut, den Werth und die Bedeutung anderer Stände gering anschlägt, und keine andere Ehre kennt, als dem Wallenstein unbedingt ergeben zu sein, wie die Terzkyschen Regimenter überhaupt.

Vor allen anderen aber ragt der Wachtmeister hervor, der gravitätische Pedant aus dem Regimente Friedland, der seinen Feldherrn so gut copiren*) kann, weil er ihn öfter sieht als Andere. Dies giebt ihm auch das Recht, so geheimnißvoll zu thun und den Eingeweihten zu spielen, der Manches verrathen

---

*) Die Stelle (L. 6, V. 30):

„Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt"

erinnert an Molières Femmes Savantes I, 1:

„Et ce n'est point du tout la prendre pour modèle
Ma soeur, que de tousser et de cracher comme elle."

könnte, wenn es sich nur mit der Würde seiner Stellung vertrüge. Daß einem Manne wie er, der den Dienst aus dem Grunde versteht, nichts willkommener sein kann als ein **Rekrut**, das liegt auf der Hand. Einem solchen Bürgerssohn gegenüber kann er sich seinem Stande, wie seiner Charge gemäß mit vornehmer Herablassung in seinen Reden bewegen; deshalb läßt er ihn auch den ganzen Abstand zwischen einem „alten gedienten Soldaten" und einem Neuling fühlen, und versteht es, selbst seinem Stocke eine höhere Bedeutung unterzulegen. Neben ihm ist der **erste Kürassier** gleichfalls ein Soldat, wie er sein soll, der allerdings auch sein Glück in der ganzen Welt versucht hat, aber das Soldatenleben um des Standes willen liebt. Als echter Pappenheimer weiß er den Vorzug dessen sein Corps von dem Feldherrn gewürdigt wird, wohl zu schätzen und hält etwas auf Soldatenehre. Es liegt eine gewisse Noblesse in seinem Benehmen, die an das Heroische streift und auf einen Führer wie Max schließen läßt, dessen Charakter uns volle Achtung abnöthigt.

Aber das Bild des Lagers würde unvollständig sein, wenn es uns nicht auch die Kehrseite des munteren Soldatenlebens vorführte. Diese wird zunächst durch den **Bauer** dargestellt, den der Krieg nicht nur zu Grunde gerichtet, sondern an dem er auch seine entsittlichende Wirkung ausgeübt hat. Die Soldaten heimlich betrügen, um mit List das Verlorene wieder zu gewinnen, das ist jetzt sein trauriges Geschäft geworden, und gewiß würde sich an ihm das Sprüchwort bewähren: „die kleinen Diebe hängt man, und die großen läßt man laufen", wenn nicht der noble Kürassier als sein rettender Engel erschiene. — Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges spricht (S. 319) auch von funfzehntausend Weibern, welche das Wallensteinsche Lager zählte, da die Gewohnheit jener Zeiten dem Soldaten erlaubte, seine Familie mit in das Feld zu führen. Als eine würdige Repräsentantin dieses eigenthümlichen Trosses erscheint die **Marketenderin**, die Gustel aus Blasewitz, die der „rauhe

Kriegesbesen" weit in der Welt herumgeführt hat. Ein Muster von weiblicher Zurückhaltung wird man natürlich in ihr nicht suchen; muß sie doch, die von den Soldaten lebt, ihrer ganzen Gesinnung nach mit ihnen übereinstimmen. Wir bewundern aber das vortreffliche Gedächtniß dieser wichtigen Person, die, wenn auch mit einiger Uebertreibung, die halbe Armee in ihrem Buche zu stehen hat, was wir ihr um so lieber glauben, als in den sämmtlichen fünf Scenen, in denen sie erscheint, nur ein einziger, und zwar ein Tiefenbacher, sie nach der Zeche fragt. Der köstliche Humor, mit dem diese Figur behandelt ist, verpflichtet uns, daran zu erinnern, daß Sch. während seines Aufenthalts in Loschwitz bei Dresden öfter nach dem Dorfe Blasewitz am entgegengesetzten Ufer der Elbe fuhr, wo eine niedliche Gastwirthstochter ihn lebhaft interessirte. Di.se „Gustel aus Blasewitz", welche er hier in seiner Marketenderin verewigt hat, vermählte sich später mit dem Senator Renner in Dresden und ist dort vor wenigen Jahren in hohem Alter als Wittwe gestorben.

Wir schließen die Reihe der Personen mit dem an den Pater in den Räubern erinnernden Kapuziner, den der Dichter, wie bereits erwähnt, auch zuletzt in sein Stück hineingebracht hat; denn neben dem Soldatenschulmeister, der (Sc. 5) freilich wenig zu sagen hat, mußte natürlich auch der um so bedeutungsvollere geistliche Stand vertreten sein. Damit Sch. sich zu dieser Figur in die rechte Stimmung versetzen möchte, lieh ihm Goethe eine Schrift von dem freilich erst dreißig Jahre nach Wallensteins Tode berühmt gewordenen Abraham a Sancta Clara, betitelt: „Reimb dich, oder ich Liß dich", in welcher ein Tractat: „Auff! auff ihr Christen! das ist: Eine bewegliche Anfrischung der Christlichen Waffen wider den türkischen Blut-Egel" dem Dichter die gewünschte Anregung gab. Sch. schreibt selbst darüber: „Dieser Pater Abraham ist ein prächtiges Original, vor dem man Respect bekommen muß, und es ist eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der

Tollheit und in der Geschmeidigkeit nach oder gar zuvor zu thun." Bei der Kürze der Zeit, welche dem Dichter für die Zeichnung dieses Charakters zugemessen war, wird es daher nicht Wunder nehmen, daß einige Stellen von ihm wörtlich benutzt worden sind, von einer Nachbildung des Originals kann indessen keine Rede sein. Schillers Kapuziner ist ein Repräsentant des Zelotismus der Bettelorden jener Zeit und spielt, wie Jos. Bayer fein bemerkt, in dem Lager dieselbe Rolle in offener und derber Weise, die Pater Lamormain (s. d.) fein und versteckt, und darum ganz richtig im Hintergrunde bleibend, am Hofe spielt. Durch die allen Eiferern überhaupt anhaftende Keckheit, die mit seinem Stande seltsam contrastirt, wird er natürlich auch humoristisch; aber streng genommen ist er (nach K. Fischers trefflicher Charakteristik) eigentlich nur erbittert und dabei zur Uebertreibung geneigt; er kann nur dreinschlagen und die Leute schlecht machen, so daß kein gutes Haar an ihnen bleibt, und versteht es, mit gewissen Schlagwörtern vor Allem auf die Gesammtheit zu schimpfen. Dadurch natürlich gelingt es ihm, den Einzelnen für sich zu gewinnen, der in dem Gefühl, keineswegs so abscheulich zu sein wie die Geschilderten, am liebsten an seine Nebenmenschen denkt, sich selbst aber am wenigsten getroffen fühlt. Außerdem versteht es dieser Kapuziner, seine Zuhörer durch allerlei lustige Wortspiele zu amüsiren, und imponirt ihnen nicht nur durch eine gewichtige Anzahl lateinischer Brocken, die er ihnen (vergl. Lateinisches) auf möglichst freie Weise übersetzt, damit sie auch genau auf die Soldaten passen, sondern gleichzeitig durch eine Menge guter und böser Beispiele aus der Bibel, hinter denen er sich mit seinen Schimpfreden sicher verschanzen kann. Als sich seine Erbitterung jedoch gegen den von der Geistlichkeit verketzerten, von den Soldaten aber hochverehrten Feldherrn richtet, da machen diese ihm handgreiflich klar, daß sie sich so etwas nicht gefallen lassen wollen. Nur die einfältigen Kroaten, auf die seine Rede sichtbar eingewirkt, nehmen sich seiner an. Das genügt ihm aber vorläufig; denn hat er nur

erst den Soldatenpöbel für sich gewonnen, so werden die anderen schon nachfolgen, sobald der Feldherr mit seiner verbrecherischen That hervortritt.

Worin besteht nun die Handlung des Lagers? Denn ohne eine solche würde ihm der dramatische Charakter fehlen. Wir finden die Truppen (Sc. 1) in den böhmischen Winterquartieren, die sie zuerst nach der Schlacht bei Lützen bis zum Frühjahr 1633, und jetzt zum zweiten Male (vom November 1633 bis zum Februar 1634) bezogen haben, nachdem das Land schon vorher (nach der Schlacht bei Leipzig 1631) von den Sachsen unter Arnim (V. 32) heimgesucht worden war. Wie es dem armen Lande ergangen, was die Einwohner von dem Stolz, dem Uebermuth und der Grobheit der Soldaten zu leiden haben, erfahren wir von dem Bauer; von den Soldaten dagegen hören wir (Sc. 2), daß die Herzogin, Wallensteins Gemahlin, mit ihrer Tochter in Pilsen eintreffen soll. Diese Veranlassung macht den Sonntag, an dem die Handlung vorgeht, zu einem doppelt festlichen Tage, so daß von der doppelten Löhnung wohl nicht viel übrig bleiben wird, umsomehr, als es darauf abgesehen ist, die neuangekommenen Truppen zu gewinnen. Die Soldaten merken wohl, daß etwas Besonderes vorgeht, und aus ihren spitzigen Reden gegen die Regierung in Wien, wie aus dem Mißtrauen, mit welchem sie den Kriegsrath Questenberg (V. 23 „die alte Perrücke") betrachten, können wir auf ihre Anhänglichkeit an Wallenstein schließen. Sie lassen es sich daher im Lager ruhig wohl sein, beschäftigen sich einstweilen (Sc. 3) mit Stibitzen, Tauschen, Handeln und Betrügen, und lassen sich die Nachricht, daß (Sc. 4) dem Kurfürsten von Baiern Regensburg genommen worden sei, eben so wenig nahe gehen wie ihr Feldherr.

Inzwischen sind (Sc. 5) die neuen Truppen und mit ihnen die Marketenderin angekommen, die uns einen kurzen Ueberblick über den bisherigen Verlauf des Krieges und seine weite Ausdehnung giebt, während wir (Sc. 6) von den Holkischen Jägern

erfahren, in welcher wilden Weise derselbe geführt worden ist, und wie die Truppen über die Gewalt ihres Feldherrn denken, dem sie mit abergläubischer Verehrung ergeben sind. Daß des Friedländers Macht immer noch im Wachsen begriffen ist, veranschaulicht uns der Dichter (Sc. 7) durch die Einführung des Recruten, den der philiströse Bürger vergeblich von dem allgemeinen Kriegesschwindel zurückzuhalten sucht, während der erfahrene Wachtmeister ihm mit stolzem Selbstbewußtsein seine Soldatenphilosophie vorträgt. Aber nicht alle denken wie Wallenstein und sein Heer. Der Kapuziner (Sc. 8), der es meisterhaft versteht, seine beschränkten und abergläubischen Vorstellungen mit einer Fluth von biblischen Reminiscenzen aufzuputzen, erscheint und hält den Soldaten eine Strafpredigt. Von der Sonntagsentheiligung ausgehend, schildert er die Noth der Zeit und erinnert an die Strafgerichte Gottes, welche in Folge des greulichen Sündenlebens hereinbrechen werden; aber er mischt sich auch in die Politik und vertritt die Partei seines Kaisers; er verlangt, daß das Heer Böhmen verlasse, dem Kurfürsten von Baiern zu Hülfe eile und sich gegen die ketzerischen Schweden wende. Und wenn die meisten Lagergenossen hierauf auch wenig hören und ruhig weiter zechen, die geschichtlich richtige Thatsache: „drum kann er den Hahn nicht hören krähn" hat einzelne Soldaten (Sc. 9) doch stutzig gemacht. Mit des Wachtmeisters sinniger Entschuldigung, daß sein Feldherr gar zu tiefe Sachen denke, bildet der bei seinen falschen Würfeln ertappte Bauer zunächst nur einen seltsamen Contrast. Aber nachdem er dem (Sc. 10) zu erwartenden Hängen glücklich entronnen, und zwar durch den Spruch eines Pappenheimers, dessen Regiment seine eigene Justiz ausüben darf, da bricht (Sc. 11) die Unzufriedenheit unter den Truppen hervor. Die Zumuthung, acht der besten Regimenter vom Heere zu trennen, um den spanischen Infanten aus Mailand nach den Niederlanden zu begleiten, beleidigt ihr Selbstgefühl. Der Wachtmeister spricht das aus, was in Aller Herzen lebt, öffnet den Gedankenlosen

die Augen und prophezeiht dem Heere, was es von Wien her zu erwarten hat. Jetzt regt sich die Neigung zum Widerstande. Die Soldaten kennen die Bedingungen, unter denen Wallenstein das Commando übernommen hat; sie fühlen sich daher berechtigt, nicht dem Kaiser, sondern nur ihrem Feldherrn zu gehorchen; sie wollen nicht, daß seine Regimenter von einander getrennt werden. Aber es soll keine Meuterei statt finden; sie fassen den Beschluß, ihren Willen ordnungsmäßig kund zu geben, und der junge Piccolomini, der Wallensteins volles Vertrauen genießt und zugleich bei Hofe in Ansehen steht, soll ihr Sprecher sein. Hierauf erhält das Ganze mit dem Reiterliede einen beruhigenden Abschluß.

Als Sch.'s Lager auf den deutschen Bühnen erschien, war man daran gewöhnt, nichts anderes als Commerzienräthe, Pfarrer, Secretaire, Fähnriche und als komische Gestalt etwa einen Schulmeister über die Bretter gehen zu sehen. Jetzt plötzlich sollten diese die Welt bedeuten, und in einer Zeit, wo die politischen Ereignisse alle Gemüther lebhaft in Anspruch nahmen, wehte den Zuschauern unerwartet der Geist der Weltgeschichte von der Schaubühne entgegen. Kein Wunder also, daß die Wirkung eine gewaltige war. Die Kritiker freilich gingen, wie Hinrichs (III, 34) berichtet, in ihren Urtheilen auseinander. Wieland fand das Stück seltsamer Weise höchst unmoralisch; Jean Paul vermochte seinen Verdruß über die Vorstellung nicht zurückzuhalten; und Herder, dem vielleicht der barocke Kapuziner ein Dorn im Auge war, wurde gar vor Aerger krank. Im Allgemeinen aber wollte man dem auf das Ideale gerichteten Schiller so etwas kräftig, originell und plastisch Gehaltenes gar nicht zutrauen; mindestens sollte die Kapuzinerpredigt von Goethe herrühren, der doch nur zwei Verse

„Ein Hauptmann, den ein anderer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach,“

in die Dichtung eingeschoben hatte, um zu motiviren, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen sei. L. Tieck dagegen

lobte den echt militairischen Geist und nannte das Stück trefflich und unerreichbar; auch Frau v. Staël war entzückt über den kriegerischen Eindruck; und eine Vorstellung, die man in Berlin vor den Offizieren gab, welche sich eben zum Kriege rüsteten, versetzte Alles in die muthigste Erregung. Eben so lobt Hoffmeister die Naturwahrheit, das Ungesuchte, die Vertrautheit mit der Zeit, die auf Wallenstein und die übrigen Feldherren hinzielenden Andeutungen (vergl. Sc. 6, V. 134 u. 148), die lebensvolle Anschauung und die Steigerung von dem Gemeinen und Unbedeutenden zur höchsten Auffassung des Kriegerlebens. Und Jos. Bayer sagt mit vollem Rechte: „Es weht der echte historische Geist des dreißigjährigen Krieges wohl mit noch stärkerem Hauche durch dieses Vorspiel als durch die beiden größeren Stücke. Es liegt darin eine lebensvolle Kraft der geschichtlichen Illustration, die dieses Expositionsstück zu einem unvergleichlichen Juwel der deutschen Literatur macht."

Die dem Lager unmittelbar folgenden beiden Stücke

Die Piccolomini und Wallenstein's Tod

gehören ihrer Entstehung nach so eng mit einander zusammen, daß die in die Handlung wesentlich eingreifenden Personen (es sind ihrer zwölf) durch beide Dramen hindurchgehen. Es erscheint daher zweckmäßig, die Charakteristik dieser Hauptpersonen einer besonderen Betrachtung der einzelnen Stücke vorangehen zu lassen. Wir beginnen mit Questenberg und Octavio Piccolomini, den beiden Sachwaltern des kaiserlichen Hofes.

Der Kammerherr und Kriegsrath Questenberg, den Sch. abweichend von der Geschichte, schon zu Znaïm (s. o. S. 445) mit Wallenstein unterhandeln läßt, wurde nach dem Lager (s. o. S. 447) zu Pilsen gesandt, um hierselbst das Interesse seines Kaisers zu vertreten; er ist also eine geschichtliche Persönlichkeit. Der Dichter zeichnet in ihm einen nüchternen, kalten und besonnenen Charakter, der sich als gewandter Diplomat zu benehmen weiß, den beiden Piccolomini (P. I, 4) schmeichelt, Wallenstein

und seiner Heerführung (P. I, 2 u. II, 7) hohes Lob spendet, aber auch geschickt auszuweichen versteht, wo es nöthig ist. Nur dem Octavio gegenüber spricht er sich offen aus und zeigt, wie schwer ihn die Besorgniß drückt, Wallenstein als den allmächtigen Gebieter an der Spitze einer so furchtbaren Macht zu erblicken.

Von größerer Bedeutung ist Octavio Piccolomini, dessen Sch. (Dr. Kr. S. 341, 394, 403, 405, 485) erwähnt. Im Jahre 1599 geboren, aus einem der ältesten und berühmtesten Geschlechter Italiens stammend, war er bereits in jugendlichem Alter in Kriegsdienste getreten. Nachdem er zu Mailand unter den spanischen Truppen gedient, kam er als Rittmeister mit einem Regimente nach Deutschland, das der Großherzog von Toscana dem Kaiser Ferdinand II. gegen die Böhmen als Hülfscorps sendete. Von nun an spielte er eine hervorragende Rolle unter den Feldherren des dreißigjährigen Krieges. In der Schlacht bei Lützen soll er das Regiment befehligt haben, durch dessen heftiges Vordringen Gustav Adolph ein Opfer seines Heldenmuthes wurde. Als ihn Wallenstein i. J. 1634 nach den Salzburger Pässen schickte, um die aus Italien zu erwartenden Hülfsvölker zurückzuhalten, ging er von hier heimlicher Weise nach Wien und setzte den Kaiser von den verdächtigen Planen seines obersten Feldherrn in Kenntniß, worauf er nebst Gallas und Altringer den Befehl erhielt, den Herzog von Friedland lebendig oder todt zu fangen. Der geschichtliche Octavio war bei Wallenstein's Ermordung erst 35 Jahr alt; der Dichter, welcher ihm einen erwachsenen Sohn giebt, denkt ihn sich als einen Mann in den Funfzigern. Er ist die Person, in deren Händen die Fäden der gegen Wallenstein gespielten Intrigue zusammenlaufen, doch so, daß der Held des Stückes gleich zu Anfang desselben von seinen Schlingen umstellt erscheint. Ein Freund der alten Ordnungen des Staates, wie der in der menschlichen Gesellschaft bestehenden Einrichtungen, weshalb ihn auch Questenberg unter den Feldherren (P. I, 2) als „den erfahrenen Rath“ hervorhebt, ist er bemüht gewesen, Wallenstein's Abfall zu verhindern, hat

ihm bei den Eröffnungen, die derselbe ihm (Dr. Kr. 394) gemacht, seine Bedenken geäußert und ihn (P. V, 1, V. 173) im Ernst von dem gefährlichen Schritte abgemahnt. Da dies aber nicht geholfen, so sinnt er nun heimlich darauf, dem Kaiser das Heer zu erhalten. Ein Feind von wilden Zechgelagen (P. IV, 6), zieht er sich von den zu allerlei Ausschreitungen geneigten Officieren zurück und wendet sich denen zu, die von besonnenerem Charakter sind. Buttler hat er bereits (P. I, 3, V. 10) ausgeforscht, und Altringer und Gallas sind (P. I, 3 u. V, 2) schon gewonnen. Jetzt handelt es sich darum, auch die anderen Generale herüberzuziehen; das kann aber nur durch List geschehen. Obwohl er fühlt, daß Questenberg ihm vom Hofe (P. I, 3) ein gefährliches Amt überbracht, daß er sich hüten muß, Verdacht zu erregen, weiß er sich doch durch alle Klippen hindurchzuwinden. Die Pflicht gegen seinen Kaiser und die kluge Rücksicht für seine eigene Person werden die Richtschnur für sein Betragen. Während er (P. I, 2) nicht nur einem Buttler, sondern auch einem Isolani zu schmeicheln versteht, hat er gleichzeitig den obersten Feldherrn mit Horchern umstellt, die ihm alle Schritte desselben hinterbringen müssen. Sich selbst dagegen versteht er wohl zu sichern, indem er seinen Verkehr mit den Unterhändlern (P. V, 2) durch die Kapuziner vermittelt. Was er in dieser Beziehung thut, glaubt er wohl verantworten zu können; er stützt sich auf seinen Kaiser, dessen Politik sein Gewissen beruhigt; und so benutzt er das Manifest, welches Wallenstein in die Acht erklärt und das Heer von dem Gehorsam gegen seinen Feldherrn losspricht, um dem Kaiser neue Freunde zu gewinnen. Daß dabei auch wirkliche Hinterlist gegen den Herzog mit unterläuft, indem er Buttler (T. II, 6, V. 93) den Brief zu lesen giebt, welcher sich so unvortheilhaft über ihn geäußert, macht ihm um so weniger Bedenken, als dies Verfahren gleichzeitig den Schein der Offenheit gegen den hinterrücks verleumdeten Buttler an sich trägt. Er glaubt sich daher vollständig berechtigt, seine krummen Wege (P. I, 4, V. 80—85) als Wege der Ordnung zu schildern,

um sich so seinem Sohne gegenüber rechtfertigen zu können. Wenn Hoffmeister bei Octavio die Uebereinstimmung des Charakters mit sich selbst vermißt, und meint, Sch. habe sich bemüht, das Gehässige in seinem Verhältnisse zu Wallenstein zu mildern, so ist dem gegenüber daran zu erinnern, daß Octavio, wie er (P. I, 3, V. 75) selbst sagt, dem Wallenstein nur sein wahres Herz verbirgt, ohne ihm jedoch ein falsches zu heucheln; besonders aber ist auf die ganze Scene (P. V, 1) zu verweisen, die bei der Beurtheilung von Octavio's Charakter nicht außer Acht gelassen werden darf. Schließlich rechtfertigt Sch. sich selber*) treffend mit den Worten: „Es lag weder in meiner Absicht, noch in den Worten meines Textes, daß ich Octavio Piccolomini als einen so gar schlimmen Mann, als einen Buben darstellen sollte. In meinem Stück ist er das nie; er ist sogar ein ziemlich rechtlicher Mann nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, sehen wir auf jedem Welttheater von Personen wiederholt, die, so wie er, von Recht und Pflicht strenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein schlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will seinem Kaiser dienen, den er nächst Gott als den höchsten Gegenstand seiner Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihm vertraut, aber dieser Freund ist ein Verräther seines Kaisers, und in seinen Augen zugleich ein Unsinniger." Mit Rücksicht auf den Schluß des Stückes fügen wir noch die historische Thatsache hinzu, daß Octavio nach Wallenstein's Tode einen Theil der Güter des Ermordeten erhielt, und daß er ferner wegen anderweitiger wichtiger Dienste, die er dem Kaiser später leistete, nach dem Westphälischen Frieden in den Reichsfürstenstand (vergl. T. V, 12) erhoben wurde. Er starb zu Wien 1656.

Indem wir nun zu dem Helden unseres Drama's übergehen, schicken wir folgende beherzigenswerthe Worte voran, die wir in der bereits (S. 452) erwähnten Schrift von Richter (S. 33)

*) Sch.'s Briefwechsel von Döring III, S. 107.

finden: „Wir dürfen Wallenstein nicht losgerissen von seiner Zeit betrachten; die blutigen Härten an ihm haften eben an ihr. Er war Feldherr in einem alles erschütternden, alle Leidenschaften entfesselnden, von Mord und Elend durchzogenen Kriege; allein von diesem dunklen Grunde hebt sich gerade seine Heldengestalt in einer jetzt erst deutlich erkannten, wohlthuenden Begrenzung ab. Des echten Heerführers Genius trug ihm die Leuchte vor. Er war oft streng gegen seine Untergebenen im Feld, furchtbar streng; nach der Schlacht von Lützen hat er ein grausames Blutgericht über die feldflüchtigen Officiere gehalten; aber die Begeisterung des Heeres für ihn konnte ihren Grund nicht in der Furcht haben, sondern nur in dem gerechten, mild ernsten Wesen, das der Herzog daheim, der Feldherr draußen durch all sein Thun blicken ließ. Für alle Bedürfnisse seines Heeres war er bis auf's Einzelste besorgt; seine eigene Casse gab oft die Mittel dazu her; die Mannszucht seiner aus allen möglichen zusammengeworbenen Bestandtheilen gemischten Armee findet sich in keiner aus jener Zeit wieder. Bei der Erhebung der Contributionen, die mit großer Willkür nach Millionen von den unglücklichen Unterthanen, gleichviel ob freund- oder feindlich, erpreßt wurden, erscheint unter allen Generalen des dreißigjährigen Krieges, den protestantischen sowohl als den katholischen, der Herzog allein als der einzig gewissenhafte. Zu wiederholten Malen wies er Anträge, wodurch er sich hätte bereichern können, zurück und blieb mit strengem Ehrgefühl auf seinen guten Ruf bedacht. Er hat wohl manchen schrecklichen Befehl gegeben, allein ein Magdeburg hat nie auf seiner Seele gebrannt."

So kannte Sch. den geschichtlichen Wallenstein nicht, konnte er ihn nicht kennen. Als Kaiser Ferdinand's II. Befürchtungen durch das Blutbad von Eger beseitigt waren, kam es ihm darauf an, wie dies in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, seine Hände in Unschuld zu waschen. Durch 3000 Seelenmessen, welche er für die Gemordeten lesen ließ, um ihre Seelen aus dem Fegefeuer zu erretten, suchte er sich vor Gott zu rechtfertigen; die

Rechtfertigung vor der Welt erfolgte durch eine „auf sonderbaren Befehl des Kaisers herausgegebene" Schrift: „Alberti Friedlandi perduellionis Chaos, ingrati animi Abyssus" *), nach Richter's Ausspruch ein Chaos von Lügen, Erdichtungen, falschen Aussagen gedungener Zeugen, unter denen die eines Sesyma Raschin obenan standen. Diese Schrift war die trübe Quelle, aus welcher die Schriftsteller zwei Jahrhunderte lang geschöpft, und leider stand auch unserm Dichter keine reinere Quelle zu Gebote. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn das Bild, welches er (Dr. Kr. 163—165 u. 413—415) von seinem Helden entwirft, denselben als finster, kalt, grausam, hochmüthig, verschlossen und vor Allem von Ehrgeiz und Rachsucht erfüllt, erscheinen läßt; wenn er sein Unternehmen in keiner Weise zu rechtfertigen wagt und den Untergang dessen, der seinen Freunden wie seinen Feinden gleich verdächtig erschien, als selbstverschuldet betrachtete. Wenngleich nun Sch. an W. v. Humboldt schreibt: „Vordem habe ich, wie im Posa und Carlos die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probiren und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität entschädigen" — so mußte ihm doch bald klar werden, daß ein Charakter, wie er ihn aus seinen geschichtlichen Studien kennen gelernt, zum tragischen Helden wenig geeignet sei. Es kam ihm also darauf an, das Rauhe und Barbarische in seinem Auftreten zu mildern, und edlere Züge, wie Familiensinn, Freundschaft, Wohlwollen und Vaterlandsliebe in wohlthuender Weise hervorzuheben, mit einem Worte seinen Helden doch zu idealisiren (vergl. S. 453), um ihn dem menschlichen Herzen (Prol. V. 105) näher zu bringen. Was aber seine Schuld betrifft, so suchte er ihn in einer Art von Verblendung darzustellen, die ihn mit unbedingter Zuversicht zu sich selbst, wie zu seiner Macht und zu seinem Glück erfüllte, während er in seiner

*) Albert Friedland's Chaos seines Hochverraths und seines undankbaren Gemüthes Höllenabgrund.

Umgebung eine Verkettung von Ereignissen herbeizuführen bemüht war, welche als Folgen seines Vergehens ihn umstrickten und somit seinen Untergang herbeiführten. So konnte die Tragödie allerdings „den Menschen in des Lebens Drang" zeigen und „die größere Hälfte seiner Schuld den unglücklichen Gestirnen zuwälzen".

Fassen wir nun den Charakter dieses idealisirten Wallenstein näher in's Auge. Wichtige Züge aus seiner Jugend theilt uns Gordon (T. IV, 2, V. 104—133) mit; was das Heer von ihm hält, sagt uns (L. 6, V. 126 ꝛc.) der Jäger; was die Welt von ihm urtheilt, erfahren wir (P. I, 2, V. 5—10) von Questenberg; und wie die ihm ergebenen Generale über ihn denken, schildert uns (P. I, 4, V. 26—79) des jungen Piccolomini beredter Mund. So suchte Sch. die hervorragendsten Züge aus dem Leben des geschichtlichen Helden seiner Dichtung einzuverleiben, um den Leser für ihn als Menschen zu interessiren und gleichzeitig seine Handlungsweise psychologisch zu begründen. Außerdem aber schiebt er der letzteren edle Motive unter, indem er ihn als Reichsfürsten höhere Zwecke verfolgen läßt. In dieser letzten Eigenschaft hat Wallenstein nicht nur (P. II, 5, V. 28—49 und V. 167—169) das Beste des deutschen Reiches im Auge, dem er gern (P. V, 1, V. 71 u. T. III, 15, V. 120) den Frieden schenken möchte; sondern selbst die Ruhe Europa's liegt ihm (P. I, 4, V. 185) am Herzen. Auf diese Weise eilte der Dichter dem Urtheil seiner Zeit voraus, mit richtigem Blicke ahnend, daß der Held seines Drama's auch als geschichtliche Person der Nachwelt in milderem Lichte erscheinen würde. Wenn D. V. Richter in der oben (S. 452) citirten Schrift sagt: „Was Wallenstein in seiner friedlichen Zurückgezogenheit so segnend und beglückend kennen gelernt hatte, wollte er seinem ganzen deutschen Vaterlande geben; die Fremden, welche nur noch mehr die Drachensaat der Uneinigkeit säeten, wollte er in ihre Grenzen zurücktreiben, den Frieden von ihnen erringen und, wenn es sein müßte, von den deutschen Fürsten erzwingen, um der unseligen

Zerspaltung Deutschlands ein Ende zu machen" — so sehen wir in diesen Worten ein Bild des Helden, wie es unserm Dichter vorgeschwebt, der uns zugleich in Wallenstein's vertraulichen Gesprächen und Monologen tiefe Blicke in sein Inneres und in die geheimnißvolle Werkstatt seiner Plane thun läßt. Wenn die Geschichte den tief ernsten und verschlossenen Wallenstein doch in seinem Familienleben als den treuesten Gatten, den zärtlichsten Vater und den gütigsten Herren darstellt, so hat der Dichter es nicht vergessen, auch dieser Seite seines Wesens einen Ausdruck zu geben. Er kennt (T. III, 4, V. 35) das Bedürfniß, im Kreise der Seinen von den Sorgen der Geschäfte auszuruhen, verlangt (P. II, 2), daß seiner Gemahlin selbst am Kaiserhofe mit Achtung begegnet werde, und freut sich seiner Tochter, die er gern glücklich sehen, und der er deshalb ein glänzendes Geschick bereiten möchte. Und als er Max, seinen Liebling, verloren hat, da klagt er (T. V, 3), daß die Blume aus seinem Leben hinweg sei, daß er den verloren, der seinem Dasein einen poetischen Reiz verliehen. So erblicken wir mitten in den Zeiten der Rohheit die sittlich edle Natur, die auch die spätere Geschichtsforschung dem großen Feldherrn nicht hat absprechen können.

Da der dreißigjährige Krieg seiner ersten Veranlassung nach um des Glaubens willen geführt wurde, so erscheint es wichtig, auch über Wallenstein's religiöse Anschauung in's Klare zu kommen. Die Geschichte berichtet, daß er um des Glaubens willen Niemand haßte, ja daß ihm die damals so wichtige Verschiedenheit des Bekenntnisses nicht nur gleichgültig war, sondern daß er seine tolerante Gesinnung auch offen an den Tag legte, indem er (vergl. T. IV, 3) zu Glogau eine protestantische Kirche bauen ließ und einen Protestanten zu seinem Kanzler machte. Eben so zeigte er eine entschiedene Vorliebe für seine tapferen protestantischen Generale Arnim, Julius von Sachsen, den Herzog von Lüneburg, Schafgotsch, Sparr und andere; und der italienische Graf Gualdo Priorato berichtet: Er bemühte sich sehr oft, die Herzen derjenigen zu versöhnen, welche sich wegen abweichender

Digitized by Google

Ansichten in Glaubenssachen haßten; Krieg führen, um einen fremden Glauben aufzudringen, war ihm nicht gegeben. Dieser Gesinnung entsprach auch der nach Gustav Adolph's Fall dem Kaiser (Dr. Kr. 362) ertheilte, aber freilich vergebliche Rath, „eine uneingeschränkte Amnestie zu verkündigen und den protestantischen Ständen mit günstigen Bedingungen entgegenzukommen." Auch diese Seite seines Charakters findet in der Dichtung ihren Ausdruck in der humanen Behandlung des Grafen Thurn (P. II, 7, V. 106—118), wie in den Gesprächen mit Wrangel (T. I, 5) und dem Bürgermeister (T. IV, 3).

War Wallenstein nun auch freisinnig genug, um sich gegen die so scharf ausgeprägten confessionellen Verschiedenheiten seiner Zeit indifferent zu verhalten, so hatte doch das Gefühl seiner Abhängigkeit von einer höheren Macht ihm eine feierlich ernste Richtung gegeben, die sich vor Allem in seinem Glauben an die Sterne offenbarte. Als nach dem Regensburger Fürstentage die kaiserlichen Gesandten zu ihm nach Memmingen kamen, um ihn zur Niederlegung seines Feldherrnamtes zu bewegen, nahm er, wie Hinrichs (III, S. 63) berichtet, eine lateinische Schrift von dem Tisch, die des Kaisers, des Kurfürsten von Baiern und seine eigene Nativität enthielt, las sie ihnen vor und sagte: „Ihr Herren, aus den astris könnt Ihr selbst sehen, daß ich Eure Commission gewußt, und daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus des Kaisers seine dominirt; daher kann ich dem Kaiser keine Schuld geben; wehe thut es mir nur, daß sich Ihro Majestät meiner so wenig angenommen; ich will aber Gehorsam leisten." Mit Beziehung hierauf läßt der Dichter (T. III, 3, V. 39—46) Wallenstein's Gemahlin sagen, daß sich seit dem Unglückstag zu Regensburg sein Herz den dunklen Künsten zugewandt habe. Wallenstein folgte hierin zunächst der Sitte seiner Zeit, in welcher die Astrologen von Fürsten und vornehmen Herren hochgeehrt waren; und so sehen wir in dem Italiener Seni (vergl. Dr. Kr. 163 u. 331), dem unentbehrlichen Begleiter Wallenstein's, das ganze Wesen jenes mystischen Elements in höchst anschau-

licher und wirksamer Weise verkörpert. Schon im Lager (Sc. 6, V. 195) wird auf diese seltsame Figur hingedeutet, die, wenn sie auch in die Handlung nirgend wirksam eingreift, doch viel Fesselndes hat, und bei der es dem Dichter entschieden gelungen ist, dem astrologischen Motiv die von ihm erstrebte „poetische Dignität" zu geben. Seni steht unter der Herrschaft erträumter Mächte, eines Aberglaubens, in dem allerdings manches Sinnige liegt, der indessen vor dem Lichte der Wissenschaft in Nichts zerronnen ist. Zugleich ist er von religiösen Anschauungen erfüllt, denen ein unbefangenes Gemüth seine Zustimmung nicht versagen kann, aber seine eigenmächtigen, beschränkten Deutungen gewisser Erscheinungen machen einen wunderlichen Eindruck. „Nichts in der Welt ist unbedeutend", mit diesen Worten führt er sich (P. II, 1) ein; deshalb giebt es für ihn heilige und böse Zahlen, auf welche seine Umgebung achten soll; und selbst die Linien in Thekla's Hand (P. III, 4) werden ein Gegenstand seiner Untersuchung und veranlassen ihn zu prophetischen Deutungen. Von einer Kunst eingenommen, ist ihm jeder freie Blick versagt, überall sehen wir ihn von unheimlichen Mächten umgarnt, er ist die Personification des finsteren Geistes, der nach Thekla's Ausspruch durch Wallenstein's Haus geht.

Wie Seni dem Herzog innig ergeben ist, so erscheint dieser von dem Glauben an die Sterne fest umstrickt. Goethe hatte Sch. darauf aufmerksam gemacht, daß der astrologische Wahn kein Aberglaube sei, der sich aus dem dunklen Gefühle eines ungeheuren Weltganzen herleiten lasse und wohl im Stande sei, eine mächtige Einwirkung auf die menschliche Natur, selbst auf ihr sittliches Verhalten auszuüben. Sch. mußte ihm beistimmen (vergl. ob. S. 437) und konnte dies um so leichter, als hochstrebende Naturen fast immer an einen Stern glauben, der ihnen leuchtet, von einer Mission träumen, die sie zu erfüllen haben. Auf diese Weise erhielt die Verarbeitung des astrologischen Motivs in die Charakterzeichnung seines Helden das Gepräge einer tieferen psychologischen Wahrheit.

Bekanntlich hat Kepler, der eine Zeit lang in Wallenstein's Diensten stand, diesem das Horoskop gestellt, wonach für unsern Helden neben Jupiter auch Saturn *) im Hause des Lebens gestanden. Wallenstein fand in dem Astronomen nicht, was er suchte, und gab ihm, vermuthlich um seiner los zu werden, eine Professur an der Universität Rostock. Bei Sch. ist Jupiter des Herzogs Stern, der ihm bei der Geburt aufgegangen, und eben so ist Venus ein ihm günstiger Planet, während Mars und Saturn (T. I, 1) als unheilvolle und schadenbringende Gestirne erscheinen. Wie Wallenstein selbst ganz in astrologischen Anschauungen lebt, so wirkt er auch auf einen Theil seiner Umgebung; nicht nur dem Max erscheint er (T. II, 2) wie der feste Stern des Pols, sondern auch seine Truppen folgen (T. II, 3) seinen Sternen, die er in der Bedrängniß (T. I, 7, V. 79) als hülfreiche Mächte anruft. Seinen Liebling Max vergleicht er (P. II, 4) mit der Venus, dem glücklichen Gestirn des Morgens, das der aufsteigenden Sonne vorangeht; und wenn er auch (T. V, 3, V. 43) von dem im Kampfe Gefallenen sagt: „Er gehört nicht mehr den trüglich wankenden Planeten“ — so soll dies für ihn doch nichts anderes heißen, als: er ist nicht mehr von den uns täuschenden Constellationen abhängig. Den sich auflösenden Nebenmonden, einer Erscheinung, welche die Physik als eine Wirkung der in der Atmosphäre schwebenden feinen Eisnadeln betrachtet und theils aus der Reflexion, theils aus der Beugung

*) Wallenstein's Geburtsstunde fiel auf den 14. Sept. Nachmittags 4 Uhr. Nach Kepler deutet Saturn auf melancholische, allezeit gährende Gedanken, Nichtachtung menschlicher Gebote und selbst der Religion, Mangel an brüderlicher und ehelicher Liebe. Denn dies Gestirn macht unbarmherzig, ungestüm, streitbar, unverzagt. Da nun aber Jupiter sich mit Saturn vereinigt, so darf man hoffen, daß die meisten dieser Untugenden sich in reiferem Alter abschleifen werden. Kepler spricht ferner die Meinung aus, zu dem Schicksal des Menschen sei der Himmel doch nur der Vater, Niemand dürfe ein Glück hoffen, zu dem keine Anleitung in seinem Gemüthe sei; die eigene Seele des Menschen sei gleichsam die Mutter, den der Seele inwohnenden Kräften schreibt er eine verborgene Beziehung auf die Configuration der Gestirne zu.

der Lichtstrahlen an der Oberfläche dieser Nadeln zu erklären sucht, legt er (T. IV, 3, V. 32) nach der abergläubischen Gewohnheit seiner Zeit eine politische Bedeutung bei. Die Astrologie muß ihm auch helfen, über die Zuverlässigkeit seiner Generale zur Gewißheit zu kommen, auch ihnen hat er das Horoskop gestellt. Er traut daher dem Illo, dem der Jupiter bei der Geburt hinabstieg (P. II, 6, V. 95—126), keine höhere Einsicht zu, obwohl er dessen praktischer Richtung seine Anerkennung nicht versagen kann; dagegen vertraut er dem Octavio, der (P. II, 6, V. 18) mit ihm unter gleichen Sternen geboren ist (T. II, 3, V. 48—50), mit unbedingter Zuversicht. Ja so gewaltig ist die Macht seines Glaubens, daß, als er an dem schändlichen Verrath nicht mehr zweifeln kann, er (T. III, 9) in die völlig widersinnig klingenden Worte ausbricht:

„Die Sterne lügen nicht, das aber ist
Geschehen wider Sternenlauf und Schicksal.
Die Kunst ist redlich, doch dies falsche Herz
Bringt Lug und Trug in den wahrhaftigen Himmel".

Wenn Gustav Adolph, wie wir bei Hinrichs (III, 74) lesen, einst sagte: „Der Kaiser hat drei Generale, einen Pfaffen, das ist Tilly; einen Narren, das ist Wallenstein; und einen braven Soldaten, das ist Pappenheim" — so bezieht sich das dem Wallenstein beigelegte Prädicat vielleicht weniger auf seine astrologischen Phantasieen, denen ja selbst ein Melanchthon nicht abhold war, als auf seinen Aber- und Wunderglauben, der sich an das Wirken und Walten der sogenannten Elementargeister *) anschloß, wie sie uns aus Goethe's Faust (Bd. 11, S. 52) bekannt sind. Welche Macht die Salamander, Undinen, Sylphen und Gnomen (od. Kobolde) selbst in den Augen strebsamer Denker auf den Menschen auszuüben vermochten, das ist uns dort zu lebendiger Anschauung gebracht. Auch Sch.'s Wallenstein ist

*) Nach dem Volksglauben des Mittelalters dämonische Wesen, welche in den vier verschiedenen Elementen herrschten, und zwar: Salamander im Feuer, Undinen im Wasser, Sylphen in der Luft, und Gnomen in der Erde.

Digitized by Google

diesem Glauben zugethan. Von Max, dem Idealisten, kann er (T. II, 2, V. 111) sagen, „er wohnt im leichten Feuer mit dem Salamander" (s. d.), welcher unter den Elementargeistern eben seines vermeintlichen Aufenthalts wegen als einer der reinsten betrachtet wurde. Wallenstein selbst dagegen ist Realist; er strebt nach Macht und Reichthum, Gütern, die er nur „den falschen Mächten" (V. 121), den von Saturn beherrschten bösen Geistern (vergl. T. I, V. 25—32) unter der Erde abgewinnen kann. Im Zusammenhange mit diesem Wahn steht sein Glaube an die Träume. Nach seiner eigenen Mittheilung (T. II, 3, V. 79) hat er das Schicksal herausgefordert, ihm ein Zeichen zu geben, wer ihm der Treueste sei, und in einem Traume ist ihm (V. 51) ein Pfand zu Theil geworden, daß er sich auf Octavio unbedingt verlassen könne. Wenn er bei dieser Gelegenheit (T. II, 3, V. 100) sagt: „Es giebt keinen Zufall", so ist dies nur auf bedeutsame Ereignisse zu beziehen, wie die wunderbare Erfüllung des Traumes; denn anderwärts spricht er von Zufall, wie (T. I, 3, V. 39): „Es ist ein böser Zufall", nämlich daß der Sesin gefangen ist; desgl. V. 83: „Ich bin es nicht gewohnt, daß mich der Zufall blind waltend, finster herrschend mit sich führe"; und (T. II, 3, V. 115): „Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln." Sein Vertrauen zu den Sternen, sein Glaube an das Walten und Wirken der Elementargeister und seine Zuversicht zu den Träumen, sie zusammen bilden den „Weltgeist" (T. II, 3, V. 55), eine eigene mystische Philosophie, die ihm ein Leitstern auf seinem Lebenswege ist. Die innere Welt, der „Mikrokosmus" (ebendas. V. 112) ist ihm das Weben des Weltgeistes (bei Goethe, Faust S. 22 „Geist der Erde") in der Seele Octavio's, so daß derselbe nicht nach seiner Willkür oder dem Willen eines Anderen handeln kann, sondern diesem Geiste folgen muß. Dagegen ist ihm der „Lügengeist" (T. III, 4, V. 19 — Goethe, Faust S. 75) der ihm feindliche böse Dämon, d. h. bald die „falschen Mächte, die unterm Tage schlimm geartet hausen", bald die Maléfici am Himmel, die feindlichen Planeten Mars und

Saturn, die ihn zu berücken und schließlich zu verderben suchen. Vergl. Helbig, S. 346.

Wie wird sich ein so angelegter Charakter, bei dem Verstand und Aberglaube, Vorsicht und Uebermuth, Ehrgeiz und Eigennutz, Bedachtsein auf seinen guten Ruf und Neigung zu kühnem Frevel in stetem Conflict mit einander sind, sich nun verhalten, wenn es darauf ankommt, unter verwickelten Verhältnissen zu handeln? Sch. sagt (G. Schwab, S. 631) von dem historischen Wallenstein: „In seinem Betragen war er schwankend und unentschlossen, in seinen Planen phantastisch und excentrisch, und in der letzten Handlung seines Lebens, der Verschwörung gegen den Kaiser, schwach und unbestimmt, ja sogar ungeschickt." Hierin ist uns ein Wink für die Beurtheilung des dramatischen Helden gegeben, wie ihn der Dichter gezeichnet.

Von stolzem Selbstbewußtsein erfüllt, traut sich der unter der Herrschaft erträumter Mächte stehende, also eigentlich innerlich unfreie Mann die Kraft zu, sich in jedem Moment frei entschließen zu können. Abhängigkeitsgefühl und Selbstvertrauen, das sind also die beiden schlechthin unvereinbaren Gegensätze, die in diesem merkwürdigen Charakter sich mischen. Kein Wunder also, daß der, der dauernd mit sich selber spielt, auch (P. II, 5, V. 66) seinem eigenen Schwager, dem Terzky, sagen kann, daß er sein Spiel mit ihm getrieben, seine Generale möglicherweise alle zum Besten haben könne. Und thut er das nicht? Obwohl er ihnen (T. II, 3, V. 38) sagen kann, er „lasse jedem seinen Sinn und Neigung", so hat er doch von ihnen (P. II, 6, V. 26) eidlich und schriftlich Parole verlangt, sich seinem Dienste unbedingt zu widmen; und als er hört, Max habe die Unterschrift verweigert, stimmt er (T. I, 3, V. 72) dessen Aeußerungen ruhig bei: „Es braucht das nicht, er hat ganz Recht." Wallenstein fühlt also, daß er zu seinen Generalen in eine zweideutige Stellung gerathen ist, daß er in der verlangten Unterzeichnung der Eidesformel ein Mittel gewählt hat, das sich nicht rechtfertigen läßt; und wenn er sich in schwierigen Momenten (T. III, 6 u. 7)

auch augenscheinlich bemüht, seine ganze Fassung zu bewahren, so verliert er doch innerlich alle Haltung und mit ihr das Vertrauen seiner Officiere. Ja selbst sein Liebling Max muß an ihm verzweifeln, wenn er (T. III, 18) hört, wie er von seiner Macht Gebrauch machen, für den Verrath des Vaters Rache an ihm nehmen will, und doch gleich darauf in den bewegtesten Ausdrücken von seiner Liebe zu ihm reden kann.

So schwankend, wie Wallenstein in seinem Benehmen, so „phantastisch und excentrisch" ist er auch in seinen Planen. Obwohl er dem Kaiser (T. I, 7, V. 106) das Gute, das er von ihm erfahren, nicht vergessen kann, so macht es ihm doch Freude, ihn seine Macht fühlen zu lassen, ihn abhängig von sich zu wissen. Nur ein Feldherr ersten Ranges kann sich so wie er (P. II, 7) dem Questenberg gegenüber vertheidigen, ihm zu verstehen geben, daß der Krieg vom grünen Tische aus sich ganz anders ansehe als im Feldlager; kann mit einer so unerschütterlichen Standhaftigkeit die Eingriffe zurückweisen, welche der Kaiser sich in die Kriegführung erlaubt; nur ein seinem Gebieter geistig ebenbürtiger Machthaber kann dem Kriegsrath offen erklären, daß er das in Wien gesponnene Gewebe wohl durchschaue, daß ihm aber des Reiches Wohlfahrt mehr am Herzen liege, als der persönliche Vortheil seines Kaisers. Es ist eine wahrhaft dämonische Freude an der in seine Hände gegebenen Gewalt, mit der er dem Questenberg zu imponiren versteht, ihm zeigt, daß er sehr wohl dem Kaiser schaden könnte, wenn er wollte. Und will er das nicht? Nicht nur die Sucht nach Ruhm, auch das Verlangen nach Größe hat sein Herz ergriffen. Er weiß, daß das böhmische Volk dem Kaiserhause wenig zugethan ist; was es heißt, ein Land zu regieren, das hat er bei der Verwaltung seiner umfangreichen Güter erfahren; sollte er nicht das Geschick haben, ganz Böhmen zu regieren, nicht berechtigt sein, nach dessen Königskrone zu streben? Und was der Kaiser aus freiem Antriebe ihm nimmermehr wird geben wollen, wird er das nicht von ihm erzwingen können? Die Versuchung ist groß und geeignet, ihn mit


Digitized by Google

seinem besseren Selbst in Conflict zu bringen. Obwohl er weiß, daß er sich strengem Tadel aussetzt, kann er doch nicht widerstehen. Eine Verbindung mit den Schweden wäre ein geeignetes Mittel, das ersehnte Ziel zu erreichen, und er ist unvorsichtig genug, diesen Plan dem Octavio mitzutheilen. Anfangs ist es nur der Gedanke an die böse That, sein böser Wille ist seine eigentliche Schuld. Aber er geht weiter. Um sich nach allen Seiten sicher zu stellen, giebt er selbst nichts Schriftliches von sich; aber seine Generale müssen ihm eine schriftliche Erklärung aufsetzen, mit der er dem mißtrauischen Wrangel imponiren kann. Denn diesem gegenüber, das sieht er selbst voraus, kann die schlaue Bemerkung (T. I, 5, V. 25): „Ich war stets im Herzen auch gut schwedisch", keine sichere Bürgschaft sein; weiß er doch, daß er im Herzen so denkt, wie er später (T. III, 15, V. 144) den Pappenheimer Kürassieren sagen wird: „Was geht der Schwed' mich an? Ich haß' ihn, wie den Pfuhl der Hölle." Die Unterhandlung kommt daher vorläufig auch nicht zum völligen Abschluß, denn wie Wallenstein in Sch.'s geschichtlicher Darstellung ein wahrer Fabius Cunctator ist, der, nachdem er Alles zum Abfall vorbereitet, doch so lange zögert, bis Gallas ihn vollständig mit den von Wien aus gesponnenen Netzen umstellt hat, so will auch der dramatische Held den letzten Schritt noch einmal wohl bedenken. Obgleich nach seiner eigenen Charakterschilderung (T. I, 7, V. 80—94) kein Wortheld, sondern zum Handeln geboren, bleibt er doch im Schwanken und will sich nicht eher zu dem verhängnißvollen Schritt entschließen, als bis die Sterne ihn dazu auffordern, so daß die Gräfin Terzky (T. I, 7, V. 95—174) ihre ganze Beredsamkeit aufwenden muß, um ihn zur Entscheidung zu drängen. Es liegt, wie Tieck es besonders an Fleck's Darstellung (vergl. Hinrichs III, S. 99) rühmend hervorgehoben hat, etwas wahrhaft Gespenstisches in diesem sonderbaren Charakter, der, ernst und finster grübelnd, wie von einer unsichtbaren Macht gehalten und getragen, zu seiner Umgebung fast nur in Räthseln spricht und wie in einem

großartigen Wahnsinn die tragische Situation durchschreitet, in welche seine wunderlichen Widersprüche ihn verstrickt haben.

Sehen wir uns nun die Generale an, welche den Helden in seinem Lager umgeben und mehr oder weniger wirksam in die Handlung eingreifen. Wir beginnen mit dem (Dr. Kr. 334) als Kroatengeneral bezeichneten Isolani. Obwohl offen und harmlos, ist er doch eigentlich ein leichtsinniger Charakter, der nicht nur dem Wein in hohem Grade ergeben ist, sondern auch seine Freude daran hat, wenn es übermüthig zugeht. Die Marketenderin bezeichnet ihn als einen bösen Zahler, und er selbst bekennt offen, daß sein Feldherr ihm schon öfter aufgeholfen, ihn aber (P. I, 1, V. 62) nächstens unter Vormundschaft stellen werde. In dem Munde eines so lockeren Gesellen sind denn auch die derben Flüche wohl angebracht, die den Kroaten gegenüber ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen werden. Wenn Questenberg ihn als den Repräsentanten der Schnelligkeit bezeichnet, so ist das ganz richtig, denn er freut sich jedesmal, wenn's losgehen soll, und läßt sich zu Allem gebrauchen, wo er etwas abbekommen kann. Wie seine raubgierigen und beutelustigen Schaaren bemerkt er sogleich, daß Questenberg einen mit Gold gestickten Amtsrock und eine goldene Kette trägt und läßt sich dafür den Hieb auf die langen Finger seiner Kroaten auch ruhig gefallen. Da er zuerst zur Unterschrift der Eidesformel antreibt, so ist er dem Herzog sicherlich zugethan, aber wohl nur um seiner Macht und seines Reichthums willen. Einen tieferen Grund hat seine Anhänglichkeit nicht, denn er prahlt mit seiner Treue und fällt daher auch leicht von ihm ab, als Octavio Ernst gebraucht.

Dem Isolani zur Seite, in gewissem Sinne aber auch ihm gegenüber steht Tiefenbach, den der Dichter nur mit wenigen, aber um so charaktervolleren Strichen gezeichnet hat. Essen und Trinken spielen eine wichtige Rolle in dem Dasein dieses corpulenten Herren. „Das war ein königliches Mahl", das sind seine ersten Worte, nachdem er sich bei Terzky von der Tafel erhoben hat; und daß er hier redlich seine Schuldigkeit gethan, haben wir

bereits von einem Bedienten erfahren, der bei der siebzigsten Flasche, die er holen muß, vorzugsweise auf ihn hindeutet. Vielleicht ist dem Dichter Luther's Wort: „die Deutschen haben den Saufteufel" bekannt gewesen und bei dieser Gelegenheit eingefallen. Kaum aufgestanden, muß sich Tiefenbach sogleich wieder setzen, vermuthlich fühlt er bereits, daß das Podagra bei ihm im Anzuge ist, das er, naiv genug, nicht der Völlerei, sondern den erduldeten Kriegsstrapatzen zuschreibt. Seine Bildungsstufe erkennen wir aus seiner Unterschrift; er hat sich mit einem Kreuz begnügt, das ihm nach Isolani's Bemerkung von Jud' und Christ honorirt wird; er ist also gleichfalls kein guter Wirth. Aber so leichtsinnig wie Isolani ist er doch nicht. Als Illo, unvorsichtig genug, der Klausel erwähnt, da regt sich sein deutsches Gewissen; er macht darauf aufmerksam, daß man's vor Tische anders las, und später (T. II, 5) erfahren wir von Isolan, daß alle Deutschen sprechen, man müsse dem Hofe gehorchen. Auch sagt uns Octavio (T. II, 4) von Tiefenbach, sein Regiment sei treu; wir dürfen also voraussetzen, daß er ihn für des Kaisers Dienst gewonnen habe.

Diesen beiden, dem Wallenstein abtrünnig werdenden Generalen gegenüber erblicken wir zwei andere, die ihm treu bleiben, es sind Illo und Terzky. Feldmarschall Illo, in dem Personenverzeichniß zu den „Piccolomini" als Wallenstein's Vertrauter bezeichnet und in dem Stück sein beständiger Begleiter, ist wie Isolani eine offene und gerade Natur, so daß er selbst dem Questenberg rückhaltslos die Wahrheit sagt. Er fragt wenig nach dem Kaiser und macht sich überhaupt nicht viele Bedenken. Uebermüthig, und geneigt, für erfahrene Kränkung Rache zu nehmen, wirkt er auf die übrigen Feldherren ein, übernimmt es, sie zu täuschen und sucht sie für den Herzog zu gewinnen. Bei seinem offenen Blick und seiner praktischen Richtung kann er dem Glauben an die Sterne keinen Geschmack abgewinnen; um so sicherer dagegen baut er auf Wallenstein's Plane und sucht ihm die Gelegenheit zum Handeln zu bereiten. Von Hause aus

mißtrauisch gegen die beiden Piccolomini, hat er Octavio scharf überwacht und weiß, daß derselbe mit Questenberg verhandelt. Bei seinem weiten Gewissen (vergl. T. I, 7, V. 9) nimmt er keinen Anstand, den Vorschlag mit der verhängnißvollen Klausel zu machen; da er aber, wie Isolani, dem Wein ergeben ist, so plaudert er (P. IV, 7, V. 39—42) aus, was sorgfältig zu verschweigen wäre, und ist somit nahe daran, den Plan zu verderben, den er selber entworfen. Schließlich sucht er Wallenstein in die Nothwendigkeit zu versetzen, zum Aeußersten zu schreiten, und fällt somit als ein Opfer seines übereilten Handelns.

Dem Herzog noch näher steht Terzky, in der böhmischen Namensform Terschka, wie er auch (L. 1, V. 37) von dem Bauer, oder Terzka, wie er (L. 11, V. 356) von dem Wachtmeister genannt wird. Er war Erbjägermeister von Böhmen, protestantischer Religion und ein alter Freund und Liebling Wallenstein's. Durch seine Vermählung mit Maximiliane, Gräfin von Harrach, der Schwester von dessen zweiter Gemahlin, trat er zu seinem Feldherrn in nahe verwandtschaftliche Beziehung. In dem Drama commandirt Terzky Carabiniere (s. d.) und vier andere Regimenter, ist des Herzogs Unterhändler mit den Schweden und den Sachsen, bringt ihm schnell die wichtigsten Nachrichten und sucht ihn, eben so wie Illo, zum Handeln anzutreiben. Von höheren Interessen ist er aber nicht geleitet, er hat nur (P. II, 5, V. 33—35) Wallenstein's Ruhm und Vortheil im Auge; indessen ist er nicht so unvorsichtig wie Illo, er glaubt an Sinn für Pflicht und Treue in der Armee und ist deshalb auch (P. III, 1, V. 18) bedenklich wegen der Klausel. Später aber läßt er sich doch mit fortreißen und ist (P. IV, 2) gerade derjenige, der den Betrug mit der Eidesformel spielt. Die Zeichnung seines Charakters ist mit Rücksicht auf seine ihn geistig überragende Gemahlin absichtlich schwächer gehalten als die des Marschall Illo, dessen Schicksal er schließlich theilt, und zwar übereinstimmend mit der Geschichte, wo Terzky äußert, er wolle nicht bloß Leib

und Leben für Wallenstein lassen, sondern auch mit ihm zur Hölle fahren.

Neben den bis jetzt genannten Heerführern ist ferner Oberst Buttler hervorzuheben, welcher die für seinen Feldherrn im eigentlichen Sinne des Worts verhängnißvolle Rolle spielt. Als gemeiner Reitersbursch aus Irland gekommen, hat er seine Pflichten vierzig Jahre lang treu erfüllt und ist durch den Krieg allmälig emporgestiegen, bis er von dem Herzog, dem er sich (P. I, 1, V. 43) zu Dank verpflichtet weiß, zum Generalmajor vorgeschlagen worden ist. Da Questenberg selbst ihn (P. I, 2) als den Repräsentanten der Stärke bezeichnet, so darf er hoffen, die Bestätigung von Wien her werde nicht ausbleiben, umsomehr als er ja auch eine dankbare Gesinnung bekundet, indem er (P. I, 2, V. 129—176) seinem Feldherrn wie dem Heere hohes Lob spendet. Aber seine Anhänglichkeit an Wallenstein gründet sich darauf, daß er etwas unter ihm geworden ist, daß er sich Macht und Reichthum erworben hat; jetzt möchte er auch Ehre und Ansehen erwerben und strebt deshalb nach dem Grafentitel. Es ist die Frage, ob man einer so derben und wenig geschmeidigen Natur, als welche er sich überall kund giebt, eine solche Auszeichnung wird zu Theil werden lassen können. Schon P. I, 3, V. 9 ist von Empfindlichkeit und gereiztem Stolz die Rede, was sich bei einem so geraden und ehrenfesten Charakter, der sich (P. IV, 4, V. 15—35) seiner Verdienste wohl bewußt ist, leicht erklären läßt. Die gehoffte Standeserhöhung bleibt aus, und das ist für den Ehrgeizigen Grund genug, an dem Kaiser Rache zu nehmen; nur wünscht er, daß die übrigen Generale, auf deren Plane er bereitwillig eingeht, ihn nicht für einen Menschen von niedriger Gesinnung halten möchten, der ohne schwer wiegende Gründe den Pfad der Ehre verlassen könne. Er stellt also das, was er sich in Wallenstein's Dienste erspart, mit Bereitwilligkeit zu dessen Verfügung und will ihm unter jeder Bedingung ergeben bleiben.

Leider aber ist der Herzog gegen Buttler nicht offen gewesen; er hat den Grafentitel zwar für ihn beantragt, die Verleihung aber heimlich hintertrieben. Dieser Streich, den Wallenstein in der Geschichte dem Illo spielt, und der dort ohne weitere Folgen bleibt, ist ein Umstand, den der Dichter mit psychologischem Scharfsinn und ökonomischem Geschick für sein Drama benutzt. Er läßt nämlich den Herzog auf Buttlers Rachsucht speculiren, den die zu erwartende Ehrenkränkung noch inniger an ihn fesseln soll. Nun aber hört Buttler von Octavio, was hinter seinem Rücken geschehen ist; er sieht sich in seiner Laufbahn gehemmt, und jetzt betrachtet er Wallenstein als seinen Feind. Ehrsucht war es, die ihn an den Feldherrn fesselte; derselbe hat seine Ehre verletzt, er fühlt sich also verpflichtet, sie zu rächen und wird deshalb zum Verräther, ja zum Mörder. Zwar fehlt es nicht an ernsten Mahnungen, die ihn wohl von seinem heimtückischen Vorhaben zurückhalten könnten; Wallensteins ergreifende Klagen über Octavio's Verrath (T. III, 10, V. 5—16) müßten ihm in die innerste Seele dringen; aber das bessere Gefühl wird niedergekämpft, das Verlangen nach Rache bleibt Sieger. Obwohl sonst ein klar denkender Kopf, der stets dem Wahlspruch gefolgt ist: ein Jeder ist seines Glückes Schmid, der (T. IV, 8, V. 78) selber sagt: „den Menschen macht sein Wille groß und klein" — kann er doch sein Vorhaben vor seinem Gewissen mit fatalistischen Scheingründen entschuldigen und sein Rachegefühl (T. IV, 8, V. 24 2c.) als ein Verhängniß ansehen, das er wider seinen Willen vollstreckt; es ist, als ob ein böser Dämon ihn triebe, mit Hast eine That zu vollziehen, die sein Herz bei ruhiger Ueberlegung nothwendig verdammen muß.

Einen ergreifenden Gegensatz zu diesem gefährlichen Charakter bildet die liebliche Gestalt des Max Piccolomini, der, wie wir schon angedeutet, keine geschichtliche Person, sondern ein Gebilde der Phantasie unseres Dichters ist. Sch. denkt ihn sich (P. I, 1, V. 23—30) als eine auf der Grenze zwischen dem Jünglings- und dem Mannesalter stehende vollkräftige Gestalt,

von kriegerischem Geiste beseelt, als einen Liebling Wallensteins, der ihn bereits bis zum Obersten befördert hat, als einen Officier, der auch bei den übrigen Heerführern in so hohem Ansehen steht, daß er selbst im Kriegsrath neben den erfahreneren Generalen (P. II, 7) seine Stimme erheben darf. Bei einem Charakter, den unser vor Allem auf das Ideale gerichteter Dichter sich selbst geschaffen, dürfen wir uns nicht wundern, wenn er von dem schönen Vorrechte der Jugend, in Idealen zu leben, den ausgedehntesten Gebrauch macht. Sein Max ist die edle, reine Seele mitten in der falschen Welt, das offene, arglose Herz, dessen er für sein Drama um der künstlerischen Wirkung willen nicht entbehren konnte. Von idealen Anschauungen und Bestrebungen (P. I, 4, V. 68—79) erfüllt, ist dem jugendlichen Helden auch sein Feldherr ein Ideal, dessen Glauben an die Sterne er (P. III, 4, V. 101) mit frommer Ehrfurcht betrachtet, für dessen Talent als Heerführer er in hoher Begeisterung erglüht, dem er mit voller Seele ergeben ist. Von der Reinheit seiner eigenen Absichten innerlich durchdrungen, vertraut Max seinem Herzen, das ihm das Rechte sagt, das er liebt wie sein Gewissen (vergl. das Epigramm „Der Aufpasser"), und das er (T. II, 2, V. 71) „das glückliche Gefühl" nennt, mit dem er frei und unbefangen jedwedem schönen Trieb gehorchen kann. Darum haßt er alle krummen Wege und erscheint überall als der eifrige Vertreter des sittlichen Princips.

Aber der Dichter theilt ihm noch eine andere Rolle zu. Während die Geschichte uns berichtet, daß Wallensteins Gemahlin mit ihrer zehnjährigen Tochter Maria Elisabeth sich zur Zeit der unglücklichen Katastrophe in Oestreich befand, läßt der Herzog in unserm Drama die Gattin und die eben zur Jungfrau herangereifte Tochter Thekla (d. h. die Vortreffliche, die Wackere) zu sich nach Pilsen kommen. Seinem Liebling Max ertheilt er den ehrenvollen Auftrag, diejenigen, die seinem Herzen am nächsten stehen, zu ihm zu geleiten; und die Reise, welche die Personen aneinander fesselt, führt auch alsbald die

Herzen zusammen. In der Seele des jugendlichen Max entwickeln sich die Keime der ersten Liebe. Er verräth dies nicht nur seinem Vater, den die ungewöhnlich weiche Stimmung des Sohnes (P. I, 4, V. 117—120) in Erstaunen setzt, sondern er fühlt sich auch selbst (P. III, 3, V. 22—36) völlig umgewandelt und sehnt sich aus der kriegerischen Welt heraus, um sich dem ungetrübten Glück des Friedens hingeben zu können. Mit allen Fasern seines Innern bereits an Wallenstein gefesselt, möchte er in echt jugendlicher Weise ihm nun auch Alles verdanken, möchte als schönsten Lohn für seine zehnjährigen treuen Dienste die Geliebte seiner Seele aus der Hand des Vaters empfangen. Aber die wunderbare Empfindung, die zum ersten Mal sein Herz ergriffen, hat den sonst so feurigen jungen Mann völlig verändert. Die Neuheit des Verhältnisses macht ihn im Kreise seiner stürmisch erregten Kameraden (P. IV, 6 u. 7) ruhig und besonnen, seiner Geliebten gegenüber (P. III, 5) zaghaft und schüchtern, raubt ihm plötzlich sogar (P. III, 4, V. 24) das Vertrauen zu seinem Feldherrn, dessen Worte (T. II, 2, V. 109) „Ja wer durch's Leben gehet ohne Wunsch, sich jeden Zweck versagen kann" ihm, der ja jetzt einen Zweck hat, tief in die Seele dringen müssen. Ist es ihm doch schon längst (P. III, 4, V. 13—27) so gewesen, als gehe Wallenstein mit dem Gedanken um, seine Tochter einem Könige (vergl. T. III, V. 86) zu vermählen. Aber was noch schlimmer ist, des Herzogs anderweitige ehrgeizige Pläne stehen seinem Liebesglück im Wege und drohen, das schöne Band zu zerreißen, das sich so schnell und doch so innig geknüpft. Max denkt würdig von seinem Feldherrn, er kann ihm (P. V, 1, V. 285) keine schlechte Handlung zutrauen, und deshalb (V. 199—204) auch seinen eigenen Vater nicht begreifen; ja er wäre im Stande, eher mit diesem zu brechen, als seinen Feldherrn listig zu hintergehen. Die krummen Wege der Staatskunst widerstreben seinem offenen und geraden Wesen; er muß Licht haben, um klar sehen zu können, und deshalb begiebt er sich zu Wallenstein. Das Gespräch (T. II, 2) mit seinem Feld-

herrn bildet ein wichtiges Stadium in der Entwickelung seines Charakters. „Mein General, du machst mich heute mündig", das sind die bedeutungsvollen Worte, mit denen er den Entschluß faßt, fortan nicht mehr vertrauensvoll zu gehorchen, sondern selbständig und nach eigener Wahl zu handeln. Und doch wird es ihm schwer, sich an den fürchterlichen Gedanken zu gewöhnen, sein Feldherr lade ein Verbrechen auf sich; um jeden Preis möchte er das frühere Verhältniß wiederhergestellt sehen, und in der rührendsten Weise bittet er ihn (V. 137—144), doch wenigstens seine Unschuld zu retten. Aber es ist zu spät.

Jetzt gilt es, einen fürchterlichen Kampf zu kämpfen; die widerstreitendsten Mächte ringen an seiner Seele: die Pflicht der Treue gegen seinen Kaiser, das Gefühl der Dankbarkeit für seinen Feldherrn, die Ehrfurcht, die er seinem Vater schuldet, und vor Allem die Empfindung der Liebe, von der er nicht mehr lassen kann. Mit bitterem Schmerz muß er sich von seinem Glauben, dem schönen Vertrauen zu der Menschheit, trennen; seine Liebe ist das einzig Wahre und Lautere, das ihm bleibt. Was soll er aber thun? gehandelt muß einmal werden. Das, was sein Herz verdammt, vermag er nicht mehr zu hindern; und heimliche Flucht würde ihn mit einem unauslöschlichen Schimpf beladen. Jetzt ist es wiederum sein Herz, das ihm das Rechte sagt; Thekla, die reine Seele, die einzige, die ihn nicht verläßt, sie soll sein Loos entscheiden. Aber eben die Reinheit ihrer Seele, die über allen Eigennutz erhaben ist, verweist ihn an seine Pflicht und nöthigt ihn somit, den schweren Abschied zu nehmen von Allem, was ihm lieb und theuer war. Und nachdem er die ernste Soldatenpflicht erfüllt, und leider dem gefährlichen Buttler es auf die Seele gebunden hat, das Leben seines Feldherrn treu zu bewachen, eilt er an der Spitze seiner getreuen Schaaren davon, um als Held den Heldentod zu suchen und — zu finden.

Eben so wie Max ist auch Thekla eine ideale Gestalt, die der Dichter, über die Sphäre der Wirklichkeit hinausschrei-

tend, mit der vollen Hoheit seines poetischen Talents gezeichnet hat. Zwischen stillen Klostermauern erzogen, die sie so eben verlassen, lernt die mit dem ganzen Zauber jugendlicher Frische ausgestattete Jungfrau den in dem Gewühl des Kriegslagers aufgewachsenen Heldenjüngling kennen. Gerade die Gegensätze der bisher durchmessenen Laufbahnen, sie bilden den wunderbaren Magnet, der beide aneinander fesselt, jeden in dem andern das finden läßt, was ihm selbst noch fehlt. Der Funke, „der in die Seele schlägt und trifft und zündet" (Br. v. M. 5, 444), er hat auch Thekla's Herz getroffen, und mit ihrer Liebe ist ihr ein neues Leben aufgegangen. Hierzu kommt die völlig neue Welt, die ihr entgegen tritt, die rauschend schmetternde Musik, der Glanz der kriegerischen Schaaren; dürfen wir uns wundern, wenn unter solchen Einflüssen ein tief und lebhaft fühlendes Gemüth sich rasch entwickelt und schnell zur Reife gelangt? Die Worte (P. III, 4): „Spart euch die Mühe, Tante! das hört er besser von mir selbst" sie zeigen uns, daß die natürliche Schüchternheit sich schnell in unbedingte Zuversicht verwandelt hat, daß sie fühlt, ihr Herz habe das Rechte getroffen. Wer möchte es unter solchen Umständen tadeln, daß der Dichter sie manches bedeutungsvolle Wort sprechen läßt: „Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt", warum sollte sie das nicht sagen, die bei der Erinnerung an die Wunder, welche sie in dem astrologischen Thurm geschaut (P. III, 4, V. 129) erklären kann:

„Es ist ein holder, freundlicher Gedanke,
Daß über uns, in unermeßnen Höh'n,
Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,
Da wir erst wurden, schon geflochten ward."

Wie sie sich einer höheren Leitung unbedingt vertraut, so vertraut sie auch der Stimme, die in ihrem Innern erklingt, „der Zug des Herzens ist ihr des Schicksals Stimme." Aber sie steht nicht allein zu Max in Beziehung; sie erblickt auch andere Personen um sich her, bei denen sie den harmonischen Zusammen-

klang der Gemüther gar bald vermißt. Wie die Liebe den Heldenjüngling weich gestimmt und schüchtern gemacht, so ist sie, die ja überhaupt mehr ihrem Vater als der Mutter gleicht, durch die Liebe sicher und stark geworden. So warm sie auch empfindet, so verständig ist sie doch in ihrem Urtheil, und merkt gar bald, daß es der Gräfin Terzky nicht darum zu thun ist, ihr Glück zu begründen, sondern daß sie gewisse Nebenabsichten verfolgt. Von Jugend auf mit der Vorstellung genährt, sie sei bestimmt, sich ihrem Vater leidend zu opfern, hat das Schicksal sie plötzlich mit Max zusammengeführt und zeigt ihr eine andere freundlichere Aussicht; indessen wie die Sachen liegen, kann sie auf eine ruhige und friedliche Entwickelung der Verhältnisse, die den Wünschen ihres Herzens entspricht, schwerlich rechnen. Sie verlangt daher Gewißheit von der Gräfin Terzky; als sie aber ahnt, was ihr bevorsteht, daß sie dem nahenden Unheil nicht wird entfliehen können, da giebt die Liebe ihr den Muth, den Kampf mit dem Schicksal aufzunehmen. Leider aber bemerkt sie nur zu bald, sie wird den feindlichen Gewalten zum Opfer fallen.

„Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus,
Und schleunig will das Schicksal mit uns enden."

Das sind die ahnungsvollen Worte, mit denen sie der nahenden Gefahr entgegen geht. Und als sie nun selbst (T. III, 21) das entscheidende Wort zu sprechen hat, da siegt bei ihr, wie bei Max, das sittliche Gefühl, sie verzichtet auf ihre schönsten Hoffnungen und ergiebt sich in das Schicksal, das feindlich zwischen sie und ihre Liebe tritt. Aber was die Liebe auf immer vereint, das soll der Tod nicht von einander trennen. Die Welt, die sie umgiebt, steht in schneidendem Widerspruch mit dem, was ihr Herz erfüllt; dunkele Ahnungen bevorstehender Schrecken durchziehen ihre Seele; es ist als ob Geister sie riefen, dem Vorangegangenen zu folgen; und so thut sie endlich den verhängnißvollen Schritt, den der Dichter in seinem Drama in wohlthuendes Dunkel gehüllt hat, um ihn später in lyrischen

Klängen (vergl. Ged. Thekla, eine Geisterstimme) vor den Richterstuhl unserer Empfindung zu stellen, hoffend, daß die Liebe gerecht genug sein werde, sich auch mit solchem Ausgange zu versöhnen.

Die Liebe zwischen Max und Thekla, welche der Dichter erst nachträglich der Haupt- und Staatsaction hinzugefügt hat, ist von mehreren Seiten als ein ruhig für sich bestehendes Ganzes, als eine zu der eigentlichen Handlung im Gegensatz stehende Episode bezeichnet und sogar in allem Ernste getadelt worden. Sch. selbst war in Betreff dieses Punktes nicht ohne Sorgen; er fand die Liebe, wie sie hier erscheint, nicht theatralisch und war deshalb geneigt, um sich die poetische Freiheit zu wahren, jeden Gedanken an eine Aufführung des Stückes aufzugeben. Indessen durfte das Drama, sollte es allgemein fesseln, eines Elements, das ein rein menschliches Interesse gewährte, nicht entbehren; er suchte daher der lyrischen Stimmung seines Innern einen dramatischen Ausdruck zu geben. Und wenn es auch den Scenen zwischen Max und Thekla allerdings an rednerischem Prunke nicht fehlt, so möchten wir sie doch keineswegs mit G. Schwab bloß als ein „idealisch-romantisches Liebesgeflüster" bezeichnen, das die Haupthandlung stört, sondern finden sie besonders durch die planvollen Bestrebungen der Gräfin Terzky so glücklich in die Haupthandlung verwebt, daß der tragische Verlauf der letzteren dadurch wesentlich gesteigert wird. Schon die Worte: „doch keinen Spott", welche Max (P. III, 3, V. 44) an die Gräfin richtet, hätten den Dichter vor einer geringschätzigen Beurtheilung dieser Seite seines Werkes sicher stellen sollen. Ihm ist die Liebe dieser beiden edlen Naturen etwas so Heiliges, daß er ohne alles Bedenken Liebe und Andacht (P. III, 3, V. 50—59; vergl. a. P. III, 4, V. 116—125) völlig in einander aufgehen läßt; und schwerlich hat je ein Dichter ein Liebesgeständniß mit so ungemeiner Zartheit behandelt, wie es hier (P. III, 3, V. 77—98) geschieht. Durch die Lauterkeit der Gesinnung, mit welcher sich die gegenseitige Neigung in den

beiden jugendlichen Seelen entfaltet; durch den sittlichen Adel des Herzens, mit welchem sie als Repräsentanten der Treue und des Vertrauens gewissermaßen die Säulen der gesellschaftlichen Ordnung uns vor das Auge führen — bilden sie einen ergreifenden und höchst wirksamen Gegensatz zu den Charakteren ihrer Väter, zu dem traurigen Gewebe von List und Argwohn, das der Verwirklichung ihrer Herzenswünsche hindernd in den Weg tritt. Es handelt sich hier in der That um etwas ganz Anderes, als um die so häufig vorkommende Benutzung eines Bühnenkunstgriffes, dem die Liebe zwischen den Kindern zweier feindlichen Häuser ein willkommenes Mittel ist, um bei den Zuschauern eine rasch verfliegende Rührung hervorzurufen. Die Väter der beiden Liebenden treten hier nicht als Feinde auf; sondern ein feindliches Schicksal ist es, das über beiden waltet, von dem das unschuldige jugendliche Paar mit ergriffen wird, welches im Sturm der Conflicte an seiner ganzen Umgebung verzweifelt und lieber untergeht, als dem hohen Ideale entsagt, welches es in seinem Leben, wie in seiner Liebe zu verkörpern strebt.

In der nächsten Verbindung mit Thekla steht ihre Mutter, Isabella Katharina, geborene v. Harrach, von Sch. mit dem (P. II, 2, V. 14) rhythmisch leichter einzuführenden Namen Elisabeth bezeichnet. Wie Wallensteins Biographen die noch Unvermählte als „ein Fräulein von reinem und bescheidenem Sinn" bezeichnen, so hat auch der Dichter es für angemessen gehalten, ihren Charakter mehr anzudeuten, als scharf und bestimmt zu zeichnen. Sie legt zwar Werth darauf, daß sie Graf Harrachs edle Tochter und Wallensteins fürstliche Gemahlin ist, aber sie fühlt sich nicht glücklich in ihrer Ehe; ihre weiche, leicht erregbare Seele stimmt zu wenig harmonisch mit dem kalten und schroffen Wesen ihres Gatten, als daß sie nicht in steter Angst leben, fortwährend von bösen Ahnungen heimgesucht sein sollte. Dennoch scheint sie selbst in Beziehung auf die Vermählung ihrer Tochter ihrem Gemahl gegenüber durchaus gefügig. „Ihr Wille,

wissen Sie, war stets der meine", diese Worte deuten hinlänglich an, daß sie keine handelnde, sondern eben nur eine duldende Person sein soll. Daher beschränkt sie sich auch darauf, ihre Tochter zu trösten und zu beruhigen, ihren Gemahl zu warnen und zur Nachgiebigkeit zu ermahnen, und in dem entscheidenden Momente dem Max zu sagen: „Gehen Sie, wohin die Pflicht Sie ruft." Obwohl bemüht gewesen, den Herzog zu entschuldigen und seine Differenzen mit dem Hofe auszugleichen, fühlt sie doch bald genug, daß der stolze Bau seiner hochstrebenden Plane endlich zusammenstürzen müsse, und erliegt schließlich dem unerbittlichen Schicksale, das sie, die Schuldlose, an einen Mann gekettet, dessen ehrgeiziges Streben das Glück und den Frieden seiner Familie völlig unbeachtet läßt.

Schließlich haben wir unsere Aufmerksamkeit noch auf die Schwester der Herzogin, die Gräfin Terzky, zu richten, welche neben dem Helden des Stückes die hervorragendste Rolle spielt. Der Geschichte zufolge soll nicht Terzky's Gemahlin, sondern dessen Schwester, welche an den Grafen Kinsky vermählt war, Wallensteins Vertraute gewesen sein und um seine Plane gewußt haben. Sch. theilt diese Rolle der nächsten Verwandten des Herzogs, seiner Schwägerin, zu, die ihn aber in dem Stück zu wiederholten Malen (P. III, 4, V. 39 ꝛc.) mit dem für die Poesie wohlklingenderen Namen „Bruder" bezeichnet. Geistig begabt, von entschiedenem Charakter und zum Handeln geboren, hat sie schon bei der Wahl Friedrichs V. (s. d.) ihre Hand im Spiele gehabt, und ist auch jetzt mit allem Ernst darauf bedacht, für den Herzog zu intriguiren. Die Reise, welche sie mit dessen Gemahlin und Thekla unter des jungen Piccolomini Schutz nach Pilsen gemacht, hat ihr völlig freien Spielraum gegönnt. Von dem Gedanken ausgehend, Max sei absichtlich von ihrem Schwager zum Beschützer seiner Familie ausgewählt worden, weil derselbe ihm ein willkommener Schwiegersohn sein würde, und weil er ihn durch solche Bande unauflöslich an sich fesseln möchte, hat sie die aufkeimende Zuneigung zwischen den jungen

Leuten begünstigt. In echt weiblicher Weise hat sie nicht nur ihre Freude an allerlei kleinen Neckereien der beiden Liebenden, sondern sie sucht sie auch in Abhängigkeit von sich zu erhalten. Wie sie es klüglich einzurichten versteht, daß sie einander sehen und sprechen können, so sollen sie in ihr auch diejenige erblicken, durch deren Vermittelung die ersehnte Verbindung herbeigeführt werden kann. Ob es ihr hiermit wirklich Ernst ist, bleibt völlig zweifelhaft; ihre Hauptabsicht ist die Befriedigung ihres Ehrgeizes, sie möchte den Herzog gern recht groß und geehrt sehen, möchte wo möglich einen König zum nächsten Verwandten haben. Diesem Zweck soll auch das Liebesverhältniß dienen. Thekla soll dem Max weniger in aufrichtiger Liebe zugethan sein, als vielmehr ein Liebesspiel mit ihm treiben, seine Neigung für die Zwecke des Vaters ausbeuten, ihn zu unbedingter Hingebung an denselben zu bestimmen suchen. Max dagegen soll sich erinnern, daß es ihm zukommt, die Braut, um die er wirbt, sich durch ritterlichen Kampf im Dienste seines Feldherrn zu erringen. Auf diese Weise soll die Liebe ihr ein Mittel werden, um wirksam in die Staatsaction einzugreifen. Doch so schnell, wie sie ihren Plan entworfen, will derselbe sich nicht verwirklichen. Der Herzog zögert, die längst vorbereiteten Schritte zu thun; es scheint also nöthig, ihn zum Handeln zu drängen. An einer fertigen Zunge, die dem besten Advocaten alle Ehre machen würde, fehlt es ihr eben so wenig, wie an Muth und Energie des Willens; sie wendet daher (T. I, 7) ihre ganze Ueberredungskunst auf, und obwohl sie die astrologischen Träumereien eigentlich (V. 97) als Aberglauben betrachtet, weiß sie doch listig genug Wallensteins Glauben an die Sterne (V. 186 ꝛc.) zu benutzen, um ihn zu einem entschlossenen Schritte anzustacheln und führt somit die Entscheidung herbei. Eben so weiß sie Max anzuspornen, das gut zu machen, was sein Vater verbrochen hat, und trägt hierdurch wesentlich dazu bei, ihn zu seinem verzweifelten Entschlusse zu drängen. Doch als die Nachricht von seinem Tode eintrifft, da beschleichen Furcht und Bangigkeit ihre Seele, böse Ahnungen

verfolgen, beängstigende Träume erschrecken sie. Das ist die Strafe für ihr unweibliches Intriguiren. Als sie aber die Grabgedanken, mit denen sie sich getragen, verwirklicht sieht; als ihr Mann im verzweifelten Kampfe gefallen, und der Herzog selbst meuchlings erstochen ist; als mit Thekla's Flucht alle ihre Ideale von zukünftiger Größe zertrümmert sind: da gewinnt sie ihre Seelengröße wieder und entschließt sich, für die Idee, der sie gelebt, nun auch zu sterben. Es ist eine harte Buße, die sie sich auferlegt, aber sie erscheint nothwendig, um uns mit ihren Schwächen zu versöhnen.

Nachdem wir uns mit den in das Drama eingreifenden Personen bekannt gemacht haben, ist es nunmehr unsere Aufgabe, den

Gang der Handlung

zu verfolgen. Wenn sich Sch. in seinem Fiesco für berechtigt hielt, einer kühnen Idee zu Gefallen die historische Genauigkeit (vergl. Bd. I, S. 268) ohne Scheu zum Opfer zu bringen; wenn er sich in seinem Don Carlos damit begnügte, seinem hohen Ideale von politischer Freiheit eine Reihe geschichtlicher Züge ohne wesentliche Entstellung der Wahrheit zur Grundlage zu geben: so war sein Wallenstein das erste Stück, in dem er sich die Aufgabe stellte, den Geist der Geschichte jener denkwürdigen Zeit in möglichster Treue zu veranschaulichen. Aber das umfangreiche Material einer so ereignißreichen Vergangenheit war nur mit äußerster Anstrengung zu bewältigen. „Die Handlung greift, wie Jos. Bayer (S. 188) richtig bemerkt, mit weit verzweigten Wurzeln in den Boden des bereits Geschehenen ein, und diese Wurzeln bloßzulegen, das ist das schwere Stück Arbeit, das den Dichter so lange aufhält." Außerdem hatte Sch. in seinem Aristoteles gelesen: „denn auch das Bekannte ist nur Wenigen bekannt"; er mußte sich also verpflichtet fühlen, die nothwendigen historischen Rückblicke an verschiedenen Stellen einzuflechten, wodurch die Handlung selbst natürlich nur langsam fortschritt. Dennoch konnte er bereits am 2. October 1797 an

Goethe schreiben: „Zugleich gelang es mir, die Handlung gleich von Anfang an in eine solche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß sie in stetiger und beschleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt. Da der Hauptcharakter eigentlich retardirend ist, so thun die Umstände alles zur Krise, und das wird, wie ich denke, den tragischen Eindruck sehr erhöhen." Aber die Umarbeitung in Jamben nöthigte ihn, wie wir wissen, zu breiterer Entfaltung und zur Zerlegung seines Stoffes in zwei Stücke. In Folge dessen erscheint bis zum Ende des vierten Actes der Piccolomini Alles als reine Exposition, die den Zuschauer mit dem bekannt macht, was ihm zu wissen nöthig ist. Erst der fünfte Act bringt in dem Gespräche Octavio's mit Max die Collision oder Verwickelung. In „Wallensteins Tod" dagegen erblicken wir das Ziel aller dieser Vorbereitungen. Mit dem Eintreffen der Nachricht, daß Sesin gefangen ist, und mit dem gleich darauf folgenden Gespräche Wallensteins mit Wrangel beginnt die tragische Katastrophe; in den beiden folgenden Acten wird dann eine Mine nach der andern gesprengt, bis mit dem vierten Acte die Krisis eintritt, die im fünften den Ausgang herbeiführt. Betrachten wir nun zunächst

Die Piccolomini.

Zeigt uns das Lager die unter den Soldaten herrschende Stimmung, und in welchem Ansehen ihr Feldherr bei ihnen steht, so erblicken wir in den mit höherer kriegerischer Würde ausgestatteten Piccolomini die Art seines Wirkens unter seinen Generalen. Zugleich bilden sie den Theil des Gedichtes, in welchem die eigentliche Handlung beginnt. Sie stellen*) als Theil des Ganzen die Verkettung der Umstände dar, durch welche Wallenstein zu seinem verrätherischen Schritte gedrängt wird, und als Drama für sich entwickeln sie die Verhältnisse der Familie

*) vergl. Süvern. Ueber Schiller's Wallenstein in Hinsicht auf griechische Tragödie. Berlin, Buchhandl. der kön. Realschule. 1800. S. 332.

Piccolomini zu dem Wallensteinschen Hause; sie zeigen, wie Octavio den bedenklichen Knoten schürzt, während Max, durch die zartesten Bande an des Herzogs Familie gefesselt, in Gefahr geräth, gewaltsam davon losgerissen zu werden.

Der erste Aufzug führt uns nach dem Rathhause zu Pilsen. Mehrere Generale Wallensteins sind hier zusammengetroffen, unter denen aber Gallas und Altringer sogleich vermißt werden. Auch Max Piccolomini wird angekündigt, der des Herzogs Gemahlin und Tochter aus Kärnthen hergeleitet. Kaum haben die Heerführer sich begrüßt, so giebt sich auch schon eine Verstimmung unter ihnen kund. Voll Anhänglichkeit an ihren Feldherrn, der treulich für sie sorgt, können sie sich mit dem, was von Wien her geschieht, nicht einverstanden erklären; besonders sind sie unzufrieden mit Questenbergs Forderungen und hoffen, Wallenstein werde nicht nachgeben. In der ausgesprochenen Besorgniß, er könne das Commando niederlegen, erblicken wir die erste Andeutung einer zu erwartenden Katastrophe. Bald erscheint auch, durch Octavio eingeführt, Questenberg selbst. Obwohl er dem Geist der Ordnung in dem Wallensteinschen Heere alle Anerkennung zu Theil werden läßt, und andererseits auch Octavio es nicht versäumt, ihm die gebührende Ehre zu erweisen, so fallen doch von Seiten der Generale bald allerlei spitzige Reden; man läßt ihn merken, wie ungern er gesehen wird, giebt seine Unzufriedenheit mit den Maßregeln der Regierung zu erkennen, und muß als Antwort hierauf hören, daß der Kaiser mit der Absicht umgehe, dem Heere eine andere Leitung zu geben. Dies veranlaßt Buttler, auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, daß Wallenstein dem von ihm ins Dasein gerufenen Heere verbleibe, da das Vertrauen, welches die Truppen an ihn fesselt, sich nicht ohne weiteres auf einen Anderen übertragen lasse. Nachdem Octavio auszugleichen und im Hinblick auf spätere Absichten Buttlers kecke Rede zu entschuldigen versucht, bleibt er mit Questenberg allein zurück, um sich mit ihm offen über den Geist des Heeres auszusprechen. Questenberg fürchtet Wallensteins gefähr-

liche Macht, Octavio macht ihn auf den nahen Ausbruch der Empörung aufmerksam, beruhigt ihn indeß, da Altringer und Gallas die so eben vernommenen Gesinnungen nicht theilen, er selber aber den Herzog, der ihm unbedingt vertraut (vergl. P. I, 3, V. 84—97 u. T. II, 3, V. 82—99), sorgfältig überwachen läßt. Inzwischen ist Max eingetroffen und kommt, um seinen Vater zu begrüßen. Questenberg benutzt diese Gelegenheit, um ihn für die Plane des Kaisers zu gewinnen, erfährt aber bald, wie innig derselbe seinem Feldherrn zugethan ist. Der Vater hat gleichzeitig noch einen tieferen Blick in sein Herz gethan; es steigt die Ahnung bei ihm auf, daß die Liebe ihn jetzt an Wallenstein fessele, was er dem Questenberg freilich nur andeuten kann, dem seine Verwünschung der Reise des Sohnes ein Räthsel ist. Die Lösung dieses Räthsels ist es, der wir zunächst mit Spannung entgegensehen.

In dem zweiten Aufzuge befinden wir uns in einem Saale bei dem Herzog, auf dessen Erscheinen wir durch die Dienerschaft vorbereitet werden, deren derb-realistische Lebensanschauung mit den sinnig-phantastischen Vorstellungen Seni's einen wirksamen Gegensatz bildet. Es ist ein kurzer Eingang, worauf Wallenstein mit seiner Gemahlin eintritt, welche ihm über den kalten und förmlichen Empfang Bericht erstattet, den sie am Wiener Hofe erfahren. Hieraus wird ihm klar, daß er die kaiserliche Gunst verscherzt, daß ihm eine abermalige Schmach, wie die zu Regensburg, bevorstehe. Noch zweifelhaft, ob er dem verhängnißvollen Schlage zuvorkommen, oder seiner zur Nachgiebigkeit rathenden Gattin folgen soll, tritt deren Schwester mit Thekla ein, der lieblichen Tochter, in der er einst seinen Ruhm und seine Größe verherrlicht sehen möchte. Bald erscheint auch Max, diesmal nicht als der seinem Feldherrn untergebene Officier, sondern als ein Freund, der ihm, dem Familienvater, eine Freude bereitet hat. Es ist daher billig, daß Wallenstein des Jünglings Aufmerksamkeit von dem Hofe ab auf seine eigene Person lenkt. Hiermit würde Max gewiß völlig zufrieden

sein, wenn er nur nicht durch ein reiches Geschenk für den geleisteten Dienst sich äußerlich abgefunden sähe, sondern mit Zuversicht auf die Erfüllung schönerer Wünsche hoffen dürfte. Aber der mit Briefen beschäftigte Wallenstein hat für seine Erwiederungen kein Ohr, und Graf Terzky mahnt ihn nur an ein Versprechen, das er als Officier gegeben. Hiermit wird die Berathung der Familienangelegenheiten unterbrochen, um zu wichtigeren Geschäften überzugehen. Terzky, des Herzogs Unterhändler mit den Schweden und Sachsen, bleibt mit ihm allein. Da Wallenstein die Ueberzeugung gewonnen hat, man wolle sich seiner entledigen, so muß jetzt gehandelt werden; nichtsdestoweniger zögert er. Kein Wunder also, daß Terzky, dessen Bemühungen hierdurch als fruchtlos erscheinen, seinen Unwillen zu erkennen giebt. Nun erscheint auch Illo und berichtet, daß die Stimmung in dem Heere günstig, die Generale größtentheils auf des Kaisers Forderungen erbittert seien, die übrigen aber sich nach Octavio richten wollen. Dies wird für Terzky Veranlassung, vor Octavio zu warnen, doch Wallenstein vertraut ihm unbedingt. Da die Generale einstimmig der Meinung sind, er dürfe das Commando nicht niederlegen, und da sie ihn hierzu bewegen wollen, so fordert jetzt auch er eine schriftliche Zusicherung ihrer unbedingten Ergebenheit. Illo verspricht, die Schrift zu schaffen, verlangt aber, daß dann auch etwas geschehe, während Wallenstein warten will, bis die Sterne ihn zum Handeln auffordern. — Den Schluß des Actes bildet die Audienzscene, in welcher der Herzog die klug vorbereitete Abdankungskomödie spielt, indem er Questenberg den kaiserlichen Auftrag in Gegenwart seiner Generale mittheilen läßt. Nachdem derselbe in längeren einleitenden und zugleich anerkennenden Worten (vergl. Dr. Kr. 306) sich über die Kriegführung Wallensteins seit dessen Wiedereinsetzung ausgesprochen, geht er zu dem eigentlichen Grunde seiner Sendung über. Er klagt Wallenstein an, daß er dem durch Bernhard von Weimar bedrängten Kurfürsten von Baiern keine Hülfe gesendet, daß Regensburg durch seine

Schuld gefallen sei. Wallenstein entschuldigt dies damit, daß er das Bündniß zwischen den Sachsen und den Schweden habe lösen wollen; seinen Einzug in Böhmen aber rechtfertigt er damit, daß das Heer der Erholung bedurfte, daß er es nicht wieder, wie vor seiner ersten Absetzung auf Kosten der anderen Fürsten habe erhalten wollen, daß ihm die Wohlfahrt des Reiches mehr am Herzen liege als der persönliche Vortheil des Kaisers. Nunmehr tritt Questenberg mit seinen Forderungen hervor. Regensburg soll befreit werden, zu welchem Zweck der Kaiser sich bereits eigenmächtige Eingriffe in die Kriegführung erlaubt hat; außerdem sollen acht Regimenter den spanischen Infanten nach den Niederlanden begleiten. Aber ehe Wallenstein sein Ansehen so gefährden, seine Macht so schwächen läßt, will er lieber abdanken, wenn nur seine Generale und Obersten darunter keinen Schaden leiden. Das natürlich macht diese stutzig; sie wollen berathen, was zu thun sei. Aber Wallenstein hat schon bei sich beschlossen und dem Illo seinen Willen kund gethan; wir sind daher begierig zu erfahren, wie die entstandene Collision sich weiter entwickeln werde.

Am Anfange des dritten Aufzuges finden wir Illo und Terzky im Gespräch, dessen Gegenstand die von dem Feldherrn verlangte Ergebenheitsversicherung ist. Illo macht den Vorschlag, den Betrug mit der Klausel zu spielen, an dessen Gelingen Terzky freilich zweifelt; aber da durchaus gehandelt werden muß, so läßt er jenem freie Hand und deutet darauf hin, daß auch seine Gemahlin schon für ihre Plane thätig sei. Geheimnißvoll beginnt denn auch nach Illo's Abtreten das Gespräch zwischen den beiden Ehegatten, doch merken wir bald, daß von Max und Thekla die Rede ist. Beide aneinander, und somit auch Max an den Herzog zu fesseln, diese Sorge übernimmt die Gräfin, während ihrem Manne alles daran liegt, daß derselbe die Eidesformel unterschreibe und daß „der Alte" (Octavio) keinen Bedacht schöpfe. Terzky geht hierauf zu seinen Gästen, die Gräfin dagegen empfängt den bereits unruhig

wartenden Max. Die Ausdrücke „Base, Tante", mit denen Thekla sie auf der Reise angeredet, sind ihm so lieb geworden, daß er auch jetzt den Ton der vertraulichen Umgangssprache fortsetzt; auf solches Vertrauen aber kommt es ihr gar nicht an, sie freut sich nur, ihn mit seiner Liebe in ihren Banden zu haben und besteht darauf, daß er ihr in Allem Folge leiste. Auf diese Weise glaubt sie ihn lenken und für die wichtige Staatsaction benutzen zu können. Nachdem sie ihn so vorbereitet, läßt sie Thekla eintreten. Diese jedoch findet Max auffallend ernst gestimmt und hat auch selbst keine besondere Veranlassung heiter zu sein; denn sie hat die Bekanntschaft des Astrologen Seni gemacht, der sie sogleich für seine Kunst in Beschlag genommen, ihr aber nichts besonders Erfreuliches zu sagen gewußt hat. Auf diese Weise sieht die Gräfin ihre Absichten gekreuzt und wird bald noch Schlimmeres zu erwarten haben, denn aus dem Gespräche zwischen Max und Thekla geht hervor, daß dieselben kein rechtes Zutrauen zu ihr haben, sondern ihr stilles Glück lieber vor Allen geheim halten wollen, bis eine Zeit kommt, die ihrem Hoffen günstiger ist. Nachdem die Gräfin Max zur Tafel geholt, macht Thekla den schwermüthigen Empfindungen ihres Herzens in einem Liede (vergl. „Des Mädchens Klage") Luft, das eine Vorahnung ihres Schicksals ausspricht, worauf die Tante zurückkehrt, um ihr ernste Vorwürfe über ihre unbefangene liebende Hingebung zu machen. Hierauf tritt sie mit ihren Planen offen hervor, indem sie ihre Nichte darauf hinweist, ihr Schicksal sei, im Interesse ihres Vaters zu handeln, ihm sich leidend zu opfern. Für diese aber ist der Zug des Herzens des Schicksals Stimme; ihr Entschluß ist gefaßt, sie will an Festigkeit sich eines Vaters wie Wallenstein würdig zeigen und beweisen, daß die Gewalt der Liebe größer sei als jede Macht der Erde. So sehen wir den ersten Versuch der Gräfin, Thekla für ihre Plane zu gewinnen, von dieser zurückgewiesen; es fragt sich nun, ob es Terzky gelingen werde, Max zur Unterschrift der Eidesformel zu bewegen. Der Monolog

Thekla's, mit welchem der Act schließt, enthält Betrachtungen, wie sie die Dramatiker des Alterthums dem Chor in den Mund zu legen pflegten. Wir erblicken hierin die Einwirkung W. v. Humboldts auf den noch in der Entwickelung begriffenen Dichter, der, eben erst zur Poesie zurückgekehrt, noch nicht bis zu der Anschauung durchgedrungen war, daß jedes Kunstwerk die Gesetze der Schönheit in sich selbst zu suchen habe und keiner anderen Forderung unterworfen sei.

Mit dem vierten Aufzuge folgen wir Max nach dem Speisesaal in Terzky's Wohnung, wo ihm Isolani in einer so munteren und aufgeräumten Stimmung entgegen kommt, als ob die verrätherischen Plane schon völlig siegreich durchgeführt wären. Nach kurzen Begrüßungsworten präsentirt er ihm sogleich die Eidesformel, es ist (nach Helbig S. 217) der Wortlaut der Formel des Pilsener Schlusses vom 12. Januar neuen Stils, aber abgekürzt und etwas weniger unbeholfen, jedoch im Canzleistil ausgedrückt. Statt „Fürst von Friedland" steht im Original „Herr Albrecht, Herzog von Mecklenburg, Friedland, Sagan und Groß-Glogau." Schnell kommt auch Terzky hinzu, damit Max nicht sogleich, sondern erst nach aufgehobener Tafel unterschreibe, denn Rittmeister Neumann, der Helfershelfer Illo's und Terzky's, der beiden Leiter der Intrigue, hat dem letzteren erst die von der bedeutungsvollen Klausel befreite Abschrift einzuhändigen, worauf das dem Max vorgelegte Blatt sogleich verbrannt wird. So weit ist Alles besorgt; nur die beiden Piccolomini, um deren willen der Betrug eigentlich nothwendig geworden, will Illo scharf bewacht wissen. Dagegen läßt Buttler, der zu ihnen herantritt, das Beste hoffen; er glaubt seine Zeit zu verstehen, denkt an Fürsten wie Friedrich V. von der Pfalz, Christian von Braunschweig, Eberhard von Würtemberg und andere, die landesflüchtig werden mußten, während Männer wie Bernhard von Weimar und Axel Oxenstierna durch das Kriegsglück emporzukommen im Begriff sind. Daß gerade die Tapferen und Tüchtigen sich jetzt etwas erringen können, das sagt ihm

zu, und somit glaubt auch er sich zu einem Schritte berechtigt, den sein Herz sonst verdammen würde.

Während sich die Verschworenen so in Sicherheit wiegen und bei Tafel rüstig für ihre Plane weiter wirken, zeigt uns der Dichter auf dem Vordergrunde der Bühne, wie der Boden unter ihren Füßen unterhöhlt wird. Dem tollen Treiben der Generale gegenüber, die nur vorwärts in die Zukunft schauen, bilden die besonnenen Betrachtungen des alten Kellermeisters, der, in der Geschichte seines Landes wohl bewandert, seinen Blick vorwiegend in die Vergangenheit (vergl. Dr. Kr. 93) richtet, einen eben so auffallenden als zugleich wirksamen Contrast. Die Darstellungen auf dem großen Kelch mit dem böhmischen Wappen, welche der Kellermeister als Protestant so sinnreich zu deuten versteht, erinnern uns mit voller Lebendigkeit an die kirchlichen Wirren, welche den unheilvollen Krieg herbeigeführt haben, während die schmausenden und zechenden Officiere an nichts Anderes als eine politische Umgestaltung Deutschlands denken, deren Schöpfer ihr Feldherr sein soll. So weit geht ihre Unvorsichtigkeit, daß sie dem Herzog Bernhard von Weimar, dem Feinde des Kaiserhauses, ein Lebehoch ausbringen; aber sie haben keine Ahnung davon, daß die Bedienten hinter ihren Stühlen lauschen und dem Pater Quiroga alles treulich berichten werden, damit man in Wien genau erfahre, wie es in Pilsen eigentlich aussieht. Endlich wird das Bankett aufgehoben und das Blatt von Terzky zur Unterschrift präsentirt. Octavio, um jeden Verdacht von sich fern zu halten, unterschreibt zuerst, worauf er sich Buttler nähert, den er später (T. II, 6) für seine Plane gewinnen will, dann aber seinen Sohn auszuforschen sucht, dessen verschlossenes Wesen ihm Bedenken einflößt. Inzwischen haben alle Theilnehmer des Festes unterschrieben, nur Max fehlt noch. Jetzt tritt Illo heran. Glücklich, daß Alles so gut gelungen, muß er sich mit Octavio aussöhnen; aber die Freundschaft, die der Wein gestiftet, die muß er sogleich wieder zerstören. Im Rausche schwatzt er nicht nur aus, was die

andern Generale von Octavio halten, sondern er ist auch unbesonnen genug, dem zögernden Max gegenüber der Klausel zu erwähnen, so daß dieser aufmerksam wird und seine Unterschrift verweigert. Ist somit die Handlung auch nur um so viel weiter gerückt, daß wir den auf Max gerichteten Anschlag scheitern sehen, so liefert uns doch der ganze Act eine reiche Fülle höchst anziehender Momente und ist zugleich ein Meisterstück von dramatischer Lebendigkeit.

Einen tief eingreifenden Gegensatz zu dem lebensvollen Bilde, welches an unsern Augen vorübergegangen, bildet schließlich der ganze fünfte Aufzug. Derselbe führt uns nach Piccolomini's Wohnung, wo wir in weit vorgerückter nächtlicher Stunde einer Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn beiwohnen sollen. Die Unterzeichnung der Eidesformel ist der nächste Gegenstand ihres Gespräches. Max, bisher völlig arglos, hört jetzt, mit welchen schändlichen Planen man umgeht; aber er soll noch mehr erfahren. Vater und Sohn haben jeder vor dem andern ein Geheimniß gehabt; jetzt handelt es sich um gegenseitige offene Erklärung. Octavio sieht die Gefahr, die dem unbefangenen Herzen seines Sohnes droht, das Netz, mit dem man ihn zu fangen gedenkt; es gilt also, ihm die Augen zu öffnen, ihm zu zeigen, was der von ihm so hoch verehrte Herzog eigentlich im Schilde führt. Unter dem Vorgeben, dem Reiche den Frieden zu schenken (V. 71), unterhandelt er mit den Sachsen und bietet ihnen Verträge an, die aber (durch Arnim's Zögerung) nicht zu Stande kommen wollen; gegen den Willen des Kaisers beabsichtigt er, alle Parteien zufriedenzustellen, und hat durch Kinsky sogar Unterhandlungen mit Frankreich angeknüpft, welches die Hand dazu bieten soll, ihm die böhmische Krone zu verschaffen; und um den Kaiser zu zwingen, daß diese Plane verwirklicht werden, soll im Heere Meuterei und Empörung angestiftet, sollen auch beide Piccolomini gewonnen werden, sich an diesen verrätherischen Schritten zu betheiligen. Aber Max ist nicht im Stande, dem Herzog so etwas zuzutrauen. Selbst

Octavio's Versicherung, er habe es aus Wallenstein's eigenem Munde, daß er zu den Schweden übergehen wolle (es sind die durch Franz Albert von Lauenburg am 20. Febr. angeknüpften Unterhandlungen gemeint), ja er habe die vertraulichen Briefe selber gesehen, die dem Herzog die Hülfe des Feindes versprechen, können Max nicht überzeugen. Jetzt muß Octavio mit seinem ganzen Geheimniß hervortreten, dem redlich denkenden Sohne seine falsche Handlungsweise offenbaren und dieselbe vor ihm zu rechtfertigen suchen; aber seine spitzfindigen Trugschlüsse (V. 185 bis 198) tragen nur noch mehr dazu bei, den geraden und offenen Charakter des jungen Piccolomini in seinem Vertrauen zu dem Feldherrn zu bestärken. Hiermit drängt sich das Gespräch zur Entscheidung. Max erfährt jetzt, daß Wallenstein abgesetzt und in die Acht erklärt (vergl. S. 449), dem Octavio aber das Commando für den Fall übertragen sei, daß der Herzog den ersten verrätherischen Schritt wirklich thue. Max bleibt fest überzeugt, dies werde nie geschehen; da bringt ein Cornet die Nachricht, daß Wallenstein's Unterhändler, der Sesin (vergl. S. 444) gefangen genommen und sammt den bei ihm vorgefundenen Depeschen nach Wien geschickt sei. Alles geht also nach Octavio's Wunsch, die Stunde der Entscheidung ist nahe. Max jedoch ist fest entschlossen, und sollte er auch den Vater darüber verlieren, sollte er auch das ganze Werk der geheimen Staatskunst mit einem Schlage sprengen; er will dahin wirken, daß ehrlich und offen gehandelt werde. Er beschließt daher, zu Wallenstein zu gehen, um ihn zu einem geraden Schritte zu veranlassen (vergl. T. II, 2), fürchtet jedoch, es werde bereits zu spät sein und verkündet am Schluß gleich dem Chor in der antiken Tragödie, prophetisch die Katastrophe, die in dem folgenden Stücke zu erwarten ist. — Die Piccolomini sind demnach kein selbständiges, sondern ein Expositionsstück für

Wallenstein's Tod

die eigentliche Tragödie, welche nicht nur die Vollendung, sondern

in der That die Haupthandlung bringt. Der erste Aufzug führt uns zunächst in das Zimmer, welches wir bereits aus Thekla's Beschreibung (P. III, 4, V. 77—101) kennen. Wallenstein hat mit Seni die Nacht durchwacht, um die Planeten zu beobachten, und ist zu einem Resultat gelangt, mit dem er zufrieden sein kann. Die eben aufgehende Venus und Jupiter, seine beiden Segenssterne, haben den bekanntlich in röthlichem Lichte (V. 18) strahlenden Mars in die Mitte genommen, eine Constellation, die er V. 9 als „glückseligen Aspect", V. 33 als „Glücksgestalt" bezeichnet. Seni stimmt dem um so lieber bei, als sich auch der dem Herzog feindliche Saturn im fallenden Hause (vergl. Astrologie Bd. I, S. 43) befindet. Nunmehr fühlt sich Wallenstein zum Handeln angeregt. Mythologische Anschauungen (vergl. Götter u. Kronos) mit seinem Glauben an die Elementargeister (vergl. ob. S. 479) verschmelzend, macht er sich klar, daß eine neue Ordnung der Dinge (vergl. P. IV, 4, V. 57—72) jetzt beginnen, das längst schon Vorbereitete sich erfüllen muß. Da erscheint Terzky und theilt ihm mit, daß der Sesin (vergl. P. V, 2) gefangen und nach Wien abgeführt worden ist. Jetzt tritt auch Illo auf, um, mit Terzky vereint, den Herzog zum Handeln anzuspornen. Ein Aufschub erscheint ihnen um so weniger rathsam, als Wrangel, der schwedische Oberst, bereits erschienen ist, um die eingeleiteten Verhandlungen zum Abschluß zu bringen. Die Stunde der Entscheidung ist also da. Aber ehe Wallenstein den verhängnißvollen Schritt thut, geht er in einem Monologe mit sich selbst zu Rathe, der uns einen tiefen Blick in sein Inneres gestattet; wir belauschen die Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen; wir sehen, wie gefährlich es ist, mit der Sünde zu liebäugeln. Wallenstein fühlt, daß er zu hoch hinaus gewollt, daß er sich in gefährliche Netze verstrickt, und daß nur ein Gewaltact ihn aus der Schlinge befreien kann; er zieht die ganze Größe und Gefährlichkeit seines Unternehmens in Erwägung; aber Wrangel ist bereits gerufen, er muß ihn also empfangen.

Die Unterredung Wallenstein's mit einem Oberst Wrangel (s. d.) ist nicht historisch; in der Geschichte ist bei Gelegenheit der Belagerung von Strälsund (Dr. Kr. 149) nur von einem schwedischen Commandanten die Rede, dem ein dänischer Platz machte; auch ist der hier auftretende Oberst weniger ein persönlicher Charakter, als der Repräsentant des die schwedische Heeresleitung beseelenden Geistes, denn er hat nach seinem eigenen Ausdruck (V. 44) „hier bloß ein Amt und keine Meinung." Wallenstein empfängt ihn mehr abweisend als entgegenkommend; es ist, als sträube sich sein Inneres, den verrätherischen Schritt zu thun. Aber Wrangel, das Muster eines vorsichtigen Unterhändlers, kommt ihm mit schmeichelhaften Aeußerungen zuvor; und wie die Verhältnisse liegen, steht einer gegenseitigen Annäherung durchaus nichts im Wege. Der eigenthümliche Charakter des kaiserlichen Heeres, die Volksstimmung in den böhmischen Landen, die Absicht der Schweden, in Deutschland festen Fuß zu fassen, das Alles ist den Planen günstig, über welche man schon im Jahre 1633 mit einander verhandelte, ohne jedoch einig werden zu können. Jetzt aber gebietet die Noth; und als (V. 35) „jeder erst seine Sicherheit hat", als besonders Wallenstein die Schrift gezeigt, die für die Zuverlässigkeit der Truppen bürgt, da tritt Wrangel mit seiner Vollmacht hervor, nur soll der Herzog mit dem Kaiser förmlich brechen. Von dieser Scene an, die zu den vollendetsten des ganzen Stücks gehört, bei der jedes Wort, jede Andeutung uns die ganze Situation jener Zeit mit vollster Lebendigkeit vor die Seele führt, steuert alles auf die Katastrophe los. Wrangel hat mit Abbruch der Verhandlungen gedroht, wenn ihnen nicht schleunig die That folge, Illo und Terzky drängen zum ungesäumten Handeln; aber Wallenstein bebt vor dem unnatürlichen Schritte zurück, er möchte sich nicht, wie jener Karl v. Bourbon (s. d.), dem allgemeinen Abscheu preisgeben. Auch die Gründe Illo's und Terzky's, welche ihn darauf hinweisen, daß Karl V., der Ahnherr des kaiserlichen Hauses, doch damals auch nicht so gewissenhaft gehandelt, sind noch nicht im Stande, ihn zum Entschluß zu treiben. Dieses

Werk ist einem verschmitzten Weibe vorbehalten, der Gräfin Terzky, die nunmehr auftritt. Wallenstein selber scheint sie zu fürchten, denn er weist sie zurück, aber sie läßt sich nicht bedeuten. Da sie hört, daß er auch jetzt noch zögert, so appellirt sie an seinen Muth und besitzt zugleich Geistesgegenwart genug, um Max Piccolomini, der sich eben melden läßt, zurückzuweisen. Sein Erscheinen wäre in diesem Augenblicke höchst gefährlich; er, dessen Absicht uns (aus P. V, 3) bekannt ist, würde den Feldherrn nur an dem zu ergreifenden Schritte hindern; und was seine Werbung um Thekla's Hand betrifft, so hat die für die Gräfin nicht die geringste Eile. Auf Wallenstein einzuwirken, den wichtigen Augenblick zu benutzen, das ist jetzt ihr einziges Streben. Darum setzt sie alle Hebel in Bewegung, mahnt den Feldherrn in Gegenwart seiner ersten Generale an sein Ehrgefühl und bedient sich selbst der Ironie, sollte sie ihn auch auf das empfindlichste reizen. Wallenstein, in der höchsten Aufregung, kämpft einen furchtbaren Kampf, weiß er doch recht gut, daß er den Welthändeln gegenüber kein müßiger Zuschauer sein kann. Jetzt gilt es, ihn anzustacheln. Sie erinnert ihn an die erlittenen Kränkungen, schmeichelt seiner Kraft, seinen Talenten, sucht seinem Verrath den Stempel des natürlichen Rechts aufzudrücken und wirft schließlich die günstigen Aspecte des Himmels mit in die Wage. Das endlich wirkt; er faßt den gefährlichen Entschluß und läßt den Oberst Wrangel rufen. „Es ist sein böser Geist und meiner“ mit diesen Worten bezeichnet er das Schicksal, welches dem Kaiser bevorsteht, zugleich aber, daß er auch für sich in Sorgen ist. Und als die Gräfin, glücklich über das Gelingen ihres kühnen Schrittes, mit frohlockender Miene Abschied nimmt, da warnt er sie, gleich dem Chor in der antiken Tragödie, dem Geschick zu trauen, während der Zuschauer durch die gereimten bedeutungsschweren Schlußstrophen gleichfalls zu ernstem Sinnen veranlaßt wird.

Vor dem Beginn des zweiten Aufzuges (d. h. zwischen den beiden ersten Acten) hat Wallenstein das Bündniß mit Wrangel abgeschlossen. Jetzt meldet ihm Altringer (im Texte

„er“), er läge krank zu Linz, doch ist ihm bereits die Kunde zugekommen, daß er sich bei Gallas versteckt halte. Diese beiden abtrünnigen Generale müssen also festgenommen werden, und mit diesem Geschäft wird Octavio betraut. Es ist eine kurze, aber ängstlich spannende Scene, in der der Feldherr dem Verräther sein Vorhaben so leicht macht, ihm zu seinem eigenen Verderben die Hand bietet, ohne ihm auch nur Zeit zu lassen, die etwaigen Regungen seines Gewissens zu offenbaren. Nun erscheint Max, dessen Unterschrift der Herzog bereits vermißt hat. Er kommt, um sich Licht zu verschaffen, hofft irgend ein beruhigendes Wort zu vernehmen, und hört zu seinem Schmerz, daß Wallenstein sich in einem Streit der Pflichten befinde, aus dem er mit reinem Gewissen nicht hervorgehen könne; erfährt, daß er sich mit den Schweden verbinden wolle, und daß es nun auch an ihm sei, Partei zu ergreifen, sich für oder gegen seinen Feldherrn zu entscheiden. Max, auf's tiefste ergriffen *), möchte ihn auf den Weg des Rechts zurückziehen, will sich ihm zu Liebe an Widersetzlichkeit, selbst an Empörung betheiligen, wenn es sein muß, nur nicht am Verrath, den er allein in der Verbindung mit den Schweden sieht. Aber die Widersetzlichkeit ist mit den noch treu gebliebenen Truppen nicht durchzuführen; auch gesteht ihm Wallenstein, daß er sich mit den finstern Mächten eingelassen, den Lügengeistern, vor denen Max von seinem sittlichen Standpunkte aus ihn warnen muß. Um dem Herzog die Rückkehr zu seiner Pflicht zu erleichtern, will er selbst nach Wien gehen, den Kaiser umzustimmen, oder wenn das nicht mehr möglich ist, ihn in die Stille friedlicher Zurückgezogenheit begleiten; aber es ist zu spät, Wallenstein's Boten sind schon (T. I, 7, V. 102) nach Prag und Eger abgesandt, wo den Schweden die Thore geöffnet werden sollen. So muß Max mit schmerzzerrissener Seele von ihm scheiden. — Mit ernstem Sinnen bleibt Wallen-

*) V. 56 lautet: „Nein! wende nicht das Angesicht **zu mir**“ — nicht „**von mir**“, wie in mehreren Ausgaben steht.

stein zurück. Der Frage des eintretenden Terzky nach dem jungen Piccolomini ausweichend, verlangt er nach Wrangel, den er in Folge des eben gehabten Auftrittes noch einmal sprechen möchte; aber der Schwede ist fort, das Verderben geht also seinen Gang. Nun tritt auch Illo ein und lenkt das Gespräch sogleich auf Octavio, dessen ganzes Benehmen ihm Verdacht eingeflößt; Wallenstein jedoch, der auf die Sternkunst baut, der (P. II, 6, V. 17) sein Horoskop gestellt und dem Weltgeist (s. o. S. 480) vertraut, ist von jedem Argwohn frei. Aus der innersten Ueberzeugung seiner Seele heraus schildert er ihnen*) den Vorfall am Tage vor der Lützner Schlacht (vergl. P. I, 3, V. 84—97) und beharrt unerschütterlich auf seiner Meinung.

Aber wie schwankend der Boden ist, auf dem er steht, zeigt uns die zweite Hälfte des Actes, die uns in Piccolomini's Wohnung führt. Der Generallieutenant hat seine Maßregeln getroffen; ein Commando ist beordert, das die zu gewinnenden Heerführer im Falle eines Widerstandes festzunehmen hat; die größte Vorsicht ist jetzt nöthig. Nunmehr vollzieht sich ein Theil der geheimen Machinationen vor unsern Augen. Bei Isolani genügt die kaiserliche Ordre, um ihn ohne besondere Umstände zu seiner Pflicht zurückzuführen. Weniger zugänglich dagegen erscheint Buttler, der schon die Tages zuvor (P. IV, 6, V. 26—38) versuchte Annäherung nur kalt erwiedert hat; bei ihm bleibt selbst das kaiserliche Manifest ohne Wirkung. Aber sein gekränkter Ehrgeiz wird jetzt ein Mittel, ihn zur Partei des Kaisers herüberzuziehen. Wallenstein hat sich in seinem schlauen Manöver (s. o. S. 488 u. T. III, 4, V. 22) verrechnet; der Hof gewährt jetzt aus freien Stücken, was Buttler gewünscht, und so macht dieser schnell die verhängnißvolle Schwenkung, bei der er, ohne den Weg der Ehre und des Rechts zu verlassen, seinem Rachegefühl

*) In Sc. 3, V. 54 ist das Wort „Menschenleben" in „Leben des Menschen" aufzulösen, um das „er" (V. 55) auf „Menschen" beziehen zu können. Hätte der Dichter „man" gesetzt, so war dies nicht nöthig.

Luft machen kann. Was er vorhat, ahnt selbst Octavio noch nicht, den es drängt, mit Gallas und Altringer zusammenzutreffen, damit des Kaisers Acht vollzogen werde. Nur mit seinem Sohne hat er noch ein ernstes Wort zu reden. Er selbst reist ab und hofft, Max werde ihm bald nachkommen; dieser aber kann die krummen Wege des Vaters nicht betreten, und ob er sich einem Terzky, einem Illo anschließen soll, die, wie er wähnt, den schlechten Streich mit der weggelassenen Klausel (vergl. P. V, 1, V. 139) ohne des Herzogs Willen gespielt, das weiß er selbst noch nicht. Aber von Thekla muß er wenigstens Abschied nehmen; er widersetzt sich also dem Befehle seines Vaters, ihn zu begleiten und bleibt zurück. Nur so viel deutet er ihm an, er werde tapfer fechtend fallen, oder die ihm anvertrauten Truppen aus Pilsen führen. Und somit scheiden beide, um sich nicht wiederzusehen.

Wenn Sch. in der Selbstrecension seiner „Räuber" sagt, daß das Stück in der Mitte erlahme, so sehen wir ihn hier in dem dritten Aufzuge die außerordentlichsten Anstrengungen machen, um uns in einer Reihe von dreiundzwanzig Auftritten auf den Gipfelpunkt seines Riesenwerkes zu führen. Es ist der dritte Tag der Gesammthandlung, wie wir aus Thekla's Worten (V. 8) „heut und gestern" entnehmen. Nachdem die Neubrunn fortgeschickt worden, tritt die Gräfin Terzky mit ihren Planen deutlich hervor. Thekla soll Max an ihren Vater zu fesseln suchen, sie soll ihn dazu vermögen, seine Liebe höher zu schätzen als Pflicht und Ehre, er soll sich um seiner Geliebten willen an Wallenstein's verrätherischen Schritten betheiligen. Jetzt sieht Thekla klar, in welcher Gefahr ihre Liebe schwebt, und welch unheilbarer Schmerz zugleich ihrer Mutter bevorsteht, die von dem Vorgefallenen noch keine Ahnung hat. Wir sind gespannt, wie sie sich in dem nächsten Augenblick verhalten wird, denn es treten Wallenstein und Illo ein, beide in der Erwartung, daß die vorbereitete Verschwörung nun zum Ausbruch kommen werde. Zu diesem Zweck sollen jetzt auch die Truppen hintergangen, es

Digitized by Google

soll ein falsches Spiel mit ihnen getrieben werden. Von Buttler, den der Herzog bisher mit Mißtrauen beobachtet, erfährt er, derselbe habe sich für ihn erklärt; nun schickt er auch nach Isolan, um ihm für den entscheidenden Moment die nöthigen Verhaltungsbefehle zu ertheilen. So erscheint Alles geordnet; in der nächsten Stunde kann die Nachricht eintreffen, daß Prag in des Herzogs Händen, sein Abfall von dem Kaiser eine abgeschlossene Thatsache ist. Zuvor aber will er noch einige Augenblicke im Kreise seiner Familie zubringen, denn auch seine Gemahlin muß erfahren, was hier Außerordentliches vorgeht. Zunächst sind es Familienangelegenheiten, die zur Sprache kommen, aber sie sollen dem Feldherrn eine neue Sorge bereiten. Die Gräfin theilt ihm mit, daß Thekla den jungen Piccolomini liebt, und sie, wie ihre Schwester treten als dessen Fürsprecherinnen auf. Wallenstein aber hat ganz andere Absichten; wie sollte er, dem eine Königskrone aus nächster Nähe winkt, nicht auch für die Tochter sich nach einem gekrönten Haupte umsehen! Die Warnungen seiner Gemahlin verhallen in diesem Augenblicke wirkungslos; im Gegentheil, sie muß erfahren, daß es mit der Freundschaft des Kaiserhauses vorbei ist.

Nunmehr bricht auch die Katastrophe herein; Terzky meldet, daß Isolan mit seinen Kroaten davon gezogen, und Illo berichtet, daß auch fünf andere Generale ihn verlassen haben. Jetzt gilt es, einen raschen Entschluß zu fassen; die Tiefenbacher sollen durch Terzky's Grenadiere abgelöst werden, Buttler wird gerufen, die Frauen werden fortgeschickt. Das ist aber noch nicht Alles. Unruhige Auftritte unter den Truppen lassen das Schlimmste befürchten, die Tiefenbacher verweigern sogar den Gehorsam, und nun wird Octavio's Verrath offenbar. Jetzt wäre dem Feldherrn ein zuverlässiger Freund von Nöthen; da erscheint Buttler, mit dessen gefährlichen Absichten wir bereits vertraut sind. Von Wallenstein auf's herzlichste empfangen, mit Worten angeredet, die ihm tief in die Seele dringen müssen, steht er kalt und eisern da, und statt ihm ein Wort des Trostes entgegen zu bringen,

berichtet er von neuem Unheil. Prag ist verloren, der Bote Kinsky's von den bestochenen Wachen aufgefangen; die Regimenter in verschiedenen böhmischen Städten sind abgefallen, der Herzog und die ihm ergebenen Generale in die Acht erklärt. Der unheilbare Bruch ist also geschehen; jetzt muß der Feldherr für sein Leben kämpfen. Wie werden die Seinen diesen Schlag ertragen? Die Gräfin stürzt in voller Angst herein; theils weiß, theils ahnt sie, was geschehen; die Herzogin und Thekla folgen ihr, und nun erfahren auch sie die Schreckensnachricht, unter deren Druck die Herzogin ohnmächtig zusammensinkt.

Im Gegensatz zu den zwölf ersten Scenen, in denen eine Stütze nach der andern bricht, erscheint nun Wallenstein allein, aber nicht mehr als der Zögernde, sondern gewaffnet und zu entschlossenem Handeln bereit. Die Lage der Verhältnisse scharf in's Auge fassend, erinnert er sich seiner Vergangenheit. Sollte er nicht noch einmal von vorn anfangen, die kleine Zahl, die ihm treu geblieben, nicht der Krystallisationspunkt werden können, um welchen eine neue Macht sich schaart? Da meldet sich eine Deputation der Pappenheimer Kürassiere, die noch in Zweifel sind, welche Partei sie zu ergreifen haben. Wallenstein hat sie von jeher bevorzugt, sie werden sich also leicht gewinnen lassen. Er macht den gefährlichen Versuch. Statt sie auf die Pflicht des Gehorsams hinzuweisen, appellirt er an ihr persönliches Urtheil und bemüht sich, seine Handlungsweise vor ihnen zu rechtfertigen. Sie wollen ihn stützen, und darum sollen sie ihm glauben, daß er es mit den Schweden nur zum Schein halte. Da tritt Buttler ein und bringt die Nachricht, daß Terzky's Regimenter die kaiserlichen Adler abreißen und die Friedländischen Zeichen aufpflanzen. Jetzt ist es mit der Unterhandlung vorbei; ihrem Eide treu zu sein ist den ehrlichen Soldaten die einzige Pflicht; sie machen also Kehrt und marschiren zu ihrem Regimente zurück. Um die Noth des Augenblicks zu vergrößern, stürzen nun auch die Frauen herein. Sie haben erfahren, was geschehen ist und sollen jetzt schnell nach Eger geführt werden. Doch zuvor ist



noch eine andere Gefahr zu bestehen. Die Pappenheimer rücken an und verlangen ihren Führer, der noch im Schlosse verborgen sein soll. Und allerdings ist es so, denn Max erscheint, aber nicht um die bestürzten Gemüther mit einem Hoffnungsstrahl zu erfreuen, sondern um von Thekla Abschied zu nehmen, vor ihrem Herzen sich gerechtfertigt zu sehen. Da bemerkt er Wallenstein, dessen Angesicht er nicht hat wiedersehen wollen. Sein Verbrechen und die Schuld Octavio's (V. 96 — vergl. Laokoon) haben den beiden unschuldigen Liebenden das grausame Schicksal bereitet, das sie auf immer von einander trennt. Noch einmal macht der Herzog den Versuch, Max an sich zu fesseln; aber in demselben Augenblick tritt Neumann ein und meldet, daß die Pappenheimer ihren Führer mit Gewalt befreien wollen. Und als ob Alles an diesem fürchterlichen Augenblick hinge, bringt nun auch Terzky Botschaft von Erfolgen, welche die ergebenen Regimenter errungen. Ein einziger Befehl Wallenstein's, und die Empörer lassen sich überwältigen; jetzt fragt es sich, ob Max sich an ihre Spitze stellen und gegen seinen Feldherrn kämpfen will. Das ist nicht seine Absicht; er will nur seinem Eide treu bleiben und die ihm anvertrauten Truppen zu des Kaisers Heer zurückführen. Aber die leidenschaftliche Erregung seiner Schaaren ist inzwischen so gewachsen, daß Wallenstein sich selbst genöthigt sieht, dem Tumulte Schweigen zu gebieten. Unterdessen giebt Max, unschlüssig, was er thun soll, den inneren Kämpfen seiner Seele wie in einem Monologe (Sc. 21, V. 3—15) einen beredten Ausdruck; die Gräfin macht noch einen letzten Versuch, ihn zu gewinnen; er aber wendet sich an Thekla, sie soll sein Loos entscheiden. Wie zu erwarten, verweist sie ihn an seine Pflicht; wie könnte sie verlangen, daß er sich der Schuld ihres Vaters theilhaftig machte, von der selbst die gemeinen Soldaten sich mit Abscheu wegwenden. In diesem Augenblick kehrt Wallenstein zurück; sein persönliches Erscheinen bei den Truppen ist erfolglos geblieben; er beschließt nunmehr, Pilsen zu verlassen und nach Eger zu gehen. Max dagegen, dessen Reiter truppweise herein-

treten, um ihren Führer abzuholen, richtet noch Worte inniger Wehmuth an Wallenstein und Worte ernster Mahnung an Buttler, worauf er mit dem verzweifelten Entschlusse die Scene verläßt, sich und die Seinigen dem Tode zu weihen.

Mit dem vierten Aufzuge beginnt (vergl. T. III, 23, V. 2 „heut" und V. 7 „morgen") der vierte Tag der Handlung, so daß der Dichter annimmt, der Marsch von Pilsen nach Eger (der am 23. u. 24. Febr. gemacht wurde) sei in einem Tage zurückgelegt worden. Wir befinden uns in dem Hause des Bürgermeisters zu Eger und erblicken zunächst Buttler, der in einem Monologe Wallenstein's Schicksal prophezeiht, sein eigenes Vorhaben dagegen zu beschönigen sucht. Hierauf erscheint Gordon, der Commandant von Eger, von Geburt ein Schotte, daher (T. III, 23, V. 5) als Buttler's Freund und Landsmann bezeichnet. Der Dichter theilt ihm zugleich die Rolle eines Jugendfreundes des Herzogs zu, dem er im Herzen treu geblieben, obwohl er eine von dem Heere isolirte Stellung eingenommen. Ohne über die Vorgänge in Pilsen unterrichtet zu sein, hat er nur einen kaiserlichen Brief empfangen, der ihm befiehlt, sich Buttler's Anordnungen zu fügen, von dem er nunmehr das Nähere über Wallenstein's Verrath erfährt. Da die Schweden im Anmarsch sind, so muß des Herzogs Vereinigung mit denselben gehindert, er selber also gefangen genommen und, wenn es nicht anders geht, die kaiserliche Acht vollstreckt werden. Indem Gordon zögert, die Hand hierzu zu bieten, erscheint Wallenstein mit dem Bürgermeister, erkundigt sich bei diesem nach den Verhältnissen der Stadt, bei jenem nach den militairischen Angelegenheiten, und befiehlt Buttler, die den Schweden entgegenstehenden Posten zurückzuziehen. Diese Maßregel ist um so bedeutungsvoller, als Terzky berichtet, ein schwedisches Corps habe über kaiserliche Truppen gesiegt, eine Nachricht über die Illo noch ausführlichere Mittheilungen macht, welche dahin lauten, daß Max mit seiner gesammten Reiterei im Kampfe gefallen sei. Wallenstein will fort, um den Boten, der die Nachricht gebracht,

selber zu hören; in demselben Augenblick aber stürzt die Neubrunn Hülfe rufend in's Zimmer, er eilt also zunächst zu seiner Tochter.

Buttler und Gordon bleiben jetzt allein zurück. Die eingegangene Nachricht hat die Gefahr gesteigert; die siegreichen Schweden können den Herzog leicht befreien, er ist also nicht länger zu bewachen. Buttler erklärt daher, daß er ihn ermorden will. Es entspinnt sich ein heftiger Wortwechsel zwischen beiden; dem Haß und der Leidenschaft gegenüber vertritt Gordon den Standpunkt des Rechts und der Milde; da er sich aber nicht getraut, für die Folgen einzustehen, so muß er Buttler gewähren lassen. Zu allem Unheil kommen nun auch Terzky und Illo zurück. Jener verkündet mit triumphirender Miene, daß am nächsten Morgen die Schweden einziehen werden, und dieser deutet an, welche erfreuliche Wendung der Dinge nun für den Herzog eintreten wird. Der König Ferdinand von Ungarn ist in der Kriegführung noch völlig unerfahren, und der sorglose Gallas (vergl. Dr. Kr. 469) versteht es nur, ein Heer zu ruiniren. Beide Generale sind also von den besten Hoffnungen beseelt, und in fast übermüthiger Weise ertheilt Illo dem Gordon die weiteren Verhaltungsbefehle. Buttler und Gordon bleiben jetzt nochmals allein; der letztere macht einen wiederholten Versuch, Buttler von seinem entsetzlichen Vorhaben zurückzuhalten, in der rührendsten Weise hebt er alle guten Eigenschaften des Herzogs hervor, aber vergeblich. Der Sieg der Schweden hat entschieden, das unglückselige Verhängniß naht.

Die sechs letzten Auftritte führen uns in Wallenstein's Familie. Thekla hat den unglücklichen Ausgang des jungen Piccolomini erfahren; ihr Herz drängt sie, die näheren Umstände zu wissen, sie muß jetzt den schwedischen Courier allein sprechen. Sein Erscheinen ist uns nicht nur um Thekla's willen von Bedeutung, sondern gleichzeitig erfahren wir durch ihn, wie sich die Lage der Dinge inzwischen weiter entwickelt hat, es wird uns der Sieg der Schweden zu lebendiger Anschauung gebracht.

Digitized by Google

Aber neben der letzten Hoffnung, die dem Helden des Drama's winkt, sehen wir ihn gleichzeitig von einem schweren Verluste bedroht. Thekla's Forschen nach der Stätte, wo Max seinen letzten Ruheplatz gefunden, die Eröffnungen, welche sie der Neubrunn macht, endlich der Monolog, der uns an das Gedicht „Thekla, eine Geisterstimme" mahnt — sie erfüllen unsere Seele mit düsteren Ahnungen. Und als nun auch Rosenberg auf ihr Verlangen bereitwillig eingeht, da sehen wir, das Schicksal der unglücklichen Tochter Friedland's ist entschieden, der kurze und schnelle Abschied von ihrer Mutter, es ist ein Abschied auf ewig.

Der fünfte Aufzug, welcher uns die Entscheidung zu bringen hat, führt uns zunächst in das Zimmer Buttler's, der dem Major Geraldin die Ermordung Illo's und Terzky's überträgt. Neben seinem Rachegefühl treiben ihn auch die Umstände zu rascher That, denn die Bürgerschaft von Eger ist bereits entschlossen, Wallenstein's Partei zu ergreifen, und die Schweden sind in jedem Augenblick zu erwarten. Jetzt treten die Hauptleute Devaroux und Macdonald ein, zwei Gestalten, deren leichter Humor uns an die Soldaten erinnert, die wir in dem Lager kennen gelernt haben. Buttler hat sie ausgesucht, die kaiserliche Ordre an dem Fürsten zu vollstrecken, aber noch beben sie vor der Frevelthat zurück, Devaroux mehr aus eigener Ueberlegung, Macdonald dagegen als sein bloßes Echo. Es ist eine meisterhaft angelegte und höchst wirkungsvoll durchgeführte Scene, deren komische Färbung das Grauenhafte des Vorganges in wohlthuender Weise mildert. Nach einigem Widerstreben von Seiten der einfältigen Söhne der Fortuna gelingt es Buttler, sie zu verführen, theils indem er ihren Neid erweckt, theils indem er (V. 101—106) zu sophistischen Künsten seine Zuflucht nimmt; und in einer spitzfindigen Wendung setzen auch sie sich über ihre Schandthat hinweg, sie wollen den Feldherrn vor dem Schwert des Henkers bewahren und ihm den „ehrlichen Tod" eines Soldaten bereiten.

Digitized by Google

Nachdem diese unheimlichen Vorbereitungen getroffen sind, erblicken wir Wallenstein zum letzten Mal. Er entläßt den schwedischen Hauptmann, den wir von Thekla haben scheiden sehen, mit der Nachricht an seinen Herrn, die Festung solle sich ihm am nächsten Morgen aufthun. Aber der Sieg der Schweden gewährt ihm nicht die gehoffte Freude. Die für die Jahreszeit freilich nicht unerhörte, aber doch immerhin ungewöhnliche Erscheinung eines schwarzen Gewitterhimmels stimmt unheimlich zusammen mit der Nacht in seiner Seele. Der Schmerz um den Verlust des jugendlichen Freundes, das Bewußtsein, die einzige geliebte Tochter innerlich geknickt zu sehen, bange Besorgniß um die nächste Zukunft — das Alles versetzt ihn in eine gedrückte Stimmung. Er sucht sich Ruhe zu erzwingen, aber es gelingt ihm nicht. Erst als die Gräfin Terzky, von banger Furcht gequält, verkündet, daß unheildrohende Träume sie das Schlimmste befürchten lassen, da ermannt er sich und gewinnt seine sichere Fassung, mit der er auch von dem eben eintretenden Gordon die Festungsschlüssel in Empfang nimmt. Völlig ruhig und sorglos läßt er sich von dem Kammerdiener ein Waffenstück nach dem andern abnehmen, bis er vollständig wehrlos vor uns steht. Nichts ist im Stande, ihn zu warnen. Das Zerspringen der goldenen Kette ist ihm jetzt kein böses Omen mehr; die prophetische Aeußerung, welche der angsterfüllte Gordon (V. 39—41) wagt, wird eben so wenig verstanden, wie seine Warnungen (V. 60—65) beachtet werden; mit dem Opfer seines Lieblings (vergl. Ring des Polykrates Str. 9 u. 10) glaubt er die eifersüchtige Gottheit versöhnt zu haben. Jetzt thut auch noch die Sternkunst ihre Schuldigkeit. Seni eilt herbei und warnt vor falschen Freunden, er sieht in einer bedenklichen Constellation das Leben seines Herrn bedroht; aber Seni ist leider ein zu guter Katholik, als daß seine Deutungen in diesem Augenblick eine Wirkung haben sollten. Endlich macht Gordon einen letzten Versuch, den Herzog zu retten; wie, wenn er sich zu völliger

Umkehr entschlösse, noch in dieser Stunde einen entscheidenden Schritt thäte! Aber Wallenstein hat längst entschieden; der Würfel ist einmal gefallen. Mit vollster Seelenruhe spricht er die den Zuschauer so mächtig erschütternden Worte, in denen er ahnungslos sein nahes Schicksal prophezeiht.

Kaum hat er sein Schlafgemach betreten, so hören wir Buttler hinter der Scene den Mördern ein unheimliches Halt gebieten. Noch einmal tritt ihm Gordon mit dringenden Bitten in den Weg; Illo und Terzky sind bereits ermordet, mit dieser Blutthat könnte der Gerechtigkeit Genüge geschehen sein; aber nein, auch das Rachegefühl fordert seinen Tribut. Da erschallt ein Trompetenstoß, Deveroux und Macdonald glauben die schwedischen Hörner zu vernehmen, die That leidet jetzt keinen Aufschub mehr. Gordon muß als Commandant auf seinen Posten, und die Mörder dringen ungehindert in des Herzogs Schlafgemach. Es ist um ihn geschehen.

Was die Nacht mit ihrem schwarzen Schleier verhüllt, das wird nun in einigen kurzen Schlußscenen an das Licht gebracht. Der Tod des Einen setzt das ganze Haus in Bewegung. Die Gräfin Terzky, schon in Unruhe um ihren Gemahl und um den Herzog, sucht jetzt auch nach Thekla, welche spurlos verschwunden ist. Da stürzt Gordon herein, um zu melden, daß nicht die Schweden, sondern die Kaiserlichen eingedrungen sind; aber die wenigen Minuten, die Buttler ihm verweigert, sind verstrichen, Octavio's Rettungsbotschaft kommt zu spät, Seni hat den Fürsten bereits in seinem Blute liegen sehen. Der Bürgermeister, Pagen, Bediente, Kammerfrauen, alles läuft zusammen; da tritt der Urheber der fürchterlichen Scene, Octavio selbst herein. Was hier geschehen, das freilich hat er nicht gewollt; der eilfertige Buttler jedoch, von jeher an pünktlichen Gehorsam gewöhnt, ist wegen der Folgen seiner That ganz außer Sorgen und wird sich seine Anerkennung in Wien holen. Die einzige, die dem neuen Oberfeldherrn aus dem verödeten Hause noch gegenübertritt, ist die Gräfin Terzky; aber auch ihre Stun-

den sind gezählt, sie hat ihm nur noch die letzten Wünsche der Ermordeten vorzutragen. So steht er schließlich allein, um den Dank für seine heimlichen, dem Kaiserhause geleisteten Dienste in Empfang zu nehmen; es ist ein Brief mit der Aufschrift: „Dem Fürsten Piccolomini."

Nachdem wir in Vorstehendem die Verkettung der Umstände zur Anschauung gebracht, durch welche der Dichter den tragischen Ausgang seines Helden herbeiführt, und nachdem wir somit einen Einblick in die treffliche Oeconomie des Stückes gewonnen haben, bleibt uns nur noch übrig, einer Idee zu erwähnen, welche wie ein leitender Faden das ganze Drama durchzieht; es ist die Schicksalsidee. Wenn Sch. in seinen Jugenddramen sich darauf beschränkte, den Menschen im Kampfe mit den herkömmlichen Formen der Gesellschaft darzustellen, so kam es ihm, nachdem er die Epoche der wissenschaftlichen Selbstverständigung durchlaufen, nunmehr darauf an, auf dem Gebiete der dramatischen Kunst etwas Vollendetes hervorzubringen. Er beschäftigte sich deshalb eifrig mit dem Studium der antiken Tragödie, welche bekanntlich den Menschen im Kampfe mit dem Schicksal darstellt.

Dem aufmerksamen Beobachter menschlicher Verhältnisse konnte auch im Alterthum die Wahrnehmung nicht entgehen, daß die freie Kraft des Menschen allen Berechnungen seines Verstandes, wie aller Strebkraft seines Willens zum Trotz bei dem Ringen nach einem vorgesteckten Ziele nicht selten Schiffbruch leidet. Auf diese Weise entstand die Vorstellung von einem Fatum, das wir in unserer Sprache mit dem Ausdruck Verhängniß oder Schicksal zu bezeichnen pflegen; es war die mit religiösem Sinne aufgefaßte Naturnothwendigkeit. Nach R. Binders*) eben so klarer, als dem Geiste unseres Dichters entsprechender Auffassungsweise wirkte wohl Zweierlei zusammen,

*) Rudolf Binder. Schiller im Verhältniß zum Christenthum. Stuttgart bei Metzler; 2 Bde. 1839. Vergl. bes. Bd. 1, S. 58 rc.

um den Begriff des antiken Schicksals zu bilden. Zunächst trat die menschliche Vernunft als solche dem Polytheismus entgegen, indem sie einen Gott als den höchsten voranstellte und die Vielheit der Götterwillen durch das Fatum zu ergänzen und zu berichtigen suchte; außerdem aber mußte die Erinnerung an die orientalische substantielle Einheit des höchsten Wesens, welcher man den „dem unbekannten Gotte" (vergl. Ap.-Gesch. 17, 23) errichteten Altar verdankte, nothwendiger Weise mitwirken. „So schwebt im Alterthum über Göttern, wie über Menschen, als umfassende Macht und Einheit die zwingende Nothwendigkeit, ein dunkeles göttliches Wesen, Beiden drohend, weil es ein unerkanntes Jenseits, ein Gegenstand erhabener Ahnung ist." Das antike Schicksal ist daher nach Schellings treffender Erklärung „eine dunkele, unbekannte Gewalt, die zu dem Stückwerk der Freiheit das Vollendete oder Objective hinzubringt, jene Macht, welche durch unser freies Handeln ohne unser Wissen und selbst wider unsern Willen nicht vorgesteckte Zwecke realisirt." Diesem Schicksal trotzen zu wollen, kam den Griechen (wie Binder S. 68 näher ausführt) nicht in den Sinn; im Gegentheil: heilige Ehrfurcht gegen dasselbe wurde nicht nur allgemein gehegt, sondern auch gelehrt, und Verleugnung dieser Ehrfurcht galt als ein Zeichen der höchsten Ruchlosigkeit. Von einem Kampfe gegen das Schicksal als solches ist in der antiken Tragödie also eigentlich nie die Rede, sondern mit aller Scheu vor demselben kämpft der Mensch nur gegen die von ihm gesendeten eigentlichen Schickungen, bis er die Unvermeidlichkeit der letzteren erkannt hat. In solchem Kampfe durch schließliche Ergebung in das Unabänderliche seine höhere Würde zu bewahren, oder, wenn man eine Schuld auf sich geladen, dieselbe sterbend zu büßen und zu sühnen, das war die Aufgabe, welche die Tragödien des klassischen Alterthums sich stellten; in diesem Sinne war eine jede derselben Schicksalstragödie.

Schiller hatte in seinen früheren Dramen die Vorstellung des Schicksals vollständig ausgeschlossen. In seiner Abhandlung

Digitized by Google

über die tragische Kunst (Bd. 11) vom Jahre 1792 spricht er sich sogar gegen die Wiedereinführung desselben in das Drama aus, weil eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal immer demüthigend und kränkend für freie, sich selbst bestimmende Wesen sei. Indessen ist schon in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges mehrfach vom Schicksal die Rede. So heißt es S. 140 von dem Grafen Mansfeld: „Immer von dem Schicksal verfolgt, und immer größer als sein Schicksal" ꝛc. und S. 289 von Wallenstein: „das Schicksal selbst hatte sich zu seinem Rächer aufgestellt." Eben so finden wir in mehreren Balladen, die während der Bearbeitung des Wallenstein gedichtet wurden, wie im „Taucher" und dem „Ring des Pykrates" den Menschen im Conflikte mit dem Schicksal nach antiker Anschauung, worin der Einfluß W. v. Humboldt's, so wie des Dichters Beschäftigung mit den griechischen Tragikern nicht zu verkennen ist. Auch sehen wir ihn seinem Briefwechsel zufolge während der dramatischen Gestaltung des Wallenstein wiederholt mit der Idee des Schicksals „als eines poetischen Behelfs" oder „eines symbolischen Mittels" beschäftigt, was Goethe mit Rücksicht auf den astrologischen Aberglauben vollständig billigte. Auf diese Weise trat zu dem objectiven Zeit- und Charaktergemälde die Schicksalsfärbung als etwas Subjectives hinzu und durchzog bald das ganze Stück, indessen keinesweges zu völliger Zufriedenheit des Dichters; denn in einem Briefe an Goethe vom 28. November 1796 heißt es: „Das eigentliche Schicksal thut noch zu wenig, und der eigene Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück. Mich tröstet aber hier einigermaßen das Beispiel des Macbeth, wo das Schicksal ebenfalls weit weniger Schuld hat als der Mensch, daß er zu Grunde geht." Der tiefere Grund hiervon lag aber jedenfalls in der Vorstellung, welche der Dichter von dem Schönen hatte. Das Verdienst, hierauf aufmerksam gemacht zu haben, gebührt Tomascheck, welcher in dem oben citirten Vortrage (S. 20) daran erinnert, daß unser Dichter den Hauptcharakter des Schönen in der zwanglosen Natürlichkeit der Bewegung fand.

Hätte er Wallensteins That als nackten Verrath hingestellt, so hätte sie auf die freie Bewegung der Handlung und die Entwickelung der Katastrophe eine Art Zwang ausgeübt; bei seiner poetischen Darstellung dagegen erscheinen Verwickelung und Lösung wie von selbst herbeigeführt, wie aus der Natur der Verhältnisse hervorgegangen, was seinem Princip der Schönheit entspricht.

Daß der Dichter die äußeren Verhältnisse an Wallensteins Handlungsweise in gewissem Sinne Theil nehmen läßt und „die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zuwälzt," ist für die Kritik, soweit sie sich auf die Schicksalsidee bezieht, der hauptsächlichste Angriffspunkt gewesen. Professor Süvern, welcher Schillers Wallenstein an dem Maßstabe der griechischen Tragödie, besonders des Sophokles mißt, behauptet, daß in dieser Verherrlichung der menschlichen Freiheit, nicht in der des Schicksals, der höchste Gipfel zu suchen sei, Wallenstein dagegen durch ein blindes Verhängniß zu seiner That getrieben und ins Verderben gestürzt werde. „Des Schicksals eiserne Gewalt (so heißt es S. 155) fürchterlich den Mann umstrickend, der sie zuerst gereizt, auf die zurückfallend, die ihr dienten, und zermalmend alles, was sich ihnen näherte, ist das Thema des Wallenstein." Der Vorwurf, welcher in jener Behauptung, wie in dieser Bezeichnung der Idee des Werkes stillschweigend ausgedrückt ist, findet sich in den Ansichten verschiedener Kritiker wieder, während Vilmar in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur (4. Aufl. S. 255) gerade der entgegengesetzten Meinung ist. Noch Andere, wie Hoffmeister, welcher die Idee des Schicksals aus dem christlichen Drama überhaupt entfernt wissen will, sprechen sogar von der Schuld und dem Schicksal als zwei einander widerstreitenden Principien. Aber eben so wenig wie das Schicksal in der antiken Tragödie als ein tyrannisch-willkürliches anzusehen ist, eben so wenig ist das Charakteristische des christlichen Drama's allein in der Freiheit des Handelns seines Helden zu suchen. Wir würden, wie Binder (S. 111) auseinandersetzt,

Google

auf diese Weise nur einen moralischen Zusammenhang der Begebenheiten erhalten, wo das Verbrechen zwar den verdienten Lohn bekommt, ein höheres tragisches Moment indessen nicht zu erkennen wäre.

Es ist allerdings richtig, daß Wallenstein, die Gräfin, Thekla und besonders auch Buttler (vergl. P. III, 8, V. 69 u. 71; T. I, 7, V. 211; T. II, 3, V. 67; T. III, 15, V. 160; T. IV, 1, V. 1; T. IV, 6, V. 26 u. 47; T. IV, 8, V. 17 u. 43; T. IV, 12, V. 23; T. V, 3, V. 38 u. 103; T. V, 4, V. 54 u. 77) viel von der Gewalt des Schicksals sprechen, und daß es dem Dichter augenscheinlich Mühe gekostet hat, die menschliche Freiheit und das Schicksal in rechtes Gleichgewicht zu bringen. Indessen leuchtet doch aus allen diesen Stellen nichts anderes als das Bedürfniß des menschlichen Herzens hervor, das Walten einer höheren Macht anzuerkennen; auf die eigentliche Verwickelung und Lösung der Handlung haben sie keinen Einfluß. Nur der Charakter und die eigene Handlungsweise des Helden führen seine bedenkliche Lage herbei; die in Aussicht stehende Absetzung legt ihm den Verrath nahe, und so thut er die Schritte, die zur Ausführung desselben nöthig sind. Dies sind die Verhältnisse, mit denen Wallensteins Schuld unauflöslich verbunden ist, aber von einem blind waltenden Verhängniß ist durchaus nicht die Rede; man kann daher auch nicht behaupten, daß die Tragödie am Schluß, weit davon entfernt, „die Hauptforderungen der Empfindung zu erfüllen, vielmehr einen herben und trostlosen Eindruck zurücklasse.“ Eben so wenig kann man, wie Hoffmeister es thut, von einer Getheiltheit der Principien sprechen. Gerlinger, den wir in der „Braut von Messina“ an verschiedenen Stellen citirt haben, sagt: „das blinde Schicksal in der Br. v. M. ist um so befremdender, als Sch. Beweise von dem richtigen Standpunkt seiner Ansicht über die Behandlung der Schicksalsidee durch seinen Wallenstein gegeben hat.“ Und allerdings entspringt hier das Schicksal des Helden aus seiner eigenen Brust; mit der Freiheit, die ihn reizt, beginnt seine Thätigkeit, wie der Streit

in seinem Innern. Wäre er in dem Geleise geblieben, das die Pflicht dem Menschen vorzeichnet, so hätte er in Frieden wandeln können; nun aber tritt er in der Ueberfülle seiner Kraft aus der Bahn des Rechten heraus und fällt somit den tückischen Mächten anheim. Auch weiß Wallenstein sehr wohl, was er thut, denn mitten in dem wilden Kriegerleben treten ihm Pflichttreue und Achtung vor dem Diensteide gegenüber; Wrangel spricht von Treubruch und Felonie; Max warnt ihn, sich mit dem Namen eines Verräthers zu brandmarken; er selbst weiß es, daß die Welt ihn streng tadeln wird, und ist auch weit davon entfernt, seine That zu beschönigen, aber vom Ehrgeiz gestachelt, von einer unglücklichen Verkettung der Umstände gedrängt, thut er den gefährlichen Schritt. Auch ahnt er sehr wohl, was ihm bevorsteht, er weiß (T. I, 7, V. 207—213):

> — — — — „Jede Unthat
> Trägt ihren eignen Racheengel schon,
> Die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen."

aber die Verhältnisse haben nun einmal die beklagenswerthe Gestaltung angenommen; deshalb fährt er fort:

> „Er kann mir nicht mehr trauen — so kann ich auch
> Nicht mehr zurück. Geschehe denn, was muß.
> Recht stets behält das Schicksal, denn das Herz
> In uns ist sein gebietrischer Vollzieher."

Und da der „Knäuel (T. III, 15, V. 158), der sich endlos selbst vermehrend wächst", sich nicht entwirren läßt, so spricht eine Stimme in seinem Innern:

> — — — — „Er muß zerhauen werden,
> Ich fühls, daß ich der Mann des Schicksals bin."

Das heißt aber nicht ein willenloses Werkzeug eines blinden Verhängnisses, sondern ein Mann, der die Kraft und den Muth in sich fühlt, mitten unter den Trümmern gelockerter Staatsverhältnisse eine neue Ordnung der Dinge heraufzuführen, dem die Worte der Gräfin wie aus dem Herzen gesprochen sind:

Digitized by Google

> „Entworfen bloß ist's ein gemeiner Frevel,
> Vollführt ist's ein unsterblich Unternehmen;
> Und wenn es glückt, so ist es auch verziehn,
> Denn aller Ausgang ist ein Gottesurthel."

Aber es sollte eben nicht glücken, sondern eine geheimnißvolle Macht, die weiter blickte, mit einem Worte, der Geist der sittlichen Weltordnung sollte den Sieg davon tragen, er war das Schicksal, welches hier Recht behielt, während der Held des Drama's der rächenden Nemesis anheim fiel. Außerdem aber kam es dem Dichter nicht allein darauf an, unser Herz zum Mitleiden zu bewegen, sondern er wollte unsere Seele auf einen höheren Standpunkt erheben, wie wir ihn jedesmal einnehmen, wenn wir eine energische und kräftige Natur unter der Ungunst der Verhältnisse zusammenbrechen sehen. Das war ihm „das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt."

Auf diese Weise ist die Schicksalsidee, eben so wenig wie die Liebesscenen zwischen Max und Thekla, im Stande, uns das wahrhaft objective Lebensbild zu verkümmern, welches uns der Dichter in seinem Drama entwirft; und selbst diejenigen Kritiker, welche sich verpflichtet fühlten, diesen beiden Momenten des Werkes als einer subjectiven Zuthat ihre anerkennende Zustimmung zu versagen, stimmen doch mit in die Bewunderung ein, welche dem gewaltigen Stücke von allen Seiten gezollt wird. Goethe sagt in seinen Gesprächen mit Eckermann: „Man soll nie Jemand fragen, wenn man etwas schreiben will. Hätte mich Sch. vor seinem Wallenstein gefragt, ob er ihn schreiben solle, ich hätte ihm sicherlich abgerathen, denn ich hätte nie denken können, daß aus solchem Gegenstande ein überall so vortreffliches Theaterstück wäre zu machen gewesen." Und allerdings standen dem Gelingen der Arbeit zwei gewichtige Umstände hindernd im Wege. Als Sch. sich der dramatischen Poesie wieder zuwandte, waren die Zustände um ihn her so verrottet, daß ihm weder das öffentliche, noch das Privatleben irgend welche brauchbaren

Digitized by Google

Bühnencharaktere darbot; und die Welt, die sich inzwischen in seinem Innern gestaltet, war eine Frucht seiner langjährigen Beschäftigung mit der Philosophie und der Geschichte. Aber gerade die beiden letzteren Momente sind es, die dem Werke in den Weg traten und nach Goethe's Ausspruch „den reinen poetischen Succeß" hinderten. Durch die Bearbeitung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges war der Dichter Herr eines gewaltigen Stoffes geworden, der sich bei ihm nothwendiger Weise dramatisch gestalten mußte, während die philosophischen Ideen, die seine Seele durchzogen, danach rangen, ein poetisches Gepräge anzunehmen. Also Fülle des geschichtlichen Materials einerseits und Reichthum von Ideen andererseits, das sind die beiden Gewalten, mit denen der Dichter hier den Kampf aufnahm, aus dem er allen Regeln der Kunst zum Trotz schließlich als Sieger hervorging. In Beziehung auf den letzteren Punkt sagt Süvern (S. IV) mit vollem Rechte: „Ich weiß nur zu gut, auf welchem groben Mißverständnisse unsere Kunstlehren und Poetiken beruhen. Das Einzige, was man thun kann, ist, ein schon vorhandenes, durch eigene Schöpfungskraft erzeugtes Kunstwerk genetisch erklären. So hat jedes Gedicht seine eigene Poetik wie seine eigene Erklärung, und jede Dichtungsart eine allgemeine Theorie ihrer Entstehung, die sich nie in Regeln und Formeln verwandeln läßt, ohne alle Entfremdung vom Geiste der Poesie." Diese Worte, obwohl zu Anfang dieses Jahrhunderts geschrieben, erscheinen uns auch jetzt noch beherzigenswerth und finden auch auf unser Drama ihre volle Anwendung. Was dieser oder jener Theoretiker dagegen auch vorbringen mag, Sch.'s Wallenstein ist, wie Goethe gegen Eckermann äußert, so groß, daß zum zweitenmal nichts Aehnliches vorhanden ist; und Tomascheck nennt ihn mit Recht „ein echt deutsches Werk, nicht allein dem vaterländischen Stoffe nach, sondern auch wegen des Reichthums und der Tiefe der Gedanken, wegen seiner sittlichen Bedeutung und der Idee der Treue, von welcher es erfüllt ist."

Digitized by Google

Mag es also immerhin sein, daß der Dichter die subjective Seite seines Wesens hier noch nicht vollständig gebändigt hat; daß seine Ideen ihn fortreißen und als bedeutungsvolle Sentenzen in dem Munde von Personen erscheinen, denen man solche Gedanken nicht zutrauen sollte: diese Ideen stehen doch in lebendigem Zusammenhange mit dem Geiste, welcher das ganze Stück durchweht; sie sind das Product einer organischen Entwickelung, bei der wir die schöpferische Kraft des dichterischen Genius aus dem weltgeschichtlichen Inhalte mächtig hervorbrechen sehen. Daß die Wirkung eines solchen Werkes eine gewaltige sein mußte, versteht sich von selbst. Tieck sagt: „Wallensteins mächtiger Geist trat unter die Tugendgespenster des Tages. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder hervorzurufen habe. Dieses tiefsinnige, reiche Werk ist als ein Denkmal für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, damit wir wissen, was wir sind und was wir waren." Aber wir haben auch daraus gelernt, was wir wieder werden sollten, denn (um mit Hoffmeister zu reden) „ein edler kriegerischer Geist ergoß sich, von diesem herrlichen Werke ausgehend, durch die deutsche Jugend, und in dem rein menschlich gehaltenen Bilde des heimathlichen Lebens lernte der Deutsche endlich die längst verschwundene Liebe zum Vaterlande wieder ahnen." Und so wird Sch.'s Wallenstein, je öfter wir ihn lesen, und je tiefer wir in ihn eindringen, uns immer neue Schönheiten enthüllen, uns immer neue Schätze spenden, so daß wir mit Goethe's Worten sprechen können: „Es ist mit diesem Stücke wie mit einem ausgelegenen Weine; je älter er wird, desto mehr Geschmack findet man an ihm."

Wallis (J. v. O. II, 7). Diese für den Vers brauchbarere Namensform setzt Sch. statt des üblichen "Wales" (spr. Uähls). Es ist der Name des Fürstenthumes im westlichen England,

dessen Einwohner „Walliser“ (engl. Welshmen) genannt, celtischen Stammes sind. Wir möchten nebenbei unsern Lesern das reizende Buch von J. Rodenberg: „Ein Herbst in Wales“ zur näheren Kenntniß des so vielfach anziehenden Ländchens empfehlen. — Walliser (J. v. O. IV, 1) ist Montgomery (s. Pers.-Verz.).

Wallonen (Wst. L. 11) werden die französisch redenden Bewohner des östlichen Belgiens mit Lüttich (Liége) genannt, daher wallonisch (Wst. L. Pers.-Verz.) s. v. w. niederländisch. Es ist möglich, daß dieses Wort mit „Gallier“ und andererseits mit dem Ausdruck „Wälscher“ zusammenhängt, mit dem die Deutschen alles Fremde, Romanische, und besonders Italienische oder Französische bezeichnen. Auch Wales (frz. pays de Galles) und der schweizerische Canton Wallis (frz. Valais) gehören dahin. So wurde auch Ober-Italien (das alte cisalpinische Gallien) Wälschland (W. T. I, 4 u. II, 2) und dessen Bewohner besonders im Gegensatz zu Deutschland Wälsche (Wst. L. 11) genannt, weshalb (Picc. IV, 5) der aus Italien stammende Max Piccolomini und (Picc. IV, 5) der Spanier Maradas als Wälsche bezeichnet werden. Eben so ist „ein wälsches Huhn“ (Tur. II, 2) nichts Anderes als ein ausländisches Huhn.

Wälsche
Wälschland } s. Wallonen.

Walsingham (M. St. II, 4), ein berühmter englischer Staatsmann und Gesandter in Frankreich, wurde 1573 von der Königin Elisabeth zu deren Staatssecretair ernannt und ging 1581 zum zweiten Mal nach Frankreich, um die Unterhandlungen wegen der Vermählung seiner Monarchin mit dem Herzoge von Anjou zu leiten. Er leistete derselben zur Befestigung ihrer Regierung wesentliche Dienste, gehörte zu den entschiedenen Gegnern der Maria Stuart und starb 1590.

Walther u. Wilhelm, Tells Knaben (W. T. Pers.-Verz.); ihre Namen stehen in der Chronik von Johann von Klingenberg.

Digitized by Google

Wamms (Wst. L. 6), von Wamme, d. i. Bauch; ein Kleidungsstück, welches die Brust und den Leib bedeckt; daher auch Pelzwamms (W. T. II, 1).

Wappen sind Zeichen für Länder, Städte, Familien oder einzelne Personen, damit besonders die letzteren bei dem Anblick derselben ihres Ursprunges sich erinnern sollen. Sie bestehen in ersonnenen bildlichen Darstellungen, deren einzelne Theile entweder der Natur oder der Kunst entlehnt, oder rein willkürlich erfunden sind. Zur Ausführung derselben bedient man sich theils gewöhnlicher, theils metallischer Farben oder deutet die letzteren durch verschiedenartige Schraffirungen an. Die Wappen sind so alt wie die Turniere, kamen also etwa zu Anfange des 13. Jahrhunderts auf. Als Unterscheidungszeichen für gewisse Geschlechter und Familien mußten sie diese oder jene Würde, oder den Besitz irgend eines Rechtes anzeigen, was bei neu auftretenden Personen dann auch zu neuen Wappen Veranlassung gab; daher (Picc. IV, 4):

„Ganz neue Wappen kommen auf und Namen."

Bei adeligen Familien befand sich über dem Wappenschilde ein Helm, bei fürstlichen ein Hut, bei kaiserlichen und königlichen eine Krone; daher sagt Mortimer, um der Maria Stuart seine Ueberzeugung von ihrem Anrecht auf den englischen Thron darzulegen (M. St. I, 6):

„Viel alte Wappenbücher schlug ich nach."

Fürstliche Häuser pflegten einen Wappenherold im Solde zu haben, d. h. einen Beamten, der die Wappenkunde verstand und die Richtigkeit der Wappen zu prüfen hatte. Er erschien bei Turnieren und auch als Gesandter im Kriege, bei welchen Gelegenheiten er eine besondere Kleidung, einen mit dem Wappen seines Fürsten gestickten Rock trug: daher (J. v. O. I, 11): „Dich schützt dein Wappenrock."

Waräger (Dem. I.), ein dänischer Volksstamm, welcher sich 862 unter Rurik (aus dem Stamme Ruß) das nördliche Rußland unterwarf.

Digitized by Google

Warbeck (Bd. 7). Während Sch. mit dem Studium der Quellen für die Bearbeitung seiner Maria Stuart beschäftigt war, bot sich ihm gleichzeitig der Keim zu einem anderen Drama dar; denn in einem Briefe an Goethe (20. Aug. 1799) spricht er von der „Spur zu einer neuen möglichen Tragödie", für welche er aus der Geschichte nur die allgemeine Situation, Zeit und Personen nehmen, alles Uebrige aber poetisch frei erfinden wollte, eine Idee, welcher Goethe vollständig beistimmte. Dieser neue Stoff war die Gestalt des Warbeck, der indessen vorläufig vor der Jungfrau von Orleans zurücktreten mußte. Als diese jedoch beendet war, schrieb er (28. Juni 1801): „Das Schauspiel fängt an, sich zu organisiren, und in acht Tagen denke ich an die Ausführung zu gehen. Der Plan ist einfach, die Handlung rasch, und ich darf nicht besorgen, ins Breite getrieben zu werden." Kurz darauf begab er sich ernstlich an die Arbeit, zu der er jedoch nach mancherlei Abhaltungen erst im Herbst wieder zurückkehren konnte; indessen ist es bei dem bloßen Entwurfe geblieben. Die gesammelten Werke geben den im Lauf der Jahre vollständig ausgearbeiteten Plan nebst einigen Fragmenten aus den ersten Scenen des ersten Acts.

Zum Verständniß dieses nächst dem Demetrius das meiste Interesse gewährenden Fragments ist es nöthig, einen kurzen Blick auf die englische Geschichte zu thun. Nachdem von dem Jahre 1066 bis 1154 das normännische Volk mit abwechselndem Glück die Herrschaft über England geführt, kam mit Heinrich II. das Haus Anjou oder Plantagenet auf den Thron, welches bis 1485 herrschte. Aus diesem Hause heben wir um des Verständnisses der in dem Entwurf vorkommenden verwandtschaftlichen Verhältnisse willen Eduard III. (1327—77) hervor. Er hatte vier Söhne: 1) Eduard, Prinz v. Wales, der schwarze Prinz genannt, dessen schwacher Sohn Richard II. durch Heinrich IV. von Lancaster entthront wurde und 1440 im Gefängniß starb. 2) Lionel, Herzog von Clarence, dessen Enkeltochter Anna sich mit Richard von York vermählte. 3) Johann von Gaunt, Herzog von Lancaster,

aus welchem Hause (1399—1461) Heinrich IV, V. u. VI. regierten und mit welchem das Haus York die Kriege der rothen und weißen Rose (s. d.) führte. 4) Edmund von York, dessen bereits genannter Sohn Richard Lionels Tochter Anna heirathete. Der Sohn der beiden letzteren, Richard von York, war während der Gemüthskrankheit Heinrichs V. zum Protector ernannt worden und erhob mit Rücksicht auf seine Abstammung von einem älteren Sohne Eduards III. Ansprüche auf die Krone, fiel jedoch 1460 im Kampfe; sein Sohn Eduard IV. aber siegte über Heinrichs VI. Gemahlin Margarethe. Da indessen Eduards Bruder, der Herzog von Clarence und der Graf Warwick Heinrich VI. wieder auf den Thron erhoben, so mußte er nach den Niederlanden fliehen, wo er bei seinem Schwager Karl dem Kühnen Unterstützung fand. Als er mit dessen Hülfe gesiegt, ließ er Heinrich's VI. Sohn tödten und regierte bis 1483, wo ihm sein Sohn Eduard V. folgte, der aber schon zwei Jahr darauf durch seinen Oheim Richard III., den Sohn des oben genannten Protectors, ermordet wurde.

Schon während Heinrich VI. sich auf dem durch viele Verbrechen erworbenen Throne zu befestigen suchte, brachen Spaltungen zwischen ihm und seinen Verbündeten aus. Die Anhänger des Hauses Lancaster richteten ihre Blicke auf den Grafen Heinrich von Richmond, der mütterlicherseits aus diesem Geschlechte abstammte und zur Zeit an dem Hofe des Herzogs von Bretagne lebte. Von Karl VIII. von Frankreich unterstützt, landete Heinrich an der Küste von Wales i. J. 1485. Richard III. zog ihm zwar entgegen, wurde indessen von Lord Stanley (I) mit 7000 Mann verlassen. So verlor Richard in der Schlacht bei Bosworth nicht allein die Krone, sondern zugleich das Leben. Noch auf dem Schlachtfelde wurde Richmond als Heinrich VII. (I) zum König ausgerufen. Die Dynastie Plantagenet hatte somit auf dem englischen Throne ihr Ende erreicht, und mit ihr hörte auch der fünfunddreißigjährige Bürgerkrieg zwischen den beiden Rosen auf, da Heinrich das Versprechen gegeben hatte, sich mit

der Prinzessin Elisabeth v. York, Eduard's IV. ältester Tochter zu vermählen, deren Rechte auf das Erbe ihres Vaters unbestreitbar waren. Die Ansprüche der rothen und weißen Rose wurden auf diese Weise in einer Familie vereinigt. Heinrich VII. (1485—1509) gelang es bald, der eingerissenen Verwilderung Meister zu werden; indessen wußte er recht gut, daß er eigentlich nur dadurch König geworden war, daß Richards III. Gegner ihn gewählt hatten. Er mußte daher das, was er durch Waffengewalt errungen, auch zu behaupten suchen, um so mehr, als ein Graf Eduard v. Warwic, der 15jährige Sohn des Herzogs von Clarence vorhanden war, der als ein Sprößling des Hauses York seine Besorgniß erregte. Diesen Knaben, welcher schon unter Richard sorgfältig bewacht worden war, ließ er gleich nach seinem Siege in den Tower bringen. Außerdem vollzog er seine Vermählung mit Elisabeth erst i. J. 1486, da er seinen Anspruch auf die Krone nur auf das Recht des Hauses Lancaster, nicht aber auf seine Verbindung mit einer Yorkschen Prinzessin gründen wollte. Hierzu kam, daß er die Anhänger der Yorkschen Partei auf alle mögliche Weise zurücksetzte, und so entstand bald Unzufriedenheit, welche die Quelle erneuerter Unruhen wurde. Zunächst stellte ein irländischer Priester, Richard Simons, einen falschen Kronbewerber auf, der ihn verdrängen sollte. Es war Lambert Simnel (III), eines Tischlers, nach Anderen eines Bäckers Sohn, der sich für den Grafen Eduard von Warwic (bei Sch. Eduard Plantagenet [I] od. Eduard v. Clarence [II]) ausgeben mußte. Warwic's Vater, der Herzog von Clarence, war lange Zeit Vice-König von Irland gewesen; es war daher nicht auffallend, daß Simuels Angabe, er sei aus dem Tower entwischt nnd nach dem Lande seiner Jugend entflohen, Glauben fand. Besonders nahmen sich der Graf v. Kildare (IV.), Vice-Statthalter von Irland und Haupt der dort herrschenden Faction, so wie dessen Bruder, der Kanzler von Irland, des jungen Menschen an, stellten den vorgeblichen letzten männlichen Sprößling aus den Hause Plantagenet dem

Adel und den Bürgern von Dublin vor und versprachen ihm Schutz gegen seine Feinde. Da die meisten Einwohner Irlands dem Hause York ergeben waren, so rief man ihn denn auch als Eduard VI. zum König aus. So wie Heinrich von diesen Vorfällen hörte, ließ er den wirklichen Eduard v. Warwic aus dem Tower holen, ihn in Procession durch die Straßen von London führen und nahm ihn mit sich nach seinem Lieblingsschlosse, dem Palast von Shone (oder Shene, wie er in R. Pauli's Geschichte genannt wird). Inzwischen war Simnel mit einem Heere nach England übergesetzt; aber Heinrich zog ihm entgegen, schlug ihn (1487) bei Stoke in der Grafschaft Nottingham und nahm ihn gefangen. Der Priester Richard Simons mußte seine Verwegenheit in dem Kerker büßen, Simnel aber wurde zum Küchenjungen gemacht, und später, da er sich gut führte, unter die Falkeniere des Königs aufgenommen.

Ein zweiter Betrug wurde fünf Jahre später von der Yorkschen Partei versucht. Ein junger Mensch, der nach seinem eigenen Geständniß Peter Osbeck hieß, von den Engländern aber, man weiß nicht aus welchem Grunde, Perkin W a r b e c genannt wurde, war der Sohn eines getauften Juden aus Tournay in Holland und zeichnete sich durch eine auffallende Aehnlichkeit mit Eduard IV. aus. Von ihm hörte die ehrgeizige Herzogin von York, M a r g a r e t h e v o n B u r g u n d (I), Karls des Kühnen Wittwe und Eduard's IV.-Schwester, die damals in Brüssel lebte; sie ließ ihn vor sich kommen und erkannte ihn als ihren Neffen an. Da Heinrich's VII. Härte gegen ihr Haus sie innerlich empört hatte, so entschloß sie sich, den jungen Warbec zu benutzen, um an des Königs Sturze mitzuarbeiten. Sie gab ihm einen Hofstaat, setzte ihn von allen Verhältnissen des englischen Hofes genau in Kenntniß und fand bald einen gelehrigen Schüler. Ihr Plan war, ihn für den zweiten Sohn Eduards IV. auszugeben. Es wurde also das Gerücht ausgesprengt, die von Richard III. gedungenen Mörder hätten nur den ältesten Sohn Eduard getödtet, der jüngere aber, R i c h a r d v o n Y o r k (I) sei

entkommen, halte sich vorläufig noch verborgen, werde jedoch binnen Kurzem öffentlich auftreten, um seine Rechte geltend zu machen.

Mit Geld und gutem Rathe hinlänglich ausgestattet, machte sich Warbec auf den Weg und trat, wie sein Vorgänger Simnel zunächst in Irland, dem eigentlichen Heerde der Unzufriedenheit, auf. Von hier begab er sich nach Frankreich zu Karl VIII., der mit Heinrich VII. im Kriege begriffen war; indessen fand er hier nicht die gehoffte Unterstützung, da beide Monarchen bald darauf Frieden mit einander schlossen. Heinrich hatte zwar die Auslieferung Warbecs verlangt, doch wollte sich der König von Frankreich hierzu nicht verstehen. Der junge Abenteurer begab sich nunmehr nach Burgund, wo er bald großes Aufsehen erregte. Margarethe that anfangs, als glaube sie von dem ganzen Vorgeben nichts, ließ Warbec in Gegenwart vieler Zeugen vor sich kommen, fragte ihn aus, stellte sich höchlich überrascht und von der Wahrheit seiner Aussagen überzeugt und umarmte ihn als ihren Neffen. Jetzt rüstete sie ihn öffentlich mit Geldmitteln aus und ermuthigte ihn, seine Ansprüche auf den englischen Thron durchzusetzen. Bald durchzog das Gerücht von dem neuen Kronprätendenten ganz England; Heinrich aber war wachsam, durchschaute den ganzen Plan und machte den Betrug, welchen man ihm spielen wollte, öffentlich bekannt. Warbec kam zwar nach England; aber sein Unternehmen blieb hier ohne allen Erfolg. Von seinen Truppen wurden viele gefangen genommen und ohne weiteres aufgehängt. Jetzt machte er einen zweiten Versuch in Irland, fand aber auch hier nicht die frühere Aufnahme. Er ging daher nach Schottland zu Jacob IV., der ihn nicht nur anerkannte, sondern ihn sogar mit einer Verwandten, Katharina Gordon, verheirathete. Hierauf begleitete der König ihn selbst mit einem Heere nach England, dessen alter Haß gegen die Schotten sogleich aufs neue hervorbrach und auch dieses Unternehmen vereitelte. Heinrich drang siegreich vor, und Jacob mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Digitized by Google

Nunmehr ging Warbec nach Cornwall, wo Heinrichs neue Steueredicte allgemeine Unzufriedenheit hervorgerufen hatten. Zwar gelang es ihm, eine große Anzahl Mißvergnügter unter seine Fahnen zu versammeln, aber Heinrichs Energie zerstreute die schlecht geführten Schaaren, und Warbec selbst mußte in einer Capelle zu Beaulieu Schutz suchen. Da der König ihm Schonung seines Lebens versprechen ließ, so ergab er sich, wurde im Triumph nach London geführt und hier in den Tower geworfen. Damit aber war seine Rolle noch nicht ausgespielt; denn in dem Gefängniß lernte er den Prinzen Eduard von Warwic kennen, mit welchem er alsbald Entwürfe zu beider Befreiung schmiedete. Es gelang ihnen auch wirklich zu entkommen und einen neuen Aufstand zu erregen; aber auch dieser schlug fehl und kostete beiden das Leben. Warbec wurde (1499) in Tyburn gehängt, und Warwic, nachdem man ihn des Hochverraths angeklagt, enthauptet. Somit war auch der letzte York aus dem Wege geräumt.

Von diesen historischen Thatsachen finden wir in Schillers Entwurf nur die Personen und einige der hervorragendsten Momente wieder; im Uebrigen ist das Ganze eine frei erfundene Fabel auf historischem Grunde. Denn zunächst treten die beiden Prätendenten Simnel und Warbec, deren Bestrebungen in der Geschichte der Zeit nach völlig auseinanderliegen, hier persönlich gegenüber, und auch die Zusammenstellung von Warbec und Eduard von Warwic (bei Sch. Eduard Plantagenet) nimmt einen ganz anderen Charakter an; außerdem aber läßt der Dichter seinen Helden, statt ihn in Schottland zu vermählen, einen Liebesconflict mit zwei fingirten Personen, einem Prinzen Erich von Gothland und einer Prinzessin Adelaide von Bretagne durchmachen, wodurch der dramatischen Entwickelung seiner politischen Bestrebungen ein anziehendes, rein menschliches Motiv hinzugefügt und das Interesse für seine Person bedeutend erhöht wird.

Google

Unter Schiller's Commentatoren hat Jos. Bayer, dem wir in Nachstehendem folgen, dem Charakter des Warbec die meiste Aufmerksamkeit gewidmet und gezeigt, wie derselbe uns aus dem Fragment ziemlich scharf entgegentritt. Wie Warbec dazu kommt, die ihm aufgedrungene Rolle zu spielen, hat der Dichter nicht angegeben, indessen hatte er die Absicht, im Verlauf des ersten Actes den Zuschauer mit seiner Vorgeschichte bekannt zu machen. Die Stelle: „die Herzogin übernimmt es, sie vorzutragen" deutet dies an; es war also in dieser Beziehung noch ein Theil der Fabel zu erfinden und das entschlossene Auftreten des Helden zu motiviren. Ein gesetzter Ernst, ein gewisser Grad von fürstlicher Würde, gestützt auf einen dunkelen Glauben an seine erhabene Abkunft, sollte ihn charakterisiren, damit der Zuschauer den Eindruck bekäme, als habe der Betrug ihn auf den Platz hingestellt, zu welchem er durch seine Natur berufen ist. Noch unklar über sich selbst und die Rolle, die er zu spielen hat, ist er doch von einem gewissen Glauben an die Reinheit seiner Beweggründe beseelt, denn er betrachtet es nur als eine Pflicht, nicht aber als ein Glück, daß er seine Rechte behaupten muß. Diese nach Selbständigkeit strebende Natur befindet sich in der Gewalt eines ehrgeizigen, Rache brütenden Weibes, der Herzogin Margaretha von Burgund, die ihn eigentlich nur als ihr Werkzeug betrachten will. Deshalb erkennt sie ihn öffentlich an und erweist ihm in Gegenwart Anderer alle mögliche Ehre, während sie ihn im Geheimen verächtlich behandelt und ihm die gespendeten Mittel wieder zu entziehen sucht. Da er sich ihr gegenüber nicht so unterwürfig zeigt, wie sie es wünscht, so verliert der Betrug, den sie mit ihm spielen will, allmälig seinen Reiz, und sie möchte sich des Abenteurers entledigen, dessen kühnes Auftreten ihren Fürstenstolz beleidigt. Indessen führt ein unvorhergesehenes Ereigniß eine Katastrophe herbei. Simnel, der vorgebliche Eduard von Clarence, wird von Warbec im gerichtlichen Zweikampfe besiegt und entlarvt. Hierdurch erhält der Glaube

an den letzteren neue Nahrung, sein Anhang wächst, und er selbst nimmt gegen die Herzogin einen stolzen Ton an. Jetzt sieht sie ein, daß sie ihn nicht mehr als ein willenloses Werkzeug betrachten kann. Dazu kommt, daß er von der Prinzessin Adelaide aufrichtig geliebt wird, welche sich der von der Herzogin projectirten Vermählung mit dem Prinzen Erich gern entziehen möchte. Was die Herzogin ihrem bisherigen Schützling versagt, das sucht ihm die Prinzessin zu gewähren; sie rüstet ihn mit Mitteln aus und schlägt ihm sogar vor, mit ihr zu entfliehen. Da erwacht sein besseres Selbst, er fühlt, daß er sich zu einem unwürdigen und gefährlichen Betruge hergegeben. Ihre Hand anzunehmen, verbietet ihm sein Ehrgefühl, ihr die Wahrheit zu sagen, sein Stolz. Zu diesen schweren Seelenkämpfen kommt jetzt noch ein äußerer Conflict, indem der rechtmäßige Kronprätendent, Eduard von Clarence sich plötzlich einfindet. Nun steht Alles auf dem Spiel, wenn dieser nicht beseitigt wird; Warbec fühlt, daß er sich nur durch eine Reihe von Verbrechen behaupten kann und verwünscht den ersten Schritt, der ihn auf diese Bahn geleitet. Da erscheint der englische Botschafter und trägt ihm einen Vergleich mit Heinrich VII. an, wenn er seine Hand dazu biete, den echten York aus dem Wege zu schaffen. Eines solchen Verbrechens unfähig, schickt er den Botschafter fort. Da er sich aber mit ihm eingelassen, so trifft ihn wenigstens die Strafe des Verdachts. Der Prinz von Clarence wird auf eine unerklärliche Weise vermißt, man vermuthet, er sei heimlich ermordet worden; und als Warbec vor der Herzogin erscheint, bezeichnet ihn diese geradezu als den Thäter und enthüllt den ganzen bisher gespielten Betrug. Zum Glück erscheint in diesem Augenblick Graf Kildare aus England, den Warbec bisher für seinen Vater gehalten. Dieser klärt das ganze Geheimniß auf; Warbec steht in keinem Verwandtschaftsverhältniß zu ihm, sondern er ist ein natürlicher Sohn Eduard's IV., also doch ein geborener York. Hiermit löst sich dem Helden des Stücks das Räthsel seiner

dunkelen Ahnung, er huldigt dem Prinzen von Clarence, den er aus Mörderhänden gerettet, als seinem rechtmäßigen Herrn und ist somit der Bürde entledigt, die seine Brust bisher belastet hat.

Vergleicht man die eben gegebene Skizze, durch welche wir neben der Charakterentwickelung des Helden zugleich den Gang der Handlung zu veranschaulichen versucht haben, mit den vorher zusammengestellten geschichtlichen Thatsachen, so wird man die historische Treue natürlich gänzlich vermissen. Ein Drama, das eine Reihe ergreifender Situationen in wohlgeordnetem Zusammenhange vorgeführt und einen beruhigenden Abschluß gewährt hätte, das hätte sich aus diesem Entwurfe allerdings machen lassen; aber einer Tragödie, welche bei aller Freiheit des dichterischen Schaffens die Rechte der Geschichte anerkennt, und wie sie Sch.'s in den letzten Jahren seines Lebens allein würdig gewesen wäre, konnte derselbe nicht als Grundlage dienen. Hierin ist der Grund zu suchen, weshalb sich Sch. später anderen Stoffen zuwandte und schließlich der Bearbeitung des Demetrius vor der Ausführung des vorliegenden Entwurfes den Vorzug gab.

Daß beide Entwürfe viel Verwandtes mit einander haben, läßt sich nicht verkennen. Warbec, der die Spuren seiner Herkunft verloren, aber von einer dunkelen Ahnung beseelt ist, daß er zu etwas Höherem bestimmt sei, spielt anfangs die aufgedrungene Rolle eines Betrügers, bis er sich selbst erkennt und die edlere Seite seines Wesens rettet. Demetrius dagegen hält sich gleich anfangs für den rechten Czaarensohn, bis er, seines Betruges inne werdend, vor sich selbst erschrickt und zum finstern Tyrannen wird, der als solcher seinen Untergang findet und somit zum tragischen Helden geeignet ist. In beiden Entwürfen liegt das Verhängnißvolle theils in dem Conflict der beiden Helden mit den äußeren Verhältnissen, mehr aber noch in den Zerwürfnissen, von denen ihr eigenes Innere bedrängt ist. Die Schwierigkeit, die hier zu überwinden war, lag also vor Allem in der Charakterzeichnung, in der psychologischen Entwickelung der räthselhaften Doppelnaturen, bei denen die eine oder die andere

Seite ihres Wesens nach und nach zum Durchbruch kommen und schließlich über den Gegner in dem eigenen Innern den Sieg erringen mußte.

Wie Sch.'s Plan zum Demetrius für mehrere Dichter Veranlassung zur Bearbeitung desselben Stoffes geworden ist, so hat auch sein Entwurf zum Warbeck einen ungenannten Dichter gereizt, den Gedanken des großen Meisters zu verwirklichen. Die vor uns liegende Arbeit, welche sich streng an den entworfenen Plan hält, ist zu Nürnberg bei Georg Winter 1842 unter dem Titel: „Warbeck. Historisches Drama in fünf Aufzügen" ꝛc. erschienen.

Wart, s. Eschenbach.

Wartthum (J. v. O. V, 9), von dem veralteten Warte (s. v. w. das Achtgeben), ein Thurm, von welchem aus die Umgegend beobachtet werden kann.

Wasser, geweihtes (Wst. T. V, 2). In der katholischen Kirche spielt das Weihwasser eine wichtige Rolle, da dem frommen Glauben zufolge das Gebet reine Hände erfordert. Gegenstände, welche mit solchem Wasser besprengt sind, werden als geweihte Gegenstände betrachtet, die nur zu heiligen Zwecken verwendet werden dürfen, wie (Br. v. M. 5, 472) eine geweihte Kerze.

Wasser, das tanzende (Tur. II, 1). In dem Mährchen „die zwei neidischen Schwestern" aus „Tausend und eine Nacht"*) erzählt eine alte Frau der Prinzessin Parisade von drei Wunderdingen, welche diese in ihrem Garten zu besitzen wünscht: „Edles Fräulein, die erste von den drei Sachen ist der sprechende Vogel; dies ist ein seltsamer Vogel, Bülbülbesar**) genannt, welcher die Eigenschaft hat, alle Singvögel aus der

*) Tausend und eine Nacht. Arabische Erzählungen. Zum ersten Male aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Dr. G. Weil. Stuttgart bei Rieger. 1866. Bd. 3, S. 301—338.

**) „auf Persisch: tausend Nachtigallen."

ganzen Umgegend an sich zu ziehen, so daß sie herbeikommen, um mit ihm zu singen. Die zweite ist der singende Baum, dessen Blätter eben so viel Zungen und Kehlen sind, deren mannigfaltige Stimmen unaufhörlich einen höchst anmuthigen Gesang bilden. Die dritte endlich ist das goldgelbe Wasser (in älteren Uebersetzungen „das tanzende Wasser"), von dem man nur einen einzigen Tropfen in ein ausdrücklich dazu an irgend einem Orte des Gartens bereitetes Becken ausgießen darf, so schwillt er alsbald dermaßen an, daß das Becken davon voll wird und aus der Mitte eine Garbe von Wasserstrahlen hervorspringt, die unaufhörlich auf- und niedersteigt, ohne daß jedoch das Wasser überläuft." Auf Parisaden's Bitte zieht erst der eine, dann auch der andere ihrer Brüder aus, um unter vielen Gefahren diese Wunderdinge zu holen, beide aber werden in Steine verwandelt. Hierauf begiebt sich die Prinzessin selbst auf die Reise, besteht das Abenteuer glücklich und erlöst zugleich ihre beiden Brüder.

Wechsel (D. E. IV, 21 — Gstſ. 10, 128) oder Wechselbrief (bildl. R. I, 1), eine schriftliche Anweisung durch welche der Aussteller dem Inhaber des Papieres die Zusicherung ertheilt, eine gewisse Summe Geldes aus den Händen eines Dritten in Empfang zu nehmen, wie dies bereits seit dem Ende des 12ten Jahrh. in Frankreich anfing üblich zu werden.

wegbiren (R. II, 3), in der Diebessprache s. v. w. stehlen.

Weibliches Urtheil (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. Vergl. „Forum des Weibes." Was dort von dem Urtheil der Frauen über die Männer gesagt ist, das gilt auch von ihrem Urtheil überhaupt.

Weichbild (M. St. I, 6), das zu einer Stadt gehörige Gebiet, an dessen Grenzen man ehemals ein Heiligenbild aufzurichten pflegte.

Weiden (Wst. T. IV, 3), baierisches Städtchen, südwestlich von Eger.

Weih, Der od. gew. die Weihe, eine zu dem Geschlecht der Adler gehörende Abtheilung von Raubvögeln, welche den Uebergang von den Tagraubvögeln zu den Nachtraubvögeln bildet. Die Stelle (W. T. III, 1):

„Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih“

ist als eine rhetorische Figur und zwar als Synekdoche anzusehen, indem statt der Art die Unterart genannt wird.

Weihen, Die sieben (M. St. V, 7). Die katholische Kirche unterscheidet vier niedere und drei höhere Weihen, durch welche Jemand in den geistlichen Stand aufgenommen wird, und nimmt somit sieben verschiedene Grade von Mitgliedern desselben an. 1. Die Sacristane und Glöckner, welche es nur mit rein äußerlichen Geschäften zu thun haben. 2. Die Lectoren, welche die Lection aus der Bibel vor der Gemeine lesen oder absingen. 3. Die Exorcisten oder Teufelsbeschwörer, die dem Priester bei der Taufe durch Ablesen der Beschwörungsformel assistiren. 4. Die Akoluthen, welche den Priester bei der Messe bedienen, ihm besonders Wein und Wasser bei dem Abendmahl darreichen. — Durch diese kleineren Weihen erhält der Candidat noch nicht den Charakter der geistlichen Würde, da sie ihn zu keiner selbständigen Amtshandlung berechtigen. Dies thun erst die höheren Weihen, welche zum Tragen der geistlichen Amtskeidung und zur Tonsur berechtigen und zugleich zur Ehelosigkeit verbindlich machen. Zu den drei oberen Graden von Geistlichen gehören: 5. Die Subdiakonen, welche die Aufsicht über die heiligen Gefäße führen und die Epistel vor der Gemeine abzusingen haben. 6. Die Diakonen, welche die Stola (s. d.) und die Dalmatica (das priesterliche Oberkleid) tragen, bei der Messe die Oblaten austheilen und taufen und predigen dürfen. 7. Die Priester oder Presbyter, welche alle Sacramente verwalten dürfen mit Ausnahme der Firmelung und der Ordination. Zu den beiden letzteren Handlungen sind nur die Bischöfe berechtigt,

die zugleich sämmtliche sieben Weihen, oder überhaupt die Weihung (Gstf. 10, 143) ertheilen.

Weihrauch (M. St. V, 7), das Harz eines ostindischen Baumes [Boswellia serrata], das bereits in den ältesten Zeiten zum Räuchern gebraucht worden ist.

Weihung, s. Weihen.

weiland, veraltet für ehedem, vormals; bes. als Beiwort vor dem Namen verstorbener Personen, um deren Verstorbensein zu bezeichnen; daher „weiland Ernte" (R. I, 1), die Ernte, mit der es vorbei ist.

Weiler (W. T. II, 2), jetzt Oedweil, ein Thal bei Alpnach in der Nähe des Roßberges, wo man noch jetzt eine Höhle zeigt, in der ehemals ein Drache gehaust haben soll.

Weimar, Prinz von; Fürst von; Weimarische Held; s. Bernhard.

Weisen, Die sieben, Griechenland's (Tur. II, 3), berühmte Männer aus dem Zeitalter des Solon, die nicht nur in Staatsangelegenheiten eine wichtige Rolle spielten, sondern sich zugleich durch gehaltvolle Sinnsprüche auszeichneten, welche auf die Regeln der Sittlichkeit und Lebensweisheit Bezug hatten. Außer Solon werden zu ihnen gewöhnlich noch Thales, Pittakus, Bias, Chilon, Kleobülus und Periander gerechnet.

Weisheit des Staubes (D. C. IV, 21), die gewöhnliche Lebensklugheit; vergl. das folgende Epigramm.

Weisheit und Klugheit (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1795, das man als von Sch. an sich selbst gerichtet betrachten kann. Er ist, wie mancher Andere, in seinem idealen Streben von diesem oder jenem sich klüger dünkenden Realisten verlacht worden. Allerdings gingen ihm dadurch manche nahe liegenden Vortheile verloren; das erhabene Ziel aber, das er muthvoll und rüstig verfolgte, hat er, wie er es hier prophetisch verkündet, glücklich erreicht. Vergl. die Stelle aus D. C. unter „Weisheit des Staubes."

Weißland (W. T. II, 2), das von der oberen Aar durchströmte Oberhaslithal zwischen Meyringen und der Grimsel, worauf „der ewige Eiseswall", das St. Gotthardtgebirge, folgt, jenseits dessen

„Ein anderes Volk in andern Zungen spricht"

nämlich in dem Canton Wallis französisch und in Tessin italienisch.

Welschland, s. Wallonen u. Italien.

Welt. 1) (R. I, 1) unsere Erde; 2) (D. C. II, 14) das Irdische im Gegensatz zu höheren Dingen. — „Die getaufte Welt" (D. C. I, 6), die Christenheit. — Sch. braucht Welt in eigenthümlicher Weise in vielen Zusammensetzungen (vergl. Riese), wie:

Weltcirkel (R. I, 1), menschliche Gesellschaft.

Weltgebäude (D. C. III, 10), Staats- und Regierungssystem.

Weltgebrauch (D. C. I, 2), Sittengesetz.

Weltgeist. 1) (Ged. D. Künstler) das Gebiet des Idealen; 2) (Wst. T. II, 3) die höhere Macht, welche die Geschicke lenkt; vergl. den Artikel Wallenstein, S. 480.

Weltgericht. 1) (Ged. Resignation) das Urtheil der Welt; 2) (Mcb. II, 8) der jüngste Tag.

Weltgeschichte. 1) (Ged. Resignation) der höhere Zusammenhang zwischen den sich ereignenden Thatsachen; 2) (D. C. II, 2) der Geist, welcher die Geschicke der Völker regiert; 3) (D. C. III, 10) die leitenden Ideen, welche durch die Kritik der Ereignisse zu Tage gefördert werden.

Weltkreis (D. C. II, 15), s. v. w. Welt.

Weltplan (Ged. Resignation), der in den Geschicken erkennbare Zusammenhang.

Weltenregiment (Wst. L. 7), die Ergreifung von Regierungsmaßregeln.

Weltsystem. 1) (Ged. Phantasie an Laura), die Fixsterne mit ihren Planeten und Trabanten; 2) (F. Vorr.) bildl. für die Gesammtheit aller geschichtlichen Thatsachen.

Weltverhängniß (D. C. III, 10), naturgemäße geschichtliche Entwickelung.

Weltenuhr (Ged. An die Freude), die regelmäßig sich bewegenden Gestirne.

Weltalter, Die vier (Ged.), ein culturhistorisches Gedicht aus d. J. 1802. Der Ideengang erinnert an das „Eleusische Fest"; der Anfang aber bezeichnet es sogleich als ein Gesellschaftslied, dessen munteres amphibrachisches (◡ ⏑́ ◡) Versmaß Heiterkeit und Frohsinn athmet. Nach Sch.'s Absicht sollte es als Tafellied gesungen werden, denn er forderte Körner auf, es zu componiren. Der Dichter läßt, wie im „Grafen von Habsburg" den Sänger bei der Tafel erscheinen, um dem sinnlichen einen ästhetischen Genuß hinzuzufügen, denn in Sch.'s Natur lag es, jede Erscheinung des Lebens zu veredeln und zu verklären. — Die ersten fünf Strophen bilden die Einleitung und stellen die Welt dar, wie sie sich in dem Geiste des Dichters spiegelt; darauf schildert er das goldene Zeitalter (6), das der Heroen (7), das Blüthenalter griechischer Kunst und Bildung (8), die Erscheinung des Christenthums (9), das Mittelalter mit seinen Licht- und Schattenseiten (10) und daraus die Zeit der Minnesänger (11). Die Schlußstrophe (12) bringt den bei der Tafel befindlichen Frauen eine Huldigung dar. — Str. 1. Das Nektarmahl wurde (nach Il. I, 600) durch Apollo's Saitenspiel und den Gesang der Musen verschönert. — Str. 4. Der „erfindende Sohn des Zeus" ist Vulkan (s. Hephästos). — Str. 7, V. 6 bezieht sich auf die schöne Helena (s. d.), um deren willen der trojanische Krieg geführt wurde.

Weltenbrand. Die nordischen Völker und unter ihnen besonders die germanischen, glaubten, daß diese Erde nicht nur sondern das Weltall und selbst die Götter durch ein gewaltiges Feuer zerstört werden würden, um einer neuen Schöpfung und neuen Göttern Platz zu machen. Sie nannten es Ragnarakr. In M. St. III, 6 dagegen sagt der Dichter:

„Mag der Welten Band
Sich lösen, eine zweite Wasserfluth
Herwogend alles Athmende verschlingen."

Weltverbesserer, An einen (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1795. Es bezieht sich wahrscheinlich auf Fichte und dessen reformatorisches Bestreben auf dem socialen Gebiete. Zugleich ist es aber eine Mahnung an alle Theoretiker, die, ohne auf die praktischen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, ihre Weltverbesserungsplane der Menschheit aufdrängen möchten, die sich doch nun einmal stets allmälig fortentwickelt, nie aber einer Theorie zu Liebe einen Sprung macht.

Weltweisen, Die (Ged.), ein satyrisches Gedicht aus d. J. 1795, welches mit dem „Metaphysiker" gleiche Tendenz hat und vermuthlich auf Fichte zielt. Sch. nennt es eine Schnurre und sagt darüber: „Bei diesem Stück habe ich mich über den Satz des Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will." Demgemäß macht das Gedicht diejenigen lächerlich, welche sich bemühen, Dinge zu beweisen, die sich von selbst verstehen; erinnert ferner daran, daß es den Kräften, die die Welt bewegen, nicht einfällt, nach philosophischen Systemen zu fragen; und weist schließlich darauf hin, daß die natürlichen Bedürfnisse der Menschen die Begründer des geselligen Verbandes gewesen sind, ehe es den Philosophen in den Sinn gekommen ist, die Nothwendigkeit desselben zu lehren.

Werber (Verbr. a. v. E.) nannte man in früheren Zeiten die Officiere, welche für ihre Fürsten Soldaten gegen Handgeld in Dienst nahmen oder anwarben. Daher Werbung (ebendas. S. 103).

Werdenberg (Picc. I, 2) der (Dr. Kr. 297) genannte ehemalige Freund Wallensteins.

Werke (J. v. O. I, 3) bauliche Anlagen, die zur Befestigung eines Ortes dienen.

Wermeland (Dem. I.), eine der 24 Landeshauptmannschaften oder Läne, in welche das Königreich Schweden getheilt ist; sie liegt nördlich vom Wenersee und grenzt an Norwegen. Der Reichstag zu Krakau fand unter Sigismund (s. d.) statt, der gleichzeitig König von Schweden und Polen war, weshalb auch ein schwedischer Bischof auf dem Reichstage erschien.

Werni (W. T. Perf.-Verz.), schweizerische Abk. für Werner.

Werthe, Das, und Würdige (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. Gaben, die Jemand hat, können uns nützlich sein; Dienste, die er uns leistet, können wir durch Gegendienste vergelten. Aber für eine edle Gesinnung giebt es keine andere Vergeltung als die gleiche Gesinnung, welche ihr entgegen kommt. Wie (D. C. II, 8) „die Liebe der Liebe Preis" ist, so besteht auch der Wechselverkehr edler Seelen nur in gegenseitiger Hingebung an einander.

Wesenlenker (Ged. D. Freundschaft), umschreibender Ausdruck für Gott.

wesenlos (Br. v. M. 5, 423), s. v. w. geisterhaft.

Westen, s. Osten.

Westfriesland (J. v. O. Prol. 3), eine an die Nordsee grenzende, ehemals zu dem Herzogthume Burgund, jetzt zu dem Königreich der Niederlande gehörende Provinz, welche mit dem gegenwärtig preußischen Ostfriesland zusammenstößt.

Westislowskoy, s. Mestislowskoy.

Westminster (M. St. II, 1) od. Westminsterhall, ein stattliches altes Gebäude in gothischem Stil am Ufer der Themse, wo ehemals die Parlamentssitzungen abgehalten wurden und verschiedene Gerichtshöfe (M. St. I, 2) ihren Sitz hatten. Es enthält einen der größten Säle der Welt, in welchem früher die glänzendsten Hoffeste stattfanden; daher (M. St. II, 2) „Westminsterhof".

Westphalen (Wst. L. 6), ursprünglich der westliche Theil des Sachsenlandes, zu Wallensteins Zeiten ein dem Erz

bischofe von Köln gehörendes Herzogthum, jetzt eine preußische Provinz.

wett, s. v. w. quitt (s. d.); also wett machen (F. V, 1 u. V, 16) s. v. v. ausgleichen.

Wetter (W. T. IV, 2) s. v. w. Ungewitter; daher Wetterloch (W. T. I, 1), eine Bergschlucht oder Felsspalte, aus der ein kalter oder ein warmer Luftstrom hervorbricht, welcher ein nahendes Unwetter andeutet. Desgl. Wetterglas, gew. für Barometer; bildl. (R. I, 2) Anzeiger der Stimmung eines Menschen. — Das Bild von der Wetterstange, d. h. dem Blitzableiter, der erst in der Mitte des 18. Jahrh. von Franklin erfunden wurde, erscheint in dem Munde Buttlers als Anachronismus.

Widder, eig. der Schafbock; dann 1) (Ged. 2. B. d. Aen. 86), der Sturmbok oder Mauerbrecher, ein langer Balken, der am Ende wie ein Widderkopf gestaltet und mit Eisen beschlagen ist, um Mauern damit einzurennen. 2) (Ged. Parabeln u. Räthsel 3), ein bekanntes Sternbild des Thierkreises. — Der goldene Widder (Ged. Hero u. Leander) vergl. Helle. — Widderfell (Wst. L. III, 19), s. Vließ.

Widerpart (W. T. II, 2), der Gegner, Widersacher.

Wildheuer (W. T. IV, 3), von Wildheu od. Kammheu, das Heu, welches auf hohen Berggipfeln gewonnen wird.

Wilhelm Tell (Ged.), ein kleines, in achtzeiligen Stanzen geschriebenes Gedicht, mit welchem Sch. ein Exemplar seines Drama's „Wilhelm Tell" dem damaligen Kurfürsten Erzkanzler, Freiherrn von Dalberg (s. Das Geschenk) zusandte. Die erste Stanze bezieht sich auf die französische Revolution, die zweite auf die Befreiung der Schweiz.

Wilhelm Tell (Schauspiel). Als Goethe im Spätsommer des Jahres 1797 sich bei seinem Freunde, dem Professor Heinrich Meyer *), zu Stäfa im Canton Zürich aufhielt, wo er sich neben

*) vergl. Genius, Der griechisch. an Meyer in Italien.

Digitized by Google

der Beschäftigung mit verschiedenen Kunstwerken zugleich der Natur und Geschichte des Schweizer Landes mit erneuertem Interesse zuwandte, war auch ein poetischer Stoff an ihn herangetreten, die Fabel von Wilhelm Tell. Goethe war der Meinung, der Gegenstand werde sich episch behandeln lassen und hier „der sonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelange“, während sonst bei poetischen Productionen die Geschichte zur Fabel umgestaltet werden müsse. Schiller, dem er seinen Plan brieflich mitgetheilt, ermuthigte ihn, sein Vorhaben auszuführen, gab indessen sogleich zu erkennen, daß der Gegenstand auch für ihn nicht ohne Reiz sei: „Aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes“, erwiederte er Goethe, „wird da alles geistreiche Leben hervorgehen. Es wird darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht sehr beschränkt, und in dieser Beschränkung innig und intensiv gerührt und beschäftigt wird. Zugleich eröffnet sich aus diesem schönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Fernen sich aufthut.“ In der That war Goethe neun Monate später mit einem Entwurf zu den ersten Gesängen beschäftigt. Er wollte in dem Tell einen kräftigen Lastträger von kolossaler Gestalt darstellen, der, rohe Thierfelle und sonstige Waaren durch das Gebirge schleppend, ein reiner Naturmensch sei, der aber, nur mit seinen persönlichen Interessen beschäftigt, sich um politische Angelegenheiten weiter nicht kümmere. Geßler dagegen sollte einer jener behaglichen Tyrannen werden, die, ihre egoistischen Zwecke verfolgend, gelegentlich auch in einem Anfall humoristischer Laune sich zu Thaten verleiten lassen, deren Folgen sie nicht weiter bedenken. Bei diesem Plane indessen blieb es, denn da ihm das Material fehlte, ohne welches er nie anfing poetisch zu gestalten, so wandte er sich vorläufig anderen Gegenständen zu, die ihm näher zur Hand lagen.

Inzwischen mußte etwas von Goethe's Absicht oder von der Correspondenz beider Dichter ins Publicum gedrungen sein,

denn wie Palleske (II, 382) aus dem Körnerschen Briefwechsel herausgelesen, gingen i. J. 1801 von mehreren Theatern Anfragen ein, wie es mit Schiller's Drama: „Wilhelm Tell“ stehe, ob man es bekommen könne. Man wußte, daß der Rath zu Bern eine Schrift „Guillaume Tell, une fable danoise“ öffentlich hatte verbrennen lassen, Joh. v. Müller's Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft war in Aller Händen; was lag also näher, als daß man einen Gegenstand, der sich bereits ein allgemeines Interesse erworben, auch auf der Schaubühne zu sehen wünschte. Da fiel Sch. Tschudi's lebensvoll geschriebenes Chronicon helveticum in die Hände, in welchem er den längst besprochenen Stoff fast dramatisch zurechtgelegt vorfand. Jetzt fragte er bei Goethe an, ob dieser nichts dagegen habe, wenn er dem von ihm beabsichtigten Epos mit einem Drama zuvorkomme. Goethe war hiermit einverstanden und trat das Sujet gern und förmlich an Sch. ab, da es den Reiz der Neuheit und unmittelbaren Anschauung für ihn verloren hatte. Somit ist Goethes bereitwilliges Ueberlassen des Stoffes keineswegs, wie G. Schwab es nennt, als ein seinem Freunde gemachtes Geschenk zu betrachten. Denn Sch. schreibt an Körner, daß er die Anregung allein Tschudi zu verdanken habe, und schon im September 1802 konnte er ihm melden, daß der Stoff aus dem Historischen ins Poetische getreten sei. Aber noch war er mit der Bearbeitung seiner „Braut von Messina“ beschäftigt; doch kaum war diese beendet, so begab er sich, als er der Aufführung derselben in Lauchstädt (11. Juni 1803) beigewohnt, in die Einsamkeit nach Jena, wo er in Goethe's Zimmern wohnte und sein neues Drama begann. Im August rühmt er Humboldt die Volksmäßigkeit des Tell und schreibt ihm, daß er ganz damit beschäftigt sei, nennt jedoch den Stoff noch sehr widerstrebend. Im September bittet er Körner um gute Schriften über die Schweiz und sagt: „Wenn die Götter mir günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopfe habe, soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen Deutschlands erschüttern.“ Gleichzeitig

Digitized by Google

hatte er Goethe ersucht, an Joh. v. Müller (s. d.) zu schreiben, und denselben über einige Punkte der Geschichte Tells um Auskunft zu bitten, die auch in freundlichster Weise ertheilt wurde, während der Brief selbst ein Beweis von der begeisterten Hochachtung war, welche der berühmte Geschichtsschreiber gegen Schiller hegte.

So war der December herangekommen, der dem Dichter in der Fortführung seiner Arbeit eine unangenehme Störung bereiten sollte. Denn die Ankunft der geistreichen Frau von Staël zog ihn jetzt ungeachtet alles Sträubens in einen Gesellschaftsstrudel, der ihn bald völlig außer Fassung brachte. Als sie endlich (leider erst im März) ging, war ihm zu Muthe, als ob er eine große Krankheit überstanden. Ungeachtet aller dieser Störungen (denn Frau von Staël verstand es, den Dichter mit ihrem Heißhunger nach Ideen förmlich auszusaugen) rückte seine Arbeit doch so glücklich vor, daß er das vollendete Manuscript bereits am 19. Februar 1804 an Goethe abschicken konnte. Die lakonische Antwort: „Das Werk ist vortrefflich gerathen und hat mir einen schönen Abend verschafft" war der erste Lohn, den er für sein Meisterwerk einerntete. Nun wurden die Rollen ausgetheilt und das Einüben begann, denn das Stück sollte noch vor Ostern gegeben werden. Am 17. März 1804 fand die erste Aufführung unter großem Beifall zu Weimar statt, aber Sch. selbst war erkrankt und konnte nicht zugegen sein. Erst in Berlin, wohin er im Frühjahr gereist war, sollte er seinen Tell über die Bretter gehen sehen, zugleich aber auch erfahren, daß Iffland politische Bedenken gehabt und das Stück vor der Einübung dem Cabinette zur Einsicht überliefert hatte. Glücklicher Weise waren Friedrich Wilhelm III. und Luise einsichtsvoll genug, dem Publicum ein so erhebendes Kunstwerk nicht vorzuenthalten, das in der königlichen Residenz mit Begeisterung aufgenommen und in acht Tagen drei mal wiederholt wurde. „Der Apfel, schrieb Zelter an Goethe, schmeckt uns nicht schlecht, und die Kasse verspricht sich einen guten Handel." Und welche Theater-

intendantur wüßte nicht, daß der Tell seit jener Zeit ein Kassenstück geblieben ist.

Wie Sch. für die Bearbeitung seines Drama's die eingehendsten und sorgfältigsten Vorstudien in Betreff der Geschichte wie der Localität gemacht, so muß auch der Leser, der das Stück vollständig verstehen und die vielfachen Schönheiten desselben richtig würdigen will, sich in ähnlicher Weise für die Lectüre vorbereiten. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Geschichte und die mit derselben eng verbundene Sage.

Das ursprünglich von den Celten bewohnte alte Helvetien wurde zur Zeit der Völkerwanderung von deutschen Völkerschaften, und zwar von Burgundern und Allemannen besetzt. Die Einwanderung aus dem skandinavischen Norden, von welcher Stauffacher (II, 2) berichtet, gehört zu den lieblichen Mythen, mit welchen die ältere Geschichte des Landes vielfach durchzogen ist. Nachdem eine mehr geordnete Staatenbildung in Deutschland begonnen, gehörte die Schweiz zuerst zu dem fränkischen, dann zu dem burgundischen und endlich zu dem deutschen Reiche, zu dem letzteren seit 1032, wo Conrad II. sie in den Verband der Reichsländer aufnahm. Im Jahre 1097 wurde das Land von Kaiser Heinrich IV. dem Herzoge Berthold von Zähringen verliehen, unter dessen Verwaltung es sich zu schöner Blüthe entwickelte, bis es 1218 bei dem Erlöschen dieses Hauses unmittelbar unter das Reich kam. So wurden die geistlichen Stifter, der Adel, die Städte, so wie die noch freien Landleute fast vollständig unabhängig oder reichsfrei, wie man es damals zu nennen pflegte. Unter den weltlichen Herren waren die Grafen von Savoyen im Süden und die von Habsburg im Norden die mächtigsten.

Was nun die drei durch alte Freundschaft mit einander verbundenen Gebirgslandschaften oder Waldstädte Uri, Schwytz und Unterwalden betrifft, so waren sie theils von sogenannten Gotteshausleuten, d. h. Hörigen benachbarter Stifter, theils von reichsunmittelbaren Leuten bewohnt; Schirmvögte aus den in

der Schweiz angesessenen Dynastengeschlechtern nahmen der Rechte des Reiches wahr. In dieser Weise hatten seit Otto's IV. (1198—1215) Zeit die Grafen von Habsburg, unter ihnen zuletzt Rudolf (vergl. Graf von Habsb.) in den Waldstädten gewaltet. Als aber sein Sohn Albrecht nach dem Tode des Kaisers Adolf von Nassau in den Besitz der ihm überantworteten Reichsgewalt gelangt war, ließ derselbe den Waldstädten antragen, sich unter den Schirm des Hauses Oestreich zu stellen. „Seiner Majestät und seinem unermeßlichen waffenkundigen Kriegsheer könnten sie doch nicht widerstehen, aber der König möchte sie zu seines Hauses lieben Kindern haben.“ Da ein solches Ansinnen mit Entschiedenheit zurückgewiesen wurde, so erwählte der Kaiser Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg, zwei Männer ohne eigenes Besitzthum, die aber dafür um so bereitwilligere Werkzeuge seiner Absichten waren. Diese sandte er in die Waldstädte, wo sie gegen alle Gewohnheit ihren dauernden Sitz aufschlugen. Während die früheren Kaiser zu den Reichsvoigteien einen sogenanten Centgrafen (vergl. bannen) ernannten, der nur bei begangenen todeswürdigen Verbrechen ins Land kam, um Recht zu sprechen, dann aber wieder ging, wohnte Landenberg auf seiner Burg zu Sarnen; Geßler dagegen ließ sich einen Twinghof in Uri bauen. So fingen sie an zü regieren, als ob sie selber Herren des Landes wären. Die geringsten Vergehungen wurden mit äußerster Härte bestraft, und nicht nur das Volk mit hochmüthiger Verachtung behandelt, sondern auch die alten Geschlechter in höhnischer Weise als Bauernadel (II, 1) bezeichnet. Bald gesellten sich zu dieser im Interesse Habsburgs ausgeübten Behandlung (wie nach Schlossers Weltgeschichte Bd. 8, S. 101 die Sage berichtet) Thaten arger Willkür, die das Volk zur Selbsthülfe aufreizten; und dem Beispiel der fremden Unterdrücker folgten sogar Einzelne aus dem Schweizer Adel, wie der Wolfenschießen (II, 1) auf Roßberg (s. d.), dessen durch frechen Uebermuth herbeigeführtes Schicksal

(I, 1) wohl eben so wenig historisch ist, wie die von Landenberg (I, 4) verübte Unthat.

In gleicher Weise hat die Geschichte Tells von der Kritik in Zweifel gezogen werden müssen, da dieselbe Sage schon hundert Jahre früher bei den Dänen und Isländern existirt*). Geschichtlich ist nur erwiesen, daß Tell in Bürglen gelebt, daß er dem Hute Reverenz verweigert und daß er später im Schächenbache bei der Rettung eines Kindes ertrunken ist; alles Uebrige ist als Mythe zu betrachten. Aber gerade diese Mythe, die Sch. in Tschudi's Chronik in so anregender Weise erzählt fand**), bildet zwischen den übrigen geschichtlichen Thatsachen den wahrhaft poetischen Mittelpunkt, welcher ihn zur dramatischen Gestaltung der gesammten Vorgänge dieser Zeit anreizte. Verfolgen wir nun die Geschichte nach Tschudi's Erzählung weiter. Als Albrecht anfing, die Schweiz als östreichisches Land zu behandeln, schickten die Waldstädte Boten zu dem Kaiser, deren Beschwerden indeß keine Beachtung fanden, während seine mit unbedingter Vollmacht ausgestatteten Vögte ruhig fortfuhren, sich als Regenten des Landes zu geberden. Gleichzeitig erfuhren die Schweizer, daß der Kaiser auch seinem Neffen, dem Herzog Johann von Schwaben (s. d.) sein rechtmäßiges Erbe vorenthalte, so daß ihnen keine Hoffnung blieb, zu ihrem Rechte zu gelangen. Gleichwohl erduldeten sie eine Zeit lang alles Ungemach, in der Hoffnung, es könne auf Albrecht ein milderer Kaiser folgen, der ihnen ihre alten Freiheiten wieder bestätigen würde. Als die Gewaltthaten der Vögte aber überhand nahmen, so daß sie alle Gemüther mit Bitterkeit erfüllten, trafen drei Landleute Walther Fürst, Stauffacher und Melchthal, eine heimliche Verabredung mit einander, welche die Vereinigung auf dem Rütli zur Folge hatte. Es war im November 1307, am Mittwoch

---

*) Vergl. Hinrichs. Schillers Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen &c. Leipzig 1839, Hinrichssche Buchhandlung. III, S. 291.

**) Vergl. Palleske II, S. 385.

vor dem Martinstage, wo die drei genannten Männer, jeder von zehn vertrauten Freunden begleitet, in mitternächtlicher Stille zusammenkamen, um zu berathen, wie sie sich des Druckes entledigen und ihre Freiheit wahren könnten. Sie wollten den Grafen von Habsburg von ihren Gütern und Rechten nichts entfremden, sondern nur die Vögte, wo möglich ohne Blutvergießen, verjagen, und somit die Freiheit, wie sie dieselbe von ihren Voreltern ererbt, ihren Enkeln überliefern. Daß sich unter den Verschworenen auch Wilhelm Tell aus Uri, Walther Fürsts Schwiegersohn, befand, wird von Tschudi nur beiläufig erwähnt, worauf er die Begebenheit mit dem Hute und dem Apfelschuß, ihrem Verlaufe nach fast ganz wie bei Sch. mittheilt. Hierdurch hielt sich der Dichter berechtigt, den Helden seines Dramas von den übrigen Verschworenen abzusondern, um den gefaßten Beschluß, den Aufstand bis zum Christfest zu verschieben, mittelst einer gewaltsamen Katastrophe durchbrechen zu können.

In Wahrheit brach der Aufstand in der Nacht des 1. Jan. 1308 los; die Vögte wurden vertrieben und die festen Burgen gebrochen. Landenberg, welcher die Flucht ergriff, ward hinter Sarnen eingeholt und bis an die Grenze gebracht, wo er schwören mußte, nie wieder nach den Waldstädten zurückzukehren. Er eilte zum Kaiser, um diesem das Geschehene zu berichten und ihn zur Rache aufzufordern. Sofort begab sich Albrecht nach Schwaben, wo er sich zu einem neuen Zuge gegen Böhmen rüsten wollte, und beschloß zugleich, die trotzigen Bergbauern für ihren Uebermuth zu züchtigen. Da er aber dem Bischof von Basel die Belehnung verweigerte, so wurden auch bei dem schwäbischen Adel Besorgnisse wegen seiner weiteren Absichten rege. Mehrere Edelleute (s. Eschenbach) verbanden sich mit Johann von Schwaben (s. d.), und ehe der Kaiser seine Schaaren sammeln und gegen die Hirtenvölker zum Kampfe führen konnte, ward er selber ermordet. So blieben die Schweizer vor seiner Rache geschützt; überdies aber bestätigte sein Nachfolger, Kaiser

Digitized by Google

Heinrich VII., ihre alte Verfassung, die sie i. J. 1315 zu Brunnen durch einen ewigen Bund bekräftigten.

Obgleich unser Drama mit der Befreiung der Schweiz von Albrechts Vögten abschließt, so nöthigen uns einzelne Stellen (IV, 2) desselben doch zu einem Blick auf die weitere Geschichte. Das so schön begonnene vierzehnte Jahrhundert war auch in seinem ferneren Verlaufe das Heldenalter der Schweiz, indem dieselbe ihren Freiheitskampf gegen das Haus Habsburg fortsetzte. Die Schlachten bei Morgarten (1315), bei Sempach (1386), wo Arnold v. Winkelried durch seinen heldenmüthigen Opfertod den Sieg ermöglichte, eben so die bei Näfels (1388) sind strahlende Tage, welche die Schweizer Geschichte in ihren Jahrbüchern für ewige Zeiten verzeichnet hat. Bald traten jetzt auch andere Waldstädte, wie Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern, dem Bunde bei, um sich vereint gegen Oestreich zu behaupten. Auf Kaiser Sigismunds (1410—37) Aufforderung eroberten die Eidgenossen viele habsburgische Besitzungen, besonders die im Aargau gelegenen Stammgüter, so wie sie sich auch gegen Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, in den Schlachten bei Granson, Murten und Nancy (1476 u. 77) siegreich vertheidigten. Obwohl mit allen diesen Erfolgen immer noch keine Lossagung von dem deutschen Reiche ausgesprochen war, so fühlte das Volk der Schweizer sich doch so gut wie unabhängig; die eigentlich politische Trennung erfolgte erst (1648) in dem westphälischen Frieden, in welchem die Schweiz als Republik anerkannt und von Deutschland abgelöst wurde.

Wie der Dichter bemüht gewesen ist, die ganze Befreiungsgeschichte der Schweiz in sein Drama zu verweben, so hat er es sich auch redlich angelegen sein lassen, uns die ganze Oertlichkeit des merkwürdigen Landes zu lebendiger Anschauung zu bringen. Es ist in der That zu bewundern, wie Sch., dem es nie vergönnt gewesen ist, die Schweiz zu sehen, eine so genaue Kenntniß derselben sich aneignen konnte, daß Jeder, der sie mit den aus seinem Drama gewonnenen Anschauungen besucht, sich

sogleich heimisch in derselben fühlt und sie wie eine längst bekannte Gegend begrüßt. Daß Goethe, der gewiß oft mit Sch. über seine Wanderungen in den Schweizer Landschaften gesprochen, durch seine plastische Darstellungsweise auf die Phantasie unseres Dichters einen wesentlichen Einfluß*) geübt, wer möchte das verkennen; indessen konnten die so sporadisch gewonnenen Eindrücke unmöglich genügen, um einer Arbeit, wie die vorliegende, als Grundlage zu dienen. Ueberdies hat Joachim Meyer**), der fleißige Forscher auf dem Gebiete der Schillerliteratur, auf überzeugende Weise dargelegt, daß Sch. außer Tschudi's Chronik noch verschiedene andere Schriften als Hülfsquellen benutzt hat; nämlich: 1) Stumpf's Allgemeine Eidgenossenschafts-Chronik, Zürich 1548; 2) Scheuchzers Naturgeschichte des Schweizerlandes in der zweiten Ausgabe von Sulzer, Zürich 1746; 3) Etterlin's Chronik in der Ausgabe von Spreng, 1752; 4) Fäsis' Staats- und Erdbeschreibung der ganzen helvetischen Eidgenossenschaft, Zürich 1766; 5) Joh. v. Müller's Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft, 1785; und 6) Ebel's Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz 1798—1802, ein Werk, das nicht nur sehr gründliche Mittheilungen über Natur, Volkssitte und Sprachidiotismen dieses Landes enthält, sondern sich auch durch eine höchst lebendige Darstellungsweise auszeichnet. Nur bei so gründlichen und umfassenden Vorstudien war es möglich, dem Leser neben dem dramatischen Verlaufe des Stücks ein so überraschend treues Naturgemälde zu liefern, wie Sch.'s „Tell" es uns darbietet. Wie der Dichter während seiner Arbeit die Karte der Schweiz vor sich liegen gehabt, um sich gegen jeden geographischen Verstoß

*) Goethe sagt in seinen Gesprächen mit Eckermann: „Was in Sch.'s Tell von Schweizerlocalität ist, habe ich ihm Alles erzählt; aber er war ein so bewundernswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte."

**) s. dessen: Schillers Wilhelm Tell, auf seine Quellen zurückgeführt und sachlich und sprachlich erläutert. Nürnberg. Fr. Campe. 1840.

vollständig sicher zu stellen, so muß man auch bei dem genaueren Studium des Stücks den Gang der Handlung mit der Karte in der Hand verfolgen, um die außerordentliche Gewissenhaftigkeit, mit der es gearbeitet ist, nach Gebühr zu würdigen.

Aber nicht nur die gegenseitige Lage der einzelnen Ortschaften war dem Dichter bedeutungsvoll, sondern auch auf die natürlichen Verhältnisse des Landes, durch welche der Freiheitssinn seiner Bewohner bedingt ist, fühlte er sich innerlich gedrungen, Rücksicht zu nehmen; darum die sorgfältigen Angaben über die Scenerie, von denen fast jeder Auftritt eingeleitet ist; darum die lebendigen Naturschilderungen, die überall in den Text verwebt sind. Die gewaltigen Berge mit ihren tiefgefurchten Thälern, die eisbedeckten Gipfel mit ihrer malerischen Beleuchtung, die schroffen Felsen mit ihren schaurigen Abgründen, die wunderbar geformten Seen mit ihrer malerischen Umgebung, die stattlichen Wohngebäude mit ihren bunten Wappenschildern und weisen Sprüchen, die breiten Bergstraßen, wie die schmalen Saumpfade und die einsamen Sennhütten des Hochgebirges, wo jede Cultur ein Ende erreicht — da ist nichts vergessen, was die Blicke des Wanderers nur irgend zu fesseln vermag. Ja selbst die Natur der Gletscher (s. d.) und der Lawinen (s. d.), den Zug der Wolken und der Winde hat der Dichter mit eben so großer Aufmerksamkeit studirt, wie er den zierlich gestalteten Ammonshörnern, den lieblichen Alpenblumen und den eigenthümlichen Gewohnheiten der Thiere seine liebende Aufmerksamkeit zugewendet hat. So laut indessen die Natur auch zu uns redet, der Mensch bleibt immer ihre hervorragendste, ihre bedeutendste Erscheinung; wie hätte unser Dichter, dem ja die Entwickelung des Menschen innerhalb des Kampfes mit den äußeren Verhältnissen vor Allem am Herzen lag, den Bewohnern des von ihm geschilderten Landes nicht seine besondere Aufmerksamkeit widmen sollen. Von den stolzen Höhen der königlichen Throne, in deren Umgebung er sich mit so viel Glück bewegt, versetzte er sich jetzt in die Mitte eines schlichten Volkes,

um uns dasselbe in seinen einfachen Beschäftigungen, in der natürlichen Unbefangenheit seiner Sitten vorzuführen. Wir sehen die Fischer und Fährleute mit dem sturmbewegten See kämpfen, hören die Hirten einander anrufend grüßen, erblicken den Jäger im wilden Hochgebirg sich anleimen mit dem eigenen Blut; wir bekommen eine Anschauung von den ersten Regungen eines beginnenden Verkehrslebens; wir hören den nächtlichen Ruf des Feuerwächters, so wie das Mettenglöcklein in der Waldkapelle; wir finden neben der schlichten Frömmigkeit den mit ihr in Verbindung stehenden Aberglauben, die Furcht vor dem grauen Thalvogt, die Angst vor Simon und Judä, wo der See rast und sein Opfer haben will; wir hören die Melodie des Kuhreihens erklingen, die den in der Fremde weilenden Schweizer mit Schmerzenssehnsucht nach seiner Heimath ergreift; wir vernehmen, wie das mit Liebessehnsucht erfüllte Herz eines Jünglings, der Sitte seines Landes folgend, der von ihm Erwählten seine nächtlichen Besuche (s. d.) abstattet. So fordert der Dichter die gesammten Kräfte unserer Phantasie heraus, um uns in jene wundersame Gebirgswelt zu versetzen, von der er selber dergestalt gefesselt wird, daß er auf die ihm so geläufigen mythologischen Anschauungen vollständig verzichtet. Denn diese Landleute bewegen sich durchweg in dem bescheidenen Kreise ihrer Anschauungen und reden eine Sprache, deren Bilder keiner anderen Sphäre als ihrer unmittelbaren Umgebung entlehnt sind. Nirgend hat Sch. es so verstanden, den Gesprächen seiner handelnden Personen ein so vollständig locales Gepräge zu geben wie hier, wo uns aus jedem Worte die frische Alpenluft entgegenweht.

Aber Wahrheit des geschichtlichen Inhalts und Treue des localen Charakters konnten einem Dichter wie Sch., dessen ganzes Streben vorwiegend auf das Ideale gerichtet war, natürlich auch bei diesem Stücke nicht genügen. Wie in jedem anderen seiner Dramen, so handelte es sich auch hier darum, eine sittliche Idee zur Anschauung zu bringen. Dieselbe entwickelte sich ihm

naturgemäß aus dem geschichtlichen Material. Wir erblicken ein Volk von angeborenem Freiheitssinne, von natürlichem Rechtsgefühl und von wahrer und inniger Vaterlandsliebe, in patriarchalischem Verhältnisse zu einem stammverwandten Adel stehend, dessen Vorrechte ohne Neid betrachtet werden. Durch Sitteneinfalt innerhalb der Familienbande, so wie durch gesunden Sinn in der Verwaltung seiner öffentlichen Angelegenheiten erscheint es der von den Vätern ererbten Freiheit um so würdiger, als es sich ruhig auf sich selbst beschränkt und keinem Nachbarvolke gegenüber eine drohende Haltung annimmt. Da erscheint ein fremder, ländersüchtiger Fürst und streckt seine Hand nach diesen Gauen aus, die ihm stets friedlich zur Seite lagen. Der reinen, unverfälschten Natur tritt plötzlich eine auf fremdem Boden erwachsene Cultur mit ihren bedenklichen Ausartungen entgegen. Eine gewissenlose Verwaltung bemächtigt sich der Landesangelegenheiten, schamlose Laster erlauben sich die empörendsten Eingriffe in das Familienleben. Wo ein Volk auf diese Weise in seinen heiligsten Rechten gekränkt wird, da muß nothwendig ein Conflict entstehen; der innerlich gesunde Körper muß den von außen herandringenden Krankheitsstoff von sich abstoßen, um das gestörte Gleichgewicht der Kräfte wiederherzustellen, um sich der wohlthuenden Harmonie einer in sich selbst befriedigten Existenz auch ferner erfreuen zu können.

Goethe weist in seinen Gesprächen mit Eckermann (I, 307) darauf hin, daß durch alle Stücke Sch.'s ein einziger Zug, die Idee der Freiheit, hindurchgeht. Und allerdings finden wir in seinen Jugenddramen zunächst das Ringen nach physischer Freiheit, den der nöthigen Besonnenheit entbehrenden Kampf gegen die verderbten socialen und staatlichen Verhältnisse, in welchem dem drückenden Unrecht die in sich noch unsittliche Gewalt entgegengesetzt wird. Aus dem Zustande der Leidenschaft, der zunächst nur Sache des sittlichen Gefühls ist, entwickelt sich der kämpfende Held hierauf zur Gestalt eines Marquis Posa, der, weil er über sich gedacht, auch Gedankenfreiheit fordert; der

freilich nicht mehr Revolutionär, aber immer noch Enthusiast ist; und der, da er als solcher dem Despotismus gegenüber sich nicht behaupten kann, sich der Idee der Freundschaft zum Opfer bringt, um der Idee der Freiheit zu dienen. Aber die Kraft des Gedankens, so hohe Anerkennung sie auch verdient, ist an und für sich noch keine sittliche That, so lange sie den persönlichen Ehrgeiz oder die unlauteren Neigungen des eigenen Herzens nicht zu bezwingen vermag. Wem es noch nicht gelungen ist, sich selbst zu bekämpfen, seine persönliche Ueberzeugung den gegebenen Lebensbedingungen unterzuordnen, der wird stets im Kampfe mit den Weltzuständen als der Leidende erscheinen und schließlich in demselben untergehen, weil er eine Schuld im Busen trägt, die auf Erden gesühnt werden muß. In diesem Falle befinden sich Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans und die feindlichen Brüder der Braut von Messina. Das Freiheitsstreben, das allein auf Erfolg rechnen darf, ist nur bei denjenigen zu finden, die das dem Weltzustande innewohnende Sittengesetz verehren und zu dem ihrigen machen, die neben dem Recht, das sie auf ihrer Seite haben, zugleich die schwere Kunst der Selbstverleugnung (s. das Gedicht: Der Kampf m. d. Drachen) zu üben verstehen. Denn der geschichtlich gewordene Weltzustand an sich ist nie unsittlich; es sind innerhalb desselben immer nur einzelne Gewalthaber zu bekämpfen, die sich mit ihrem Trachten auf ungesetzlichem Boden befinden. Aus solchem Kampfe aber kann nur der siegreich hervorgehen, der sich selbst innerlich frei weiß von unwürdigen Fesseln, der sich seine eigene sittliche Würde wie die Unschuld eines Kindes bewahrt oder aus dem Streit mit seinen bösen Neigungen gerettet hat*). Dies letzte aber ist der Fall in unserm Drama, einem Stück, als dessen eigentlichen Helden wir die Eidgenossen,

---

*) Vergl. Zur Erinnerung an Schiller's hundertjährigen Geburtstag. Zwei Vorträge von G. L. Städler und L. Rudolph. Berlin, Nicolai'sche Verlagshandlung 1859. — Die sittliche Idee in Sch.'s Dramen v. Städler.

den Bund der Waldstädte, zu betrachten haben, während Tells Persönlichkeit nur als eine besondere Individualität aus der Gesammtheit hervorragt. Feindliche Entzweiung roher Kräfte (vergl. das Ged. Wilhelm Tell), revolutionäres Durchbrechen gesetzlicher Schranken (vergl. d. Lied v. d. Glocke Str. 24—26) war dem Dichter ein Greuel; aber eine aus sittlicher Entrüstung hervorgehende Volkserhebung, die den Gewalthabern wie den Völkern einen Spiegel vorhält, aus dem sie Mäßigung lernen können, das war sein Ideal der Freiheit, dem er mit vollem Rechte den Sieg verleihen konnte.

Indem wir nun die einzelnen Charaktere des Dramas näher ins Auge fassen, haben wir dieselben theils als geschichtliche, theils als erdichtete Gestalten zu unterscheiden. Was die ersteren betrifft, so sind sie allerdings idealisirt, wie dies von unserm Dichter nicht anders zu erwarten war, indessen hat er aus Tschudi's Chronik viele Stellen fast wörtlich aufgenommen, und dadurch der Sprache das alterthümliche Gepräge gegeben, das uns so angenehm überrascht. Wer sich für diese Seite des Dramas näher interessirt, findet in J. Meyers Auszuge aus „Tschudi's Geschichte der Befreiung der Waldstädte" (S. 4 2c.) Alles, was im Tell wörtlich wiederkehrt, durch Cursivschrift ausgezeichnet. Auch bei der Wahl der Namen für die erdichteten Personen hat sich Sch. mit großer Sorgfalt an seine Quelle gehalten, so daß J. Meyer eine jede derselben mit näheren Angaben hat ausstatten können. Mit Rücksicht auf die Handlung haben wir sämmtliche Personen in drei Gruppen zu unterscheiden: 1) die Vögte, die das Volk bedrücken und in ihrem tyrannischen Verfahren einander die Hände reichen; 2) das an Besitz, Ehre, Leib und Leben geschädigte Volk, durch dessen einmüthiges Handeln die gährende Bewegung zum Ausbruch kommt; 3) den mit sich selbst in Zwiespalt befindlichen Adel, der es theils mit den Vögten, theils mit dem Volke hält.

Wir beginnen mit Geßler, dem Vertreter der kaiserlichen Gewalt und zugleich dem Repräsentanten der übrigen Vögte,

Digitized by Google

die in dem Drama im Hintergrunde bleiben. Daß er seine Stellung mißbraucht, zeigen schon die übermüthigen Worte: „Ich bin Regent an Kaisers Statt“; auch versteht er es, zu seinen Dienern Leute, wie den Frohnvogt und den Kriegsknecht Frießhardt einzusetzen, die ihm an Stolz und Uebermuth nichts nachgeben. Da er selber ein Fürstenknecht ist, so kann er keine freien Leute dulden und grollt denjenigen, die Oestreichs Planen widerstreben. Nicht nach Gesetz und Recht zu regieren, sondern dem Kaiser zu gefallen, das ist sein einziges Streben, die Willkür ist sein Gesetz. Deshalb greift er zu ganz widersinnigen Maßregeln, wie zu der Aufsteckung des Hutes, dem Reverenz erwiesen werden soll, ein Verfahren, durch welches er alle Stände tyrannisirt, auch diejenigen, die vernünftigen Gesetzen den Gehorsam gewiß nicht versagt haben würden. Eben so wenig er etwas von der Regierungskunst versteht, eben so wenig Verständniß hat er für die sittliche Würde des Familienlebens. Er ist selber unvermählt, denn Bertha von Bruneck deutet (III, 2) an, daß er Absichten auf sie habe, auch erfahren wir (V, 1), daß er sie heimlich hat einschließen lassen; und Tell sagt ihm (III, 3): „Herr, ihr habt keine Kinder.“ Auf diese Weise sucht der Dichter die Unmenschlichkeit seines Charakters erklärlich zu machen, der sich an der Angst eines Vaters weiden, nach dem gethanen Schusse ihn noch reizen, und diejenigen, die für ihn und ihre Freiheit eintreten, mit frechem Stolz verhöhnen kann. Daß auch nach seiner Rettung aus augenscheinlicher Lebensgefahr und ungeachtet der Warnung seines Stallmeisters noch keine mildere Gesinnnng bei ihm Platz gegriffen, beweist sein Benehmen der unglücklichen Armgart gegenüber, und so fällt er in dem Augenblicke, wo seine Herzensverhärtung ihren Gipfel erreicht, der rächenden Nemesis zum Opfer.

Dem Geßler gegenüber stehen zunächst die drei Repräsentanten der Eidgenossen, Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold von Melchthal, in denen uns der Dichter das bedächtige Greisenalter, das thatkräftige Mannesalter und das

leidenschaftlich erregte Jünglingsalter vorführt, drei miteinander contrastirende Elemente, die für die Art der Ausführung des beabsichtigten Aufstandes eben so bedeutsam sind, wie sie bei der scenischen Darstellung ästhetisch wirkungsvoll erscheinen.

Walther Fürst aus Uri, der bedächtige und vorsichtige Greis, fühlt sich als Freund der Freiheit selbst gedrückt und mag daher auch gern dem Bedrängten Schutz gewähren, deshalb hat er den flüchtigen Melchthal bei sich aufgenommen. Als es aber an die heimliche Verabredung geht, möchte er den Adel mit in die Berathung gezogen haben, empfiehlt überhaupt Mäßigung und erklärt sich nur nothgedrungen für den Aufstand, den er gern von jedem revolutionären Charakter befreit sehen möchte. Auch als bereits die Feuerzeichen von den Bergen rauchen, will er erst Kunde aus Unterwalden abwarten, ehe er den Aufstand in Uri beginnen läßt. Und nachdem der Sieg errungen, ist er der erste, der seine Landsleute zur Vorsicht ermahnt und darauf hinweist, der Kaiser werde gewiß nicht säumen, die vertriebenen Vögte wieder einzusetzen. Seiner ruhigen Würde wegen steht er in hohem Ansehen bei der Gemeinde, die ihm auch einstimmig das Recht zuerkennt, das durch den Reichsboten überbrachte Schreiben zu erbrechen und vorzulesen.

Werner Stauffacher, zu Steinen im Canton Schwytz wohnhaft, ist ein Wohlthäter der Armen und gleichfalls ein Schützer der Bedrängten; wir finden daher den von Tell geretteten Baumgarten, der den Wolfenschießen erschlagen, bei ihm verborgen. Stauffacher ist ein besonnener, aber zugleich entschiedener Charakter. Obwohl er seinem Herrn gegenüber die schuldige Ehrfurcht nicht aus den Augen setzt, will er doch nicht, daß der Schweizer sich dem neuen Fürstenhause unterwerfe, und hat dafür bereits gewirkt. Aber er hat das Schicksal seines Landes mehr im Stillen erwogen; offen zu widerstreben ist ihm noch gar nicht eingefallen, denn um der Seinen willen fürchtet er den Krieg. Erst als seine ehrenfeste Gattin ihn zum Handeln ermuthigt, geht er entschlossen an's Werk, wird nun aber auch die

Digitized by Google

Seele des zu schließenden Bündnisses. Mit der Geschichte wie mit der Verfassung seines Landes wohl vertraut, spielt er bald die Hauptrolle in der berathenden Versammlung und versteht es, die Debatte verständig und gerecht zu leiten und durch die Energie seiner Rede nachdrücklich zu wirken. Auch er erfreut sich eines hohen Ansehens in der Gemeinde, denn die neuesten Nachrichten gelangen sogleich an ihn. Er ist es, der die näheren Umstände über die Ermordung des Kaisers mittheilt; er weiß bereits, daß die Königin von Ungarn dafür blutige Rache zu nehmen gedenkt; er hat auch Kunde davon, daß die Kaiserkrone auf den Grafen von Luxemburg (d. i. Heinrich VII.) übergehen soll. Dafür wird ihm auch die Ehre zu Theil, dem Reichsboten mündlich Antwort zu ertheilen.

Arnold von Melchthal aus Unterwalden, der Sohn eines Mannes, der stets für Recht und Freiheit eingetreten ist, befindet sich auf der Flucht. Eine noch jugendliche, leicht erregbare Natur, rasch in Worten wie in Thaten, hat er sich der willkürlichen Behandlung, die er von einem Boten des Vogts erfahren, widersetzt und ihm den Finger zerschmettert. Bald muß er die entsetzliche Erfahrung machen, daß seine Sorge um den zurückgelassenen Vater vollständig gerechtfertigt war; für die an ihm verübte Schandthat Rache zu nehmen, ist seine erste Empfindung. Dennoch zeigt er Selbstbeherrschung genug, nur als Kundschafter in Landenberg's Wohnung einzudringen, um der allgemeinen Sache sicherer zu dienen. Wie Stauffacher der begabte Redner, so ist Melchthal der Mann der schnellen That. Er bringt die erste Freiheitsbotschaft nach Uri; er hat den Roßberg erstiegen, wo der Wolfenschießen einst gehaust; er hat auch den Landenberg auf der Flucht erreicht und ihn Urfehde schwören lassen, nie wieder zurückzukehren.

Wir kommen nun zu Wilhelm Tell, Walther Fürsts Schwiegersohn. Von natürlichem Freiheitsgefühl erfüllt, geht er am liebsten dem edlen Waidwerk nach; das wilde Eisgebirg ist seine Welt. Sagt er doch selbst:

Google

> „Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet;
> Rastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
> Dann erst genieß ich meines Lebens recht,
> Wenn ich mir's jeden Tag auf's neu' erbeute."

In dieser Eigenschaft kennt ihn auch seine Gattin, sie weiß, sein Athem ist die Freiheit, er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte." So eine kräftige Natur, die sich überall selbst zu helfen weiß, eilt auch gern da zu Hülfe, wo Andere in Gefahr und Noth sind; mit herzlicher Zuversicht stellt ihm daher Ruodi (I, 1) das Zeugniß aus: „Es giebt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge". So wird er uns gleich von vornherein als eine hervorragende Persönlichkeit bezeichnet, und wenn er auch nicht der eigentliche Träger des Stückes ist, so haben wir ihn doch als den die Handlung durchschreitenden Helden zu betrachten. Von eigenthümlichem Klang ist sein Name, der mit „toll" (von talen, d. i. sich kindisch benehmen) verwandt sein soll, und s. v. w. unbesonnen bedeutet; daher läßt ihn Tschudi die Worte sprechen: „Wär ich witzig (klug), so hieß' ich nicht der Tell" (vergl. III, 3). Indessen liegt es keinesweges in seiner Natur, die Gefahr absichtlich aufzusuchen; aber umsichtig und voll Gottvertrauen, ist er schnell bereit, einem Bedrängten (wie Baumgarten) selbst mit Gefahr seines Lebens zu helfen; denn sein schöner Wahlspruch ist: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt". Seine Worte sind schlicht und einfach und tragen (IV, 1) das Gepräge unverfälschter Wahrheit an sich; nur wo er Naturscenen schildert, oder den Bewegungen seines Innern einen Ausdruck giebt, da steigert sich sein Affect, und seine Sprache nimmt einen höheren Schwung an. Obwohl mit allen Fasern seines Daseins an die Berge seiner Heimath gefesselt, reicht sein Blick doch über die beschränkten Thäler hinaus, denn aus dem Gespräch (III, 3) mit seinem Sohne ersehen wir, daß er auch die ebenen Gegenden kennt, und recht gut weiß, unter welchem Drucke ihre Bewohner seufzen. Er weiß auch, daß solcher Druck bereits an seine Landsleute herangetreten ist; aber fern von aller Neigung zur

Digitized by Google

Widersetzlichkeit, ermahnt er selbst einen Stauffacher zur Geduld. Befreiungsplane schmieden ist nicht seine Sache, doch handeln, wo es nöthig ist, dazu ist er stets bereit. Von Natur mit Ehrfurcht erfüllt vor der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, ist er bedächtig genug, sich nicht an den Kriegsknechten zu vergreifen, und auch dem Geßler gegenüber benimmt er sich durchaus ehrerbietig und bescheiden, bittet er ihn doch sogar um Gnade. Erst als das Unmenschliche ihm zugetraut wird, da empört sich sein Inneres; doch nicht mit Worten macht er seinem gepreßten Herzen Luft, nur mit der That, der zweite Pfeil soll seine Antwort sein. Da er auch das Leben seines Kindes bedroht sieht, so muß er den verhängnißvollen Schuß thun, und erst jetzt, auf's neue schwer gereizt, bedroht er den Landvogt. Was er von ihm zu erwarten hatte, nachdem er ihm entsprungen, das lag mehr als nahe. Bei dem Gedanken an Melchthal's unglücklichen Vater mußte er jetzt für Weib und Kinder zittern; wollte er das Aergste von den Seinen abwenden, so mußte jetzt schnell gehandelt werden. Hierdurch rechtfertigt sich seine That ganz eben so wie die des in seinen heiligsten Rechten bedrohten Baumgarten. Zum Unnatürlichen hatte man ihn gezwungen; warum sollte er jetzt das Ungeheure nicht thun? So führt er denn aus, was er sich im Augenblick der höchsten Noth gelobt, er schießt seinen Feind nieder, aber nicht wie ein Meuchelmörder, sondern als ehrlicher und offener Gegner, der sich dem sterbenden Geßler als solcher zu erkennen giebt, der sich frei und offen vor aller Welt zu seiner That bekennt.

Den kernigen Schweizer Männern gegenüber erblicken wir auch zwei ehrsame Frauengestalten, welche der Dichter, seiner Lieblingsneigung folgend, als zwei ganz entgegengesetzte Charaktere gezeichnet hat, es sind Gertrud und Hedwig; und zwar hat er mit richtigem Takt dem ruhig besonnenen Stauffacher die entschlossene Gertrud, dem unruhig umherstreifenden Tell die weiche und sanfte Hedwig zur Gattin gegeben, denn Gegensätze ziehen sich nicht nur an, sondern sie sind auch allein dramatisch wirksam.

Digitized by Google

Gertrud, die Tochter des edlen Iberg (s. d.) ist eine kräftige und innerlich tüchtige Frauengestalt, wie ihre Altvorderen von treuer Vaterlandsliebe und edlem Freiheitsgefühl beseelt, ohne darum von ihrer Weiblichkeit etwas einzubüßen; denn in rührender Theilnahme fordert sie von ihrem Manne die Hälfte seines Grams, hält sie es doch für ihre Pflicht, Freuden und Leiden mit ihm zu theilen. Aus guter Familie abstammend, mit einer standesmäßigen Bildung ausgerüstet, gehört sie zu den eben nicht seltenen deutschen Frauen, die ihre mehr sinnenden und überlegenden Männer zu entschlossenem Handeln ermuthigen. So wird sie die erste Triebfeder zur Befreiung ihres Vaterlandes, und ist somit in erster Linie zu den Helden des Stückes zu rechnen. — Die gemüthvolle Hedwig dagegen, mit ihrem ganzen Sinnen dem Frieden einer stillen Häuslichkeit zugewendet, ist nur mit der Sorge um ihren Mann und um ihre Kinder beschäftigt. Die grausigen Wagefahrten ihres Gatten erfüllen sie mit Unruhe und Besorgniß, und voll banger Ahnung blickt sie einem Schicksal entgegen, das der erbitterte Geßler ihm bereiten könne. Unfähig, sich zu dem Muthe ihres Mannes zu erheben, zürnt sie seiner Heldenthat um des geliebten Kindes willen, und ist gleichwohl stolz auf einen Gatten, der so Vielen ein Retter und dem Vaterlande ein Befreier geworden ist. Ihn wohlerhalten wieder bei sich zu haben, ihm und ihren Kindern wieder leben zu können, das wird fortan die ganze Summe ihres Glückes ausmachen.

Wenden wir uns nun dem mit sich selbst zerfallenen Adel zu, so erblicken wir als die hervorragendste Gestalt den edlen Bannerherrn von Attinghausen (s. d.), der nach Tschudi's Chronik bei der ersten Gesandtschaft, welche die Waldstädte im April 1301 an König Albrecht sandten, „als Landammann zugegen war und alle anderen Schweizer durch die Würde des wohl erhaltenen Adels übertraf". In unserm Drama repräsentirt er den Theil des Adels, der sich mit dem Volke innerlich verbunden weiß, in Uebereinstimmung mit demselben denkt und fühlt. Wir sehen ihn in patriarchalischer Einfachheit mit seinen

Digitized by Google

Knechten den Frühtrunk theilen, ehe er sie an ihre Arbeit schickt. Sonst hat er die Seinen im Dienste des Kaisers in Schlachten angeführt und an ihrer Spitze tapfer gefochten; jetzt schmachtet er mit ihnen gemeinsam unter dem Druck der Vögte. Er, der sich des stolzen Bewußtseins erfreute, Selbstherr zu sein und keinem fremden Herrn zu dienen, sieht jetzt mit Schmerz, wie viele Andere seines Standes dem Lande untreu werden, und blickt mit Kummer auf seine Güter, die nach seinem Tode in fremde Hände übergehen sollen. Kein Wunder, daß die neue Zeit dem fünfundachtzigjährigen Greise in keiner Weise behagen will, und daß er seinem Ende hoffnungslos entgegen geht. Ist es ihm nun auch nicht vergönnt, die Sonne des neuen Freiheitstages zu schauen, so soll er doch wenigstens ihre Morgenröthe begrüßen. Tell's muthige That und das Bündniß auf dem Rütli, sie eröffnen ihm den Blick in eine glanzerfüllte Zukunft, und so kann er, innerlich gestärkt und reichlich getröstet, in Frieden scheiden.

Ihm gegenüber steht Rudenz, sein Neffe und sein einziger Erbe. Von dem Glanz des kaiserlichen Hoflagers geblendet, wo er in Turnieren den Preis davon tragen kann, wo Kriegesruhm und Sieg ihm winken, ist er der einfachen Sitte seines Landes untreu geworden, dessen Noth ihm um so weniger zu Herzen geht, als er den Hohn der Fremdlinge, die ihn als einen Ritter aus dem Bauernadel betrachten, nicht zu ertragen vermag. Aber nicht nur das Verlangen, an dem fremden Fürstenhofe eine glänzende Rolle zu spielen, sondern auch die Liebe hat ihn in das feindliche Lager gelockt; es ist Bertha von Bruneck (s. d.), die er durch seine Anhänglichkeit an Oestreich zu gewinnen hofft. Doch hat die Liebe ihn auf eine falsche Bahn getrieben, so vermag sie ihn auch wiederum auf den richtigen Weg zu leiten, ihn innerlich umzuwandeln. Daß dies geschehen, beweist er Geßler gegenüber, den er seiner Unmenschlichkeit wegen öffentlich zur Rede stellt. Für den Oheim freilich kommt seine Reue zu spät; aber gerade dessen Tod nöthigt ihm das Gelöbniß ab, sich seinem

Volke wieder zuzuwenden, so daß wir ihn schließlich durch seine Eroberung des Sarner Schlosses an der Befreiung des Vaterlandes Theil nehmen sehen.

Die vermittelnde Rolle zwischen den beiden Parteien des Adels hat der Dichter der Bertha von Bruneck zugetheilt. Obwohl eine reiche Erbin, ist sie doch ihrem Lande wie ihrem Volke von Herzen zugethan und leidet mit unter dem allgemeinen Druck, um so mehr als man ihr nicht gestatten will, ihre Hand nach freier Wahl zu verschenken. Durch eine Vermählung mit dem verabscheuungswürdigen Geßler sollen ihre Güter an Oestreich gebracht werden, das ist der schändliche Plan, dem man die Freigeborene opfern will. Und da sie den Absichten der fremden Bedrücker widerstrebt, so wird sie heimlich geraubt und zu Sarnen gefangen gehalten, bis Rudenz und Melchthal als ihre Retter erscheinen. Somit ist Bertha keinesweges ein „Romanfräulein", wie G. Schwab sie nennt, sondern sie ist, wenn auch mit schwächeren Farben gezeichnet, doch ein glücklich ersonnenes Gegenstück zu der trefflichen Gertrud; denn wie diese ihren Gatten zu thatkräftigem Handeln ermuthigt, so führt sie ihren Bewerber durch die Bande der Liebe zu seiner Pflicht zurück.

Wie wir die Betrachtung der einzelnen Charaktere mit einem dem Lande aufgedrungenen Fremdling begonnen, so beschließen wir sie mit einem fremden Fürstensohne, der zu den Freiheitshelden seine Zuflucht nimmt, es ist Herzog Johann von Schwaben (s. d.). Durch Konrad Hunn's Mittheilungen (II, 2) sind wir bereits auf ihn aufmerksam gemacht worden; wir haben gehört, wie schnöde der Kaiser ihn behandelt, und erfahren (V, 1) aus Stauffacher's Munde, welche grauenvolle That er verübt. Somit fallen die von mehreren Seiten geäußerten Bedenken über die unmotivirte Einführung dieser Person in sich zusammen. Ueberdies aber war der Dichter, der sich ja vorgenommen hatte, die historische Treue möglichst zu wahren, hierzu durchaus genöthigt. Denn der geschichtliche Parricida flüchtete, nachdem er in Folge seiner Mordthat in die Reichsacht erklärt worden,

zunächst nach dem Zuger Gebiet und von da nach Schwytz, wo er in dem Kloster Einsiedeln (s. d.) einige Tage verborgen blieb, bis ihm die Waldstädte ihren ferneren Schutz verweigerten. Der Dichter läßt ihn, als Mönch verkleidet, bei Tell einsprechen, wo er sich indessen durch sein scheues Benehmen sogleich verräth. Von Gewissensbissen gefoltert, und selbst da verstoßen, wo er am ersten auf Schutz gerechnet, möchte er sich selbst das Leben nehmen; aber Tell giebt ihm einen besseren Rath. Reichlich versorgt und durch tröstenden Zuspruch erleichtert, entläßt er ihn nach Italien, wo er dem Papste seine Schuld bekennen und seine Sünde büßen soll. Somit kann von einer Rohheit, wie G. Schwab (S. 740) Tell's Benehmen nennt, gewiß eben so wenig die Rede sein, wie davon, daß Frauenrath den Dichter hier zu einem „apologetischen Mißgriff"*) verleitet haben soll. Tell's Befreiungsthat noch besonders zu vertheidigen, oder eine solche Vertheidigung für dringend nöthig zu halten, fiel Sch. gewiß nicht ein; aber einen unberufenen Befreier, den nur persönlicher Ehrgeiz zum Verwandtenmorde angetrieben, von sich weisen, das mußte Tell um seines Vaterlandes willen, das mußte er um seines eigenen Herzens willen thun.

— — — „Gerächt
Hab' ich die heilige Natur, die du
Geschändet — Nichts theil' ich mit dir — Gemordet
Hast du, ich hab' mein Theuerstes vertheidigt."

Das war die Wahrheit, welche der Dichter von der Schaubühne als einer moralischen Anstalt verkünden wollte, von der Stätte, welche die erhabene Aufgabe nie aus dem Auge verlieren sollte, begangene Verbrechen vor ihren Richterstuhl zu ziehen. Und wenn den Dichter irgend etwas nicht verleitet, sondern geleitet hat, so ist es seine unbezwingliche Neigung zur Zusammenstellung wirksamer Contraste, wodurch Parricida's Confrontation mit Tell gleichzeitig ästhetisch zu rechtfertigen sein dürfte.

---

*) Goethe bei Eckermann II, 315.

Digitized by Google

Untersuchen wir nun, wie der Dichter die oben bezeichnete Idee seines Stückes vermittelst der so eben besprochenen Charaktere durchgeführt hat, indem wir den Gang der Handlung genauer verfolgen.

Act I. In der ersten Scene werden wir an die Südseite des Vierwaldstätter Sees, und zwar nach dem Canton Uri versetzt. Durch die Scenerie, wie durch die einem Fischerknaben, einem Hirten und einem Jäger in den Mund gelegten Gesänge, deren hohe lyrische Vollendung wir mit Recht bewundern, macht uns der Dichter mit der eigenthümlichen Natur des Landes, mit den Vor-, den Mittel- und den Hochalpen bekannt. Aus der Unterhaltung der auftretenden Personen erfahren wir, daß ein Unwetter im Auge ist; aber alsbald tritt die Landschaft in den Hintergrund, um unsere Aufmerksamkeit auf den Sturm der Gemüther zu lenken, die sich an dem tobenden See versammeln. Baumgarten, der den unverschämten Wolfenschießen erschlagen, wird verfolgt und muß gerettet werden; aber kein Fährmann wagt es, dem wilden Element zu trotzen. Da erscheint der Tell als Helfer in der Noth und gleich darauf des Landvogts Reiter, durch deren empörendes Benehmen uns die Drangsal des Volkes zu unmittelbarer Anschauung gebracht wird. — Die zweite Scene führt uns an das nördliche Ufer des Sees, nach Schwytz. Nachdem wir die durch rohe Gewaltstreiche hervorgerufene Volksstimmung kennen gelernt, treten wir in einen einfachen aber würdigen Familienkreis, der uns über die Willkürherrschaft belehrt, wie sie auch in diesen Thälern geübt wird. Stauffacher klagt seiner Gattin, wessen er sich von Geßler zu versehen habe, während sie ihn auf die Stimmung der übrigen Cantone hinweist und ihn zum Handeln ermuthigt. Indem wir das Gefühl der Hoffnung beider Gatten theilen, werden wir zugleich über Tell's und Baumgarten's Schicksal beruhigt; beide haben sich glücklich aus dem Sturm gerettet, und Baumgarten findet bei Stauffacher eine sichere Freistatt. — Mit dem Beginn der dritten Scene befinden wir uns wiederum in Uri und zwar auf einem freien

Platze bei Altorf, wo wir eine Anzahl Werkleute an einer Feste arbeiten sehen. Haben schon vorher des Landvogts Reiter unsern Unwillen wach gerufen, so empört uns jetzt das höhnische Benehmen des Frohnvogts, während die gleich darauf erfolgende Aufrichtung der Stange mit dem Hute uns mit gerechtem Bedenken erfüllt. Auch tritt die unwillige Stimmung bei den Landleuten sogleich deutlicher hervor. Sie wollen Abrede mit einander nehmen; es gährt also auch in dem niederen Volke. — Einer Verabredung aber sollen wir sogleich in der vierten Scene beiwohnen, die uns nach Attinghausen zu Walther Fürst versetzt. Hier finden wir den aus Unterwalden geflüchteten Melchthal verborgen, während Werner Stauffacher aus Schwytz zum Besuch herüber kommt. Die drei Waldstätte sind also jetzt vertreten. Die Drangsal, welche hüben und drüben zu erdulden ist, bildet den Gegenstand der Unterhaltung, die durch den Bericht über Landenberg's neue Unthat alsbald den Charakter eines bestimmten Entschlusses annimmt. Wie die Tyrannen einander die Hände reichen, so legen jetzt die Vertreter der drei Cantone ihre Hände in einander, um zu Schutz und Trutz zusammen zu stehen; wir sehen daher der Rütliscene mit Spannung entgegen. — Somit haben wir an dem ersten Act, der uns die Exposition zu liefern hat, eine breite und solide Basis, auf welcher ein stattlicher Bau sich ausführen läßt. Goethe schreibt daher (13. Jan. 1804) nach dem Empfange desselben: „Das ist denn freilich kein erster Act, sondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünsche und wovon ich bald mehr zu sehen hoffe.“

Act II. In der ersten Scene befinden wir uns noch wie am Schluß des ersten Actes in Uri, aber an dem Edelhofe des Feldherrn von Attinghausen, wo sogleich die Collision beginnt. In dem Freiherrn und seinem Neffen sehen wir den Gegensatz von Alter und Jugend, wie die Differenz der in dem Adel herrschenden politischen Anschauungen verkörpert. Die eindringlichen Ermahnungen des conservativ gesinnten Alters vermögen nichts

über den abtrünnigen, überdies durch die Liebe verblendeten Jüngling; wir sehen beide im Unwillen von einander scheiden. — Von ganz anderem Charakter dagegen ist die zweite, die Rütliscene, die uns schon durch ihren landschaftlichen Charakter das Bild einer vollendeten Harmonie gewährt. Der ruhige Spiegel des Sees, die freundliche, mondherhellte Nacht, der Frieden verkündende Regenbogen, sie bereiten uns auf eine leidenschaftslose Scene vor; wir erwarten, daß Festigkeit und Treue ein uralt Band erneuern werden. Daß die Unterwaldner zuerst erscheinen, wundert uns nicht, denn der junge, rüstige Melchthal führt sie an; bald kommt auch Stauffacher mit den Schwyzer Männern über den See gefahren, während der betagte Walther Fürst mit den Urnern, die um des Landvogtes Kundschafter willen einen weiten Umweg zu machen haben, als die letzten eintreffen. Sogleich beginnt die Berathung, durch Walther Fürst eröffnet. Es ist eine Tagsatzung nach altem Brauch, die fern von jedem revolutionären Freiheitstaumel sich auf dem festen Boden des geschichtlichen Rechtes bewegt und, einzelne unbedeutende Streitfragen abgerechnet, mit sicherem parlamentarischen Takte geführt wird. Die Gesammtmasse des Volkes zeigt, daß ein einziger Wille sie durchglüht. Die Förmlichkeiten werden mit althergebrachter Feierlichkeit erfüllt; aus Stauffacher's Mittheilungen über die Urgeschichte der Schweiz erfahren wir, daß Alle eines Stammes sind, daß sie nie einem Fürsten unterthan gewesen, sondern sich selbst regiert und freiwillig den Schirm der Kaiser erwählt haben. „Keine Ergebung an Oestreich" ist daher das erste Landesgesetz, das in der Versammlung gegeben wird. Nun fragt es sich, wie es mit der Bestätigung der alten Freiheitsbriefe steht; diese ist vom Kaiser versagt worden, Selbsthülfe ist also nöthig. Die Vögte mit ihren Knechten zu verjagen, die festen Schlösser zu zerstören und somit die alte Freiheit wiederherzustellen, das sind die Resultate des Beschlusses, der an dem Christfest zur Ausführung kommen soll, also an einem Tage, der Allen heilig ist wie ihre Sache. Daß ein Pfarrer dieselbe

Digitized by Google

durch seine Theilnahme an dem Bündniß unterstützt, giebt der Verhandlung eine gewisse Weihe, um so mehr als wir ihn von dem Bewußtsein erfüllt sehen, er habe im Namen Gottes zu reden und zu handeln. In seinem Namen läßt er daher auch den Eid schwören, der Alle zu einmüthigem Handeln verpflichtet. Eine Lücke freilich hat die Berathung offen gelassen; wie man dem starren, reichlich mit gewappneten Schaaren umgebenen Geßler beikommen werde, ist unerledigt geblieben. Reding's Worte indeß: „Man muß dem Augenblick auch was vertrauen" deuten an, daß wir ein außerordentliches Ereigniß zu erwarten haben. Somit schließt die Scene, ein Meisterwerk voll dramatischen Lebens, mit einer hoffnungsvollen Aussicht, während die wohlthuende innere Stimmung durch den Blick auf die im ersten Morgenstrahl erglühenden Eisgipfel, so wie durch die prachtvollen Klänge des plötzlich einsetzenden Orchesters in der wirksamsten Weise erhöht wird.

Act III. Hier, wo wir die Katastrophe zu erwarten haben, tritt das Landschaftliche bei der Scenerie in den Hintergrund, wogegen es in den Gesprächen Tell's mit seiner Gattin und seinem Sohne gebührend berücksichtigt ist. Die erste Scene führt uns nach Bürglen, wo wir Tell im Familienkreise kennen lernen. Nicht ohne Rührung hören wir den ältesten seiner beiden Knaben beim Beginn eines Actes, in welchem Pfeil und Bogen eine so bedeutungsschwere Rolle für ihn spielen sollen, ein Loblied auf das edle Waidwerk anstimmen, ein Lied, in dem der ganze Charakter des Vaters sich abspiegelt. Der zerrissene Strang liefert den Anlaß zur Unterhaltung zwischen Tell und seinem Weibe; es ist ein mit sanften Worten geführter Streit, denn wie könnten die beiden so verschieden angelegten Charaktere in Betreff der Kindererziehung völlig übereinstimmen. Dazu kommt Hedwig's ahnungsvolle Stimmung in einem Augenblick, wo ihr Gatte sie verlassen will; wir fühlen es mit ihr, ein schweres Verhängniß droht über den glücklichen Familienkreis hereinzubrechen; die an ihren jüngsten Sohn gerichteten Worte: „Ja, du bist mein liebes

Kind; du bleibst mir noch allein" — sie deuten prophetisch an, was die nächste Zukunft ihr bringen wird. — Dem Streit zwischen zwei Eheleuten, die sich innig lieben, folgt in der zweiten Scene ein Conflict zwischen zwei jugendlichen Herzen, die nicht von einander lassen können. Bertha und Rudenz haben sich vom Jagdgefolge getrennt, um sich miteinander auszusprechen; vor Allem aber will Bertha den irrenden Jüngling zu seiner Pflicht zurückführen, denn bald wird das Vaterland seiner bedürfen; schon der nächste Augenblick wird über sein ferneres Verhalten entscheiden. — Beide Auftritte haben uns auf die dritte Scene, den Culminationspunkt des ganzen Stückes, vorbereitet. Wir finden einen verödeten Platz, auf dem die Stange mit dem Hute paradirt. Die Kriegsknechte, welche bei derselben Wache halten, sind nicht eines Sinnes; der eine sehnt sich nach einem Fange, der andere fühlt das Unwürdige der ihm auferlegten Pflicht. Da kommt Tell mit seinem Knaben. Es ist das einzige Mal, wo Sch. ein Kind auf der Bühne eine Rolle spielen läßt*), aber die Naivetät des Knaben, wie die pädagogisch vernünftige Belehrung des Vaters machen einen Eindruck, als ob der Dichter in solcher Art des Dialogs ein erfahrener Meister sei. Wir bedauern nur, daß die Kriegsknechte nicht aufmerksam zugehört, daß ein Geßler nicht zugegen gewesen, um unsere Rührung zu theilen; der unmittelbar folgende Auftritt wäre eine Unmöglichkeit gewesen. So aber bildet er einen schneidenden Contrast zu der Stimmung, mit der wir ihm entgegen gehen. Daß Tell nach dem eben geführten Gespräch für einen leeren Hut keinen Gruß in Bereitschaft hat, finden wir eben so natürlich, wie wir Frießhardt's Rufe „Meuterei und Empörung" nichtswürdig und abscheulich finden. Da kommt der Landvogt selbst, die schändliche Anklage wird erhoben, und die unerhörteste Grausamkeit, die je ein Mensch ersonnen, bereitet sich vor unsern Augen. Wenn es

*) Die Infantin Clara Eugenia (D. C. IV, 9) hat nur wenige Worte zu sprechen.

ein Dichter jemals verstanden hat, durch eine spannende Handlung unser Herz mit Furcht und Mitleid zu erfüllen, so ist es Sch. in dieser Scene in einer Weise gelungen, die ihres Gleichen sucht. Die bescheidene Unterwürfigkeit, mit welcher Tell seinen Peiniger um Verzeihung bittet, seine nach und nach sich steigernde Angst, endlich der verzweifelte Entschluß, mit dem er zu dem zweiten Pfeile greift; dabei die rührende und vertrauensvolle Unbefangenheit des Kindes, und dann, den Fürbitten Bertha's, Walther Fürst's und Rösselmann's gegenüber, die unerschütterliche Hartherzigkeit des Vogts — das Alles erhält uns wie auf der Folter, bis wir endlich bei des Ritters Rudenz energischem Auftreten wiederaufathmen. Dies letzte erspart uns auch die fürchterliche Zumuthung, Augenzeugen des empörenden Auftritts zu sein; denn in dem Augenblick, wo sein Unwille den höchsten Gipfel erreicht, wo wir mit der gespanntesten Aufmerksamkeit seinen Worten folgen, ist auch der Apfel gefallen, zu Aller Verwunderung wie zu unserer eigenen. Nun fühlt unser Herz sich frei, denn der furchtbare Knoten ist gelöst; aber Geßler weiß einen neuen zu schürzen, der zerhauen werden muß. Mit der Frage nach dem zweiten Pfeil verräth er dem Tell sein böses Trachten; kein Wunder, daß nun die Spitze sich umkehrt und der Zorn des schwer gereizten Vatergefühls gegen ihn sich wendet. Daß Geßler jetzt sein eigenes Leben zu sichern sucht, indem er Tell gefangen mit sich fortführt, ist eben so erklärlich, wie es verabscheuungswürdig ist und innerlich uns drängt, mit rettender Hand einzugreifen. Doch wir dürfen ja nur Zuschauer sein; auch werden wir durch Tell's zuversichtliches Wort „Mir wird Gott helfen" darauf hingewiesen, daß der Himmel den Arm des Rächers schon waffnen werde.

Act IV. Durch die beiden ersten Scenen werden wir auf die Krisis vorbereitet, mit welcher die dritte Scene den Aufzug abschließt. Die erste Scene versetzt uns an das östliche Ufer des Urner Sees in die Umgegend des großen Axenberges (s. d.), in dessen Nähe die Tellsplatte liegt. Kunz von Gersau theilt

mit, daß Geßler sich mit dem gefesselten Tell zu Flüelen habe einschiffen wollen und daß der Freiherr von Attinghausen dem Tode nahe sei; wir erfahren somit, was in der Pause zwischen den beiden Acten geschehen ist und werden gleichzeitig auf die nächstfolgende Scene hingewiesen. Vorläufig aber nimmt der in Aufruhr befindliche See unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist ein rasender Sturm, dessen Schilderung lebhaft an Shakespeare's König Lear III, 2 erinnert. Das Läuten auf dem Berge deutet an, daß ein Schiff in Noth ist, es ist das Herrenschiff von Uri, auf welchem Geßler seinen Gefangenen mit sich führt. Indem der Fischer auf Tell, als einen trefflichen Steuermann hindeutet, kommt dieser selbst, erzählt in mächtig ergreifender Weise, wie er entkommen, und eilt auf dem nächsten Wege nach dem verhängnißvollen Küßnacht. — Noch freudig erschüttert von dem glücklichen Ausgang des heldenmüthigen Wagnisses, führt uns der Dichter nach Attinghausen, um uns in der zweiten Scene einen Auftritt stiller Wehmuth vorzuführen. Der edle Freiherr ist seinem Ende nahe, Walther Fürst ist zugegen, und auch Hedwig ist herbeigeeilt, um ihren geretteten Knaben zu sehen; es ist eine mit bittrem Schmerz gemischte Freude. Aber noch ein anderes Wiedersehen wäre jetzt wünschenswerth; der alte Attinghausen ist erwacht und sehnt sich nach seinem Neffen, um ihm den letzten Segen zu ertheilen. Die Sinnesänderung seines Erben hat sein bekümmertes Herz mit inniger Freude, die Aussicht auf die nahe Befreiung des Vaterlandes seine Seele mit fröhlicher Hoffnung erfüllt. In prophetischer Begeisterung schaut er in die Zukunft und deutet die (S. 559 erwähnten) geschichtlichen Thatsachen an, die seinem Vaterlande die volle Freiheit wiedergeben werden. Doch erst als er seine Augen geschlossen, erscheint Rudenz, um dem bereits Entseelten zu geloben, den Seinen treu zu sein. Und dieses Versprechen, er wird es halten; denn auch ihn treibt jetzt die Noth, seine Bertha ist geraubt, es muß nun schnell gehandelt werden. Somit wird das Christfest nicht abgewartet; die Bedeutung, welche den auf dem

Rütli gefaßten Beschlüssen beizulegen war, tritt vor den Beleidigungen, welche die Einzelnen erfahren, in den Hintergrund; nicht das Streben nach politischem Umsturz, sondern gerechte Nothwehr bildet den Charakter der allgemeinen Volkserhebung. Denn die Zeit, „wo alle Bande des Gehorsams aufgelöst sind", soll nicht lange auf sich warten lassen; der Arm des Rächers ist bereits gewaffnet. — Die dritte Scene führt uns in die hohle Gasse bei Küßnacht, wo die Lösung des Knotens erfolgen soll. Tell, obwohl ein kräftiger und entschlossener Charakter, ist doch bei der ungeheuren That, zu der er sich jetzt bereitet, nicht ohne alles Bedenken. Er, der sonst „nicht lange prüfen oder wählen" kann, hier thut er es; sein ergreifender Monolog zeigt uns, wie es in seinem Innern aussieht. Geßler ist nicht nur ein Feind des Landes, er ist sein persönlicher Feind, der ihm das Herz gebrochen, ein Wüthrich, vor dessen teuflischer Bosheit er sich und die Seinen beschützen muß. Noch kommt ein heiterer Zwischenfall, ein Hochzeitszug, der seinen Gedanken eine andere Richtung geben könnte; aber Geßler, der gleich darauf erscheint, ist völlig derselbe geblieben. Er spricht es offen aus, daß er die Freiheit des Landes vernichten, seine Strenge noch steigern, ein neues, jedenfalls noch abscheulicheres Gesetz verkünden will — da durchbohrt ihn der Pfeil, dessen Spitze ihm sagt, wer ihn gesendet. Tells Freiheitsruf und die Klänge der Hochzeitsmusik, sie bilden den schneidenden Contrast zu dem fürchterlichen Ende des verzweifelnden Tyrannen. Nach dieser mächtig erschütternden Scene bedarf unser Gemüth eines Momentes innerer Sammlung; da erscheint der Chor der barmherzigen Brüder, um unserer Stimmung den entsprechenden Ausdruck zu geben. Ein ernster Grabgesang erschallt, dessen letzte Worte:

„Bereitet oder nicht zu gehn,
Er muß vor seinen Richter stehn!"

fern von den stolzen Bergen wiederhallen und unsere Seele mit ernstem Sinnen, unsere Brust mit heiligem Schauer erfüllen.

Digitized by Google

Act V. Die erste Scene führt uns nach Uri zurück, wo das Stück begonnen; auf einem Platze bei Altorf begegnen wir denselben Gestalten, welche gleich anfangs unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Der Sieg ist bereits errungen, aus Schwytz und Unterwalden verkünden es die Feuerzeichen; die Urner, die auf dem Rütli zuletzt eintrafen, sind auch die letzten, die ihren Twinghof niederreißen. Die Tyrannen sind ohne blutige Gewaltthat verjagt, nunmehr wird auch der Hut gebracht, der als ein Denkmal der wiedererrungenen Freiheit aufbewahrt werden soll. Da trifft die Kunde ein, daß der Kaiser ermordet ist, „das große Landesunglück, die schweren Thaten wider die Natur", auf welche Stüssi (IV, 3) hingedeutet, sie sind jetzt geschehen, und zwar in nächster Nähe. So drängt der Dichter die geschichtlichen Thatsachen, welche um mehrere Monden auseinander lagen, kurz zusammen, stellt aber auch zugleich zwei Thaten mit einander in Contrast, die allerdings verwandte Ziele, doch ganz verschiedene Quellen haben. Des Königs Mörder haben ihr Ziel erreicht, doch ihren Zweck verfehlt, während die Eidgenossen sich der Früchte ihres besonnenen Handelns erfreuen dürfen; jene fliehen scheu auseinander, diese finden wir einmüthig beisammen. Und einmüthig weisen sie auch die Zumuthung der Königin Elsbeth zurück, ihr die Mörder auszuliefern; ihre Verpflichtungen gegen sie sind jetzt erloschen. Doch fehlt noch Einer bei der allgemeinen Freude, es ist der Tell. — Die zweite Scene führt uns in sein Haus zu Bürglen. Er selbst ist noch nicht heimgekehrt, aber Hedwig und ihre Kinder erwarten den Vater und mit ihm den Befreier des Vaterlandes. Da erscheint Parricida im Mönchsgewande; er glaubt hier einen Ort zu finden, der ihm Schutz gewährt. Aber Hedwigs ahnungsvolles Herz merkt bald, daß sie es keineswegs mit einem frommen Bruder zu thun hat. Ein Mörder, den sie noch nicht kennt, weilt in ihrer Nähe und flößt ihr Angst und Entsetzen ein. Und nun kommt einer, den sie kennt, es ist ihr Gatte; auch er hat einen Mord begangen, wie sie

wähnt, und darum „zittert sie vor Schrecken und vor Freude.“ Aber Tell weiß wohl, was er gethan, er hat die Seinen vertheidigt und das Land gerettet. Mit diesem Bewußtsein, dem ruhigen Bewußtsein eines Vaterlandsvertheidigers, tritt er dem Herzog von Schwaben entgegen und beweist ihm seine Entrüstung, die nicht „der Ehrsucht blut'ge Schuld mit der gerechten Nothwehr eines Vaters“ verwechselt haben will. Doch als Mensch ehrt er auch in dem Mörder den Menschen und erbarmt sich seiner, soweit seine Pflichten gegen das Vaterland es gestatten. Dieses selbst aber erkennt Tell in der Schlußscene als seinen Erretter an; durch seine kühne That ist das beschlossene Werk der Befreiung zum schnellen Ziele geführt worden. Freiheit und Einigkeit, der letzte Wunsch des sterbenden Attinghausen, das sind die Güter, deren sich das Land wie ehedem erfreuen wird; denn auch die in den Adelsparteien noch vorhandenen streitenden Elemente werden durch Berthas Verbindung mit Rudenz versöhnt, der, indem er seine Knechte für frei erklärt, sich fortan als Bürger des Landes betrachtet und den Adel der Geburt dem Adel der Gesinnung zum Opfer bringt.

Nachdem wir dem Ideengange des Dichters, wie wir ihn zu verstehen glauben, gefolgt sind, liegt uns noch die Verpflichtung ob, mit einigen Worten auf die mancherlei Ausstellungen hinzuweisen, welche verschiedene Kritiker von ihren speciellen Standpunkten aus gemacht haben. Daß man den Plan und die Durchführung des Ganzen den erhabenen Schönheiten des Einzelnen gegenüber von untergeordnetem Werthe fand*), wollte man durch die Behauptung beweisen, daß sich die Handlung des Stückes in zwei Reihen theile, die bis zum Schluß neben einander hergingen, ohne in ein gegenseitiges Verhältniß zu treten. Wir glauben, daß der Dichter vollkommen psychologisch richtig verfuhr, indem er Tells That von den Beschlüssen der Ver-

*) Vergl. Werner Hahn, Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. Berlin bei Hertz. 1860. S. 232.

schworenen isolirte. Eben so hat man es getadelt, daß die in dem Stücke eintretenden Entscheidungen wiederholentlich aus Zufälligkeiten stammen, wie Tells Befreiung durch den Sturm auf dem See und die Ermordung des Kaisers durch eine mit dem Stück in keiner näheren Verbindung stehende Persönlichkeit. Wir haben oben nachzuweisen versucht, wie der Dichter beides motivirt hat, der Dichter, der Wallenstein sprechen läßt: „Es giebt keinen Zufall, und was uns blindes Ungefähr nur dünkt, gerade das stammt aus den tiefsten Quellen." Uebrigens darf man nicht übersehen, daß der Dichter sich durch die Fabel gebunden fühlte. Wollte er dem einmal gegebenen Stoffe nicht schreiende Gewalt anthun, so mußte er vor allen Dingen daran denken, ihn poetisch zu gestalten*), nicht aber sich bemühen, ihn diesen oder jenen theoretischen Anforderungen zu Liebe so umzuformen, daß er seinen eigenthümlichen Reiz vollständig verlor. Daß Sch. der von der Kritik mit dem Titel eines „Romanfräuleins" beehrten Bertha von Bruneck eine weit edlere Rolle zugetheilt, und daß Tells als „Rohheit"**) bezeichnetes Benehmen gegen Parricida sich nicht nur psychologisch, sondern auch ästhetisch vollkommen rechtfertigen läßt, haben wir bereits oben nachzuweisen versucht. Wenn man Melchthals „Tiraden über das Licht" (I, 4)***) als für ein Drama unstatthaft erklärte, so vergaß man, daß Melchthal ein phantasiereicher junger Mann ist, dem alle Naturerscheinungen ein außerordentlich lebhaftes Interesse einflößen, und daß jeder Mensch in solchen Augenblicken, wo der heftige Schmerz einer stillen Wehmuth weicht, zu Betrachtungen ähnlicher Art durchaus geneigt ist. Daß man Tells Monolog (IV, 3) zu lang, mit fremdartigen Ideen vermischt gefunden und die Reflexion in demselben getadelt hat, ist eben so schwer zu begreifen. Unserm Ermessen nach fällt es Tell durch-

*) Vergl. D. Götter Griechenlands Bd. 1, S. 359, am Schluß.
**) Vergl. Hinrichs III, 304 u. 305.
***) Vergl. G. Schwab, S. 740.

Digitized by Google

aus nicht ein, seine That vor sich selber zu rechtfertigen. Sein Monolog enthält nichts Anderes als die Empfindungen, welche seine Seele in diesem Augenblicke durchziehen, und ist somit ein Product voll eben so tiefer psychologischer Wahrheit als hoher poetischer Vollendung.

Solchen Angriffen und vielem andern thörichten Geschwätz gegenüber ist darauf hinzuweisen, daß Schillers Tell weniger für den scharf zersetzenden Verstand als für lebhaft und warm empfindende Herzen geschrieben ist, für Naturen wie Iffland, der das Stück seinem dringenden Wunsche gemäß, partienweise erhielt, so wie die einzelnen Acte fertig waren. Gleich auf die erste Sendung antwortete er dem Dichter: „Ich habe gelesen, verschlungen, mein Knie gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiste, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt! — O bald, bald mehr! ... Blätter, Zettel, was Sie geben können! Ich reiche Hand und Herz Ihrem Genius entgegen. Welch' ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüthe und Allgewalt! Gott erhalte Sie, Amen!" Wir stimmen daher Beurtheilern wie A. W. Schlegel und Palleske bei, welche den Tell nicht nur für Sch.'s vortrefflichstes Stück, sondern für ein lyrisch, dramatisch und sprachlich vollendetes Meisterwerk erklären, und freuen uns, daß der Dichter es verschmäht hat, seinem Flügelroß die Candare nüchterner Kritiker anzulegen. Denn wie der Glanz der Alles erfreuenden Sonne einer landschaftlichen Scene erst ihren vollen Reiz verleiht, so hat der Dichter es hier verstanden, die einfachen, schlichten und natürlichen Reden und Handlungen seiner Helden durch den Glanz der Poesie zu verklären.

Wilna (Dem. I) an der Wilia, die Hauptstadt und ehemalige Residenz des litthauischen Reiches; nahe der polnischen Grenze, östlich von Königsberg.

Windesrose (Br. v. M. 5, 421) od. Windrose, eine mit dem Compaß verbundene Zeichnung von sternförmiger Gestalt

durch deren Strahlen die verschiedenen Himmelsgegenden angedeutet werden.

Windesweben (Wst. L. 6), von weben, in der ursprünglichen Bedeutung „sich hin und her bewegen", die durch den Wind auf der Wasserfläche hervorgerufene Bewegung, die bei schnellem Wechseln der Windrichtung (Br. v. M. 5, 419 — Ged. Hero u. Leander, Str. 9) bisweilen einem Gewebe gleicht.

Windeswehen (W. T. V, 2), die durch den Wind herbeigeführten Unglücksfälle, wie sie besonders beim Herabstürzen von Lawinen (s. d.) entstehen können.

Windlawine, s. Lawine.

Windlichter (W. T. II, 2), Fackeln, die im Winde nicht verlöschen.

Winkelried (W. T. Pers.-Verz.), ein altes Heldengeschlecht aus Stanz; einer dieses Geschlechts hatte (W. T. II, 2) der Sage zufolge eines begangenen Todschlags wegen verbannt werden sollen, sich aber erboten, den bei Weiler hausenden Drachen zu bekämpfen. Dies gelang ihm auch, doch wurde er dabei mit dem giftigen Blute bespritzt, woran er starb.

Wirbel (Ged. Phantasie an Laura), eine schnell drehende Bewegung; daher (Ged. An d. Freude): „der Sterne Wirbel"; desgl. ein Wasserstrudel, wie (Ged. D. Taucher):

„Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült."

endl. verworrene und gewaltsam durchgeführte Plane, wie (R. IV, 2): „künstliche Wirbel." — Davon: wirbeln: 1) unwiderstehlich emportreiben (R. III, 1); 2) außer sich sein (K. u. L. IV, 9); 3) unsinnige Bewegungen machen (R. II, 3).

Wirkungsarten, Zweierlei (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1796. Durch gute Thaten regen wir Andere zur Nachfolge an; durch schöne Schöpfungen versetzen wir sie zugleich in die zu gutem Handeln erforderliche Stimmung. Im ersten Falle spenden wir nur geistige Nahrung, im zweiten liefern wir eine

geistige Aussaat; oder noch faßlicher ausgedrückt: das gute Beispiel wirkt mehr als die beste Belehrung.

Wirthin (W. T. I, 2 u. I, 4), die bewirthende Hausfrau; in demselben Sinne Ehewirth (W. T. I, 2), in Tschudi's Chronik „Ee-Wirt“; desgl. (Wst. T. III, 7) ein „wirthbarer Zweig“.

Wismar (Wst. L. 11), Seestadt in Mecklenburg-Schwerin.

Wissenschaft (Picc. I, 3 — M. St. I, 7), s. v. w. genaue Kenntniß. Das Xenion: Wissenschaft (Ged.) stellt diejenigen, welche die Wissenschaft um ihrer selbst willen treiben, denen gegenüber, die sie nur als Broderwerb benutzen. Vergl. Archimedes.

Woiwoda (Dem. I) od. abg. Woiwod, von dem russ. woi, Heer und woditj, führen; eig. ein Heerführer, dann Herzog, endlich Statthalter in dem ehemaligen Königreich Polen.

Wolfenschießen (W. T. I, 1 u. II, 1), Ort im Engelberger Thal zwischen Stanz und Altorf; die Burg, welche dabei lag, ist verschwunden.

Wolkenbild (Gstſ. 10, 224), die Vorstellung von höheren, überirdischen Gütern.

Woodstock (M. St. II, 3 u. IV, 9), kleine Stadt, nordwestlich von Oxford.

Wort (W. T. II, 2), s. Parole.

Worte, Die, des Glaubens (Ged.), ein didaktisches Gedicht aus dem Jahre 1797. Es bezieht sich auf eine Lehre der Kantischen Philosophie, welcher zufolge es für Freiheit, Tugend und Unsterblichkeit keine Beweise giebt, da diese Vorstellungen als natürliche Forderungen unseres Gemüths zu betrachten sind. Aus diesem Grunde nennt Schiller sie auch Worte des Glaubens. Die erste Vorstellung ist die der natürlichen und sittlichen Freiheit im Gegensatz zu der des Wahns; die zweite ist die der

Digitized by Google

Tugend, die dem mit Bewußtsein Strebenden als Ideal vorschwebt, während die kindliche Einfalt ihr unbewußt gehorcht; die dritte ist die Vorstellung eines höchsten Wesens, d. h. Gottes, der das Gute liebt, und dessen Wille also heilig ist, während der durch Zeit und Raum beschränkte Mensch in seinem Urtheil wie in seinem Handeln wankt und den „höchsten Gedanken", d. h. Gott selbst nur ahnen, aber nie in sich verwirklichen kann.

Worte, Die, des Wahns (Ged.), ein Gegenstück zu dem vorigen, welches 1799 gedichtet wurde. Die Worte des Wahns sind nicht wie die des Glaubens inhaltschwer, sondern bedeutungsschwer, weil sie keine wirkliche Wahrheit enthalten, wohl aber zum Nachdenken auffordern. Die drei Mittelstrophen beginnen alle mit dem Anfang des letzten Verses der ersten, an deren Schlußgedanken sie angeknüpft sind. Der Glaube an die goldene Zeit ist ein Traumgebilde edler aber schwacher Gemüther, die, wenn sie ihre Ideale nicht verwirklicht sehen, in Weltschmerz versinken, statt einen Charakter zu zeigen, der das Ideale in seiner Gesinnung zur Erscheinung bringt. Der Vorstellung, daß das Glück eine Folge der Tugend sein müsse, widerspricht die allgemeine Erfahrung; die Tugend hat daher ihr Glück nicht in irdischen Gütern, sondern darin zu suchen, daß sie sich im Besitze des Idealen befindet. Eben so kann die Wahrheit nur erstrebt, aber nie entschleiert werden (vergl. das verschleierte Bild zu Sais); ja selbst unsere Sprache ist zu arm, um das als wahr Erkannte in voller Klarheit darzustellen. Darum sollen wir den Wahn der Existenz dieser „Schatten" von uns werfen, nicht aber den Glauben an das Schöne, Gute und Wahre verlieren. Das Leben freilich kann es uns nicht gewähren, im Reiche des Idealen aber werden wir es finden. (Vergl. das Ideal und das Leben).

Wortgefecht (M. St. I, 7), Verdeutschung des Wortes Debatte, d. i. ein Streit, der mit Worten durchgefochten wird.

Wrangel, Karl Gustav (geb. 1613, † 1675), einige Jahre nach Wallenstein's Tode (Dr. Kr. 449) einer der Untergenerale

Digitized by Google

Banner's, war zeitig in den Soldatenstand getreten und hatte die Kriegführung in Gustav Adolph's Schule gelernt. Erst nach Banner's Tode (1641) trat er mehr hervor, indem er das schwedische Heer bis zur Ankunft Torstenson's befehligte. Seine letzte That im dreißigjährigen Kriege, die Eroberung Egers (Dr. Kr. 481) mochte für Sch. die Veranlassung werden, ihn bereits als Oberst mit Wallenstein unterhandeln zu lassen. Die Worte, welche er ihm (Wst. T. I, 5, V. 135—152) in den Mund legt, wurden erst 1635 von Oxenstierna bei Gelegenheit des Prager Friedens (Dr. Kr. 431) gesprochen.

Würde der Frauen (Ged.). Als Schiller dieses Gedicht schrieb, es war im Jahre 1795, war er bereits seit fünf Jahren glücklich verheirathet. Wenn auch zunächst das Gefühl der Dankbarkeit aus demselben spricht, so bemerkt man doch bald, wie er seiner ganzen Geistesrichtung gemäß, das, was ihn persönlich berührte, aus einem allgemeineren Gesichtspunkte zu bebetrachten wußte. Die Würde der Frauen konnte natürlich nur durch die Zusammenstellung mit ihrem Gegensatze ein wahrhaft lebendiges Colorit erhalten; deshalb sind die sechszeiligen Strophen mit dem leichter dahinhüpfenden daktylischen Metrum dem Lobe der Frauen gewidmet, während in den achtzeiligen mit dem ernsteren trochäischen Versmaß das Streben des Mannes charakterisirt wird. Die Frau, vor allem die deutsche, ist dem Dichter die Bewahrerin edler Sitte, ein Wesen, das der Natur näher und treuer geblieben, durch ihren religiösen Sinn auch innerlich reicher und zufriedener ist als der Mann. So erscheint sie ihm als eine der schönsten Zierden des gesellschaftlichen Lebens, als ein Geschenk des Himmels, das dazu bestimmt ist, unser irdisches Dasein durch seine Grazie zu verschönern und zu verklären. Der Mann dagegen erscheint ihm als die Personificirung leidenschaftlicher Kraft, welche die Grenzen des Wahren und Rechten nur allzuleicht überschreitet; als ein Wesen, das in seinem Streben nach dem Unerreichbaren nie Befriedigung findet, oft mit sich selbst in Streit geräth, und hart gegen sich selbst, auch leicht hart und

streng gegen Andere wird. Nur durch Vereinigung mit einem weiblichen Wesen vermag er in eine enger begrenzte Sphäre zurückgeführt zu werden, in welcher er Ruhe und Lebensglück finden kann. Vergl. Tugend des Weibes; eben so ist eine Vergleichung dieses Gedichtes mit vielen Stellen in Goethe's Torquato Tasso von besonderem Interesse.

Würden (Tur. II, 4), als Titel oder Anrede wie unser Hochehrwürden und Hochwürden.

Würden (Ged.), ein Epigramm aus dem Jahre 1795. An dem Bilde des im Sonnenlichte erglänzenden Baches entwickelt der Dichter den Gedanken, daß jede Würde weniger an der Person hafte als an dem Amte, welches dieselbe bekleidet.

Würfel, falsche (Wst. L. 9) sind in der Nähe der niedrigen Augen mit Blei ausgegossen, damit die hohen Augen beim Werfen nach oben kommen.

Wurzel, tolle (Mcb. I, 5), vermuthlich der Wurzelstock des Wasserschierlings [Cicuta virosa].

Wüstthümer (Wst. L. 8), scherzhaft, s. v. w. in Wüsteneien verwandelte Ortschaften.

X.

Xanthus (4. B. d. Aen. 27), ein Flüßchen der Tröischen Landschaft im nordwestlichen Theile Kleinasiens, wird nur in der Göttersprache so genannt, sonst heißt es Skamander (s. d.). In den Strophen (R. II, 2 u. IV, 4) hat Sch. bei der Aufnahme in die Sammlung seiner Gedichte Xanthus in Orcus (s. d.) umgewandelt.

Xenien, von dem gr. Xenion, d. i. Gastgeschenk, wurden bei den Griechen und Römern diejenigen Geschenke genannt, mit welchen man die Eingeladenen oder Besuchenden bei ihrem Abschiede zu beehren pflegte. Anfangs bestanden diese Geschenke in

Digitized by Google

genießbaren Gegenständen, später in zierlichen Nachbildungen derselben, noch später in Devisen oder Epigrammen. Den Ausdruck Xenien wählte der römische Dichter Valerius Martialis (geb. 40, † 100 n. Chr) aus Bilbilis in Celtiberien (dem nordöstlichen Spanien) für eine Anzahl seiner Epigramme. Die Blüthezeit dieses Dichters fiel unter Domitian und Titus. Er verstand es, momentane Ereignisse in geistvoller Weise zu erfassen und witzig zu behandeln, so daß die in Distichen verfaßten Sinngedichte, die zunächst für seine Freunde und Gönner bestimmt waren, sich bald einer weiten Verbreitung erfreuten und viel gelesen wurden. Sie sind in einem Auszuge, lateinisch und deutsch, aus den poetischen Uebersetzungen verschiedener Verfasser gesammelt von K. W. Rammler, 1787 in Leipzig erschienen.

In Schiller's Werken versteht man unter Xenien eine Anzahl von mehr als 400 Distichen, die ursprünglich in dem Musenalmanach für 1797 erschienen. Die Veranlassung zu denselben war folgende. Schiller hatte im Verein mit den namhaftesten Schriftstellern der damaligen Zeit die Herausgabe eines Journals unter dem Titel: „Die Horen" begonnen, war indessen von Mehreren, welche ihm Beiträge zugesagt, im Stich gelassen worden, so daß der Erfolg der ursprünglichen Absicht nicht entsprechen konnte. Die natürliche Folge davon war, daß die Horen überall eine ungünstige Aufnahme fanden, was Schiller in eine äußerst gereizte Stimmung versetzte, die sich in vielfachen Aeußerungen gegen seine Freunde, besonders gegen Goethe, Luft machte. Die tadelnden Urtheile über die Horen waren zu allgemein, als daß die beiden Dichter sie hätten vollständig ignoriren können. Da kam Schiller, welchem zufällig die Xenien des Martial in die Hände gefallen waren, der Gedanke, Distichen wie diese zu machen und in dem nächsten Musenalmanach zu veröffentlichen. Auch Goethe stimmte diesem Plane bei, und nun sammelten die Dichter Alles, was gegen die Horen erschienen war, um beim Schlusse des Jahres ein literarisches Gericht zu halten, in dem man nicht nur über die unberufenen Kritiker, sondern auch über

Digitized by Google

verschiedene Zeitschriften und einzelne Werke herfallen wollte. Im Januar 1796 begann die Arbeit, und schon zu Ende des Monats waren nahe an 200 Xenien beisammen, deren Zahl bald auf 600 anwuchs. Beide Dichter hatten beschlossen, durchaus gemeinschaftlich zu arbeiten und ihr Eigenthumsrecht an die auf diese Weise entstandenen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen. So wollten sie fortarbeiten, bis das Tausend voll sein würde.

Schiller's Absicht war es, bei aller Bitterkeit, welche die Satyre nun einmal verlangt, doch das Gebiet des frohen Humors so wenig wie möglich zu verlassen. Zu dem Ende wollte man sich nicht darauf beschränken, die böswilligen Gegner an den Pranger zu stellen; sondern es sollten auch ernste Lebensansichten und ästhetische Grundsätze in der Form von Distichen ausgesprochen werden. Und damit die ganze Sammlung den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlen möchte, wollte man mit den satyrischen beginnen, die ernsten und würdigen aber an das Ende setzen. Auf den stürmischen Angriff sollte die versöhnende Ruhe folgen.

Indessen stellten sich bei der Anordnung des Ganzen, welche Schiller übernommen hatte, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, so daß sich beide Dichter endlich entschlossen, die lieblichen und gefälligen Aussprüche in den ernsten und würdigen Theil des Almanachs zu setzen, in welchem unter Anderen z. B. Goethe's „Alexis und Dora“ und Schiller's „Klage des Ceres“ erschien — während „die lustigen“, die also von satyrischem und rein persönlichem Charakter waren, und deren Zahl über 400 betrug, unter dem Namen Xenien den Schluß bilden sollten.

In dieser Anordnung erschien nun der Almanach und brachte schnell eine Aufregung hervor, wie sie das literarische Deutschland bis dahin noch nicht erlebt hatte. In kurzer Zeit waren drei Auflagen vergriffen, denn Neugier, Schadenfreude und Eitelkeit fanden bei der Lectüre desselben ihre Rechnung. Daß natürlich die Erbitterung auf Seiten der Angegriffenen nicht ausblieb,

bedarf kaum der Erwähnung, umsomehr als unter dem vielen Trefflichen auch manches Unbedeutende und besonders in metrischer Beziehung Mangelhafte leicht aufzufinden war. In Beziehung auf diesen Punkt sagt Sch. in einem Briefe an Humboldt (29. Nov. 1795): „Ich bin hierin der roheste Empiriker, denn außer Moritz' kleiner Schrift über Prosodie erinnere ich mich auch gar nichts, selbst nicht auf Schulen, darüber gelesen zu haben. Besonders sind mir die Hexameter und Pentameter, die mich nie genug interessirt hatten, ganz fremd in Rücksicht auf Theorie und Kritik. Indessen glaube ich doch, daß die Empirie zuweilen gegen die Regel Recht hat." Kein Wunder, wenn daher auf die Xenien das ziemlich allgemein bekannte Antixenion erschien:

„Ín Weimár und Jená macht mán Hexámeter wíe dér.
Áber die Péntametér sind nóch viel excellentér".

Ueber die Fehde, zu welcher die Xenien Veranlassung gaben, findet sich Ausführliches in dem Allgemeinen literarischen Anzeiger von 1797, Str. 54—60 und in der werthvollen Schrift: „Schiller und Goethe im Xenienkampf", von Boas 1851.

Daß die Schillerschen und Götheschen Xenien von ausländischen Lesern kaum zu würdigen, geschweige denn zu verstehen sind, läßt sich leicht begreifen; für uns Deutsche bleiben sie eine literarische That, wie sie kein Volk der Erde auf dem Gebiete der Dichtkunst aufzuweisen hat. Und ihr Werth ist um so höher anzuschlagen, als beide Dichter unmittelbar darauf durch eine schnell aufeinander folgende Reihe der edelsten Kunstschöpfungen nicht nur die kleinliche und eifersüchtige Kritik zum Schweigen brachten, sondern zugleich bekundeten, daß sie auch selbst im Stande seien, die von ihnen gestellten ästhetischen Forderungen zu befriedigen. Die ursprüngliche Absicht beider Dichter, ihr Eigenthumsrecht an die Epigramme nie auseinanderzusetzen, hatte in der Art, wie sie gemeinsam an denselben arbeiteten,


Digitized by Google

ihren Grund. Oft brachte der Eine den Gedanken entgegen, während der Andere ihm die poetische Form gab; oder der Eine machte den Hexameter, während der Andere in dem Pentameter die Pointe hinzufügte. Goethe selbst legte in späteren Jahren nur Werth auf die Gedanken selbst, weniger auf das ursprüngliche Eigenthumsrecht. Nichtsdestoweniger ist die Mühe, die einzelne Erklärer, besonders Viehoff, sich gegeben haben, das Mein und Dein beider Dichter zu ermitteln, immerhin eine anerkennenswerthe und fruchtbare. Es ergiebt sich daraus, daß Schiller in der That nicht nur die meisten dieser Epigramme geliefert, sondern daß auch, wie Goethe selbst sich geäußert, gerade die Schillerschen besonders „scharf und schlagend", die Goetheschen dagegen als „unschuldig und geringe" anzusehen sind. Somit ist Schiller jedenfalls unser größter epigrammatischer Dichter. Es bliebe nur zu wünschen, daß eine bessere Anordnung dieses Schatzes unserer Literatur, als die, welche die Gesammtausgaben gegenwärtig darbieten, ein leichteres Ueberblicken desselben möglich machte.

Y.

Yonne (J. v. O. I, 9), ein auf der Côte d'Or entspringender Nebenfluß der Seine.

Yorik (Sp. u. d. L.), ein Hofnarr, von dem sich Hamlet (Act V, Sc. 1) mit dem Todtengräber unterhält.

York (Wrb. I.), eine der bedeutendsten Städte Englands, an der zum Humber gehenden Ouse gelegen.

Ypern (Wrb. I.), eine ziemlich bedeutende Stadt in der niederländischen Provinz West-Flandern.

Z.

Zapfenstreich. Auf den Wachtstuben wurde in früheren Zeiten an dem Zapfen des Fasses, aus welchem die Soldaten

tranken, ein Kreidestrich gemacht, sobald sie mit dem Trinken aufhören sollten. Zugleich war dies das Zeichen, sich zur Ruhe zu begeben; daher (Wst. L. 6) das Zeichen mit der Trommel, welches die Soldaten auffordert, Abends ins Quartier zu gehen.

Zechine (F. I, 2 — Gstſ. 10, 133 u. 142), eine italienische Goldmünze von sehr verschiedenem Werthe.

Zeichen (Wst. L. 6) s. v. w. Feldzeichen, als Fahnen und Standarten oder (Wst. T. III, 16) besondere Abzeichen der letzteren; endlich (Wst. T. I, 7) Feldherrnstab und Feldherrntitel.

Zeile (Ged. D. Glocke), s. v. w. Reihe; in Frankfurt a. M. heißt eine ganze Straße: die Zeil.

Zeitpunkt, Der (Ged.), ein Epigramm, welches an die Zeit politischer Aufregung erinnert, in welcher es schien, als könne echte Menschenwürde wieder zur Geltung gelangen, und wahre Freiheit die Grundlage der staatlichen Einrichtungen werden. Aber gerade die Zeit der höchsten Erregung war in Deutschland eine Zeit sittlicher Erschlaffung, die erst nach Schillers Tode ihre traurigen Früchte trug.

Zeitungen (R. II, 3) haben sich seit der Mitte des 16. Jahrh. von Venedig aus durch ganz Europa und seit dem Jahre 1612 in Deutschland verbreitet, wo wöchentlich ein kleiner halber Bogen, bes. in Wien und Frankfurt gedruckt erschien; daher (Picc. II, 7):

„Ersparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt
Zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt."

Bildlich heißt Zeitung (R. I, 1 u. IV, 3 — F. I, 9 — D. C. III, 6 u. IV, 15) s. v. w. Nachricht.

Zelter, eig. ein Pferd, dessen Gang die Mitte zwischen Paß und Trab hält und das mehr zum Tragen oder Ziehen (Phön.) als zum Reiten geeignet ist; dann auch ein ruhiges, kleines, milchweißes, besonders zum Reiten für Damen (Br. v. M. 5, 418 — Dem. I.) bestimmtes Pferd.

Zenith, das (2. B. d. Aen. 117), der Scheitelpunkt, der höchste Punkt des Himmelsgewölbes, der sich gerade über dem Scheitel des Beobachters befindet. Eine gerade Linie von dem Zenith durch den Mittelpunkt der Erde bis zu dem entgegengesetzten Punkte des Himmelsgewölbes gezogen, trifft das Nadir, d. h. den Fußpunkt. Bildl. heißt Zenith s. v. w. Höhepunkt, wie (Menschenf. 6): „Zenith des Lebens."

Zenith und Nadir (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1795. Der Dichter weiset uns darauf hin, daß selbst die räumliche Stellung, welche wir in der Welt einnehmen, uns eine Richtschnur für unser Verhalten werden kann. Der Blick zum Zenith mahnt uns an den Himmel, die Richtung zum Nadir an unsere irdische Heimath; jenem soll unser stets auf daß Höchste gerichteter Wille, dieser die praktische That angehören. Wir sollen Ideales und Reales mit einander verbinden.

Zephyr (Myth.), ein Sohn des Asträus und der Aurora, ist eigentlich nichts Anderes als die Personification des kühlen, sanften West- oder Abendwindes, auf dessen Hauch sich die ganze Natur belebte; daher (Ged. D. Flüchtling): „die Zephyre kosen"; (Sp. u. d. L.): „buhlender Zephyr" und (Ged. Würde d. Frauen):

„Aber wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert."

Die bildende Kunst stellte ihn als einen anmuthigen Jüngling dar, der in einer leichten Gewandung eine Menge Blumen trägt und mit ausgebreiteten Flügeln über die Fluren dahinschwebt; daher (Ged. Klage d. Ceres):

„Milder wehen Zephyrs Flügel."

und (H. d. K.) bildlich von den Bewegungen beim Tanze:

„Dem schweren Körper geb' ich Zephyrs Flügel."

Zepter, s. Scepter.

Zeter, Gezeter (R. II, 3), Zetergeschrei (R. II, 3), Klaggezeter (R. IV, 5), ein heftig ausgestoßener Hülferuf; zetern (R. II, 2), heftig schreien; Zetermordio (F. III, 5),

Digitized by Google

von zeter, abgek. aus „ziehet her“, d. i. zu Hülfe! und Mordio, von dem deutschen Mord, s. v. w. entsetzliches Angstgeschrei.

Zethus (Myth.), der Zwillingsbruder des Amphion (s. d.), hatte mit demselben gemeinsam (Phön.) die Stadt Theben ummauert.

Zeus (Myth.) (Ged. Semele 1 — Hero u. Leander — Klage d. Ceres), bei den Römern Jupiter (Ged. Dithyrambe — D. Glück), im Gen. Jovis (Ged. 2. B. d. Aen. 102 — Klage d. Ceres — Iph. IV. Zw.-Handl.) ist der oberste unter den zwölf Göttern, mit welchen die neue Götterordnung (vergl. Götter) beginnt und wird als Sohn des Kronos (s. d) oder Saturn und der Rhea angesehen; daher (Ged. Semele 1) „Kronos großer Sohn“. Ebendeshalb wird er auch Kronion (Ged. D. Triumph d. Liebe — Semele 1 — 4. B. d. Aen. 69 — D. Ideal u. d. Leben), Kronide (Ged. D. Triumph d. Liebe — D. Siegesfest) und Saturnius (Ged. Semele 1) genannt. Als Stätte seiner Geburt wird der Berg Ida auf der Insel Kreta angegeben, wo er, von der Amalthea (s. d.) genährt, heranwuchs und sich bald so kräftig entwickelte, daß er den Kampf mit seinem Vater wagen konnte. Im Bunde mit seinen Brüdern, welche die Cyclopen entfesselten, von denen er den Blitz geschenkt erhielt (daher: Ged. Semele 1 — D. Götter Griechenlands „der Donnerer“) entthronte er den Kronos und besiegte die zu dessen Unterstützung herbeigeeilten Titanen, weshalb er (Ged. D. Triumph d. Liebe — Semele 1) mit dem Namen „Riesentödter“ bezeichnet wird. Hierauf nahm er seinen Sitz auf dem Olymp, erschien fortan als „Himmelskönig“ (Ged. 2. B. d. Aen. 105) und wendete sich nunmehr dem Menschengeschlechte zu, um dasselbe zu bessern, indem er die Gutherzigen belohnte und die Hochmüthigen (vergl. Kapaneus u. Salmoneus) bestrafte. — Des Zeus erste Gemahlin war Metis (die Klugheit), die er indessen verschlang, als man ihm verkündete, das von ihr geborene Kind werde ihn dereinst aus dem Himmel vertreiben. In Folge dessen entsprang seinem Haupte die Göttin

Digitized by Google

Pallas (s. d.), die deshalb (Ged. D. Künstler) „Jovis Tochter" genannt wird. Als seine zweite Gemahlin wird Themis (die Gerechtigkeit) genannt; die dritte aber war seine Zwillingsschwester Here; daher (Ged. Semele 1) deren Worte:

> „Bin ich nicht Fürstin der Götter?
> Nicht Schwester des Donnerers,
> Nicht die Gattin des herrschenden Zeus?"

Aus dieser Ehe stammen Ares, Hephästos und Hebe. Außerdem aber war er auch seiner Schwester Ceres (Ged. D. Eleusische Fest), welche ihm die Persephone gebar, so wie vielen anderen Göttinnen und sterblichen Weibern in Liebe zugethan. Kinder aus diesen Verbindungen waren: Apollo und Diana, Mercur, Venus, Bacchus, die Musen, die Grazien, Minos, Perseus, Kastor u. Pollux, die schöne Helena, Amphion u. Zethus, Hercules und viele Andere. Aus diesem Grunde wird auch Hecuba (Iph. III. Zw.-Handl.) „die Tochter Jovis" genannt, und ebendeshalb sagt Phädra als Tochter des Minos und Enkelin des Zeus (Ph. III, 3) von ihren Kindern:

> „Die Abkunft von dem Zeus erhebt ihr Herz."

Als oberste Diener des Zeus sind Mercur, Ganymedes und Hebe (s. d.) zu nennen.

Seiner eigentlichen Bedeutung nach erscheint Zeus als der lebendige Naturgeist, wie er sich in den Bewegungen am Himmel, in Gewittern und Wolken offenbart. Daher sind die Donnerkeile (Ged. Semele 1 u. 2) oder Keile (Ged. Semele 2) sein vornehmstes Attribut, denn (Ged. D. Eleusische Fest):

> „Donnernd aus den blauen Höhen
> Wirft er den gezackten Blitz."

Eben so bewegt er die Aegis (s. d.), die Gewitterwolke, daher (Ged. D. Siegesfest):

> „Und den Zeus, den Schreckensender,
> Der die Aegis grausend schwingt."

Durch Blitz und Donner gab er den Sterblichen seinen Willen

Digitized by Google

kund. Ein erfreulicheres Attribut aber war der Adler, (R. I, 2) „Jupiters königlicher Vogel" genannt, denn (Ged. D. Glück):

„Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höhn."

Daher sendet er ihn auch seiner Schwester, von deren Altar es (Ged. D. Eleusische Fest) heißt:

„Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar."

In Arkadien, wie an vielen anderen Orten wurde Zeus besonders auf Bergen verehrt, deren Gipfel bis in die Wolken ragten. Alle diese Höhen umstrahlte der Volksanschauung gemäß himmlische Herrlichkeit, in welcher sich die Geheimnisse der Götter verbargen, und so wurde denn bisweilen der ganze Himmel als Zeus bezeichnet, wie (Ged. Klage d. Ceres):

„Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus."

Der Haupttempel des Zeus befand sich zu Olympia (s. d.), weshalb derselbe auch (Ged. 4. B. d. Aen. 90) den Beinamen „Olympius" führt. Hier befand sich das berühmte Meisterwerk des Phidias, die aus Gold und Elfenbein gearbeitete Bildsäule des Zeus, das Antlitz gegen Morgen gewendet, auf der einen Hand einen Adler, in der andern den Blitz haltend, mit vorwärts geneigtem Haupte. Da schon von dem Neigen seines Hauptes der ganze Olymp erbebte, so muß auch (Ged. D. Künstler):

„Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild
Im Tempel zu Olympia sich neigen."

Einer anderen Ueberlieferung zufolge trug die Statue in der linken Hand den Scepter mit einem Adler auf der Spitze, auf der rechten dagegen die Siegesgöttin, welche ihn bekränzt, daher (Br. v. M. 5, 431):

„An der Schwelle empfangen
Wird dich die goldne Victoria,
Die geflügelte Göttin,
Die auf der Hand schwebt des ewigen Vaters,
Ewig die Schwingen zum Siege gespannt."

Digitized by Google

Sinnbildlich heißt es mit Rücksicht auf ihren Glanz und ihre Erhabenheit (Iph. V, 6) von der Sonne:

„O Fackel Jovis! Schöner Strahl des Tages!
Geliebte Sonne fahre wohl!"

Ferner ist im Hinblick auf des mächtigen Gottes Kraft (R. II, 3) von „Jupiters Keule" die Rede, und (Picc. II, 6) nennt Wallenstein die Menschen, denen in der Geburtsstunde der Planet Jupiter emporstieg, „hellgeborene, heitere Joviskinder", für welche durch Jupiters Einfluß das in dem Schooß der Erde, wie in dem Herzen des Menschen geheimnißvoll vorbereitete Böse (vergl. Wst. T. I, 1, V. 25—32) zu einem glücklichen Ende geführt wird. Der „stygische Zeus" (Ged. Nenie) ist Pluto (vergl. Aïdes u. Styx).

Zeus zu Hercules (Ged.), ein Epigramm aus d. J. 1795. Herkules erscheint hier als der Repräsentant ächter Manneswürde. Die geistigen Güter, deren tüchtige Männer sich zu rühmen haben, sind nicht als ein Geschenk zu betrachten, das wie mit einem Zauberschlage gewährt wird, sondern sie sind die Frucht eifriger Benutzung der von der Natur verliehenen Kräfte.

Ziffern, s. Chiffern.

Zigeuner (K. d. H.) ein Nomadenvolk asiatischen (vermuthlich indischen) Ursprungs, das sich sogleich durch seine dunkele Färbung verräth. Die meisten derselben ziehen in Spanien umher; in Frankreich, wo sie sich nur vereinzelt finden, nennt man sie Bohémiens (d. h. Böhmen); daher (J. v. O. Prol. 3): „ein braun Bohemerweib".

Zion, eig. der höchste, südwestl. von Jerusalem gelegene Hügel, auf welchem die Burg Davids lag; in weiterer Bedeutung (R. V, 2) s. v. w. Palästina; vergl. Hermon.

Zirkel, s. Cirkel.

Ziska, s. Prokop.

Digitized by Google

Znaim (Picc. I, 2) od. Znáym (Wst. T. III, 10), Stadt in Mähren, an der zur March fließenden Taya.

Zodiak, s. Thierkreis.

Zofe, von dem veralteten zofen, d. i. ziehen; eig. die Schleppe des Kleides; dann die Magd, welche die Schleppe trägt; jetzt (Ged. Die berühmte Frau) die Kammerjungfer.

Zone, von dem lat. zona, der Gürtel, bes. der Erdgürtel od. (Sp. u. d. L.) Erdstrich; bildl. s. v. w. Gebiet, wie (F. IV, 14): „Zone des Throns".

Zucht, adelige (Ged. D. Kampf m. d. Drachen). Die Araber sorgen bei der Zucht ihrer Pferde pünktlich dafür, daß nur edles Blut mit einander gemischt wird und halten deshalb Stammbäume, die bereits auf 2000 Jahre zurückgehen.

Zunft, gew. Innung, die vereinigten Handwerker einer Art, wie (R. I, 2) „alle Zünfte" u. (W. T. IV, 2):

„Die rege Zürich waffnet ihre Zünfte";

dann im Sinne des römischen Tribus: Bürgerschaftsabtheilung, Volksklasse, wie (Ph. II, 6):

„Man hat das Volk nach Zünften stimmen lassen."

oder gleichnißweise und verächtlich, (wie D. C. II, 2):

„Der Mönche sünderbleiche Zunft."

Zunge,, als Organ der Sprache, bildl. statt dieser; daher (Mlth.): „dir hilft die ganze Zunge", d. h. alle, die dieselbe Sprache (Provençalisch) reden, also s. v. w. deine Landsleute. Desgl. (M. St. III, 2):

„Ihr wart sonst immer so geschwinder Zunge"

d. h. so redselig und vorlaut; und (M. St. I, 7): „schamlose Zungendrescher", d. h. verleumderische Schwätzer, Verdeutschung des neulat. Rabulist d. i. ränkevoller Rechtsverdreher.

Zürich im Canton gl. N., eine gewerbreiche Stadt am Austritt der Limmat aus dem Züricher see, war ehemals freie

Reichsstadt und schloß sich erst 1351 dem Bunde der Eidgenossen an, worauf sie sich theils durch Eroberung, theils durch Kauf das gegenwärtig zu dem Canton gehörige Gebiet erwarb. Aber auch schon vorher hatten ihre mächtigen Wälle manche Belagerung rühmlich ausgehalten; daher (W. T. IV, 2):

„Die rege Zürich waffnet ihre Zünfte
Zum kriegerischen Heer, es bricht die Macht
Der Könige sich an ihren ewgen Wällen."

Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt ist am rechten Ufer der Limmat das Großmünster und diesem gegenüber das Maria- oder Frauenmünster, ein stattlicher, gothischer Bau aus dem 13 Jahrhundert zu bemerken, auf welches sich die Stelle (W. T. II, 1) bezieht:

„Der großen Frau zu Zürch bin ich vereidet."

Zusammenklang, s. Harmonie.

Zusammenkunft, Verdeutschung des Fremdwortes Conjunctur, d. i. Verknüpfung od. (Wst. T. IV, 8) Zusammentreffen von Zeitumständen.

Zweideutelei (D. C. IV, 3), s. v. w. trügerisches Spiel; vergl. Sophisma.

Zweifelmuth (M. St. I, 8), s. v. w. Unschlüssigkeit.

zweischneidige Klingen, Schwerter, deren Klinge nach beiden Seiten scharf geschliffen ist; bildl. (D. C. II, 10) für Menschen, deren Reden man nicht trauen kann.

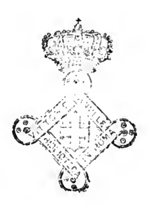
Zwillinge des Himmels } s. Dioscuren.
Zwillingspaar }

Zwinger, von zwingen, gew. die Ringmauer eines Schloßhofes; daher (Ged. D. Handschuh), die den Kampfplatz umschließende Mauer; dann auch Kerker, wie das schweizerische Twing (W. T. I, 3) od. Twinghof (W. T. I, 4, Sc. 3) Zwing Uri genannt.

MAG 2000 505

Digitized by Google

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.





Digitized by Google

In der Nicolai'schen Verlagsbuchhandlung (A. Effert und L. Lindtner) in Berlin sind ferner erschienen:

Francesco Petrarca. Hundert ausgewählte Sonette übersetzt von Julius Hübner, Professor an der Kunst-Akademie in Dresden. Mit einem Titelkupfer (Laura darstellend). **(1868.)** Eleg. geb. 1½ Thlr.

Wir empfehlen der gebildeten deutschen Leserwelt diese ausgezeichnete Uebersetzung der Sonette Petrarca's, „namentlich aber allen Freunden italienischer Poesie."

Calderon's Schauspiele, übersetzt von J. D. Gries. 9 Bde. Neue Taschen-Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Dichters. Geh. 6 Thlr. ☛ Allseitig als die beste und vollständigste Uebersetzung des unsterblichen Calderon anerkannt.

Inhalt: Das Leben ein Traum. — Die große Zenobia. — Das laute Geheimniß. — Der wunderthätige Magus. — Eifersucht das größte Scheusal. — Die Verwickelungen des Zufalls. — Die Tochter der Luft, in zwei Theilen. — Die Dame Kobold. — Der Richter von Zalamea. — Drei Vergeltungen in Einer. — Hüte dich vor stillem Wasser. — Die Locken Absalons. — Der Verborgene und die Verkappte. — Des Gomez Arias Liebchen. — Der Arzt seiner Ehre. — Der Maler seiner Schmach. — Des Namens Glück und Unglück.

Calderon, Das Leben ein Traum. Uebersetzt von J. D. Gries. Neue elegante Ausgabe mit dem Bildnisse Calderon's und einem Titelbilde vom Prof. J. Hübner in Dresden. — (Soeben erschienen.) Eleg. gebunden 25 Sgr.

Goethe's vier Jahreszeiten. Gedichtet 1796. Gedeutet 1860 von Martin. Elegante Miniatur-Ausgabe. Gebunden 1 Thlr.

Goldkörner und Perlen unseres größten Dichters und aus dessen schönster Zeit.

Goethe, Das Pfarrhaus von Sesenheim. Ein Liederspiel von Ed. Schüller. Mit einem **Titelbilde von Wilh. v. Kaulbach** (Goethe's Friederike darstellend), in Photographie. Eleg. geb. 1 Thlr.

Eine gemüthvolle, sehr interessante dramatische Arbeit, welche die Liebesgeschichte Goethe's mit Friederike Brion zum Gegenstande hat.

Kreyßig, Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke. 3 Bände. 6 Thlr.

Der neueste und anerkannt-beste Commentar zu den Werken des großen britischen Dichters.

Kreyßig, Vorlesungen über Goethe's Faust. Elegant gebunden. 1⅔ Thlr.

Neuestes Werk des berühmten Auslegers Shakspeare's. Allen Verehrern des größten deutschen Meisterwerkes ganz besonders zu empfehlen.

Zur Erinnerung an Schiller's hundertjährigen Geburtstag. Zwei Vorträge von G. L. Staedler und L. Rudolph. 10 Sgr.

Inhalt: Die sittliche Idee in Schiller's Dramen. — Ein Blick auf Schiller's Lebens- und Weltanschauung, angeknüpft an eine Auswahl seiner Sentenzen.

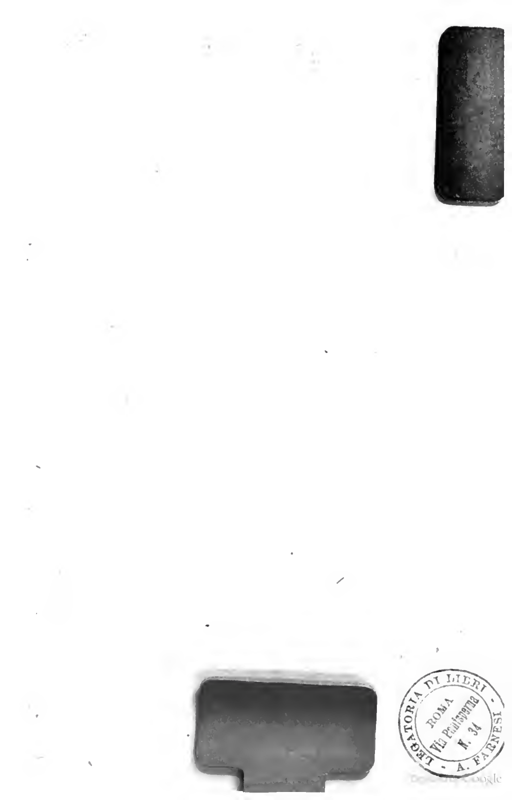
A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google


LEGATORIA DI LIBRI - A. FARNESI
ROMA
Via Panisperna
N. 34
Digitized by Google

